Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

44. u. 45. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

[P]reis für jede Lieferung 5 Sgr. = [illegible] Pf.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Siebzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Im Eckfenster.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Im Eckfenster.

Roman

von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

1.

Eine Ueberraschung.

Mitten in Rhodenburg, einer ziemlich großen deutschen Provinzialstadt, dem alten, jetzt nur noch selten benutzten Schlosse gegenüber, wohnte in einem nicht sehr ausgedehnten, aber dafür höchst elegant eingerichteten Gebäude Freiherr von Solberg, aus einer alten, sehr reichen Familie und durch sein bedeutendes Vermögen auch vollständig unabhängig in der Welt gestellt. Da der Mensch aber nur in Ausnahmefällen selber weiß, wann es ihm wohl ist, und außerdem auch noch eine Beschäftigung verlangt, so suchte von Solberg bald nach seiner Verheirathung den Hofdienst und bekleidete jetzt die Stellung eines Kammerherrn, ohne jedoch verpflichtet zu sein, dem Hofe überallhin zu folgen.

Nur im Spätsommer jedes Jahres zog auch der Hof, oft nur der Fürst allein, auf kurze Zeit nach Rhodenburg, und zwar auf ein benachbartes Jagdschloß, und hielt dort einen kleinen Hofstaat. Dann allerdings lagen dem Kammerherrn von Solberg die üblichen Functionen ob, die oft seine ganze Zeit in Anspruch nahmen. Freiherr von Solberg nannte sich aber mit Stolz einen „fürstlichen Diener“, war jedoch in der Zeit nicht einmal sein eigener Herr, viel weniger ein Freiherr.

Gegenwärtig hielt der Fürst aber seinen Hofstaat in der Residenz — es war Frühjahr in Deutschland, und zwar ein so prachtvolles Aprilwetter, daß es den Sommer schon um

diese frühe Jahreszeit hereinzauberte. Die glänzenden, klebrigen Knospenkolben der Kastanien brachen auf, die Vögel zwitscherten in allen Zweigen, und die Sonne sandte ihre Strahlen so warm auf die Erde nieder, daß sie den Schnee selbst aus den höheren Gebirgen auffog und in Sturzbächen hinab in's Thal sandte.

In dem Frühstückszimmer des Solberg'schen Hauses war die Familie heute Morgen versammelt — der Kammerherr, die gnädige Frau und ihre Tochter Franziska, ein liebes, lebensfrisches junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren —, und das kleine, freundliche, mit jedem Luxus ausgestattete Gemach sah dabei überaus wohnlich und behaglich aus. Die Fenster standen geöffnet und ließen die Morgensonne voll herein, der große Blumentisch war bedeckt von prachtvollen Blüthen und breiten, saftigen Blättern, und das silberne Kaffeegeschirr blitzte und funkelte in den lichten Strahlen — aber an den Insassen dieser reichen Heimath schien das Alles machtlos abzugleiten. Die sonst so stolze und gefeierte Dame hatte den Kopf in die linke, feine, mit kostbaren Ringen bedeckte Hand gelehnt und sah still und trüb vor sich nieder; in Franziska's Augen glänzten ein paar große Thränen, und selbst der im Ganzen etwas steife und förmliche Kammerherr schien von irgend einem Schmerz gedrückt und schaute, während er nur langsam dann und wann an seiner Tasse nippte, still und sinnend vor sich nieder.

Wieder und wieder aber flog ein Blick der Frau zu einem mit einem frischen Kranz umschlungenen Bilde hinüber, das über dem Sopha hing und einen jungen Mann, eigentlich noch einen Knaben, zeigte, der, in einer kurzen Jacke, mit offenem Hemdkragen und keckem, gutmüthigem Ausdruck in den jugendlichen Zügen, den linken Arm auf ein neben ihm stehendes kleines schottisches Pony gestützt, einen großen Neufundländer an der Seite, stand, als ob er nur eben noch auf etwas warte und dann fröhlich in das freie Land hinaustraben wolle.

„Zehn Jahre," sagte endlich mit leiser, schmerzgedrückter Stimme die Mutter — „zehn lange, endlose Jahre sind es heute, Rudolph, daß unser Hans uns verließ, an seinem Ge-

burtstage gerade. Heute würde er dreißig Jahre alt, wenn er noch lebte," setzte sie leise und kaum hörbar hinzu, und auch ihr quollen jetzt ein paar große, heiße Thränen an den Wangen nieder.

„Aber warum soll er nicht mehr leben, Mutter!" sagte die Tochter leise und mußte sich Mühe geben, die Eltern nicht merken zu lassen, wie wenig Hoffnung dafür sie selber habe — „es sind so viele Menschen weit in die Welt hinausgezogen und gesund und kräftig wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt, und wo sich Einer durchschlägt, da darfst Du's dem Hans gewiß auch zutrauen."

„Und glaubst Du denn," rief die Mutter bewegt aus, „er hätte, wenn er wirklich noch unter den Lebenden wandelte, nicht ein einziges Mal an mich, an den Vater geschrieben? Und wovon sollte er gelebt haben? Das wenige Geld, das er mitgenommen, langte ja nicht einmal auf Monate, viel weniger denn auf die langen Jahre aus! Nein, nein, mein Kind ist todt, todt und verscharrt an irgend einem fremden, unbekannten Platze; mir sagt es das Mutterherz; meine Augen werden sein liebes Antlitz nie, nie im Leben wieder schauen."

Franziska seufzte schwer auf; sie konnte nichts darauf erwidern, so gern sie die Mutter auch getröstet hätte, und der Kammerherr stand auf; er schämte sich, seine eigene Bewegung zu zeigen, und ging mit langen, raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

Die Mutter weinte still vor sich hin, aber sie konnte das nicht heimlich und allein tragen, was ihr jetzt in lang zurückgehaltenem Schmerze die Brust erfüllte.

„Wie still und öde das jetzt hier im Hause ist!" sagte sie nach einer kurzen Pause. „Weißt Du noch, Rudolph, wenn Hans Morgens vor uns aufgestanden war und ungeduldig auf das Frühstück wartete, wie er dann da drinnen an das Instrument ging und mit aller Gewalt, um uns herbei zu rufen, den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum spielte? Ich kann den Marsch seit der Zeit nie mehr hören, ohne daß es mir einen förmlichen Stich durch's Herz giebt."

Franziska rollten ein paar große Thränen an den Wangen nieder und sie wandte sich halb von der Mutter ab, damit

diese sich nicht noch mehr aufregen sollte. Aber plötzlich zuckte sie empor und fühlte zugleich, wie die Mutter fast krampfhaft ihren Arm ergriff und festhielt. Auch der Vater blieb mitten in der Stube erschrocken stehen und horchte nach dem Nebenzimmer hinüber, aus dem jetzt kräftig gegriffene Accorde herübertönten, die aber auch schon in demselben Moment eine bestimmte Form annahmen.

„Heiliger Gott,“ rief die Mutter und richtete sich, ohne aber der Tochter Arm los zu lassen, halb von ihrem Stuhl empor, „was ist das? Ist das nicht...“

Sie hatte in der That Ursache, erstaunt zu sein, denn wer konnte jetzt da drüben überhaupt spielen? Die Gesellschafterin Franziska's lag seit acht Tagen krank in ihrem Zimmer, und die Töne — es war der nämliche Marsch, von dem die Mutter eben gesprochen und den sie nie wieder seit der langen Zeit in dem Hause gehört. —

„Hans!“ kreischte die Frau mehr, als sie den Namen rief. „Allerbarmer!“

Die Musik war plötzlich verstummt, aber wenige Secunden später und ehe sich selbst der Vater besonnen hatte, nach der Thür zu eilen, wurde diese aufgerissen; eine schlanke, kräftige, sonngebräunte Gestalt mit einem wirren, dunkeln Lockenkopfe stand auf der Schwelle, und mit dem Jubelschrei: „Mutter, meine liebe, liebe Mutter!“ sprang er auf die Dame zu, faßte sie in seine Arme und drückte sie, während er ihre Stirn mit Küssen bedeckte, fest und innig an sich.

Die Mutter lag halb ohnmächtig, selig in seinen Armen; doch auch Franziska war herbeigeeilt und hatte den Bruder umfaßt, während der Kammerherr einen Moment in einer Art von Betäubung stand, denn diese Art von Ueberraschung, die ganze Scene mit ihrer Aufregung, selbst neben dem Ungesetzlichen des Einschleichens, ohne daß auch nur einer der Dienstboten einen Fremden gemeldet hätte, widerstrebte für den ersten Augenblick seinem aristokratischen Gefühl; aber es war doch auch wirklich nur ein Augenblick. Sein Sohn, sein Kind, sein Erbe, an dem ja von je sein ganzes Herz gehangen, stand da vor ihm, nicht verloren, sondern kräftig und gesund, und wie sich der Sohn jetzt, ohne jedoch die Mutter los zu lassen,

zu ihm überbeugte, schlang auch er seinen Arm um ihn, und eine glücklichere Gruppe gab es vielleicht in diesem Augenblick nicht auf der ganzen weiten, sonnbeschienenen Welt.

Es dauerte auch eine geraume Zeit, bis sich die einzelnen Glieder dieser fest in einander geschlungenen Kette wieder lösten und Gedanken, Sprache gewannen; dann aber stürmte eine solche Fluth von Fragen auf den jungen Mann ein, daß er, noch unter Thränen lachend, beide Hände vorstreckte und ausrief: „Aber, Mutter, Fränzchen, um Gottes willen nicht Alles auf einmal, und nur nach der Reihe! Ich gebe Euch mein Wort, daß mir der Kopf schon außerdem so wirr ist, ich weiß kaum, wo er mir steht, und ich muß mich selber erst besinnen, ob ich auch wirklich bei Euch in dem lieben, alten Rhodenburg sitze und die Geschichte nicht, wie schon viel tausendmal vorher, nur eben träume, um nachher den ganzen langen Tag an dem Traum zu brüten und gegen das Heimweh anzukämpfen!"

„Aber wo kommst Du jetzt her?" sagte der Vater. „Du bist ganz von der Sonne verbrannt."

„Direct von Peru."

„Von Peru?" rief die Mutter und schlug die Hände in blankem Erstaunen zusammen, „so weit und den langen Weg über das Meer?"

„Ja, Mama," lachte ihr der Sohn freundlich zu, „eine lange Strecke ist's freilich, aber auf den englischen Postdampfern fährt man jetzt so rasch und so bequem…"

„Und die vielen furchtbaren Stürme, die wir in der letzten Zeit hier gehabt," sagte die Mutter innerlich zusammenschaudernd, „oh, da kann ich dem Himmel ja gar nicht genug danken, daß ich Dich mit keiner Ahnung meines Herzens auf dem großen Wasser wußte, ich wäre sonst in meiner Todesangst hier vergangen."

„Das ist allerdings ein Glück, Mama," lächelte Hans, „denn Du würdest Dich ganz ohne Noth gesorgt haben. Wir hatten die ganze Zeit das herrlichste ruhige Wetter und außerdem eine sehr vergnügte Reise mit äußerst angenehmen Reisegefährten."

„Und nicht ein einziges Mal geschrieben hast Du, Hans,"

rief die Mutter in vorwurfsvollem Ton — „nicht einen einzigen Brief, so daß wir doch wenigstens wußten, Du lebtest und dächtest noch an uns.“

„Ja, Mama,“ sagte Hans verlegen — „das ist mit dem Briefschreiben von da drüben her eine ganz eigene Sache, und ich könnte Dir Hunderte von jungen Leuten nennen, die sich desselben Vergehens schuldig gemacht haben. So lange man noch nichts ist und noch nichts verdient hat, schämt man sich, nach Haus zu schreiben — man will nicht gern eingestehen, daß man sich in allen Hoffnungen getäuscht gesehen hat, und nachher — wenn man es erst zu etwas bringt, ja, dann denkt man wieder vor Allem an die Heimath, schiebt aber das Briefschreiben ebenfalls wieder und wieder hinaus, immer in der Hoffnung, auch gleich recht bald und im ersten Briefe den Tag bestimmen zu können, wo man im Stande ist, wieder heimzukehren — und so wird immer nichts daraus.“

„Aber wie bist Du nach Peru gekommen?“ fragte der Vater.

„Und hast Du denn schon gefrühstückt, Hans?“ rief die Mutter, indem sie auch schon die neben ihr stehende Glocke anschlug. — „Armes Kind, meine Seele hat nicht daran gedacht!“

„Gewiß, Mama,“ lachte Hans, während ein Diener in der Thür erschien. „Ich bin in der Nacht angekommen, und da ich Euch so spät nicht stören wollte und auch wußte, daß Ihr nicht so früh zu sprechen wäret, trank ich meinen Kaffee im Wirthshause — aber das schadet nichts, ich trinke noch einmal. Zu lange habe ich mich darauf gefreut, hier mit Euch wieder einmal in dem traulichen Stübchen am runden Tisch zusammen zu sitzen, und Du darfst mir immer eine Tasse kommen lassen.“

Die Befehle waren rasch gegeben, und wenn auch der Diener auf das Aeußerste erstaunt war, einen fremden Herrn mit an der Frühstückstafel zu sehen, den er gar nicht angemeldet hatte, ja, von dem er nicht einmal etwas wußte, so durfte er doch natürlich dieser Verwunderung keine Worte geben. Franziska aber war sein verdutztes Gesicht nicht entgangen, und sich lachend an den Bruder wendend, sagte sie:

„Aber wie bist Du nur unbemerkt in's Haus gekommen, Hans? Müller, unser Diener hier, kann wenigstens nichts von Dir gewußt haben, denn er guckte Dich mit groß verwundertem Gesicht an.

„Durch den Garten, Schatz!" rief ihr Bruder.

„Durch den Garten?" sagte der Kammerherr, „aber um in den Garten zu kommen, mußt Du doch erst durch's Haus und den Gartensalon."

„Ja," meinte Hans, „wenn ich den ehrbaren Weg durch die Thür gemacht hätte, aber ich bin über das eiserne Staket gestiegen."

„Hans!" sagte die gnädige Frau erschreckt — „am hellen Tage, was sollen denn die Nachbarn davon denken?"

„War mir verwünscht gleichgültig heute Morgen, Mama," lachte der junge Mann, „was die Nachbarn von mir dachten, wenn Ihr mich nur nicht gewahr würdet."

„Und über die spitzen Eisenstangen — Du hättest ein Unglück haben können."

„Bah — der Weg da hinüber ist kaum weniger bequem als durch die Thür — die Querstangen sind so pfiffig angebracht, daß sie eine förmliche Leiter bilden. Ich begegnete auch keinem Menschen, als glücklicher Weise unserem alten Claus, dem Gärtner, der mich natürlich nicht mehr kannte und gleich abfassen wollte. Die Freude von dem Alten aber, als ich ihm meinen Namen nannte — und der führte mich denn auch gleich die kleine Treppe hinauf, zu der er den Schlüssel hatte, in den Gartensalon."

„Und von Peru kommst Du jetzt?" wiederholte der Vater noch immer kopfschüttelnd, denn er selber hatte nur einen höchst unbestimmten Begriff, wo Peru überhaupt auf der Karte lag. Alles, was er davon wußte, war, daß es Pizarro einst entdeckt und erobert habe — „Kind, Kind, wie bist Du dahin gekommen, was hast Du dort getrieben und woher überhaupt die Mittel erhalten, nur um zu leben, vielmehr denn die theure Reise zu bezahlen? — und Du siehst," fuhr er, einen prüfenden Blick über ihn werfend, „wohl ein wenig verwildert und ein klein wenig zu ungenirt, doch immer ganz anständig aus."

Hans lachte. „Ja, Papa,“ sagte er, „wunderlich genug ist es mir allerdings gegangen, und im Anfang habe ich auch schwer und tüchtig arbeiten müssen.“

„Arbeiten!“ rief die Mutter in blankem Entsetzen, „arbeiten? Was? Auf einem Bureau?“

„Hahaha, Mama!“ lachte Hans, während der Diener gerade hereinkam und das Verlangte auf den Tisch stellte, „ja, Bureau! Du machst Dir einen schönen Begriff von den dortigen Zuständen; mit der Spitzhacke und Schaufel, mit der Axt und Schürstange, ich war Feuermann auf einem Mississippi-Dampfer, Arbeiter an der Eisenbahn, ich habe Holz geschlagen und...“

Er traf den Blick seiner Mutter, der mit einem wirklichen Ausdruck des Entsetzens auf ihm haftete und dann von ihm nach dem Diener hinüber flog — wie war es möglich, daß ihr Sohn in Gegenwart eines Bedienten erzählen konnte, er habe an der Eisenbahn gearbeitet und Holz gehackt, was hier ja nur die niedrigsten Tagelöhner verrichteten. Und er wurde nicht einmal roth dabei!

Hans lächelte leise vor sich hin. Er begriff recht gut, wodurch er die Gefühle seiner Mutter verletzt habe, und wollte ihr ja nicht weh thun, wenn er selber auch nichts Außerordentliches darin sah. Der Diener verließ auch gleich darauf das Zimmer wieder.

„Aber, Hans,“ sagte die Mutter mit freundlichem Vorwurf im Ton, wie der Bediente kaum die Thür in's Schloß gedrückt, „solche Scherze solltest Du doch nicht machen, wenn die Dienerschaft im Zimmer ist.“

„Was für Scherze, Mama?“

„Nun, mit Deinem Arbeiten und Holzhacken!“

„Aber, Mama, das war wahrhaftig kein Scherz; ich habe wenigstens tüchtige Blasen dabei in die Hände bekommen.“

„Aber Du willst uns doch nicht sagen,“ warf auch jetzt der Vater ein, „daß Du wirklich und gewiß im Ernst Tagelöhnerdienste hast verrichten müssen?“

„Sicher will ich das, Papa,“ sagte Hans, ihm treuherzig in's Auge sehend, „der Mensch will doch leben, und ich war

oft gezwungen, wenigstens im Anfang, Alles zu ergreifen, um mich ehrlich durchzubringen."

„Aber weshalb, um Gottes willen, schriebst Du denn da nicht an mich, daß wir Dir Geld hinüber schickten. Du weißt doch, daß ich Alles geopfert hätte, ehe ich meinen Sohn einer solchen Schmach aussetzte."

„Schmach! Lieber Vater," sagte Hans, langsam und mit besonderem Nachdruck auf das Wort, „wir haben da drüben einen andern Begriff von Schmach; wir halten das dafür, wenn Jemand durch Faulenzen und Schuldenmachen sein Leben durchzubringen sucht. Wer aber tüchtig und ohne Scheu zugreift und sich sein Brod durch seiner Hände Arbeit verdient, der gilt für einen Ehrenmann, und wenn es ein gewöhnlicher Holzhacker auf der Straße, ein Lastträger oder sonst etwas wäre. Weißt Du, Papa, daß ich selber Reisenden ihr Gepäck von der Dampfbootlandung bis in ihre Wohnung für einen Vierteldollar hinaufgetragen habe?"

„O mon Dieu!" rief seine Mutter und faltete entsetzt die Hände, denn dafür fand sie nicht einmal einen deutschen Ausruf, der sich anständiger Weise hätte gebrauchen lassen. „Hans, Hans, hast Du denn nicht Deinen Namen, Deine Eltern bedacht? Wenn Dich nun Jemand erkannt hätte, wenn es hier bekannt würde! Sprich nur um Gottes willen mit keinem Menschen darüber. Oh, warum hast Du nicht an uns um Geld geschrieben!"

„Weil ich es für ehrenvoller hielt, Mama," sagte der junge Mann, und seine hübschen Züge färbten sich mit einem dunkeln Roth, „mir selber ehrlich durch die Welt zu helfen, als von Anderen Hülfe zu fordern."

„Und das nennst Du ehrlich?" rief seine Mutter, noch immer durch das Furchtbare des Gedankens bewältigt.

Hans lachte. „Sorge Dich nicht, Mütterchen; Du, in den hiesigen Verhältnissen auferzogen, hast andere Ansichten darüber, aber ich gebe Dir mein Wort, Du kannst Hunderte von jungen Leuten da drüben finden, die hier aus den ersten Adelsgeschlechtern stammen und trotzdem dort die gewöhnlichsten Handwerker-, ja Handlangerdienste verrichten, ohne dadurch im Geringsten schlechter zu werden oder ihren alten

Adel zu schädigen. Im Gegentheil sammeln sie da drüben in einem Jahre mehr Lebenserfahrung, als hier in der zehnfachen Zeit, und kehren sie dann zurück in die Heimath, so bringen sie allerdings andere Ansichten vom Leben und den gesellschaftlichen Verhältnissen mit, als sie hinüber genommen; aber Du kannst Dich darauf verlassen, Mütterchen, daß es ihnen und anderen Menschen nur zum Nutzen gereicht."

Die Dame schüttelte immer noch vor sich hin den Kopf, denn dies waren von den ihren so himmelweit entfernte Ansichten, daß sie sich dahinein natürlich nicht so rasch finden konnte. Der Vater aber, obgleich er wohl eben so wenig wie seine Gemahlin mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimmen mochte, folgte einem andern, bis jetzt noch unbegreiflichen Gedanken, wovon nämlich sein Sohn die ganze Zeit gelebt und sich auch Geld erworben habe, denn von Handarbeit hatte er sich nicht so gekleidet, wie er da vor ihm stand. Fehlten ihm doch nicht einmal feine Glacéhandschuhe, die jetzt neben ihm auf dem Tisch lagen, und einzelner Schmuck, den er an ihm bemerkte und der seinem forschenden Blick ebenfalls nicht entgangen war, rührte eben so wenig von Spitzhacke und Schaufel her.

„Hm, Hans," sagte er endlich, indem er sich vorsichtig zuerst ein wenig räusperte, „das ist Alles recht schön und gut, und davon sprechen wir vielleicht später, aber jetzt möchte ich doch — möchte ich doch wirklich erfahren, in welcher Weise Du Deinen — Lebensberuf, könnten wir sagen, da drüben erfüllt hast. Du siehst mir für einen Holzhacker oder Lastträger doch ein wenig zu anständig aus, mußt also jedenfalls auch noch etwas Anderes getrieben haben."

„Ich? Gewiß, Papa," sagte Hans, der sein Frühstück beendet hatte, die Tasse zurückschob und wie unwillkürlich mit der Hand in die Tasche griff, als ob er etwas herausholen wollte, aber doch dabei wieder inne hielt. Er sah zugleich halb lächelnd, halb verlegen die Mutter an. Er hatte jedenfalls etwas auf dem Herzen, getraute sich aber, wie es schien, noch nicht mit der Sprache heraus.

„Was hast Du, Hans?" frug die Mutter, die keinen

Blick von dem Sohne verwandte und der auch deshalb die Bewegung nicht entging.

„Oh, oh, nichts, Mama,“ lachte der junge Mann; „es war nur — ich weiß nicht — ich — habe...“

„Nun, was hast Du? Weshalb sprichst Du nicht frei von der Leber weg?“

„Kannst Du das Rauchen vertragen, Mama?“

„Das Rauchen?“ rief Frau von Solberg wirklich erschreckt aus; „aber, Hans, Du rauchst doch nicht?“

„Nur einmal am Tage, Mama,“ lachte der Sohn, „und zwar von Morgens bis Abends.“

„Aber, Hans, das ist ja entsetzlich!“ rief Fränzchen, während die Mutter sprachlos vor Entsetzen daneben saß — „wie kannst Du nur...“

„Ja sieh, Schatz,“ sagte der junge Mann, „wenn man sich so Jahr nach Jahr da draußen allein in der Welt herumtreibt, fremd überall, wohin man kommt, und immer nur allein auf sich selber angewiesen, da fühlt man das Bedürfniß, irgend welche Zerstreuung wenigstens zu haben, und fällt dann, als die unschuldigste, auf das Rauchen.“

„Unschuldigste?“ sagte die Mutter, indem sie mit dem Kopf schüttelte, „die Raucher verpesten in ihrer Unschuld gewöhnlich ihre ganze Nachbarschaft.“

„Aber doch nicht mit guten Cigarren, Mama, und daß ich keine schlechten rauche, kannst Du Dir etwa denken. Mir selber ist wirklich das Rauchen zum Bedürfniß geworden, aber wenn es Dich so genirt, werde ich es gewiß in Deiner Nähe vermeiden. Irgend ein Plätzchen findet sich ja doch überall, wo man diesem, wenn Du willst, Laster fröhnen kann“ — und er zog die Hand wieder aus der Tasche zurück und faltete beide, wie in stiller Resignation, in seinem Schooß.

„Aber dann fühlst Du Dich nicht behaglich, und Dein Zimmer ist natürlich noch nicht eingerichtet...“

„Oh doch, Mutter,“ beruhigte sie Hans, „sorge Dich deshalb nicht.“

Die Mutter rang mit einem großen Entschlusse. „Nein,“ sagte sie plötzlich, „Du sollst den ersten Tag in Deiner Heimath nicht gleich etwas entbehren, woran Du gewöhnt bist. Ich

dulde allerdings sonst kein Rauchen in meinen Räumen, heute aber soll Dir eine Ausnahme gestattet sein — aber auch nur heute. Morgen mußt Du Dich wieder den Hausgesetzen fügen."

„Meine gute Mama," sagte Hans wirklich gerührt, „das ist denn doch zu liebenswürdig von Dir, und ich weiß nicht einmal, ob ich es nur annehmen darf." Er schwankte in der That einen Moment zwischen seiner Delicatesse und Sehnsucht nach einer schon schwer entbehrten Cigarre. Ihm selbst unbewußt war er aber dabei mit der Hand schon wieder in die Tasche gefahren, die seine Cigarren barg, als ihm auch die Schwester noch zu Hülfe kam.

„Ja, Mama, das ist recht, heute Morgen darf er rauchen. Es sieht auch interessanter aus, wenn er von seinen Fahrten erzählt und dann gleich wie ein halber Bootsmann dabei sitzt; er hält es doch sonst nicht aus."

„Oh, Fränzchen, darin bist Du im Irrthum," sagte Hans, aber schon mit der Cigarrentasche in der Hand, „was ich entbehren muß, kann ich auch entbehren, und habe das schon oft genug bewiesen, wenn man's aber haben kann..." Der Diener war eben wieder hereingekommen, um das Frühstücks-Service hinaus zu tragen, als sich Hans an ihn wandte:

„Ach, lieber Freund, dürfte ich Sie wohl um etwas Feuer bitten!"

Der Diener sah ihn erstaunt an: einmal war er diese freundliche Anrede und sogar Bitte nicht gewohnt, denn hier im Hause wurde nur befohlen, und dann hielt der Fremde eine wirkliche Cigarre in der Hand, die er doch jedenfalls mit dem Feuer anzuzünden beabsichtigte, und das hatte er in der freiherrlichen Familie noch nicht erlebt. Im Hause wußte auch noch Niemand, wer er war, denn der alte Claus, der ihnen allein hätte Auskunft geben können, verkehrte mit Keinem von ihnen und hielt sich vornehm zurückgezogen von der ganzen Dienerschaft. Aber dem Wunsche des Gastes, da kein Gegenbefehl von der Herrschaft kam, mußte natürlich Folge geleistet werden, und der Mann sprang auf das freundliche Wort und dem ersten Eindruck folgend (seine aristokratische Natur würde sich sonst dagegen empört haben) viel rascher

als gewöhnlich, um das Verlangte herbei zu schaffen, und das war nicht leicht, denn Streichhölzchen gab es fast gar nicht im Bereich der Familie.

Wie Hans den Diener um Feuer bat, flog Fränzchen's Blick unwillkürlich nach der Mutter hinüber, und sie bemerkte rasch, wie sich deren Augen erstaunt auf den Sohn hefteten. Auch der Freiherr wurde dadurch gewissermaßen aus seiner Lethargie aufgerüttelt, denn er hatte die letzte Viertelstunde wie in einem Halbtraum gesessen.

Wie gleichförmig war bis dahin sein Leben verflossen, wie alltäglich, die Zeit natürlich ausgenommen, welche die Herrschaften hier in Rhodenburg oder dem Jagdschloß zubrachten! Dann allerdings hatte seine Existenz einen Zweck, er war alle Tage zur Tafel befohlen, ja eigentlich deren Seele, denn ohne ihn hätte die ganze Tafel nicht bestehen können; und wie gnädig verkehrten Ihre Königlichen Hoheiten mit ihm, wie huldvoll wurde er manchmal angelächelt und trug dann den ganzen Tag Glück und Seligkeit im Herzen herum! So lange die Herrschaften mit ihm zufrieden waren, existirte weiter keine Welt für ihn, und es gab da Momente, wo er mit seinen Füßen kaum den Boden zu berühren, sondern fast nur über der Erde zu schweben schien.

Wenn der Hof dagegen die Stadt verließ, war es, als ob Rhodenburg — für ihn wenigstens — ausgestorben gewesen wäre. Das Schloß stand leer, es gab kein Theater, keine Soirée, kurz, er wurde nicht mehr gebraucht und fühlte sich deshalb, da Niemand sonst in Rhodenburg besondere Notiz von ihm nahm, verlassen und elend.

Jetzt dagegen war ihm plötzlich in dieses, sonst bodenlose Nichts ein Ereigniß gefallen, das mit dem Hofe nicht in der geringsten Beziehung stand, und er brauchte erst einige Zeit, bis er sich das in seinem Innern ordnete und sichtete. Auch die Einzelheiten der Ueberraschung frappirten ihn, das Uebersteigen des Geländers, das unangemeldete Eintreten, die Unbefangenheit des Sohnes, und jetzt sogar der Cigarrendampf, den dieser in der größten Gemüthsruhe hier in seinem Zimmer ausblies, ja der Sohn selber, der ihm so lange gefehlt, daß er ihn fast vergessen hatte, denn er war bei Hofe nie erwähnt

worden. Er bedurfte wirklich einiger Zeit, bis er alle diese einzelnen Umstände in seinem Geiste zusammenfassen und ordnen konnte, und erst als das geschehen war, kam er wieder auf die Oberfläche der Erde zurück.

Die Mutter hatte, als die erste Dampfwolke zu ihr hinüberstrich, abwehrend etwas mit ihrem Tuche geweht, jetzt aber, da kein Hinderniß mehr oblag, nahm sie des Gatten vorher gethane Frage auf und sagte: „Ja, Hans, jetzt möchte auch ich Dich bitten, uns zu sagen, welches Leben Du da drüben geführt hast; es ist natürlich, daß die Mutter das zu erfahren wünscht. Apropos, wo sind denn eigentlich Deine Sachen?“

„Mein Gepäck? Im Hotel, Mama, wo ich die Nacht geschlafen habe; wir können es nachher holen lassen.“

„In welchem Hotel bist Du abgestiegen?“

„Im Goldenen Löwen, es war das nächste am Bahnhofe.“

„Im Goldenen Löwen?“ rief der Vater in wahrhaftem Erstaunen aus. „Das ist ja eine ganz ordinäre Fuhrmannskneipe!“

„Sehr vorzüglich ist es nicht,“ lachte Hans, „aber was that die eine Nacht, und früher, so weit ich mich erinnere, war es das beste.“

„Du hast doch hoffentlich Deinen Namen nicht in das Fremdenbuch geschrieben?“ sagte die Mutter erschreckt.

„Und weshalb nicht, Mama? Ich wollte doch nicht hier incognito auftreten!“

„Es ist schrecklich!“ rief die Mutter, „morgen stehst Du zwischen lauter Viehhändlern und Krämern im Tageblatt. Hans, Hans, ich begreife Dich gar nicht!“

„Ja, das ist nun nicht mehr zu ändern,“ lachte Fränzchen, „und die Rhodenburger werden sich nicht schlecht den Kopf darüber zerbrechen; aber nun laß ihn auch erzählen, Mama, denn wir erfahren ja sonst wahrhaftig kein Wort von der Geschichte.

„Ja, mein Herz,“ sagte Hans, indem er seinen Arm um die Schulter der neben ihm sitzenden Schwester legte, „aber der fatale Tabaksrauch.“

„Um Gottes willen, ich ersticke,“ rief Fränzchen, bog den Kopf so viel sie konnte zur Seite und fing an zu husten; der ungewohnte Rauch war ihr wirklich in die Kehle gekommen.

„Ja, mein Herz,“ fuhr Hans fort, ohne von dem Husten weitere Notiz zu nehmen, nur daß er sie losließ. „Da ist eben nicht viel zu erzählen, so interessant auch vielleicht für Euch die Einzelheiten meines allerdings sehr bewegten Lebens sein möchten. Mit kurzen Worten will ich Euch aber wenigstens einen Ueberblick geben. Ich ging, wie Ihr wißt, von hier nach Nordamerika, die Taschen so voll von Empfehlungen, wie das Herz voll froher Hoffnungen; ich sollte mich in beiden getäuscht sehen. Die Empfehlungen halfen mir gar nichts, als daß ich bei einem oder dem andern der betreffenden Herren vielleicht einmal zu Tische geladen wurde. Damals zürnte ich allerdings der ganzen Welt, später aber sah ich doch selber ein, daß jene Leute ihren vollkommen guten Grund dafür gehabt, denn was in der Gottes Welt hätten sie mit mir anfangen sollen?“

„Aber ein gebildeter junger Mann findet doch überall sein Fortkommen,“ sagte etwas ungläubig die Mutter, denn ihr Sohn hatte damals Briefe von den ersten Familien des Landes mitgenommen, „und solche Recommandationen bekommt nicht Jeder.“

„Hilft Alles nichts, liebe Mutter,“ lachte Hans, „die Leute da draußen sind viel zu praktischer Natur, als sich solchen Schreibebriefen zu Liebe mit fremden Leuten einzulassen, die ihnen gleich beim ersten Anblick als „grün“ erscheinen.“

„Grün?“ fragte der alte Freiherr.

„Es ist der Ausdruck dort. Sagen wir: unreif, was etwa dasselbe bedeutet. Ich kam jedenfalls grün in's Land, und es fiel Niemandem ein, das Lehrgeld für mich zu zahlen. Das mußte ich selber thun und that es ehrlich. Mein Geld, das ich mit hinüber genommen — es waren fünfhundert Thaler, weißt Du noch, Mama? — verzehrte ich nicht zum zehnten Theil; um das Uebrige betrog mich in größter Geschwindigkeit ein biederer Landsmann, ein junger Gauner, vielleicht eben so alt, wenn nicht noch jünger als ich selber, und dann erst wurde ich auf mich und meine eigene Kraft angewiesen. Ich fand bald, daß ich keine Stelle, das heißt keinen Platz finden konnte, wo ich mir den Tag die Ellbogen

hätte an einem Ladentisch abreiben dürfen und dafür meinen Lebensunterhalt bekam. Die Leute, die Geld zahlten, wollten auch etwas Wirkliches dafür gethan haben, und dahinein fand ich mich zuletzt. Nun lesen wir allerdings hier oft in stetigen Berichten — in Amerika sind mir wenigstens verschiedene Male solche Bücher in die Hand gekommen —, daß der Arbeitslohn für Zimmerleute, Maurer, Handwerker oder sonst wen so und so viel Dollars pro Tag macht, und das klingt den Leuten in Europa denn wirklich fabelhaft. Daß diese Arbeiter aber oft Monate lang herumlaufen und das bis dahin verdiente Geld verzehren können, ehe sie wieder Beschäftigung in der Höhe des Lohnes, ja, oft um irgend welchen Lohn finden, steht nicht dabei, und so ging es auch mir. Ich nahm jede Arbeit an, die ich bekommen konnte, aber die dauerte dann selten lange, und ohne mich lange zu besinnen, griff ich zu etwas Anderem. Wenn ich dann auch keine Schätze dabei sammelte, lernte ich doch das amerikanische Leben gründlich kennen.

„Das trieb ich sechs Jahre und war in der Zeit auch nicht einmal im Stande, mir selbst nur hundert Dollars zu ersparen. In der Zeit hatte ich aber auch herausgefunden, daß man in Amerika mit harter Arbeit wohl sein Leben fristen, aber nichts wirklich verdienen könnte, dazu war Speculation nöthig, und auf die warf ich mich; ich fing an, Handel zu treiben.“

„Du, Hans?“ rief seine Schwester und sah ihn mit ihren großen Augen verwundert an, „Du bist Kaufmann geworden?“

„Das will ich nicht sagen, Herz,“ lachte der Bruder, „Kaufmann kann man es eigentlich nicht nennen, denn dazu fehlte mir das Capital. Ich lernte aber bald, welche Waaren einen möglichen Markt fanden und vortheilhaft verwerthet werden konnten. Dabei verkehrte ich sehr viel mit deutschen Schiffen und kaufte gewöhnlich Alles, was die Capitaine privatim mitbrachten. Daran machte ich, ohne meine Körperkraft weiter zu bemühen, einen ganz hübschen Nutzen, so daß ich mir in einigen Jahren mehrere tausend Dollars verdienen konnte.

„Da kam der amerikanische Krieg, und ein speculativer

Deutscher hatte es für vortheilhaft befunden, eine Ladung alter, ausrangirter Gewehre von hier nach drüben zu schaffen, um dort, wie er glaubte, einen enormen Preis dafür zu bekommen. Die Amerikaner wissen aber recht gut ein brauchbares von einem unbrauchbaren Gewehr zu unterscheiden; sie mochten die ihnen gebrachten Waffen nicht haben, und wie der Capitain in aller Verzweiflung und in der Angst, die ganze Fracht wieder mitnehmen zu müssen, zu dem Entschlusse kam, sie um jeden Preis los zu schlagen, kaufte ich ihm den ganzen Plunder ab und fand bald, daß ich einen sehr guten Handel gemacht, denn es waren mehrere tausend Stück sehr gute Gewehre dabei. Jetzt engagirte ich eine Anzahl junger deutscher Handwerker, Schlosser, Schmiede und Büchsenmacher, um meinen Waarenvorrath wieder in Stand zu setzen. Natürlich accordirte ich die Arbeit, das Stück zum halben Dollar, was allerdings meinen ganzen Baarvorrath so ziemlich auf die Neige brachte, aber ich wußte auch, wohin mit meinem Ankauf. In Peru war wieder eine Revolution ausgebrochen, die Spanier bedrängten das Land ebenfalls, und da gerade ein englisches Schiff Ladung für Lima einnahm, packte ich meinen ganzen Waarenvorrath auf und ging nach Peru.

„Ich hätte nichts Gescheidteres thun können; ich verkaufte meine sechstausend Gewehre, die mich wenig genug gekostet hatten, jedes einzelne mit vier bis fünf Dollars Nutzen und bekam dadurch ein tüchtiges Capital in die Hände. In Peru selber machte ich dann noch ein paar andere glückliche Speculationen, und — da bin ich! Das Heimweh packte mich und ließ nicht eher locker, bis ich den nächsten besten Dampfer über Panama benutzte, um zu Euch zurückzukehren. Wie lange ich hier bleibe? Quien sabe — die Zeit muß es lehren; aber ich mußte Euch erst einmal wiedersehen, und kann ich mich dann mit dem alten Deutschland und seinen etwas wunderlichen Einrichtungen nicht befreunden, nun gut, dann kehre ich wieder nach dem Süden zurück und beginne mein abenteuerliches Leben auf's Neue."

Die Eltern hatten ihn mit keiner Silbe unterbrochen, denn was sie hörten, war zu ungeheuerlich, um sich ihrer Gefühle gleich bewußt zu werden oder ihnen sogar Ausdruck

zu verleihen. Ihr Sohn, Hans von Solberg, Nachkomme des freiherrlich Solberg'schen Geschlechts, als Kofferträger, als Handlanger, als Tagelöhner und dann mit dem Ankauf alter, ausrangirter Gewehre beschäftigt, um sie, da man sie dort für untauglich fand, mit vier bis fünf Dollars Nutzen für das Stück einem andern Staate aufzuhängen! — Die Mutter fühlte allerdings mehr das Unpassende einer solchen Thätigkeit, und ebenso vielleicht die Schwester, der Vater dagegen in seinem alten, bis jetzt durch nichts gebrochenen Adelsstolze wagte diesen entsetzlichen und mit der größten Unbefangenheit vorgebrachten Thatsachen gegenüber kaum zu athmen, und als Hans endlich schwieg, war es ihm, als ob eine Centnerlast von seiner Brust genommen, eine andere aber noch darauf liegen geblieben wäre.

„Das ist die Welt da draußen," murmelte er endlich leise vor sich hin, „das sind die Länder, welche man die gelobten nennt — unbegreiflich, unbegreiflich!"

Hans hatte, in seine alten Erinnerungen vertieft, die Gegenwart der Eltern fast vergessen, keinesfalls aber an ihre alten Vorurtheile und Ansichten dabei gedacht — Du lieber Gott, sie waren in den alten Zopfverhältnissen aufgewachsen und konnten ja keinen Begriff von dem neuen, frischen Leben da draußen haben!

„Und das sind lauter Republiken?" gab der Vater endlich seinen Gedanken Worte.

„Lauter Republiken, Papa."

„Aber Du erwähntest doch vorhin, daß Du jenen — jenen Handel mit einer Regierung abgeschlossen hättest, mein Sohn."

„Nun ja, Papa, mit der republikanischen Regierung."

„Republikanische Regierung," murmelte der Freiherr halblaut und mit dem Kopfe schüttelnd vor sich hin; „das kommt mir gerade so vor, als ob ich sagen wollte: monarchische Anarchie, gesetzlicher Aufruhr, wohlwollender Mord oder etwas Derartiges — republikanische Regierung, wo Jeder thun und lassen kann, was er will — es ist rein lächerlich. Sage einmal, Hans, es müssen doch da ganz trostlose Zustände sein, und ich kann mir die Sache noch eigentlich gar nicht recht

denken — eine Anarchie in Permanenz erklärt, eine ununterbrochene Revolution ohne Strafen für Meuterer oder Belohnungen für dem Throne anhangende Getreue. Es ist ganz undenkbar, daß so etwas nur auf die Länge der Zeit bestehen könnte, und trotzdem scheinen sich die Leute darin so wohl zu fühlen wie ein Häring im Salzwasser."

Hans lachte. „Ihr denkt Euch die Sache hier viel gefährlicher, als sie wirklich ist, wenn ich auch nicht leugnen will, daß sie es mit ihren ewigen Revolutionen manchmal ein wenig bunt treiben. Sie behelfen sich aber doch ganz leidlich ohne Fürsten und werden besonders nie durch zu riesenhafte Pensionen, die hier einen Staat erdrücken und aushungern können, behelligt. Wer dort am Ruder oder in einem Amte ist, drückt sich heraus, was er kann, und so schnell als möglich, und damit basta, und wer nach ihm kommt, mag eben dasselbe thun."

„Schöne Zustände," nickte der Vater, „und was für Betrügereien solcher Art finden in Amerika statt!"

„Die Ansichten von Ehrlichkeit sind dort eben andere als bei uns," sagte der Sohn achselzuckend; „ein reich gewordener Betrüger kann der Gefeierte der Gesellschaft werden, ein ruinirter wird verachtet, bis er es wieder zu etwas bringt."

„Das ist ja aber schaudererregend!" rief der Freiherr aus.

„Und eigentlich das Nämliche bei uns," meinte Hans; „denn ich bin fest überzeugt, daß es hier eben so viel vornehmes Pack giebt wie wo anders, die Gelegenheit wird hier den Einzelnen nur nicht so rasch geboten, ihre Lage zu verbessern, wie dort drüben. Menschennatur bleibt aber doch gewiß überall dieselbe."

„Das muß ich sagen," bemerkte der Vater, langsam vor sich hin nickend, „Du hast saubere Ansichten mit aus Deinem Amerika hier herüber und in unsere geordneten Verhältnisse gebracht. Die werden wir wahrscheinlich einer gründlichen Revision unterwerfen müssen, um der eigentlichen Contrebande auf die Spur zu kommen."

Franziska hatte kurz vorher das Zimmer verlassen, um die nöthigen Anordnungen für die Einrichtung von Hans' alter Stube zu treffen, damit diese wieder wohnlich gemacht wurde, jetzt kehrte sie zurück.

„Ja, ja, mein Sohn,“ sagte auch die Mutter, „ich fürchte fast, daß Du aus unseren wirklich gesitteten Zuständen ein wenig herausgewachsen bist.“

„Meinst Du, Mama?“

„Es wird viel Mühe kosten, Dich da wieder hinein zu passen.“

„Aber, beste Mutter!“ rief Hans, „das freie, prächtige Leben da draußen, diese völlige Ungebundenheit hat doch auch wieder viel Angenehmes, und ich gestehe Dir aufrichtig, mir graust es ordentlich vor diesen eben erwähnten und fast ein wenig zu sehr geordneten Zuständen. Hier in Deutschland hat Jeder sein bestimmtes Gefach von unten an und an der ganzen Wand hinauf. Es ist wie ein großer Bücherschrank mit Abtheilungen, und darin liegt er und knurrt Jeden an, der ihm zu nahe kommt. Er muß auch dabei sein Bestimmtes auf einen bestimmten Tag gebracht bekommen, und verzehrt es allein, die reine Stallfütterung, und ich bin jetzt so an freie Weide gewöhnt.“

„Welch entsetzlicher Vergleich!“ rief die Mutter wirklich schaudernd aus.

Hans hatte sich im Zimmer umgesehen, es war fast, als ob er etwas suche.

„Was ich Euch fragen wollte,“ sagte er dann, „wie geht es denn dem kleinen Käthchen, und wo ist sie? Sonst frühstückte sie doch immer mit. Sie ist doch nicht gestorben?“ setzte er rasch und fast erschreckt hinzu.

„Nein,“ sagte die Mutter, aber die Frage schien ihr nicht angenehm, „damals war Käthchen aber noch ein kleines Kind und gewissermaßen bei uns aufgewachsen.“

„Gewissermaßen?“ fragte Hans erstaunt, „wir waren ja doch wie Geschwister, und Fränzchen und Käthchen erhielten ihren Unterricht gemeinschaftlich!“

„Allerdings,“ erwiderte Frau von Solberg, aber noch immer zurückhaltend. „Käthchen war auch ein liebes, gutes Kind, bis — einige Mißhelligkeiten eintraten, die — die uns zwangen, uns von ihr zu trennen.“

Hans sah den Vater an, aber er bemerkte, daß dessen Brust ein Seufzer hob. Der Kammerherr schaute sehr ernst

und, wie es ihm vorkam, niedergeschlagen vor sich hin. Es mußte da etwas vorgefallen sein, was die Eltern nur ungern berührten, und war er auch entschlossen, das heraus zu bekommen, so mochte er doch nicht gleich jetzt, in der ersten Stunde ihres Beisammenseins, zu einer Erklärung drängen, die ihm nicht gern und freiwillig geboten wurde. Nur seine Gedanken weilten noch bei der kleinen Spielgefährtin.

„Wie alt war Käthchen doch damals, als ich fortging?" sagte er, halb dabei wie zu sich selber redend. „Nicht wahr, so alt wie Fränzchen?"

„Allerdings, die Kinder waren nur drei Monate auseinander," nickte die Mutter.

„Und wie lange ist sie nachher noch bei Euch geblieben?"

„Sie hat uns erst vor etwa acht Monaten verlassen."

„Lieber Gott," sagte Hans, „da wird es ihr wohl recht schwer geworden sein, von hier zu gehen und ihr Brod unter fremden Leuten zu verdienen; armes Käthchen!"

„Lieber Hans," sagte die Mutter mit einem gewissen Selbstbewußtsein, „derartige Leute haben nicht das feine Gefühl von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, wie wir es oft — wenn wir nach uns selber schließen — empfinden. Außerdem hat Käthchen aber eine so ausgezeichnete Erziehung genossen und so viel gelernt, daß ihre Zukunft in jeder Hinsicht gesichert ist."

„Und wo hält sie sich jetzt auf?"

„Ich weiß es nicht; es war die Rede davon, daß sie mit einer russischen Familie, die einige Wochen hier verweilte, nach Italien als Gesellschafterin gegangen wäre, — aber genug davon," brach die Mutter ab. „In der Freude und Ueberraschung des Wiedersehens haben wir bis jetzt ganz vergessen, Dir das wichtigste Ereigniß in unserer Familie mitzutheilen: Fränzchen ist Braut."

„Braut!?" rief Hans, der im Nu alles Andere darüber vergaß und überrascht die Schwester ansah. „Braut? Mit wem?"

„Mit einem Grafen Rauten," sagte die Mutter, nicht ohne etwas mütterlichen Stolz. „Er stammt aus einer sehr alten galizischen Familie und ist ein liebenswürdiger, sehr gebildeter Mann; auch selber weit gereist. Er war lange Jahre in englischen Diensten drüben in Indien."

„In der That?“ rief Hans. „Nun, mein herziges Fränzchen, meine besten Wünsche hast Du; aber wo ist er jetzt?“

„Hier in Rhodenburg. Er wohnt natürlich im Hotel, kommt aber jeden Morgen her. Du wirst ihn gewiß lieb gewinnen,“ sagte Franziska.

„Gewiß, mein braves Schwesterchen, wenn Du ihm gut bist. Aber jetzt, Papa, möchte ich Dich doch bitten, Jemanden aus dem Hause nach dem berühmten Goldenen Löwen zu schicken, um meine Sachen dort abzuholen. Meine Rechnung habe ich schon bezahlt und Alles zusammen gepackt, er braucht nur meinen Namen zu nennen.“

„Wenn Du Dich nur wenigstens Müller oder Meier genannt hättest,“ seufzte die gnädige Frau, „aber das Unglück ist jetzt einmal geschehen. Fränzchen, Du bist wohl so gut und schickst augenblicklich den Portier hinüber, und kannst dann gleich Deinem Bruder sein Zimmer zeigen, damit er sich erst wieder heimisch fühlt.“

„Brav, Fränzchen!“ rief Hans, indem er aufsprang und der Schwester Arm nahm. „Komm, Schatz, und jetzt führst Du mich wieder durch alle die alten Räume; Du kannst gar nicht glauben, wie ich mich danach gesehnt habe, sie wieder einmal zu durchwandern. Oh, ich fühle mich in diesem Augenblick so glücklich!“

„Das ist sehr hübsch von Dir, Hans,“ sagte Fränzchen, als sie mit ihm den Frühstückssalon verließ, „aber Eins thut trotzdem Noth, und die Mutter hat vollkommen Recht.“

„In was, mein Herz?“

„Darin, Hans, daß wir Dich tüchtig zustutzen müssen, ehe Du für die hiesige Gesellschaft wieder zu gebrauchen bist.“

„Glaubst Du wirklich?“ lächelte Hans und sah sie von der Seite an.

„Es ist meine feste Ueberzeugung, Hans.“

2.

Eine andere Heimkehr.

An dem nämlichen Tage, Mittags um zwölf Uhr, stand beim alten Tischlermeister Handorf der Tisch in der großen Stube gedeckt. Es war ein Sonntag; die Frau und Tochter kamen eben aus der Kirche zurück, legten ihre Bücher und Tücher ab und setzten sich still und schweigend an's Fenster. Sie sahen Beide bleich aus und hatten rothgeweinte Augen.

Der Vater, ein Greis mit silberweißen Haaren, ging mit langsamen festen Schritten in der Stube auf und ab; er bot den Beiden nicht einmal einen guten Tag, als sie das Zimmer betraten, und hörte auch wohl nicht ihren so leise geflüsterten Gruß. Er war in tiefen Gedanken, aber sie mußten peinlicher Art sein, denn er hielt die Lippen fest übereinander gepreßt und das Auge stier und finster am Boden haftend, und doch dachte er auch noch an Anderes, denn dann und wann flog sein Blick nach der alten Schwarzwälder Uhr hinüber, die in einem langen Gehäuse in der einen Ecke stand und einige Minuten noch vor zwölf Uhr zeigte.

Ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren stand am Tisch und sah scheu nach den Eltern hinüber; ein dicker, pauspäckiger Junge von etwa sechs Jahren, der Enkel der alten Leute und der Sohn einer verstorbenen Tochter, spielte in der Ecke mit ein paar schon zerbrochenen hölzernen Soldaten, wahrscheinlich Ueberbleibseln vom letzten Weihnachtstisch, und der war es auch, der das Schweigen zuerst brach: „Essen wir noch nicht bald, Großmutter?"

„Ja, recht bald, Max; warte nur noch ein klein wenig; bist Du so hungrig, so will ich Dir indeß ein Stück Brod geben."

„Ne, ich will kein Brod," brummte Max, „heute ist Sonntag, heute essen wir Fleisch."

„Um wie viel Uhr kommt der Zug?" fragte der Vater plötzlich mit heiserer Stimme und blieb vor der Uhr stehen, zu der

er aufsah; es war, als ob er seine Frau nicht anschauen möchte.

„Um elf Uhr sechsundvierzig Minuten steht es im Plane,“ antwortete diese leise; „er muß schon da sein, wenn er sich nicht verspätet hat,“ und sie holte dabei aus tiefer, voller Brust Athem, als ob sie die Last nicht ertragen könnte, die darauf lag.

Der Mann erwiderte nichts, sondern setzte seinen unterbrochenen Gang im Zimmer wieder fort, herüber und hinüber, und: „Großmutter, essen wir noch nicht bald?“ fragte Max mit weinerlicher Stimme wieder, „ich halt's jetzt nicht mehr aus.“

„Gleich, mein Kind, gleich,“ erwiderte die Frau; „Dein Onkel kommt ja heute wieder zu uns zurück, willst Du denn nicht warten, daß Du mit ihm essen kannst?“

„Aber ich bin hungrig; warum kommt er denn nicht früher?“

Draußen ging die Hausthür und fiel wieder in's Schloß. Der Mann blieb nicht weit von der Uhr, die Arme jetzt auf der Brust gekreuzt, im Zimmer stehen, er war ganz fahl im Gesicht geworden und die Augen hefteten sich stier auf die Thür. Die Mutter hatte die Hände fest und krampfhaft zusammengefaltet, und auch ihr Auge hing mit peinlicher Spannung an der Thürklinke, während Margarethe, die Tochter, ein junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, mit der rechten Hand angstvoll ihr Herz gefaßt hielt und dabei nur nach dem Vater hinüber schaute.

Draußen durch das mit Steinplatten belegte Vorhaus kam ein schwerer, langsamer Schritt näher und näher — jetzt hielt er vor der Thür.

Die Mutter athmete schwer und rasch, aber Keins im Zimmer sprach ein Wort, wohl eine volle Minute lang, ja, wagte kaum ein Glied zu regen oder mit den Wimpern zu zucken.

Jetzt drückte sich die Klinke an der Stubenthür langsam nieder, es klopfte Niemand an, die Thür öffnete sich Zoll nach Zoll, jetzt zeigte sich eine bleiche, in einen grobtuchenen, grauen Rock gekleidete Gestalt, die auf der Schwelle stand und den

dunkeln Blick aus den tiefliegenden Augenhöhlen über die Stube schweifen ließ.

Niemand da drinnen regte sich, kein Willkommen nach Jahre langer Trennung ward ihm entgegen gerufen. Die zusammengefalteten Hände der Mutter lösten sich allerdings und hoben sich langsam empor, aber sie richtete sich nicht auf, hätte es auch nicht vermocht, denn wie eine Centnerlast von Blei lag es ihr auf den zitternden Gliedern.

Das kleine Mädchen hatte den rechten Zeigefinger zwischen die Lippen genommen und blickte scheu und halb abgewendet nach dem „Fremden" hinüber, und Margarethe saß regungslos auf ihrem Stuhl, während ihr die vollen Thränen langsam an ihren Wangen niedertropften.

Wie aus Stein gehauen aber stand der Vater; keine Muskel seines Körpers regte sich oder zuckte nur, nicht die Wimper seines stieren Auges, das er fest und eisern auf den Sohn geheftet hielt. Er sprach nicht, aber er erwartete auch keine Anrede. Er war *da*, das schien Alles, was er in dem Augenblick fühlte, und für das, was ihm jetzt die Seele zermarterte, hatte er keine Worte.

Eben so schweigend stand der Sohn auf der Schwelle; was in dem Blicke lag, den er jetzt über die Gruppe sandte und abwechselnd von Einem zum Andern gleiten ließ, wer hätte es ergründen können? Scham? Scheu? Schmerz? Zerknirschung oder Trotz? — Aber lange hielt er das nicht aus; der Hut entfiel seiner Hand, und an den kleineren Geschwistern vorbei, die ihm scheu auswichen, eilte er auf die Mutter zu, sank neben ihrem Stuhl auf die Kniee nieder, umschlang sie mit seinen Armen, und den Kopf an ihre Seite legend, hielt er sie, ohne ein einziges Wort zu sagen, krampfhaft umfaßt.

„Mein Sohn, mein armes, verlorenes Kind," sagte die Mutter mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, legte ihren rechten Arm über sein Haupt und weinte leise vor sich hin, und Max, dem das Alles unheimlich wurde und der den fremden Mann gar nicht kannte oder begriff, daß das sein Onkel sein sollte, drängte sich furchtsam zu der Margarethe und hielt sie, die Augen immer auf den Knieenden geheftet, fest am Kleide gepackt.

„Aus dem Zuchthaus!“ sagte da endlich der alte Tischlermeister mit hohler, dumpfer Stimme; „bist Du endlich von Deiner Wanderschaft zurück? Die hat lange gedauert und Du mußt viel in der Welt gesehen haben.“

Der Sohn antwortete nicht, nur fester umschlang er die Mutter, deren Arm er auf sich ruhen fühlte; es war, als ob er bei ihr Schutz suchen wollte gegen den Vater und dessen Vorwürfe.

Der Tischlermeister mochte es auch so verstehen; langsam, den Blick noch immer auf den Sohn geheftet, nickte er vor sich hin und sagte dann düster: „Ja, versteck' Dich, Karl, versteck' Dich, weiter bleibt Dir auch von jetzt an nichts übrig; versteck' Dich vor der Welt, vor Dir selber, nur vor Deinem Gewissen bist Du es nicht im Stande! Oh, mein Gott; oh, Du allmächtiger Gott!“ Und der alte starke Mann konnte den Anblick nicht länger ertragen, er sank auf den nächsten Stuhl, schlug beide Hände vor's Gesicht, und convulsivisch fast arbeitete seine Brust gegen das erdrückende Gefühl an, das ihn zu ersticken drohte.

Da richtete sich der Sohn langsam in die Höhe, sein Gesicht war von Thränen überströmt und todtenbleich; er strich sich langsam die Haare aus der Stirn, und sein glanzloser Blick suchte des Vaters ineinander gebrochene Gestalt. Endlich sagte er mit leiser, heiserer Stimme, indem sein Auge langsam im Kreise der Seinen umherglitt:

„Also haltet auch Ihr mich alle für schuldig — für fähig, ein solches Verbrechen zu begehen?“

Keins antwortete; der Mutter Blick hing angstvoll an seinen Zügen. Da schritt Margarethe, seine Schwester, leise auf ihn zu, sie sah ihm fest in's Auge, und als sie dicht bei ihm stand, lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und sagte schüchtern: „Ich habe es nie gethan, Karl, ich war damals noch jung, wie mir aber in jener schweren Zeit die Kinder auf der Straße nachschrieen und mich verspotteten, mein Bruder hätte einen Menschen todtgeschlagen und käme in's Zuchthaus, da habe ich still für mich geweint, aber geglaubt hab' ich's doch nicht, wenn ich auch noch ein Kind war.“

„Gretchen,“ sagte ihr Bruder, schlang seinen Arm um sie

und drückte sie an sich, „mein liebes, liebes Gretchen, und bist Du's denn wirklich? Wie hoch aufgeschossen in der langen Zeit!“ setzte er scheu hinzu.

Der Vater hob den Kopf; aber jetzt hielt sich die Mutter auch nicht länger.

„Nein!“ rief sie, „wo ich jetzt sein treues, ehrliches Gesicht wiedersehe, wo ich es selber aus seinem Munde höre, daß er unschuldig ist, jetzt, jetzt glaub' ich's ihm, mag die Welt über ihn urtheilen, wie sie will; die eigene Mutter kann ihn nicht verdammen.“

Und von ihrem Sitz emporfahrend, warf sie sich an die Brust des Sohnes und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Meine gute, gute Mutter!“

„Es war eine furchtbare Zeit,“ flüsterte die Frau, ohne aber ihre Stellung zu verändern oder den Kopf zu heben, „als wir die erste Kunde hörten und hier von der Polizei ein Leumundszeugniß über Dich verlangt wurde. Damals hielt Dich hier freilich kein Mensch für schuldig, selbst nicht die Polizei; aber dann, als Berichte über Berichte kamen, das Verhör von den Geschworenen mit all' den Zeugenaussagen gegen Dich hier sogar in den Zeitungen gedruckt wurde, so daß es alle Menschen lesen konnten, oh, mein allmächtiger Gott! was habe ich da gelitten, was ausgestanden, und nicht einmal aus dem Fenster wagte ich zu sehen, aus Furcht, daß ich dem Auge eines andern Menschen begegnen könne. Und dann kam das Urtheil — sechs Jahre Zuchthaus —“ sie konnte nicht weiter, sondern drückte nur ihr Antlitz fest, fest an des Sohnes Brust, als ob sie dort das ganze ausgestandene Elend bergen wolle.

„Und doch unschuldig, Mutter,“ sagte Karl ruhig und resignirt.

„Und wagst Du das noch zu behaupten?“ fuhr da der Vater empor, und es war fast, als ob er mit den rauhen Worten selbst in ihm aufsteigende Zweifel bekämpfen und niederdrücken wolle; „wagst Du das zu behaupten, Junge, wo nicht die Richter hinter verschlossenen Thüren, sondern Männer unseres Standes, Bürger und Handwerker, brave, unbescholtene Leute, die kein Interesse für oder gegen Dich haben konnten,

wo die Geschworenen Dich selbst nach allen Zeugenaussagen und Beweisen für schuldig der furchtbaren That befunden haben?"

„Ja, Vater," sagte Karl und sah dem Vater ruhig und fest in's Auge, „so wahr da droben Gottes Himmel über uns ist, so wahr ich hoffe, daß er Dich und die Mutter noch lange Jahre gesund erhält, so wahr sage ich Dir, ich bin an der schrecklichen That, für die ich büßen mußte, so unschuldig wie Du oder Margareth."

„Oh, mein Sohn, mein Sohn!" klagte die Mutter.

Der alte Tischler schaute ihn betroffen an; das klang allerdings nicht wie das freche Leugnen eines Schuldigen, und es war sein Sohn, sein eigen Fleisch und Blut; aber ließ es sich denken, daß alle jenen furchtbaren Beweise, die, jeden Menschen überzeugend, aufgebracht worden, nur eben so viele Lügen und Täuschungen gewesen wären? Ließ es sich denken, daß die Gerichte einen Menschen für sechs Jahre in das Zuchthaus sperren und damit für ewig ehrlos machen würden, wenn auch nur der Schatten einer Möglichkeit vorgelegen hätte, daß er unschuldig sein könne? Nein, wieder schüttelte er finster mit dem Kopfe und sah brütend vor sich nieder, — es war nicht möglich.

„Ich habe," sagte da der Sohn leise und schmerzlich, „bis jetzt recht hart über die Richter gedacht, daß sie meinen heißen Betheuerungen nicht glauben wollten und mich wie einen gemeinen Verbrecher verdammten, ich kann es jetzt nicht mehr, wo selbst der eigene Vater seinen Blick von mir abwendet; das ist hart, recht hart."

Der Mann kämpfte noch eine Weile mit sich; endlich sagte er, aber mit leidenschaftlich bewegter Stimme: „Gott ist mein Zeuge, wie ich gekämpft und gerungen habe gegen alle Beweise, wie ich nicht glauben konnte und wollte, daß mein eigener Sohn, den ich, wie ich fest glaubte, zu einem braven und rechtlichen Menschen erzogen, ein gemeiner Verbrecher, ein Mörder habe werden können; aber die Geschworenen, brave, unbescholtene Männer aus dem Volke, haben sich selber davon überzeugt und ihr Urtheil gesprochen, und nur Dein jugendliches Alter, wie es in der Zeitung stand, und Dein früherer unbescholtener

Wandel hat die Richter dahin vermocht, Dich nicht die ganze Strenge der Gesetze fühlen zu lassen. Du bist damals zu sechs Jahren Zuchthaus nicht bestraft, sondern begnadigt worden, und Du wärst unschuldig?"

„Und trotzdem, Vater, bin ich unschuldig verurtheilt worden," sagte Karl mit voller Ruhe, während sich die Mutter jetzt wieder aufgerichtet hatte und ihn mit peinlicher Spannung anschaute. „Weißt Du, was ich zu meiner Vertheidigung gesagt?"

„Hundert und hundert Mal habe ich's durch und wieder und wieder gelesen," rief der Vater rasch und heftig, „aber hast Du die Geschworenen damit überzeugen können? Hat Dir auch nur Einer die Gründe gelten lassen?"

„Doch, Vater," sagte Karl, „drei von ihnen räumten wenigstens die Möglichkeit ein..."

„Erklärten aber selber, daß es unwahrscheinlich sei. Die Uhr wolltest Du von dem Juden gekauft, Deinen eigenen Stock aber, womit das Verbrechen verübt worden, an einen Fremden, der nie aufgefunden werden konnte, und den kein Reisender an der ganzen Straße weiter gesehen hat, verkauft haben."

„Ja, Vater."

„Und in dem Hause, wo der Jude zurückblieb, hatte er noch seine Uhr und bot sie den Leuten selber zum Handel an."

„Ich weiß es," sagte Karl, „die Zeugen haben es ausgesagt, aber haben diese Leute nicht oft mehr Uhren bei sich, um Handel damit zu treiben?"

„Und das Geld, was Du bei Dir hattest?"

„Es war ehrlich verdient, Vater, und nicht der fünfzigste Theil von dem, was der Jude bei sich gehabt haben sollte."

„Man behauptete, Du hättest es im Walde versteckt."

„Und würde ich dann die Uhr behalten haben?"

„Das war das Einzige, was Dein Vertheidiger für Dich geltend machte. Oh wie oft und wieder und wieder habe ich dessen Worte gerade gelesen, bis ich sie auswendig konnte und selbst im Traume hersagte, aber es war kein Beweis. In der Aufregung nach einer solchen That konntest Du so wenig an die Uhr gedacht haben, wie an den Stock, den Du bei der Leiche liegen ließest."

„Ich! Vater?“ sagte Karl mit einem unbeschreiblich wehen Ton.

„Der Mörder,“ flüsterte der Vater scheu.

„So sag' uns jetzt, Karl,“ bat da die Mutter mit thränender Stimme, „so wahr und ehrlich, als ob Du unter dem furchtbarsten Eide vor Deinem einstigen Richter stündest, wie es war. Nimm uns die Angst und den Schmerz von der Seele, und der Vater wird dann auch Deinen Worten glauben.“

Karl athmete hoch auf, aber seine Kräfte ermatteten, er sah sich nach einem Stuhl um, auf den er mehr sank als daß er dort Ruhe suchte, und sagte endlich nach kurzer Pause:

„Ich habe Alles schon vor Gericht eben so treu und wahr geschildert, Mutter, aber Ihr sollt es noch einmal hören; steht es doch auch noch so scharf und lebendig vor mir, als ob erst gestern all' das Furchtbare geschehen wäre, und doch sind sieben lange Jahre darüber hingegangen. Du erinnerst Dich, Vater, aus dem Verhör, daß ich mit dem Juden in einer ziemlich schlechten Dorfschenke übernachtete, dort in Schlesien giebt es noch weite, öde Strecken, und der Verkehr ist, besonders bei schlechtem Wetter, kein großer auf den Straßen. Daß der Unglückliche viel Geld bei sich habe, konnte ich natürlich nicht wissen, was hätte ich mich auch darum gekümmert? Wir zehrten den Abend zusammen, es war ein komischer Kauz, der den Kopf voll Schnurren hatte, und da ich auch aus meinem Handwerksleben erzählte, blieben wir bei ein paar Gläsern Bier bis spät in die Nacht hinein munter.

„Am nächsten Morgen wollte ich früh aufbrechen, ich war auf dem Heimweg,“ setzte er mit bewegter Stimme hinzu, „und hoffte Euch bald, recht bald wieder begrüßen zu können, deshalb eilte ich so. Mir lag nur daran, schnell die nächste Eisenbahn zu erreichen.

„Der Jude, der sich Moses nannte, erklärte aber, wenn er auch nicht gerade in so großer Eile selber sei, wolle er mich doch noch ein Stück bis zum nächsten Dorf begleiten, wo er wieder Geschäfte habe, und durch den Wald, der vor uns lag, ginge es sich besser in Gesellschaft. Er mußte dort in der Gegend bekannt sein. Nach zwei Stunden scharfen Marschirens erreichten wir das Dorf, gingen aber ziemlich hindurch bis

zum letzten großen Hause, wo Moses vor der Hand bleiben wollte. Unterwegs hatte er mir aber noch richtig seine Uhr aufgeschwatzt, ich hatte außerdem keine, und der Preis, den er dafür forderte, war billig genug. Bei Kasse war ich außerdem, denn ich hatte fleißig gearbeitet und knapp gelebt, und wir wurden endlich handelseinig. Ich konnte nicht ahnen, wie gefährlich der Kauf noch für mich werden sollte.

„Ich wanderte jetzt allein weiter; es ging sich nicht besonders in dem schlechten Wege, und ich überlegte mir schon, wie ich in dem nächsten größeren Dorfe Mittag machen und eine Stunde ausruhen wolle. Ich mußte hier wieder durch eine Strecke Wald, der theils aus Birken, Kiefern und Erlen bestand; nur vereinzelt standen ein paar Eichen dazwischen. Leute hatte ich bis jetzt sehr wenige auf der Straße getroffen — ein paar Juden mit einem Karren und zwei kleinen, mageren Pferden waren mir begegnet, und ein Reiter hatte mich überholt, war aber scharf vorbeigeritten — ich mußte auch zu viel auf den Weg passen, um einzelnen Schlammlöchern auszuweichen, als daß ich recht auf ihn geachtet hätte. Jetzt begegnete mir ein anderer Fußgänger, der aber plötzlich wie aus dem Wald herauskam, was mir jedoch auch nicht auffiel, denn ich war schon selber ein paar Mal über den Graben und in die Büsche hinein gesprungen, um dort vielleicht etwas trocknere oder doch härtere Bahn zu finden. Er mochte in meinem Alter sein, vielleicht ein oder zwei Jahre älter, und ging fast wie ein Städter gekleidet. Der Weg schien ihm aber gar nicht zu passen; kurz vorher, ehe ich an ihn hinankam, war er in einem Schlammloche stecken geblieben, und als ich ihm Guten Tag bot, rief er:

„Ach, Kamerad, Ihr könntet mir einen großen Gefallen thun! Ihr habt da einen prächtigen Stock, verkauft mir den, ich komme in dem verdammten Wege ohne Stock fast gar nicht von der Stelle!"

„Der Stock war ein richtiger, aber sehr hübsch gewundener Knotenstock, den ich mir im letzten Städtchen erst selber gekauft und wofür ich einen Thaler zehn Groschen bezahlt hatte, nur eigentlich ein bischen zu schwer zum Marschiren, mit einer dicken, eisernen Zwinge unten dran. Ich meinte auch, ich

würde den Stock wohl selber nöthig haben, um fort zu kommen; er bot mir aber einen so hohen Preis — etwa die Hälfte von dem, was ich dem alten Juden für die Uhr gegeben —, daß ich mich endlich überreden ließ. Ich dachte mir: im nächsten Dorfe kannst Du immer einen Stock kriegen, und wenn Du einen aus der Hecke ziehen solltest. Damit schieden wir; ich ging meinen Weg voraus und er zurück, und da die Straße dort viele Biegungen machte, verloren wir einander bald aus den Augen.

„Gegen Mittag erreichte ich endlich ein kleines Nest — wie es heißt, habe ich vergessen, es waren nur ein paar einzeln stehende Häuser mit einem Wirthshause dazwischen —, aß dort etwas und ruhte mich dann wohl eine volle Stunde aus.“

„Auch das hat Dein Vertheidiger zu Deinen Gunsten vorgebracht,“ sagte der Vater.

„Ich weiß es,“ erwiderte leise der Sohn; „aber der Staatsanwalt behauptete, daß Jemanden, der eine solche That vollbrachte, wohl die Kräfte verlassen könnten, so daß er gezwungen wäre, auszuruhen. Nach Tisch nun ging ich weiter, aber der Weg wurde hier so schlecht, daß ich nur langsam vorrücken konnte, bis mir ein paar Holzschläger, die ich an der Straße traf, den Rath gaben, ich sollte den nächsten Fußweg, den ich träfe, rechts durch's Holz nehmen, wenn ich an eine kleine hölzerne Brücke mit einem Pfahl daran käme. Von da hätte ich besseren Weg und käme früher nach dem nächsten Orte, als wenn ich die breite Straße hielte. Den Weg fand ich denn auch und folgte ihm, aber er lief aus, ich muß ihn in dem nassen Grunde vielleicht auch verfehlt haben; kurz, ich kam in einen andern Pfad, hielt aber immer die Richtung, welche ich die richtige dachte, bis ich aus dem Holz heraus kam, ein anderes Dorf vor mir sah und darauf zu eilte.“

„Ich weiß,“ sagte der Vater; „Du hast angegeben, daß Du Dich verirrt hättest...“

„Und das hatte ich auch, Vater,“ sagte Karl; „ich war ein tüchtig Stück aus meinem Wege gekommen, wußte aber auch, daß ich dort bei den Häusern wieder eine Straße finden würde, und arbeitete mich darauf zu. Wie ich das Dorf aber nur betrat — und es war schon fast dunkel geworden —,

kam mir ein berittener Gensdarm entgegen und hielt mich an; ich mußte ihm folgen, und — das Weitere wißt Ihr," setzte er scheu hinzu. „Ich wurde eines Raubmordes angeklagt, ein volles Jahr in Untersuchung gehalten, und was ich dabei ausgestanden, könnte ich Euch nicht mit Worten sagen. Dann kam das Gericht; ich wurde trotz Allem, was ich zu meiner Vertheidigung vorbringen konnte, verurtheilt, und jetzt bin ich, nachdem ich meine Strafe abgesessen, in die Welt wieder ausgestoßen — elend, gebrandmarkt, ein Zuchthäusler..."

Er schwieg und barg das Antlitz in den Händen, und kein Ton im Zimmer wurde laut, selbst die Kinder wagten kaum zu athmen. Das sollte der Bruder und Onkel sein, von dem ihnen die Margareth schon erzählt, der bleiche Mann mit den eingefallenen Wangen und hohlen Augen?...

„Und wer, glaubst Du, daß den Mord verübt?" sagte der Vater endlich, „wenn Du — wenn Du wirklich unschuldig so Furchtbares erduldet."

Der Sohn schaute wild empor. „Jener Mann," rief er mit heiserer Stimme, „der mir den Stock abgekauft! Es ist nicht anders möglich, denn mein Stock, mit Blut bespritzt, lag neben dem zerschmetterten Schädel des armen Juden, und kein Anderer kann den Schlag geführt haben als jener Fremde!"

„Und man hat ihn nie aufgefunden?"

„Nein," sagte Karl tonlos, „sie glaubten mir ja die ganze Sache nicht und haben vielleicht kaum nach ihm gesucht. Wo er aber hergekommen, wohin er gegangen, wie kann ich es wissen! Manchmal war es mir freilich, als ob es derselbe sein müsse, der vorher zu Pferde an mir vorbeigesprengt; aber ich hatte ihn nicht deutlich genug gesehen, um das beschwören zu können."

„Und wie sah er aus?"

„Ich weiß es nicht," hauchte der Unglückliche; „ich wurde schon damals vom Gericht aufgefordert, eine genaue Beschreibung seiner Person zu geben, aber ich war es nicht im Stande. Ich weiß, ich bin fest überzeugt, daß ich sein Gesicht in demselben Moment wiedererkennen würde, wo er vor mich träte, so deutlich stehen seine Züge vor meiner Seele; aber ich kann

mich nicht besinnen, was er für Haar, was er für Augen gehabt, wie er gekleidet war. Ich habe mir nie die Menschen so im Einzelnen betrachtet und das behalten können."

„Aber wenn Du ihn wiedererkennen wolltest, müßtest Du doch auch sagen können, wie er ausgesehen," sagte finster der Alte.

„Nein, Vater, ich weiß nur, er war städtisch gekleidet, besser als ich; ich wunderte mich damals, daß er mit dünnen Stiefeln in die schmutzige Straße kam und doch nicht so aussah, als ob er schon einen langen Weg darin gemacht hätte — aber Fremde achten ja doch nicht so auf einander. Wir gingen außerdem verschiedene Wege, er nach Osten, ich nach Westen; was anders konnte er für mich sein, als ein Mann, dem man einmal im Leben und vielleicht nie wieder begegnet!"

Der Alte nickte langsam vor sich hin, es klang Alles möglich, was ihm sein Sohn sagte. Außer der Uhr hatte man auch nur eine geringe Summe Geldes bei ihm gefunden, und der Stock war eigentlich der Hauptbeweis gegen ihn gewesen, da man den in dem Wirthshause, in welchem die Beiden übernachtet hatten, genau kannte. Und was jetzt? Wenn er selbst jenem Fremden im Leben wieder begegnet wäre und ihn erkannt hätte, wie konnte er nach den langen Jahren auf ihn schwören? Und selbst das angenommen, wie hätte er ihm je beweisen wollen, daß er die That verübt? Er wußte ja selber nicht einmal, ob er es gethan!

Die Kinder hatten der ganzen Erzählung, dem ganzen Gespräche mit scheuen Mienen zugehört; sie verstanden den Sinn nicht, aber sie fühlten trotzdem heraus, daß etwas Schweres und Furchtbares verhandelt würde, das man nicht stören dürfe. Jetzt erst, da das Gespräch in's Stocken kam, erinnerte sich Max an seinen Magen, denn das Essen war heute auf unverantwortliche Weise hinausgezögert worden. Wer von Allen, die Kinder vielleicht ausgenommen, dachte auch daran!

„Essen wir denn noch nicht bald, Grethe?" knurrte er und zupfte dabei die Tante an der Schürze.

„Das Kind hat Recht," sagte der Vater, welcher die Worte

gehört hatte; „laß das Essen hereinbringen, die Leute dürfen nicht so lange warten."

Das junge Mädchen verließ das Zimmer, um den Auftrag zu besorgen, und Karl's Blick haftete jetzt zum ersten Mal auf den Kindern.

„Und das ist die Bärbel?" sagte er, als er mit thränenden Augen das kleine Mädchen betrachtete. „Du großer Gott, sie wurde noch auf dem Arm herumgetragen, und den kleinen Burschen kenn' ich nicht einmal!"

„Es ist Deiner todten Schwester Lisbeth Kind, der Max. Wir haben ihn erst vor zwei Jahren zu uns genommen."

„Komm her zu mir, Max — willst Du nicht Deinem Onkel die Hand geben?"

„Nein," schrie der Knabe, „ich fürchte mich vor Dir!" — und barg dabei sein dickes, rothes Gesicht in der Großmutter Schürze.

„Und Bärbel kennt mich auch nicht mehr?"

Das kleine Mädchen wich ebenfalls scheu vor ihm zurück und hielt die Hände hinter sich, daß er keine davon ergreifen konnte.

Karl seufzte recht aus voller Brust, und still vor sich niedersehend, sagte er leise und kaum hörbar: „Oh, das thut weh, recht weh!"

„Bärbel, geh hin zu ihm," bat die Mutter.

„Nein, ich mag nicht!" rief das Kind verdrossen.

„Aber warum nicht, Herz?"

„Die Gesellen sagten heute Morgen, er wäre im Zuchthaus gewesen!"

„Bärbel, um Gottes willen!"

Gretchen kam wieder herein; sie trug die Suppe auf, sah aber todtenbleich aus.

„Kommen die Leute?" fragte der Vater eintönig.

„Nein, Vater; ich — ich soll ihnen ihr Essen in die Werkstatt geben."

„In die Werkstatt?" rief der Meister auffahrend — „weshalb?"

Karl warf sich auf den Stuhl am Tische nieder und stützte sein Gesicht in beide Hände.

Der Tischlermeister nahm seine Unterlippe zwischen die Zähne — er hatte jedenfalls ein hartes Wort auf der Zunge, aber er bezwang sich. „Gut,“ sagte er nach einer kleinen Pause, die er aber brauchte, um die Worte heraus zu bringen — „gut, trage ihnen das Essen heute hinaus, und morgen...“

Er stand neben dem Sohne, der noch immer regungslos in seiner Stellung verharrte; nur das convulsivische Zittern seines Körpers verrieth, daß Leben in ihm sei.

„Karl!“ sagte er plötzlich mit nicht so lauter Stimme — der junge Mann rührte sich nicht — „Karl!“

Karl hob scheu den Kopf zu ihm empor — da breitete der alte Mann die Arme nach ihm aus.

„Vater!“ schrie Karl und sprang in die Höhe.

„Junge, Kind!“ rief der Alte noch einmal, und fest, fest umklammerten sich die beiden Männer und hielten sich so umschlungen.

3.

Bei Oberstlieutenants.

Nicht sehr weit vom alten städtischen Markte, am sogenannten Brink, einer etwas gebogenen Straße des überhaupt alterthümlichen Ortes, stand die Hofapotheke, ein zweistöckiges, nicht unansehnliches Gebäude, dessen Parterrelocal der Besitzer selber, Hofapotheker Semmlein, bewohnte, während er die oberen Etagen an verschiedene Parteien ausgemiethet hatte — gehörte ihm doch auch das Nachbarhaus, wo er sich mit seinem Laboratorium und Droguenlager ausbreiten konnte.

Rhodenburg war allerdings, wie schon erwähnt, keine wirkliche Residenz, in welcher der Hof seinen bleibenden Aufenthalt nahm, aber das verhinderte keineswegs, daß man die Titel: Hoftapezier, Hoffleischer, Hofschlosser 2c. 2c. über einer großen Anzahl von Werkstätten sah, während Ausschnitthand-

lungen, Weingeschäfte, Krämer und Gott weiß wer sonst noch auf ihren Schildern und unter dem oft in Holz geschnitzten und bunt bemalten Landeswappen die wohlklingende, wenn auch sonst nichts bedeutende Aufschrift trugen: „Hoflieferanten".

In der ersten Etage der Hofapotheke wohnte der Oberstlieutenant von Klingenbruch mit seiner Familie, seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern, Henriette und Flora. Henriette mochte neunzehn, ihre jüngere Schwester siebzehn Jahre zählen, und beides waren ein paar wirklich hübsche Mädchen: Henriette mit prachtvoll dunkelm, kastanienbraunem Haar und blauen Augen, was ihr einen ganz eigenen Reiz verlieh, Flora mit einem allerliebsten, fast noch dunkleren Lockenköpfchen und dunkeln Augen. Beide junge Damen schauten denn auch mit voller, ungetrübter Lebenslust in die Zukunft hinein, denn bis jetzt sahen sie nur Rosen auf ihrem Pfade und hatten ja noch auf keinen einzigen Dorn getreten — es ging sich da gar so hübsch!

Ihre Eltern besaßen allerdings nur ein sehr geringes, kaum nennenswerthes Vermögen und lebten außerdem von der auch nicht besonders hohen Gage des Vaters — wahrlich keine Kleinigkeit mit zwei erwachsenen Töchtern, wo der Anstand außerdem, bei fast unnatürlich gestiegenen Bedürfnissen, noch gewahrt werden mußte. Aber einen Zuschuß fanden sie glücklicher Weise bei einer leider bürgerlichen Tante, die noch dazu einen vollkommen unaristokratischen Namen trug — einer verwittweten Mäusebrod. Diese half wenigstens den jungen Damen mit einem kleinen Taschengeld aus, hatte es aber schon außerdem offen ausgesprochen, daß Henriette wie Flora, wenn Gott sie einst zu sich nähme, ihre Universal-Erbinnen werden sollten. War sie doch die Schwester des alten Oberstlieutenants, die aber als armes adeliges Fräulein einen schon ziemlich bejahrten, aber reichen Kaufmann geheirathet und ihn nach sehr kurzer Ehe durch den Tod wieder verloren hatte.

Henriette und Flora behaupteten in der Wohnstube, jede mit ihrem Nähtisch, die beiden Fenster und arbeiteten augenblicklich, wenigstens der Form nach, an einer für die Tante bestimmten Stickerei, da deren Geburtstag in die nächste Zeit fiel. Ihre Blicke glitten aber doch viel häufiger, als sich das

mit der Arbeit eigentlich vertrug, nach der Straße hinüber, und die Aussicht dorthin war in der That fesselnd genug.

Gerade ihnen gegenüber, nur ein ganz klein wenig zur Rechten, stand ein eigenthümlich gebautes Erkerhaus vollkommen frei auf der andern Seite der Straße, aber doch in der richtigen Front, aus der es nur im obern Stock um etwa zwei Fuß vorsah und dadurch ein Erker- oder ziemlich breites Eckfenster bildete.

Unten darin, mit einem ähnlichen Eckfenster, einem Lieblingssitz der Gäste, lag eins der bedeutendsten Cafés der Stadt, das besonders von den Officieren frequentirt und von diesen auch zuletzt einfach im „Eckfenster", wo man sich gewöhnlich traf, genannt wurde. Danach bekam dann natürlich das ganze Haus mit der Zeit den Namen.

Das „Eckfenster" hatte nun allerdings die volle Aussicht nach allen benachbarten Häusern hin, da aber die Seitenwände des Hauses schräg lagen, so gewann man von gegenüber dadurch nichts, denn die Scheiben blitzten zu sehr. Nur die eigentliche schmale Front, das wirkliche Eckfenster, lag den Blicken der Nachbarschaft offen und bot besonders durch das von bunten Uniformen belebte Café den interessantesten Anblick.

Ueber dem Café in der ersten Etage des Eckhauses wohnte ein alter Notar, Püster mit Namen, der, hier in Rhodenburg geboren, den größten Theil seines Lebens in fremden Ländern zugebracht. Erst seit einer Reihe von Jahren war er zurückgekehrt, und die Zeit war vollkommen genügend gewesen, ihm einen Namen in seinem Fache nicht allein in Rhodenburg, sondern auch selbst in größeren Städten zu machen. Er galt für einen der geschicktesten Juristen Deutschlands. Uebrigens war er ein eigenthümlich verschlossener Mann, der nicht gern mit der Außenwelt in Form größer Gesellschaften oder geselliger Vereine verkehrte, und sein Eckfenster war ebenfalls durch eine große, wohl sehr dünne, aber doch nicht von außen durchsichtige Gardine verzogen, so daß man ihn eigentlich nur dann zu sehen bekam, wenn er selber es für gut hielt, den Kopf heraus zu strecken.

Die beiden jungen Fräulein von Klingenbruch hatten ihre Plätze an den beiden verschiedenen Nähtischen inne, während

die Mutter unfern davon in einem Fauteuil lehnte und einen Roman las.

„Da ist er wieder," sagte Flora, die über ihre Stickerei hin einen Blick nach dem Eckhause geworfen hatte, „er geht heute nicht von dem Fenster weg; ich sage Dir, Jettchen, mir wird der Mensch ordentlich unheimlich, und ich mag den Kopf gar nicht mehr dorthin wenden."

„Ach, Du bist ein Kind," sagte Jettchen, die aber ebenfalls hinübersah — „was geht uns der alte, unangenehme Mann an! Du mußt nur gar nicht thun, als ob Du ihn siehst, dann bekommt er es von selber satt."

„Von selber satt?" wiederholte Flora. „Wie eine Spinne in ihrem Netze, so hockt er den ganzen Tag da drüben in seinem Zimmer, daß man gar nicht wissen kann, was er vorhat, und nur manchmal schiebt er die Gardinen ein wenig zurück, so daß eben die unheimlichen Augen dahinter hervorfunkeln, und spionirt dann im Nu die ganze Nachbarschaft ab."

„Wenn es mich genirte, ließ ich meine Rouleaux nieder," sagte Jettchen.

„Aber dann kann man selber nichts sehen," rief Flora, „und manchmal..." — Sie schwieg plötzlich, und als Henriette den Blick zu ihr hinüberwarf, sah sie, daß Flora tief erröthete und sich leise nach der Straße zu verbeugte. Unten aber, gerade jetzt am Café vorüber, schritt ein junger, bildhübscher Mann in einem kurzen schwarzen Sammetrocke, mit langem lockigen Haar und einen breiträndigen schwarzen Filzhut auf — jedenfalls ein Künstler und wahrscheinlich ein Maler — vorüber und grüßte achtungsvoll hinauf.

Auch Henriette dankte, denn man konnte nicht genau unterscheiden, welcher der beiden Damen der Gruß galt — wahrscheinlich allen zweien. Die Mädchen äußerten übrigens kein Wort über den jungen Herrn da unten; vielleicht genirte sie die Mutter, als diese jetzt plötzlich ruhig sagte:

„Das ist in der That ein höchst unangenehmer Mensch und mir auch schon lästig gefallen — aber was will man machen!"

Die Blicke der beiden Schwestern begegneten sich; ihre

Gedanken waren in diesem Moment unstreitig bei etwas Anderem gewesen. Sie hatten sicher vergessen, über was sie noch kurz vorher gesprochen. Nur ein leises, halbverstohlenes Lächeln zuckte über ihre hübschen Gesichter, und Henriette sagte endlich:

„Von wem sprichst Du, Mutter?"

„Von wem ich spreche?" wiederholte diese erstaunt, indem sie ihr Buch sinken ließ. „Nun, spracht Ihr denn nicht von dem Alten da drüben, der fortwährend hinter der zusammengerafften Gardine nach der ganzen Nachbarschaft ausspäht?"

„Ach ja — gewiß!" rief Flora und war über und über roth geworden. „Es ist ein Advocat, nicht wahr?"

„Gewiß, und unser Doctor Potter meinte neulich sogar, daß es ein sehr geschickter Jurist, aber auch ein absonderlicher Kauz wäre. Im Hause bei sich hat er wenigstens nur die alte Köchin und den kleinen buckligen Menschen, der immer mit den großen blauen Heften unter dem langen Arm herumläuft. Wen grüßest Du denn da, Jettchen?"

„Oh," erwiderte die Tochter und wandte den Kopf dem Fenster zu, „es war nur der Lieutenant von Wöhfen, mit dem ich auf dem letzten Officierball ein paar Mal getanzt habe! Er ritt gerade vorüber..."

„Ein hübscher Mensch," sagte die Mutter, „aber blutarm."

„Nun, mit der Schönheit geht es ebenfalls," lachte Henriette, aber doch etwas erzwungen; „er ist aber sehr lebendig und erzählt gern..."

„Und so fade," bemerkte Flora.

„Nun, es giebt fadere Menschen," entgegnete die Schwester, aber doch wohl von der Bemerkung ein wenig unangenehm berührt. Das Gespräch schien ihr überhaupt nicht recht zu passen, und sie gab ihm rasch eine andere Wendung. „Da drüben fängt die Sängerin wieder an," sagte sie; „was die für eine merkwürdig starke Stimme hat!"

„Ja," sagte Flora, „sie schreit, daß man es auf dem Markte hören kann, und dabei reißt sie auch noch die Fenster auf!"

„Du lieber Gott," meinte die Frau Oberstlieutenant achselzuckend, „den Damen vom Theater liegt ja eben daran, daß sie gehört werden!"

„Aber die Nachbarschaft brauchte sich das nicht gefallen zu lassen,“ bemerkte das jüngere gnädige Fräulein.

„Aber sie singt wunderhübsch,“ sagte Henriette.

„Ich kann die freche Person nicht leiden,“ warf Flora ein; „es ist auch immer rücksichtslos, sich so hören zu lassen.“

„Sag' einmal, Mama,“ unterbrach sie hier Henriette, „wer wohnt uns denn schräg gegenüber in dem Eckhause an der andern Seite des Gäßchens, nach rechts zu? Es ist ein wenig zu weit, um es von hier aus genau zu erkennen, aber ich sehe da immer Morgens eine wunderliche Gestalt in einem grellrothen Schlafrocke und mit einem vollständig von Papilloten bedeckten Kopfe — es muß aber schon ein ältlicher Herr sein.“

Die Mutter hatte schon ihr Buch wieder aufgenommen und ihre Lectüre fortgesetzt. „Das ist, glaub' ich, der hiesige Theaterdirector,“ sagte sie; „es muß ein wunderlicher Kauz sein, der Doctor erzählte neulich von ihm...“

„Und unter der Sängerin, links vom Café?“

„Das weiß ich nicht, Kind,“ sagte die Frau Oberstlieutenant; „erstlich wohnen wir hier ja noch gar nicht so lange, und dann — was gehen uns auch die fremden Menschen an! In einer größeren Stadt bekümmert man sich nicht einmal um die Leute, die mit uns unter Einem Dache wohnen, viel weniger um solche über der Straße drüben. Aber was ich gleich sagen wollte — Ihr habt Eure Tante die ganze Woche noch nicht besucht, und Ihr wißt, wie sehr der Vater darauf hält.“

„Aber, Mama, was sollen wir dort?“ rief Henriette und zog das kleine Mündchen trotzig zusammen. „Es ist eine so wunderliche alte Frau, und wir sitzen da immer wie auf der Anklagebank, nur ihre Strafreden und Bemerkungen anzuhören! Ueber jede Schleife, jedes Band, das wir tragen, hat sie etwas zu erinnern, es ist ihr Alles zu auffallend, zu herausfordernd, wie sie sich auszudrücken beliebt, und wir können doch wahrhaftig nicht wie die barmherzigen Schwestern herumlaufen!“

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter langsam und mit Be-

tonung jedes einzelnen Wortes, „das verstehst Du nicht; es schickt sich aber. Deines Vaters Schwester hat allerdings ihre Eigenheiten…“

„Du kommst ihr auch nicht zu nahe, Mama,“ warf Flora ein.

„Weil ich — weil wir Beide eigentlich nicht so recht zusammen passen,“ erwiderte in einiger Verlegenheit die Mutter.

„Aber genau dasselbe ist ja auch mit uns der Fall.“

„Ihr habt aber trotzdem große Verpflichtungen gegen sie,“ fuhr die Mutter fort, „ja, werdet später noch viel mehr haben — wenn Ihr Euch eben ordentlich danach betragt. Die kleine Unannehmlichkeit, Euch jetzt ihren Launen ein wenig zu fügen, könnt Ihr Euch dann schon gefallen lassen und sie ertragen.

„Kleine Unannehmlichkeit, Mama?“

„Sie läßt sich ertragen,“ erwiderte die Frau Oberstlieutenant, „und wenn Ihr erst einmal älter werdet, tritt solcher Zwang wohl noch schärfer an Euch heran.“

„Sag' einmal, Mama,“ fragte Henriette, „was für ein Mann war denn eigentlich der alte Mäusebrod — ein ganz schrecklicher Name! Die Tante erwähnt ihn nie, und der Vater scheint auch nicht viel von ihm wissen zu wollen.“

Die Mutter zuckte mit den Achseln. „Es mag wohl keine sehr glückliche Ehe gewesen sein,“ sagte sie. „Er war sehr reich, aber auch sehr kränklich und dadurch vielleicht voller Launen, soll die Tante auch nicht besonders behandelt haben.“

„Wie alt ist die Tante, Mama?“ fragte Flora, und Henriette richtete ihre Augen ebenfalls auf die Mutter, als ob sie die Frage mit thäte.

„Ach, so alt gerade noch nicht,“ sagte diese, vielleicht demselben Ideengange folgend, „und so rüstig ja dabei, daß sie noch lange leben kann! Sie muß etwa im Anfange der Sechsziger sein.“

„Das ist freilich noch sehr jung,“ bemerkte Flora treuherzig, und Henriette konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Nun, so sehr jung doch auch nicht mehr,“ sagte sie; „wir sind jünger. Aber mit der versprochenen Erbschaft, Mama, da wir jetzt doch einmal unter uns sind, liegt mir,

wie es scheint, die Sache noch in weitem Felde. Erstlich können wir selber darüber alt und grau werden, und dann — wer weiß, ob nicht auch am Ende noch etwas dahinter steckt."

„Dahinter steckt?" fragte die Mutter. „Wie meinst Du das?"

„Ich habe neulich einmal einen Roman gelesen," sagte das junge Mädchen, indem sie dabei sehr nachdenklich mit dem Kopf nickte, „wo sich ein alter Herr von seinem Neffen mit dem Versprechen einer sehr großen Erbschaft bis zu seinem Tode pflegen ließ und den armen jungen Menschen bis zum Aeußersten dabei quälte. Wie er starb, fand man, daß er gar nichts hinterlassen hatte, denn selbst sein Silberzeug war unächt, und der große eiserne Geldschrank enthielt nichts als Liqueurflaschen."

„Aber, Henriette," rief die Mutter vorwurfsvoll, „Du traust doch Deiner eigenen Tante nicht etwas Derartiges zu?"

„Das war auch der eigene Onkel, Mama..."

„Aber ein Roman, eine erdichtete Geschichte, Kind, die nie im Leben wirklich passirt ist."

„Wer kann's wissen!" antwortete achselzuckend das junge Mädchen. „Es sollen im wirklichen Leben viel wunderlichere und merkwürdigere Dinge vorfallen, als sie nur irgend ein Mensch erfinden könnte."

„Und was sollte die Tante dabei haben? Nur daß Ihr sie dann und wann einmal besucht? Denn zu uns kommt sie doch selten genug, und sie ist immer so freundlich und liebevoll gegen Euch..."

„Wenn wir dort sind," sagte Flora, „so thut sie weiter nichts, als daß sie auf die Männer schimpft und kein gutes Haar an irgend einem von ihnen läßt. Was sie nur dabei haben mag?"

„Sie hat wohl bittere Erfahrungen in ihrem Leben gemacht," sagte die Mutter seufzend. „Es giebt nicht lauter so gute Männer, wie Euer Vater ist."

„Aber der Tante Aeußerungen nach," sagte Flora eifrig, „wären es alle lauter Ungeheuer, die nur ein armes Mädchen hinterlistig in den Ehestand verlockten, um ihre Frau dann langsam zu Tode zu quälen. Papa hat Dich aber nicht zu

Tode gequält und der Herr Mäusebrod die Tante auch nicht; er ist todt und sie lebt noch und sieht mir auch überhaupt gar nicht so aus, als ob sie je schlecht behandelt wäre oder sich auch hätte schlecht behandeln lassen."

„Flora," rief die Frau Oberstlieutenant in einem halb vorwurfsvollen Tone, „es ist Deine Tante!" — setzte dann aber ruhiger hinzu: „und ich glaube und hoffe, daß Ihr Beide vernünftig genug seid, einer alten Frau eine vielleicht etwas überspannte Ansicht nachzusehen. Sie meint es mit Euch jedenfalls gut, und wenn Ihr meinem Rathe folgt, so setzt Ihr die Achtung und Liebe, die Ihr ihr schuldet, nie außer Augen. Wie wäre es, wenn Ihr noch vor Tische einen Spaziergang zu ihr machtet? Das Wetter ist freundlich, und es dauert noch wenigstens eine Stunde, ehe wir essen."

„Ach ja, Jettchen, laß uns gehen!" rief Flora, die eben wieder einen Blick durch das Fenster geworfen und auf's Neue den jungen Herrn mit dem schwarzen Sammetrock da unten entdeckt hatte. „Die Luft ist gar zu schön, und wir müssen uns ja doch noch etwas von dem Band holen! Es fehlen noch wenigstens sechs bis acht Ellen!"

„Nun, ich habe nichts dagegen," erwiderte Henriette, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, „dann ist es wieder auf einige Tage abgemacht."

„Pfui, schäme Dich, Jettchen!" rief die Mutter.

„Nun, ein Vergnügen kannst Du es doch nicht nennen, Mama," entgegnete die zärtliche Nichte, indem sie die Oberlippe ein wenig emporzog; „ich thue es auch wirklich nur Dir und dem Papa zu Liebe."

„Dann dürfen wir aber unsere neuen Hüte nicht aufsetzen, Hetty," sagte Flora, die Schwester noch mit ihrem Kindernamen nennend, „oder die Tante hält uns wieder eine ellenlange Strafpredigt."

„Na, das fehlte mir auch noch, daß ich deshalb gerade mit dem alten Deckel über die Straße ginge!" lautete die Antwort. „Wir müssen doch anständig aussehen und nicht wie die Vogelscheuchen!"

„Die Tante sagt immer," lächelte Flora, „daß die jungen

Mädchen zu ihrer Zeit ganz anders gewesen wären wie jetzt — ob das wohl wahr ist, Mama?“

„Inwiefern anders, Kind?“

„Nun, nicht so putzsüchtig, wie sie es nennt, und die Moden, meint sie, wären auch nicht so verrückt gewesen — aber weißt Du, Hetty, das Blatt, welches wir neulich hatten, in dem die alten Modenbilder standen — wenn ich mir die Tante in einem solchen Aufzug denke — hahahaha!“

„Anständig und seinem Stande entsprechend muß man sich immer kleiden,“ sagte die Mutter mit Würde; „die Tante geht darin jedenfalls ein wenig zu weit, aber sie meint es doch gewiß gut.“

„Da drüben steht der Alte wieder am Fenster,“ sagte Henriette, die gerade vor dem zwischen den Fenstern befindlichen Spiegel ihre Toilette beendet hatte und den Blick über die Straße warf. „Wahrhaftig, Mama, er hat ein Opernglas — das ist aber wirklich unausstehlich! Der spionirt ja die ganze Nachbarschaft ab! Jetzt guckt er nach dem Hause da drüben hinüber!“

„Zeigt ihm nur um Gottes willen nicht, daß Ihr auf ihn achtet!“ sagte die Mutter. „Eine kleine Unannehmlichkeit hat jede Wohnung, und diese ist sonst in jeder Hinsicht angenehm und passend für uns; daß wir eine so unbedeutende Nachbarschaft auch wohl ertragen können.“

„Also Adieu, Mama!“

„Adieu, Kinder — kommt mir nur nicht zu spät zum Essen.“

„Nein, gewiß nicht — aber da ist der Papa schon — guten Tag, Papa!“

„Guten Tag, Kinder, guten Tag!“ rief der Oberstlieutenant, der eben in die Thür trat. „Wohin soll es denn noch gehen? Ein Spaziergang?“

„Wir wollen einen Besuch bei der Tante machen.“

„Das ist recht, Kinder, das ist recht,“ sagte der Vater vergnügt und schien Lust zu haben, sich die Hände zu reiben, woran er jedoch durch den Helm in der einen und ein Paket Schriften in der andern Hand verhindert wurde — „aber,“ setzte er plötzlich hinzu, „Ihr werdet sie wahrscheinlich nicht zu Hause treffen; ich bin ihr vorhin begegnet.“

„Das schadet dann nichts, Papa," lachte Flora, „sie erfährt doch jedenfalls, daß wir dagewesen sind!" — und die beiden jungen Damen huschten die Treppe hinab.

Der Oberstlieutenant war eine sehr kleine und etwas sehr corpulente Gestalt, die eigentlich gar nicht so recht in eine Uniform hineinpaßte und auch nicht das geringste Militärische an sich hatte. An den sehr kurzen Beinen rutschten ihm außerdem auch die Höschen noch immer etwas zu viel hinauf, und die Straßenbrut machte sich sogar nicht selten über ihn lustig. Im activen Dienst stand er auch nicht mehr, sondern wurde nur im Kriegs-Ministerium noch verwandt, wo man seine nicht unbedeutenden Kenntnisse benutzte und außerdem so wenig Staat als möglich mit ihm machte.

„Du kommst ja heute recht früh," sagte seine Gattin, ohne einen weiteren Gruß für nöthig zu halten, „wie ist denn das? Sonst wird ja das Bureau immer erst um zwölf Uhr geschlossen."

„Wir haben heute großes Scheuerfest im Bureau," lächelte der kleine Mann vergnügt vor sich hin, während er der Gattin freundlich zunickte und seinen Helm auf den nächsten Stuhl, seine Papiere auf die nächste Commode legte, „auch den Nachmittag frei, das sind so Lichtblicke im Bureauleben, Schatz."

„So?" sagte die Frau Oberstlieutenant, ohne jedoch den freundlichen Blick zu erwidern, „und wenn zu Hause gescheuert wird, so ziehst Du jedesmal ein Gesicht, als ob Dir das größte Unrecht der Welt geschähe."

„Ja, liebes Kind," lächelte ihr Gatte, aber doch etwas verlegen dem sehr bestimmt auftretenden Wesen seiner schöneren Hälfte gegenüber, denn der Vorwurf war eigentlich gerechtfertigt und ließ sich nicht fortleugnen, „aber zu Hause ist das auch etwas Anderes, denn hier habe ich gerade meinen Ruhepunkt, auf den ich mich, wenn äußerlich belästigt, in Frieden zurückziehen kann."

„Und das nennst Du also eine Belästigung, wenn Dir daheim die eigene Wohnung reinlich gehalten wird?"

„Ich sage ja nichts darüber," lenkte der Oberstlieutenant vorsichtig ein, denn das war ein Capitel, in das er sich nicht

gern wagte, da er schon so oft den Kürzeren dabei gezogen. „Du hast mich ganz falsch verstanden, mein Herz.“

„Ich kenne Dich,“ brummte jedoch seine Gattin; „wo nur irgend etwas in der Wirthschaft vorkommt, was Dich im Geringsten genirt, so ist es Dir gleich nicht recht.“

„Aber ich sage ja kein Wort mehr.“

„Ich brauche Dich nur anzusehen, so weiß ich schon, woran ich bin. Aber wenn Ihr heute keinen Bureautag gehabt habt, wo bist Du denn da so lange gewesen?“

„Ich habe bei dem schönen Wetter einen Spaziergang gemacht, mein Herz, und war dann einen Augenblick bei Baumanns drüben, um ein paar Zeitungen zu lesen.“

Die Frau Oberstlieutenant seufzte recht tief auf. „Also wieder im Bierhaus!“ sagte sie. „Du weißt doch, Heinrich, wie oft ich Dich gebeten habe, solche Plätze nicht zu frequentiren.“

„Aber, liebes Herz, es ist ein sehr anständiger Platz. Alle Officiere besuchen ihn.“

„Weil ihnen das junge, freche Geschöpf darin gefällt,“ sagte die Dame mit Entrüstung. „Du aber, in Deinem Alter, gehörtest dort, meiner Meinung nach, nicht hinein.“

Der kleine corpulente Oberstlieutenant von Klingenbruch hatte in seinem ganzen Wesen wohl etwas sehr Gemüthliches, aber keineswegs viel Altadeliges, und kein Mensch hätte leichter als er z. B. als würdiger Bäcker- oder Fleischermeister incognito reisen können. Er war auch in der That von Herzen kein wirklicher Aristokrat, und nur seine Gattin hielt ihn noch, und manchmal wirklich mit Mühe, zu einem höheren Aufschwung seiner selbst an, der aber dann immer von Zeit zu Zeit einer Auffrischung bedurfte. Hauptsächlich aber lag ihm daran, den Hausfrieden zu erhalten, und mit beruhigender Stimme sagte er:

„Aber, bestes Kind, Du nimmst die Sache zu schwer, ich gehe ja auch so selten hin. Weißt Du übrigens, wer hier neben uns eingezogen ist? Wie neulich die schönen Möbel in das Haus hier nebenan über der kleinen Gasse drüben eingetragen wurden, zerbrachen wir uns doch die Köpfe darüber, wer das sein könnte.“

„Nun, und wer ist das?“ fragte die Frau Oberstlieutenant, die darüber glücklicher Weise das andere Capitel vergaß.

„Der Herr von Schaller, der früher draußen vor dem Waldhofer Thor wohnte und mit dem wir eigentlich nie zusammen kamen, und doch ist er ein alter Jugendfreund von mir. Wir standen auch einmal in einem Regiment, aber er quittirte den Militärdienst. Es war ein etwas flotter Gesell und zog sich später nach Berlin zurück.“

„Ist er verheirathet?“

„Gewiß; er hat auch eine erwachsene Tochter, das wäre vielleicht ein Umgang für Hetty und Flora.“

„Und hat er jetzt noch eine Charge?“

„Ja, mein Schatz, danach habe ich ihn noch nicht einmal fragen können; er kam gerade von Bau — hm, ja, von Baumanns heraus, als ich hineinging, und wir wechselten nur eine kurze Begrüßung mit einander.“

„Die Etage da drüben ist brillant eingerichtet,“ sagte die Frau Oberstlieutenant, „die Fenster standen gestern auf, es wurde gerade rein gemacht. Das müssen sehr reiche Leute sein.“

„Hm,“ murmelte der Oberstlieutenant, der an seine eigene gute Stube oder sein Empfangszimmer, wie es seine Frau nannte, dachte, in das er das ganze Jahr kaum zweimal hineinkam, während ihn die Möbel da drinnen fast eben so viel Geld kosteten, als seine ganze übrige Einrichtung. „Der Schein trügt manchmal. Früher fehlte es immer am Besten, aber er wird wahrscheinlich eine reiche Frau bekommen haben, und seiner ganzen äußern Erscheinung wenigstens nach muß es ihm gut gehen.“

„Und der besucht auch das Bierhaus?“

„Ich sage Dir ja, man findet dort eine ganz ausgewählte Gesellschaft.“

„Ausgewählt! Ja, darin will ich Dir Recht geben,“ bemerkte seine Frau mit einem ganz besondern Nachdruck auf das Wort, „aber, was ich Dir eigentlich noch sagen wollte, Heinrich, wir sind hier gerade unter uns, und ich möchte eine Frage an Dich richten, einen Rath von Dir.“

„Von *mir*? Gewiß, mein Herz,“ sagte der Oberst-

lieutenant gespannt, denn um seinen Rath wurde er sonst nur dann in häuslichen Angelegenheiten gefragt, wenn er zu einer außergewöhnlichen Ausgabe Geld hergeben sollte. Uebrigens war augenblicklich jede Unterhaltung wünschenswerther, als die über das besprochene Bierhaus, dessen Erwähnung er so unbedachter Weise wieder herbeigeführt.

„Die Kinder,“ sagte seine Gattin, „sprachen vorher so untereinander, und eine hingeworfene Bemerkung über die Tante, Deine Schwester, die vielleicht nicht einmal so gemeint war, hat mich doch beunruhigt.“

„Eine Bemerkung, mein Schatz?“

„Sag' einmal, Heinrich,“ fuhr die Frau Oberstlieutenant nach einer kurzen Pause fort, „bist Du über die Vermögensverhältnisse Deiner Schwester genau unterrichtet?“

„Ich! Ueber Sibyllens Verhältnisse? Wie meinst Du das, Schatz?“

„Nun, ich meine, ob Du bestimmt weißt, daß sie ein bedeutendes Vermögen besitzt,“ ging die Frau Oberstlieutenant direct, wie ein wirklicher Oberstlieutenant, auf ihr Ziel los, „denn wir unter uns können darüber sprechen.“

„Aber wie kommst Du nur zu der Frage?“

„In sehr natürlicher Art. Es ist nun einmal Deine Schwester, wenn sie sich auch nicht gerade schwesterlich beträgt. Gegen die Kinder ist sie wenigstens gut, und ich bin deshalb auch selber dafür, daß diese ihr die nöthige Aufmerksamkeit erweisen. Sie hat ja auch versprochen, ihrer später noch reichlicher zu gedenken; bist Du — bist Du aber auch gewiß, daß sie wirklich die Mittel dazu besitzt?“

„Die Mittel?“ fragte der Oberstlieutenant, der noch immer nicht recht begriff, wo hinaus sie eigentlich steuerte.

„Du bist aber auch heute gerade wie vor den Kopf geschlagen,“ sagte seine zärtliche Gattin, „das kommt von dem vielen Biertrinken. Ich meine, ob sie wirklich ein so bedeutendes Vermögen besitzt, daß unsere Töchter — einmal später ...“

„Aber, liebes Herz,“ sagte der Oberstlieutenant erstaunt, „darüber waltet ja doch gar kein denkbarer Zweifel. Mäusebrod hatte ein sehr großes Geschäft und war ein sehr tüchtiger

Kaufmann; Alles dabei in der besten Ordnung, und Sibylle bezieht an Renten etwa das Dreifache, was sie wirklich braucht. Sie hat unstreitig durch die Heirath ihr Glück gemacht. Die Kinder können doch nicht daran gezweifelt haben!"

„Nein, Gott bewahre!" wich die Frau aus. „Es war nur so eine hingeworfene Bemerkung Flora's, die sich auf einen Roman bezog und mich selber auf den Gedanken brachte. Aber was macht sie mit dem vielen Gelde, wenn sie dreimal mehr einnimmt, als sie selber braucht?"

„Sie ist sehr wohlthätig," bemerkte ihr Gatte, der genau wußte, wie seine Frau über seine Schwester dachte, und immer nur zu vermitteln hatte. „Sie interessirt sich besonders sehr für das Missionswesen in Afrika."

„Ja," nickte die Frau Oberstlieutenant, „der eine lange Schleicher mit der weißen Halsbinde rennt ihr fast das Haus ein, das weiß ich. Die gehen auch nirgends hin, wo sie nicht wissen, daß 'was zu holen ist, und wer kann sagen, ob sie nicht einmal später ihr Geld lieber den Hottentotten als unseren Kindern hinterläßt."

„Liebes Herz," erwiderte ihr Gatte, „einen solchen Verdacht solltest Du doch eigentlich nicht gegen sie aussprechen; sie hat allerdings ihre kleinen Schwächen, aber ..."

„K l e i n e Schwächen, Heinrich?" unterbrach ihn aber seine Gattin, die jetzt einmal in Zug kam, „nimm mir das nicht übel; es ist allerdings Deine leibliche Schwester, aber sonst auch ..."

„Veronica ..."

„Der größte alte Drache, den es auf der Welt giebt," fuhr jedoch die Frau fort, ohne sich aufhalten zu lassen. „Einmal läßt sie an keinem Menschen ein gutes Haar, frag' nur die Kinder selber, wenn Du mir nicht glauben willst, und dann ist sie von einer Aufgeblasenheit und einem Hochmuth, daß ich immer fürchte, ihre Nase kriegt einmal das Uebergewicht und drückt ihr den Kopf hinten hinüber. Und auf was ist sie stolz, frag' ich Dich? Es kann nur ihr Geld sein, und das ist das Erbärmlichste, auf das ein Mensch stolz sein kann. Ja, sogar auf uns guckt sie vornehm herunter, die Frau M ä u s e b r o d."

„Auf uns, Veronica?"

„Ja, auf uns," fuhr jedoch die Frau gereizt fort, „den Kindern predigt sie ewig Einfachheit und hat ihnen auch schon ein paar Mal zu verstehen gegeben, daß eine Familie, wie die unsere, mit so geringem Vermögen, eigentlich gar nicht daran denken dürfe, einen solchen Aufwand zu machen."

„Nun," sagte der Oberstlieutenant, der aber doch kaum einen leisen Seufzer unterdrücken konnte, wenn er auch nicht wagte, seiner Schwester in diesem Augenblick wirklich Recht zu geben, „einen solchen Aufwand machen wir doch eigentlich nicht, wenn wir auch vielleicht in manchen Dingen ..."

„Das ist ja auch gerade, was ich sage," rief die Frau, „und sie wahrhaftig hat sich doch darum am wenigsten zu kümmern."

„Aber sie hat die Kinder so lieb."

„Lieb? Die hat Niemanden lieb, als sich selber. Sie haßt alle Menschen, nur vielleicht die Hottentotten nicht, und das wird wohl gegenseitig sein. Ich glaube nicht, daß sie einen Freund in der ganzen Stadt hat."

„Aber Du bist doch immer so freundlich mit ihr, wenn Ihr einmal zusammen seid, was freilich selten genug geschieht."

„Weil ich sie nicht unnöthiger Weise vor den Kopf stoßen will," bemerkte seine Frau, „ich weiß wenigstens, was ich meinen Kindern schuldig bin. Ich sollte aber nur merken, daß sie falsches Spiel treibt!"

„Unsinn, Veronica," sagte der Oberstlieutenant jetzt, während er kopfschüttelnd, die linke Hand auf dem Rücken haltend, die rechte vorn in die Brust geschoben, im Zimmer auf und ab ging. „Wie Du nur auf solche Gedanken kommen kannst! Sie hat mir selber gesagt, daß sie ihr Testament gemacht und die Kinder, nach Abzug verschiedener Legate, zu Universalerbinnen eingesetzt habe."

„Und für wen hat sie Legate zu machen?" frug die Frau Oberstlieutenant, „wer steht ihr so nahe, als die Kinder ihres eigenen und einzigen Bruders? Legate für die Hottentotten vielleicht, und wie hoch belaufen sich die?"

„Ja, mein Herz," sagte ihr Gatte, „woher soll ich das

wissen? Das weiß Niemand als sie selbst und der Notar, der das Testament aufgesetzt hat."

„Und wer ist das?" fragte die Frau Oberstlieutenant rasch.

„Notar Püster."

„Püster? Ein entsetzlicher Name, und wo wohnt er?"

„Du kannst ihm in die Fenster sehen," erwiderte ihr Gatte, über die Straße deutend, „dort im obern Eckfenster, gerade über dem Café."

„Der entsetzliche Mensch, der den ganzen Tag fast nichts thut, als die verschiedenen Fenster seiner Nachbarschaft abspioniren? Die Kinder sind schon ganz außer sich über ihn."

„Aber wenn sie nicht eben so viel zu ihm hinüber guckten," lächelte der Oberstlieutenant, der dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben wünschte, „woher wüßten sie es denn?"

„Du glaubst wohl gar, die gaffen nach dem Herrn Püster hinüber?" sagte seine Frau beleidigt, „sollte ihnen doch einfallen! Aber glaubst Du nicht, Heinrich, daß man vielleicht von dem Manne..."

„Von welchem Manne, mein Herz?"

„Von diesem Herrn Püster, wie der schreckliche Mensch heißt, etwas — etwas Näheres über die Sache, über das Testament meine ich, erfahren könnte?"

Der Oberstlieutenant schüttelte mit dem Kopf. „Das ist Amtsgeheimniß, Veronica," sagte er, „er hat da einen Eid geleistet."

„Wenn man nur so ungefähr wüßte —"

„Er darf auch nicht einmal ungefähr darüber Andeutungen machen, oder er stände unter der größten Verantwortlichkeit; aber, was ich doch gleich sagen wollte, wo nur eigentlich die Mädchen bleiben; essen wir denn noch nicht bald? Ich fange wirklich an Hunger zu bekommen und der Tisch ist noch nicht einmal gedeckt."

Die Frau Oberstlieutenant klingelte. Das Dienstmädchen und zugleich Köchin kam herein und wurde beordert: „Decken". Es stand nun wohl Alles in der Stube, aber die gnädige Frau konnte natürlich nicht daran denken, selber mit Hand anzulegen; wofür war das Mädchen da? Das mußte freilich von

seiner Arbeit fort, und die beiden gnädigen Fräulein flanirten indessen.

Jetzt aber kamen sie die Treppe heraufgestürmt, den Apothekerlehrling unten im Hause rissen sie bald um, so daß ihnen dieser unter seinen struppigen Haaren hervor ganz verdutzt nachsah. Lachend und kichernd hüpften sie über den Vorplatz, sie schienen sich ganz vortrefflich amüsirt zu haben. Das erste Wort aber, mit dem sie in das Zimmer förmlich einbrachen, lautete: „Sie war nicht zu Hause!“ Sie, natürlich die Tante.

„Und habt Ihr Eure Karten abgegeben, Kinder?“

„Gewiß, Mama; aber wißt Ihr, wer gestern Nacht von seiner großen Reise hier in Rhodenburg angekommen ist? Ach, Hanna, ein Glas frisches Wasser!“

Das Mädchen mußte vom Decken fort, um das Verlangte zu holen.

„Trink nur nicht zu hastig,“ sagte die Mutter; „nun, wer denn?“

„Der junge Solberg; er soll ganz braun aussehen.“

„Ja,“ rief Flora, „und in der Stadt erzählen sie, er hätte eine Negerin geheirathet und brächte drei schwarze Kinder mit.“

„Du meine Güte!“ sagte die Frau Oberstlieutenant.

„Mir auch ein Glas!“ befahl Flora, als die Hanna mit dem Wasser kam, und sie mußte noch einmal hinaus.

„Und heimlich ist er angekommen,“ ergänzte Henriette, „seine Eltern wußten gar nichts davon, und über das Gartengitter ist er geklettert, ordentlich eingestiegen.“

„Und die Nacht hat er in einer Fuhrmanns-Wirthschaft, im Goldenen Löwen, logirt,“ sagte Flora.

„Und dritter Klasse ist er gefahren, weil er kein Geld mehr hatte,“ lachte Henriette; „rein der verlorene Sohn, Solbergs werden heute ein Kalb schlachten müssen.“

„Es ist doch erstaunlich!“ sagte die Mutter und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, „aber woher wißt Ihr das nur Alles, Kinder?“

„Wir trafen Bertha von Noltje auf der Straße und begleiteten sie ein Stück, die wußte Alles. Das soll eine schöne Scene im Hause gewesen sein, na das läßt sich denken! Franziska wird sich besonders freuen.“

„Er war immer ein Thunichtgut,“ nickte die Mutter, „aber was werden sie jetzt nur mit ihm anfangen?“

„Gott weiß es! Wie alt ist er eigentlich, Mama?“

„Ja, laß einmal sehen, mein Kind; wie er damals fortlief, war er gerade zwanzig Jahre alt, und das war an dem nämlichen Tage,“ setzte sie mit einem schweren Seufzer hinzu, „als das Kind, Dein seliger Bruder, starb. Den Tag vergess' ich nie, das waren gerade gestern zehn volle Jahre, ja, eine lange Zeit!“

„Und so lange hat er sich in der Welt herumgetrieben?“ sagte Flora.

„Ja, Kinder, aber jetzt laßt mir den jungen Vagabonden laufen,“ bemerkte der Vater, „und kommt zu Tische. Ihr habt uns so heute ein wenig warten lassen.“

Das Mädchen hatte, während die jungen Damen in allen Stadtneuigkeiten schwelgten und die Hüte und Shawls nur auf die nächsten Stühle abwarfen, den Tisch fertig gedeckt und das Essen hereingebracht, und die Familie setzte sich jetzt zu dem allerdings sehr frugalen Mahle nieder. Es bestand in der That nur aus einem einzigen kleinen Stück Fleisch für die vier Personen, etwas dünnem Gemüse und einem Glas einfachen Bieres für den Vater. Lieber Gott, der äußere Anstand mußte der Welt gegenüber gewahrt werden, und wo hätte man da überhaupt anders sparen können, als am Essen und an der Wäsche. Das sah ja Niemand, denn über Tisch nahm die Familie nie Besuch an.

4.

Das Eckhaus.

Auf dem Brink in Rhodenburg, der Apotheke fast gerade gegenüber, stand jenes schon früher erwähnte Eckhaus, das man aber kaum ein Eckhaus nennen konnte, da es, fast allein

stehend, in eine stumpfe Spitze nach dem Brink zu auslief und eine Straße an jeder Seite hatte. Ja selbst im Rücken wurde es durch eine kleine Quergasse, den sogenannten Geistersteg, von den dahinter liegenden Gebäuden getrennt, so daß es vollkommen isolirt von allen übrigen Häusern blieb.

Gerade voraus, der abgestumpften Spitze gegenüber, die genau nach Westen zeigte, also ebenfalls nach Westen zu, lief eine sehr kleine, enge Gasse, die sogenannte Rosentwete, sie mochte kaum mehr als sechs Schritt breit sein, die rechte Ecke daran bildete die Hofapotheke, die linke ein ebenfalls hübsches, aber nur zweistöckiges Haus. Links von diesem wieder lag die Hauptgasse, die man aber auch noch recht gut von hier aus übersehen konnte.

Die beiden, vom Brink ab schräg an dem einzelstehenden Hause hinlaufenden Gassen hießen links die Bären-, rechts die Mühlgasse, waren aber ebenfalls nicht breit, und von dem Eckhaus aus konnte man also auch nach Nord und Süd zu die gegenüberliegenden Gebäude vollständig überblicken, ja ihnen in die Fenster hineinsehen.

Das alte, wunderlich gebaute und vorn an der stumpfen Spitze mit reicher Steinhauerarbeit gezierte Haus lag solcher Art wie eine Warte zwischen den übrigen Gebäuden, und im vorigen Jahrhundert sollte auch einmal eine Spukgeschichte damit in Verbindung gestanden haben, wonach wohl die Gasse dahinter der Geistersteg genannt wurde. Jetzt freilich waren so viele Jahrzehnte darüber hingegangen, daß sich selbst die Sage so ziemlich verloren hatte oder doch nur ganz unbestimmt in der Erinnerung alter Bewohner von Rhodenburg eine kümmerliche und durch jeden Todesfall mehr bedrohte Existenz fristete. Stand es früher vielleicht einmal eine Zeit unbewohnt, so fürchtete sich jetzt kein Mensch mehr vor den neu hergerichteten Räumen, und das Parterrelocal entsprach sogar mit seinen großen Spiegelscheiben, brillanten Gaskronleuchtern, eisernen Tischen mit Marmorplatten und einem glänzenden Buffet den erhöhten Ansprüchen der Neuzeit und machte dadurch all' den übrigen ähnlichen Wirthschaften, besonders für die höhere Gesellschaft, eine gefährliche Concurrenz.

Das ganze Aeußere des Hauses machte durch den unten

neu angelegten Luxus, während oben noch die Jahrhunderte alte solide Steinarbeit darüber hinausragte und große eiserne, jetzt abgeleitete Dachrinnen in Drachenform ein Stück vom Dach abstanden, einen merkwürdigen Eindruck, und Fremde besonders verfehlten nie, es aufzusuchen.

Die erste Etage dieses Eckhauses bewohnte, wie schon erwähnt, ein Notar, der unten in der Bärengasse, wo sich der Eingang zu den oberen Stockwerken befand, ein einfaches Porzellanschild mit der Inschrift hatte: „Püster, Advocat und Notar."

Selbst der Vorname fehlte; keine Andeutung war dabei gegeben, ob der Mann Doctor sei oder nicht, oder sonst einen andern Titel führe; und doch wußte man in ganz Rhodenburg schon längere Zeit, daß dieser einfache Püster ein ganz vortrefflicher Advocat sei, der die schwierigsten und verwickeltsten Fälle mit einem fast wunderbaren Scharfsinn durchschaue und eigentlich keinen einzigen Proceß verlor. Das Geheimniß lag freilich darin, daß er nicht jede Klagesache annahm und Manches, trotz aller Aussicht auf größeren Gewinn, von der Hand wies, sobald er selber fühlte, daß die Sache faul sei. Was er aber annahm, führte er auch durch, und der geschäftliche Verkehr in seinem Comptoir, so abgesondert er sich sonst von der eigentlichen Gesellschaft hielt, war deshalb ein nicht geringer.

In einem der größeren Zimmer, die nach der Bärengasse hinaus lagen, befand sich das Comptoir, oder vielmehr die Schreiberstube, denn sechs junge Leute, unglückliche Menschen, denen der liebe Gott weiter nichts als eine gute Handschrift gegeben, und die jetzt um wenige Thaler Gehalt das ganze Jahr lang geisttödtende Eingaben abschreiben mußten, hatten dort mit wenig Licht und viel Arbeit ihre tägliche Beschäftigung, während der Notar selber das Eckfenster wie das daranstoßende größere Gemach zu seinem Privatcomptoir gemacht hatte und nur mit einem Einzigen seiner Leute, einem kleinen, verwachsenen Menschen arbeitete.

Sonst besorgte ihm eine alte Köchin die Wirthschaft, und ein junges Ding von dreizehn oder vierzehn Jahren, die der Notar als Waise zu sich genommen, hatte wenig mehr zu thun,

als die Etage reinlich zu halten, und besuchte dabei noch immer die Schule. Sie schlief mit der Köchin in einer Kammer nach der Bärengasse hinaus.

Püster saß in seinem Zimmer am Privatpult und hatte einige offene, eben gebrachte Briefe vor sich liegen, von denen zwei seine besondere Aufmerksamkeit zu fesseln schienen. Er nahm wenigstens bald den einen, bald den andern vor und las sie mehrere Male wieder durch. Jetzt stand er auf und trat in sein Eckfenster, von dem aus er, heute aber mit ganz anderen Dingen beschäftigt, den Blick, mehr wie in alter Gewohnheit, bald da, bald dorthin über die in Augesbereich liegenden Häuser schweifen ließ.

Das Comptoir selber war ein sehr einfach und nur geschäftsmäßig eingerichtetes Arbeitszimmer mit hohen, von Actenstücken gefüllten Regalen, einer kleinen juristischen Bibliothek an den Wänden und ganz einfachen, nur lackirten Möbeln, zwischen denen sich aber doch ein paar bequeme Lehnstühle, jedenfalls für Clienten, befanden.

Hübsch gelegen war es übrigens, besonders in der Aussicht, denn das große, die abgestumpfte Spitze des Hauses bildende Eckfenster bot einen prächtigen Blick nach allen Seiten und war mit einem grünen, jetzt zurückgeschlagenen Vorhange versehen, der aber niedergelassen werden konnte und dann den ganzen Erker wie ein kleines Gemach abschloß.

Da öffnete sich die Thür, und sein Factotum, der kleine verwachsene Mensch, der nur sehr einfach Mux genannt wurde, trat herein.

Mux war eine ganz eigenthümliche Erscheinung, mit einem Gesicht, in das man hätte Stunden lang hineinschauen können, ohne zu ergründen, was darin lag. Es spielte eigentlich fortwährend durch jeden Ausdruck und legte sich dabei oft so in Falten, daß man die kleine, kaum vier Fuß hohe Gestalt mit den hoch aufgezogenen unregelmäßigen Schultern und den unverhältnißmäßig langen Armen manchmal geneigt war, für einen Mann in den Vierzigen zu halten, während er dann wieder das reine Kindergesicht zeigte, als ob er dem Knabenalter kaum entwachsen wäre. Nur das klare, dunkle Auge

funkelte unter ein Paar wirklich schön geschnittenen Brauen immer gleich klug und aufmerksam hervor.

Der Notar wandte sich gegen ihn.

„Nun,“ sagte er, „wie war’s? Hast Du etwas erfahren?“

Mux zuckte mit den Achseln, das heißt, er hob sie ein klein wenig höher, als sie überhaupt gewachsen waren.

„Nicht viel, Herr Notar,“ erwiderte er, „der Herr aus Amerika erinnert sich allerdings, einen Mann Namens Rehberg in Amerika, und zwar in Cincinnati gekannt zu haben, was aber aus ihm geworden sei, könne er nicht wissen. Dort drüben wechselten die Menschen so rasch durcheinander, und wenn Einer nur an Bord eines Dampfbootes gehe, so sei er so gut wie verschwunden, denn eine Controle finde natürlich nicht statt.“

„Von der Frau weiß er nichts?“

„Nein, nicht einmal, ob jener Rehberg verheirathet gewesen sei oder nicht. Es ist übrigens ein komischer Kauz und mischt eine solche Menge von englischen Wörtern ein, daß man, wenn man nicht wenigstens ein klein wenig Englisch kann, gar nicht versteht, was er sagt.“

„Und verstehst Du Englisch, Mux?“ fragte ihn der Notar etwas erstaunt.

„Nicht viel,“ antwortete der Bucklige und erröthete dabei wie ein Mädchen.

„Hm, und wo hast Du das gelernt?“

„Ich treibe es Abends.“

Der Notar erwiderte nichts weiter darauf, seine Gedanken flogen schon wieder nach anderer Richtung hin.

„Ja,“ sagte er, fast weniger zu Mux, als mit sich selber redend, „dann werde ich der armen Frau wohl keinen besondern Trost schicken können. Was wäre sie im Stande, zu thun, was irgend ein Anderer? Dein Amerikaner hat Recht, Mux, wer sich dort drüben verborgen halten will, der kann es leicht genug. Was kann’s helfen, es ist eben ein armes, betrogenes Wesen mehr in der Welt. Sonst nichts vorgefallen, Mux?“

„Doch! Gestern Nacht ist der junge Baron Solberg aus

Amerika oder Afrika, Gott weiß, woher! sie erzählen darüber die tollsten Geschichten in der Stadt, zurückgekommen und hat seine Eltern überrascht."

„Der Hans Solberg?" fragte der Notar erstaunt; „alle Wetter, wo hat sich der Junge so lange herumgetrieben? Aber was hast Du denn, Mux, Du siehst ja so merkwürdig blaß aus! Fehlt Dir 'was?"

„Nein, Herr Notar," sagte der Bucklige ruhig, „vor ein paar Minuten wurde mir nur so sonderbar zu Muthe, es ist aber jetzt schon wieder vorüber."

„Hast Du etwa nichts gefrühstückt?"

„Doch; ich weiß nicht, was es war, ich habe es zuweilen."

„Hm, der Hans Solberg," fuhr Püster nachdenkend fort, „wird eine Umwälzung in der Familie hervorbringen, und ich bin neugierig, was aus ihm geworden ist. War sonst ein ganz tüchtiger, aufgeweckter Junge. Kennst Du die Familie, Mux?"

War der kleine bucklige Bursch früher bleich gewesen, so veränderte er seine Farbe jetzt um so rascher; er war blutroth geworden, aber sagte mit vollkommen ruhiger Stimme: „Ich war nie dort im Hause."

Püster's Blick haftete auf ihm, aber er machte keine Bemerkung, und anscheinend auf einen andern Gegenstand überspringend, der aber doch nur in der Reihenkette seiner Gedanken lag, fragte er: „Apropos, Mux, hast Du Dich bei der Näherin nach meinen Hemden erkundigt?"

„Ja, Herr Notar."

„Wie geht es ihr?"

Der kleine Mann schüttelte mit dem Kopf. „Wohl nicht besonders, dem armen Ding. Sie hatte ganz rothe Augen, und kein Wunder, denn wie ich die Nacht einmal aus dem Fenster sah, brannte da oben noch Licht in ihrem Zimmer. Sie muß die ganze Nacht durchgearbeitet haben."

„Lumpenvolk," brummte der Notar vor sich hin. „Du hast sie doch nicht getrieben?"

„Fällt mir nicht ein; die treibt sich schon selber."

Püster trat an's Fenster und sah nachdenkend auf die

Straße hinaus. „Die Frau Mäusebrod hat heute noch nicht nach mir geschickt?“ fragte er endlich.

„Nein, Herr Notar.“

Die Straße herauf kamen die beiden Fräulein von Klingenbruch und fegten das Trottoir mit ihren seidenen Schleppen.

„Es ist gut, Mux, es wird wohl gleich Essenszeit sein, Du kannst gehen;“ und er wandte den Kopf gar nicht mehr um, sondern hielt den Blick fest auf die beiden jungen Damen geheftet.

Kurz vorher, ehe sie ihr Haus betraten, begegnete ihnen der junge Mann mit dem schwarzen Sammetrock wieder. Püster kannte ihn recht gut, es war der junge Maler von Heidewald, ein nicht besonders talentvoller und dabei blutarmer Mensch, der die beiden jungen Damen auf das Ehrfurchtsvollste grüßte. Er hatte das Nämliche schon fünfmal an diesem selben Morgen gethan, denn er war ihnen überall nachgezogen und manchmal in wahrhaft fieberhafter Eile durch schmale Seitenstraßen gerannt, um ihnen nur immer wieder auf's Neue zu begegnen.

Die jungen Damen betraten das Haus, der Herr in dem Sammetrock kehrte aber unmittelbar danach wieder um, ging jedoch sehr langsam und nahm seine Brieftasche heraus, als ob er sich etwas notiren oder nachsehen wolle. Plötzlich blieb er stehen und drehte den Kopf herum, wie als ob er nicht sicher wäre, daß er beobachtet würde; jetzt bückte er sich und hob etwas, das neben ihm am Boden lag, auf. Der Notar hatte noch ausgezeichnete Augen; war ihm der Bleistift aus der Hand gefallen? Nein, das, was er aufhob, glich eher einem zusammengewickelten Streifen Papier; sollte eine der jungen Damen — es war doch nicht gut denkbar.

Der junge Maler warf aber keinen Blick auf das Gefundene, er schob es in die Westentasche, es konnte der Bleistift nicht sein, und schritt dann wieder langsam die Straße zurück, der Richtung zu, von der er zuletzt gekommen war.

Püster hatte das Fenster aufgemacht und ihm fast unwillkürlich nachgesehen, als er links von sich etwas räuspern hörte. Er wandte den Kopf dorthin und bemerkte in dem Eckhaus

links über der Bärengasse drüben, aber in der zweiten Etage, den Theaterdirector Sußmeyer, der in seinem rothseidenen Schlafrocke, einen eben so grellfarbenen Fez mit blauer Quaste auf, und eine lange türkische Pfeife haltend, aus dem Fenster sah und den Rauch in die frische Morgenluft hinausblies.

Jedenfalls mußte er den Notar an seinem Fenster bemerkt haben, denn wie ihm dieser nur den Kopf zubog, grüßte er gnädig, indem er die bis fast zur ersten Etage niederhangende Pfeife aus dem Munde nahm und die große Bernsteinspitze so huld- und würdevoll gegen ihn neigte, als ob er hätte sagen wollen: „Lebe weiter, elender Sterblicher, ich erhalte Dir noch meine Gnade."

Püster schüttelte leise und unmerkbar mit dem Kopf und brummte für sich: „Es ist doch eigentlich merkwürdig, wie viel wirklich verrückte Menschen in der Welt herumlaufen, ohne daß man einen festen Halt an sie bekommen und sie einsperren lassen könnte. Der Kerl da drüben ist doch augenscheinlich rein toll, aber er hat noch Niemanden gebissen oder Menschen auf der Straße angefallen, und der Staat kann ihm deshalb nichts anhaben. Eigenthümliche Sache das, um das Gehirn eines Menschen, und eine wunderbare Einrichtung von der Natur, daß es kein Arzt revidiren und controliren kann; gäbe auch sonst wahrscheinlich eine heillose Verwirrung im Staats- wie im Familienleben!"

Der Director im Fenster da drüben stand auf, zog die Pfeife vorsichtig in's Zimmer hinein und trat zurück. Dadurch aber bekam Püster für einen Moment den größeren Theil der Gestalt zu sehen.

„Verdammt will ich sein," rief er halblaut aus, „wenn der verfluchte Kerl nicht einen persischen Dolch in seiner Schlafrockquaste stecken hat! Daß Leute ihren Orden am Schlafrocke tragen, davon habe ich schon gehört, aber einen Dolch — es ist doch zu toll!"

In dem Augenblicke klopfte es an seine Thür, und als er sich danach umwandte, trat einer seiner Schreiber herein und meldete:

„Herr Notar, der Herr Semmlein, der Apotheker von

gegenüber, ist unten und möchte Sie gern einmal auf einen Augenblick sprechen."

„Lassen Sie ihn hereinkommen."

Der Schreiber verschwand wieder, und nach einigen Minuten klopfte es herzhaft an.

„Herein..."

„Morgen, Herr Püster," sagte Herr Semmlein, eine kleine, breitschultrige Gestalt, aber mit einer etwas lispelnden Stimme, indem er, sein Morgenkäppchen in der Hand, mit dem er nur so über die Straße gekommen war, in die Thür trat — „haben Sie einen Augenblick Zeit?"

„Für Sie immer, Herr Nachbar; womit kann ich Ihnen dienen?"

„Hm," lispelte Herr Semmlein, „ich — möchte Sie in etwas um Rath fragen, ist aber eine verdammt kitzlige Geschichte."

„Kitzlige Geschichte?" lachte der Notar, indem er auf einen Stuhl zeigte. „Wie so, Herr Nachbar? Aber bitte, nehmen Sie Platz."

„Ja, seh'n Sie," erwiderte Herr Semmlein, indem er der Einladung Folge leistete, „kennen Sie meinen Nachbar über der Gasse drüben — Nr. 16, von hier schräg gegenüber —, den Herrn von Schaller, der erst vor kurzer Zeit dort eingezogen ist? Er wohnt meinswegen da drüben eine Treppe hoch."

„Nicht näher, nur von Ansehen, Herr Nachbar."

„Halten Sie ihn für gut?"

„Ich sage Ihnen ja, daß ich den Herrn nur von Ansehen kenne."

„Hm ja — na, dann wissen Sie meinswegen auch nichts."

„Aber weshalb fragen Sie danach? Will er etwa Geld bei Ihnen borgen?"

„Geld bei mir? Ne!" lachte der Hofapotheker, indem er sein gesticktes Morgenkäppchen zu dem geringst möglichen Kubikinhalt zusammendrehte. „Aber seh'n Sie, da schickt mir ein Schwager von mir, der Apotheker Reuter in Berlin, der meinswegen eine Schwester meiner Frau geheirathet hat, eine Rechnung für den Herrn Baron, die ich hier einkassiren oder einklagen soll, und das ist mir höchst fatal. Der Herr Baron

kauft ebenfalls bei mir, und ich weiß selber nun nicht recht, wie ich eigentlich mit ihm stehe."

„Hat er denn so viel Krankheit im Hause?"

„Na nu, ne," sagte Herr Semmlein, indem er versuchte, sein Käppchen vollständig entzwei zu drehen; „außer einer Schachtel Pillen zum Abführen ist von Medicinen noch gar nichts vorgefallen, aber vier Dutzend Selterswasser und meinswegen ein Dutzend Magenbitter, wie Pfeffermünzplätzchen und Morsellen scheint er viel zu brauchen — auch manchmal gebrannte Mandeln. So viel macht das ja auch nicht, und es ist mir nur um die spätere Kundschaft. Bei meinem Schwager steh'n aber meinswegen hunderteinundachtzig Thaler zweiundzwanzig Groschen und sieben Pfennig — auch meistentheils für so Kram —, und jetzt weiß ich nicht recht, wie man die Sache am besten anfinge."

„Hunderteinundachtzig Thaler ist freilich schon eine bedeutende Summe; aber haben Sie denn den Herrn von Schaller schon gefragt, ob er die Rechnung anerkennt und sich weigert, zu bezahlen?"

„Gott bewahre, noch nicht!"

„Nun sehen Sie 'mal, es könnte ja doch möglich sein, daß er die Sache früher, in dem Gewirr des Umzuges, einfach vergessen hat."

„Hm," lächelte Herr Semmlein verlegen, „ist mir eigentlich nicht recht wahrscheinlich, und ich habe bei den Herren Adeligen schon meinswegen ein ganz hübsches Sümmchen sitzen lassen, wobei ich ihrem Gedächtniß doch immer dann und wann zu Hülfe kam. Mein häusliches Kriegsministerium meinte übrigens auch, ich sollte doch erst einmal höflich anfragen."

„Nun, versteht sich von selbst," sagte der Notar, „das ist doch das Einfachste und Natürlichste. Weigert er dann die Zahlung oder hält er den Termin, den er Ihnen vielleicht stellen könnte, nicht ein, nun gut, dann müssen wir uns vor allen Dingen von Ihrem Schwager eine Vollmacht kommen lassen, und wenn Sie es dann noch wollen, verfolgen wir den Rechtsweg."

„Sehr schön," nickte der Hofapotheker vor sich hin, „sehr

schön, wenn ich nur erst meinswegen drüben gewesen wäre. Es ist eine verzweifelte Geschichte, und ich mahne überhaupt so ungern Jemanden. Nur meine Miethsleute. Wenn die nicht pünktlich zahlen, sitze ich ihnen wie ein Wetter auf dem Halse!"

„Haben Sie Noth mit Ihren Miethsleuten?" fragte der Notar. „Oben in den Dachstuben wohnen freilich einige ärmere Leute."

„Nein, mit denen geht's," sagte Herr Semmlein; „der Schuster läßt sich wohl meinswegen manchmal ein wenig drücken, ehe er die landesübliche Münze herausgiebt, aber die kleine Näherin, die Peters, zahlt auf die Minute. Morgens um acht Uhr an jedem Ersten klingelt sie mit dem Glockenschlage und bringt ihre paar Groschen — nein, die Part in der zweiten Etage, der alte Commerzienrath, zahlt auch pünktlich, und von meinem neuen Miethsmanne, dem Oberstlieutenant, weiß ich's noch nicht; aber die vor ihm darin wohnten, die adelige Familie, der konnte ich meinswegen das Logis einlaufen, ehe ich die Miethe kriegte. Aber was kann's helfen! Also werde ich wohl in den sauern Apfel beißen und Herrn von Schaller mahnen müssen."

„Wenn ich für Sie hineinbeiße," lächelte der Notar, „wird er noch saurer."

„Da haben Sie wieder Recht," nickte Herr Semmlein, indem er sich von seinem Stuhl erhob; „na, nichts für ungut, Herr Nachbar, werde die Sache noch einmal mit meiner besseren Hälfte — hahaha! — bereden, und es wird nachher wohl so herauskommen. Sie haben doch hier meinswegen eine prachtvolle Aussicht," setzte er hinzu, als er in das Eckfenster hineintrat und den Blick umherwarf. „Bei mir drüben können Sie die Kaffeekannen auf dem Tische sehen, und die ganze Nachbarschaft, und meinswegen auch die hübschen Mädchen da oben," bemerkte er mit einem halbverschmitzten Seitenblick auf den Notar, wonach er dann wieder zu Klingenbruchs aufsah. Dort, an dem offenen Fenster, stand eben Henriette und beschäftigte sich mit einem Blumenstock.

„Allerliebstes Kind," fuhr der Hofapotheker fort, „auch sehr ordentliche Leute, sehr anständige Familie — die Kleine

dort ist aber meinswegen ein Prachtstück. Der Teint, die Augen und das Haar — seh'n Sie nur einmal, wie hübsch sie den Stock festbindet und wie graziös!"

Püster sah hinauf und bemerkte ebenfalls, daß sie den Blumenstock mit einem ziemlich breiten und rothen Bande befestigte, was man doch eigentlich sonst nicht zu diesem Zweck benutzt.

„Ja, ein recht nettes Mädchen," nickte er, „aber nur..."

„Wird einmal eine famose Partie," fügte Herr Semmlein hinzu und stieß den Notar dabei, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog, mit seinem Ellbogen an.

„Meinen Sie?" sagte Püster trocken.

„Wenn die Alte stirbt, die Mäusebrod," flüsterte Herr Semmlein — „heidenmäßig viel Geld, sage ich Ihnen, heidenmäßig viel Geld, Herr Notar, und die beiden Mädchen kriegen meinswegen Alles, die Frau Oberstlieutenant hat es schon meiner Frau erzählt."

„Das wäre allerdings ein Glücksfall," bemerkte der Notar; „aber so viel ich weiß, ist jene Dame noch in den besten Jahren und kann vielleicht die jungen Damen, so jung sie auch sein mögen, überleben."

Herr Semmlein sah sich vorsichtig im Zimmer um, als ob er einen Horcher fürchte, dann bog er sich zu dem Notar über und sagte leise: „Die nicht."

„Die nicht?" erwiderte Püster verwundert. „Und weshalb nicht?"

„Weil sie Opium nimmt," versicherte der Apotheker, „und alle Wochen zwei Flaschen Magenbitter braucht, und die Flaschen sind meinswegen ziemlich groß."

„Opium?" sagte kopfschüttelnd der Notar. „Unsinn — ohne ärztliches Recept kann sie den ja gar nicht bekommen!"

Herr Semmlein zuckte mit den Achseln. „Einmal verschreibt ihr der Doctor etwas — denn vorgeschwatzt wird sie ihm genug haben, — und dann kann sie es sich auch meinswegen unter der Hand verschaffen; aber das sage ich Ihnen, Herr Notar, wer einmal richtig anfängt, Opium zu nehmen, der treibt es auch nicht mehr lange, und dann werden aus den jungen Backfischen da drüben meinswegen Goldfische. Doch

ich muß wahrhaftig fort," sagte er, indem er versuchte, sein kleines, indessen fast bis zur Größe eines Hühnereies zusammengedrehtes Käppchen wieder auseinander und in Form zu bringen, „muß ja doch auch mit dem Ministerium meiner häuslichen Angelegenheiten die Rechnungssache in Ordnung bringen und überlegen — aber was ich Ihnen noch sagen wollte, Herr Nachbar, Sie kennen doch den Schreinermeister Handorf?"

„Gewiß," erwiderte Püster. „Er arbeitet auch für mich und ist ein sehr braver und zuverlässiger Mann."

„Sie wissen, daß er einen Sohn im Zuchthause hatte?"

„Ja, allerdings; deshalb ging er auch immer so gedrückt einher; ich habe ihn eigentlich nie lachen sehen."

„Der Sohn ist jetzt freigekommen und zurückgekehrt."

„Lieber Gott, das wird auch ein schwerer Tag im Hause gewesen sein! Wenn man keine Kinder hat, bedauert man es manchmal, und wenn man sie hat, wie furchtbare Sorgen machen sie uns oft!"

„Der Junge hat noch als ganz junger Bursch einen Juden todtgeschlagen und beraubt."

„Ja, ich weiß es; er ist daraufhin verurtheilt worden, aber er hat die That nie eingestanden."

„Soll er wohl nicht," sagte Herr Semmlein, „weil er wußte, daß er dann meinswegen gehenkt wurde. So ein junger Bösewicht — und die braven Eltern! Das ist auch ein angenehmer Zuwachs für Rhodenburg, und in dem letzten Monat haben wir außerdem drei Einbrüche gehabt."

„Ich glaube nicht, daß wir etwas Derartiges von dem jungen Handorf zu fürchten haben."

„Wer weiß!" sagte Herr Semmlein, sehr bedeutungsvoll mit den Achseln zuckend. „Wenn ich Stadtverordneter wäre, würde ich jedenfalls beantragen, ihn auf noch wenigstens zwei oder drei Jahre unter polizeiliche Aufsicht zu stellen."

„Das ist ein gefährliches Experiment," sagte der Notar, „und mag bei einem wirklich schlechten Menschen geboten erscheinen. Wer aber noch einen Funken von Ehrgefühl übrig behalten hat, den treiben sie dadurch vollkommen zur Verzweiflung. Man muß doch erst abwarten, wie er sich benimmt."

„Die armen Eltern thun mir leid," sagte Herr Semmlein, „das sind so brave und durchaus rechtschaffene Leute — und jetzt den Jammer mit dem einzigen Sohne! Der Alte ging auch die ganzen Jahre wie vor den Kopf geschlagen herum. Ich bin nur neugierig, ob der Junge hier bleiben wird; wer soll ihn freilich in Arbeit nehmen — aber ich muß wahrhaftig nach Hause! Nein, wie die Zeit vergeht, da schlägt's draußen schon meinswegen zwei Uhr! Also nichts für ungut, Herr Nachbar — gesegnete Mahlzeit!" —

Und damit verschwand der Hofapotheker wieder durch die Thür.

Püster trat an's Fenster und sah ihm nach, wie er über die Straße trippelte und drüben in die Apotheke fuhr, als seine Aufmerksamkeit durch einen lauten und wie zornigen Ausruf wieder dem Fenster seines Nachbars in der zweiten Etage links zugelenkt wurde. Er sah dort nur eben noch, wie der Director in seinem rothen Schlafrock, die blaue Quaste seines Fez hinten ausfliegend, in der linken Hand die lange türkische Pfeife, in der Rechten jedoch den jetzt gezückten Dolch schwingend, ausrief: „Ha, so stirb, Verräther!" Dabei sprang er aber in die Mitte der Stube hinein und entzog sich dadurch seinen Blicken.

Püster achtete aber nicht weiter auf ihn. „Rein verrückt!" murmelte er nur leise vor sich hin und schritt dann, in tiefes Nachdenken versenkt, in seinem Zimmer auf und ab.

5.

Beim Director.

Den Markt entlang schlenderte Hans von Solberg, selig in dem Gefühl, die altbekannten lieben Straßen wieder einmal zu durchwandern und die Spielplätze seiner Jugend aufzusuchen.

Da lag noch die alte Schule mit ihrer hohen, dunkeln, reich durch alte Steinarbeit verzierten Pforte und der enge Hof, der ihm früher freilich weit größer und geräumiger erschien; da stand noch der alte Brunnen, aus dem sie sich ihr Wasser mit einem schweren, aufrecht stehenden Schwengel hatten heraufpumpen müssen, und die trüben, mit Blei eingefaßten Fenster schillerten noch wie damals in allen Regenbogenfarben.

Verändert hatte sich Rhodenburg überhaupt sehr wenig in den letzten zehn Jahren, trotzdem daß es mit in das Eisenbahnnetz hineingezogen worden. Es fehlten immer noch Schienenstränge, die es in den eigentlichen Verkehr brachten, es lag noch außerhalb der Weltstraßen und war deshalb nicht viel von Fremden aufgesucht worden, die allein ein anderes und regeres Leben hineinbringen konnten. Es ging seinen alten Schlendrian fort, aber die Leute befanden sich im Ganzen wohl dabei, weil sie eben nichts Besseres kannten und — verlangten.

In den engen Straßen wurde noch manchmal ein breiter Frachtwagen ab- oder aufgeladen, so daß er den Verkehr dort auf halbe Tage hindurch völlig unterbrach. Auf dem schmalen Trottoir stieß man noch manchmal, wenn man sich nicht vorsah, an einen dort bis in Kopfsbereich niederhangenden riesigen eisernen Haken, der zum Aufwinden in die Speicher benutzt wurde. Droschken gab es nur wenig in der Stadt; die überall vorgebauten, oft noch vergoldeten und geschnitzten Giebel gaben dem ganzen Orte aber etwas eigenthümlich Heimisches, und Hans schwelgte in seinen Erinnerungen.

Gar so sonderbar kam es ihm dabei anfangs vor, daß er all' die Menschengruppen, die er hier und da in den Straßen zusammen stehen sah, Deutsch sprechen hörte. Dort drüben wurde ja nur Spanisch gesprochen, auf dem Dampfer hatte er nur Englisch gehört und die kurze Eisenbahnfahrt dann wie im Fluge zurückgelegt. Jetzt aber war er plötzlich mit beiden Füßen zugleich in das alte, liebe deutsche Leben hineingesprungen.

Er ging auch wirklich halb wie in einem Traume umher, er sah nichts, als was ihn unmittelbar umgab, und konnte

Viertelstunden lang neben ein paar alten Bauerweibern stehen bleiben, die sich in dem heimischen, so lange nicht gehörten Dialekte zankten und einander alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten nachsagten; ja, als sich ein paar Jungen auf der Straße prügelten und ein größerer einen kleinen überfiel, nahm er thatsächlich Partei für den schwächeren Theil.

Jetzt bog er in eine der Seitenstraßen ein, als ihm an der Ecke ein Officier begegnete, der ihn, wie er zufällig den Blick auf ihn warf, scharf fixirte. Hans hatte gar nicht auf ihn geachtet und wohl eben so wenig bemerkt, daß jener stehen blieb und ihm nachsah.

„Hans!" hörte er da eine Stimme rufen und drehte rasch den Kopf danach um. — „Bist Du's denn?" rief der Hauptmann, der ihn noch immer ganz erstaunt ansah — „Hans Solberg!"

„Dürrbeck, beim ewigen Gott — Bernhard!" rief Hans und sprang auf ihn zu, wie er nur wenige Secunden in das erstaunt ihm zugewandte Antlitz geschaut hatte. „Alter, lieber, lieber Freund, wie geht es Dir und was treibst Du?"

„Hans — aber bist Du's denn wirklich?" rief Hauptmann von Dürrbeck noch immer im äußersten Erstaunen. „Mensch, wo kommst Du her?" — Und die beiden jungen Leute schüttelten sich dabei herzlich die fest in einander geschlossenen Hände.

„Aus Peru, Bernhard — direct. Aber wie geht es Dir — hast Du ein bestimmtes Ziel?" setzte er dann hinzu, indem er seinen Arm in den des Freundes schob. „Komm, ich begleite Dich; ich ziehe jetzt nur eben durch die verschiedenen Straßen und schwelge in alten Erinnerungen."

„Ich hatte allerdings eine bestimmte Richtung," sagte der Hauptmann, indem er des Freundes Arm drückte, „aber das kann auch noch bleiben. Jetzt gehen wir zusammen, suchen noch einmal unsere Tummelplätze auf und plaudern von vergangenen Zeiten. Aber dabei erzählst Du mir, welcher glückliche Umstand Dich zurückgeführt; Du glaubst nicht, Hans, wie ich mich freue, Dich zu sehen und wieder hier zu haben!"

Die beiden jungen Leute schlenderten jetzt zusammen durch die Straßen der Stadt, und Hans mußte dabei dem Freunde

erzählen, wie und wo er sich in der Zeit herumgetrieben und sich so wacker draußen in der Welt ohne fremde Beihülfe eine eigene Existenz gegründet.

„Aber wie geht es Dir selber, Bernhard?" fragte Solberg endlich, als er dem Schulkameraden wenigstens die Umrisse seines bewegten und unruhigen Lebens mitgetheilt.

„Gut, recht gut, Hans," erwiderte dieser, „wenn Du mich auch freilich hier noch als Hauptmann siehst. Unser Avancement ist verzweifelt langsam, und ehe man Oberst wird, hat man gewöhnlich graue Haare. Das sind die Schattenseiten der hiesigen Tretmühle, die wir unser Leben nennen, und man muß sich eben hineinfinden; sonst aber, Hans, bin ich jetzt der glücklichste Mensch, den es auf der Erde giebt, denn ich..."

„Bin verliebt!" lachte Hans. „Hab' ich's errathen?"

„Auf den Kopf getroffen, und meine Braut ist ein Engel."

„Das Letztere versteht sich von selbst," nickte Hans; „ich habe noch nie eine Braut gesehen, die nicht in den Augen ihres Bräutigams ein Engel gewesen wäre. Aber wie heißt sie? Kenn' ich sie?"

„Seit wann bist Du zurück?"

„Seit vorgestern."

„Nein, dann kannst Du sie nicht kennen und — bist vielleicht auch nicht mit meiner Wahl einverstanden," setzte er langsamer hinzu.

„Ich?" rief Hans erstaunt. „Und weshalb nicht?"

„Sie ist nicht von Adel..."

„Bah, so viel für Eure alten Geschlechter!" rief der junge Mann. „Einige von ihnen sind so alt, daß es Noth thut, sie von Grund aus zu restauriren! Wie heißt sie?"

„Sie ist erste Sängerin am hiesigen Theater."

„Alle Wetter! Aber ein braves Mädchen?"

„Ein tüchtiges, braves Mädchen," bestätigte von Dürrbeck, „die es einen schweren Kampf gekostet hat, ihre Kunst aufzugeben, bis die Liebe zu mir auch ihre letzten Zweifel hob. Hans, ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle!"

Hans drückte ihm, ohne ein Wort weiter, herzlich die Hand,

und eine Zeit lang schritten die beiden jungen Leute, Jeder nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, neben einander hin. Endlich sagte Hans:

„Und ist der Tag Eurer Verbindung schon bestimmt?"

„Das ist noch eine Unannehmlichkeit," erwiderte Dürrbeck, „die ich aber ebenfalls zu beseitigen hoffe. Sonst nämlich hebt bei allen Theatern Heirath jeden Contract; Constanze aber, damals mit keiner Ahnung einer so baldigen Verbindung, hat hier auf zwei Jahre fest abgeschlossen und sich sogar die ganz außergewöhnliche Clausel gefallen lassen, daß sie in dieser Zeit, wenn sie sich darin verheirathen sollte, den Contract bei einer sehr bedeutenden Conventionalstrafe einhalten wolle. Anderthalb Jahre kann ich aber doch nicht mehr warten!"

„Deine Geduld würde wenigstens in der Zeit auf eine arge Probe gestellt werden," lachte Hans. „Doch läßt sich das nicht in Güte arrangiren? Vielleicht kann Dir mein Vater dabei nützen."

„Wohl schwerlich," sagte der Hauptmann kopfschüttelnd; „der alte Herr hängt so hartnäckig an seinem Vorurtheile von unvermischten altadeligen Geschlechtern und hat mir selber schon so ernste Vorstellungen darüber gemacht und mich abgemahnt von einem solchen Verbrechen an meinen Ahnen, wie er es nennt, daß ich auf seine Unterstützung dabei wohl schwerlich rechnen könnte. Ich würde nicht einmal wagen, ihn darum zu bitten."

„Das wäre das Wenigste," sagte Hans; „aber wer hat hier beim Theater die entscheidende Stimme in dieser Angelegenheit?"

„Der hiesige Director."

„Und hast Du ihn schon darüber gesprochen?"

„Aufrichtig gesagt, war ich eben auf dem Wege, ihn aufzusuchen, als ich Dich traf."

„Dann begleite ich Dich!" rief Hans rasch. „Wir machen wenigstens den Versuch und sehen, wie die Sache steht! Wo wohnt er?"

„Hier gleich vor uns im Brink, Nr. 29; es soll übrigens ein höchst origineller Kauz sein — Einige behaupten sogar,

halb verrückt, der nur eben im Theater lebt und webt und keine Welt anerkennt, die nicht einen hölzernen Erdboden und auf Leinwand gemalte Bäume und Häuser hat. In der Stadt werden sogar die tollsten Geschichten von ihm erzählt — jedenfalls Uebertreibungen —, sonst gilt er aber für einen Ehrenmann."

„Das ist die Hauptsache, das Andere findet sich alles. Vamonos compañero — ich will Dein Secundant sein, und wir wollen doch einmal sehen, ob wir den alten Herrn nicht herumkriegen können."

„Und Deine Schwester hat sich kürzlich auch verlobt," sagte Dürrbeck nach einer Pause, in welcher sie von der Promenade ab der Richtung zubogen, in welcher der Brink lag.

„Ja," sagte Hans; „kennst Du meinen künftigen Schwager?"

„Ich — war einige Male mit ihm zusammen."

„Wie gefällt er Dir? Was ist es für ein Mann?"

„Kennst Du ihn denn noch nicht?"

„Ich kenne ihn allerdings seit den wenigen Tagen, möchte aber auch Deine Meinung über ihn hören."

„Oh, er soll aus einer sehr angesehenen Familie sein und hat etwas außerordentlich Nobles, eigentlich vornehm Aristokratisches in seinem ganzen Wesen, was Deinen Eltern besonders an ihm gefällt!"

„Das ist kein Fehler — und sonst?"

„Und sonst? Ja, lieber Hans, ich bin doch zu wenige Male mit ihm zusammengetroffen, um darüber ein wirkliches Urtheil fällen zu können, und das war noch dazu meist in Gegenwart Deiner Schwester. Du weißt aber, Brautleute zeigen sich in diesem Stadium für andere Leute ungenießbar — aber da sind wir; sollen wir wirklich hinaufgehen?"

„Fürchtest Du Dich?"

„Wenn ich aufrichtig sein will, ja. Ich erbitte nicht gern von irgend wem etwas, noch dazu, da sich hier doch eigentlich nur das Ganze um eine Geldsache, die Conventionalstrafe, dreht."

„Und ist die so bedeutend?"

„Es würde mich wenigstens doch geniren, sie auf Einem Brette auszuzahlen. Es sind zweitausend Thaler."

„Alle Weiter, dem Preise nach muß ja Dein Bräutchen eine Nachtigallenstimme besitzen!“

„Das thut sie auch, Hans!“ rief Dürrbeck bewegt. „Du sollst sie nur einmal hören! Es packt Dir die Nerven und hebt Dich zu wahrhaft himmlischer Seligkeit oder zwingt Dir, Du magst wollen oder nicht, die Thränen in die Augen.“

„Sieh, sieh, sieh, sieh — das Schwärmen habe ich Dir gar nicht zugetraut. Aber hier an der Hausthür können wir nicht stehen bleiben, Kamerad. Also Muth gefaßt, ich feuere jetzt den ersten Schuß“ — und damit zog er ohne Weiteres an der Klingel, erschrak aber dann selber über die Wirkung. Es war in der That, als ob im Innern des Hauses eine Legion von Glocken losgelassen wäre, einen solchen Spectakel machte es in den unteren Räumen, und die beiden jungen Leute sahen sich ganz verwundert an. In dem Moment schon öffnete sich aber auch die durch eine Feder geschlossene Thür, und sie betraten das kleine Wohnhaus, das sich nur durch seine Tapete auszeichnete. Es war nämlich einzig und allein mit Theaterzetteln beklebt, und zwar von solchen Stücken, in welchen der Herr Director, der auch das erste Heldenfach und überhaupt alle guten Rollen spielte, mitgewirkt hatte oder noch mitwirkte. Dabei hatte sich der betreffende Herr die Mühe nicht verdrießen lassen, auf jedem Zettel seinen Namen mit Rothstift zu unterstreichen, so daß man in sehr kurzer Zeit einen Ueberblick über sein sehr ausgedehntes Rollenfach bekommen konnte.

Es wurde ihnen aber nicht langer Raum zu Betrachtungen gegeben; ein sehr dürftig aussehendes Subject in einem abgetragenen schwarzen Frack, der ihm aber nur oben auf den Schultern paßte und einem viel größeren Mann, vielleicht einmal früher dem Director selber, angehört haben mußte, mit ebenfalls zu langen, aber aufgekrempelten Hosen, kam die Treppe herunter und fragte, was die Herren wollten. Er war dabei augenscheinlich erstaunt, einen Officier hier zu sehen, denn seinen Begleiter taxirte er augenblicklich für einen ersten Liebhaber, der Engagement suchte.

„Wir wünschen den Herrn Director in einer Privatangelegenheit zu sprechen,“ nahm Hans das Wort. „Ist er zu Hause?“

„Nun ja," sagte der Mann und zuckte dabei mit den Achseln, „zu Hause wäre er schon, aber — er studirt."

„Und läßt sich da wohl nicht gern stören?"

„Ne . . ."

„Dann wollen wir lieber einen günstigeren Moment abwarten," sagte Dürrbeck halblaut zu dem Freunde; „ich möchte ihm nicht gerade ungelegen kommen."

„Ja, er studirt immer," warf der Mann ein, der die Worte gehört haben mußte.

„In dem Falle, mein lieber Freund," nahm Hans das Wort, „ersuche ich Sie, dem Herrn Director meine Karte mit hinauf zu nehmen und ihm zu sagen, daß wir ihn nicht lange stören würden. — Hast Du eine Karte bei Dir, Dürrbeck?"

„Schick' nur die Deinige hinauf, das genügt ja."

„Na, dann kommen Sie man mit in die erste Etage, in's Wartezimmer," sagte der dienstbare Geist — wie sich später herausstellte, der Theaterdiener —, „es wird nicht so lange dauern. Der Herr Director sind noch weiter oben." — Damit nickte er den beiden Freunden zu und stieg ihnen die schmale Treppe voran.

Das kleine Eckzimmer in der ersten Etage stellte sich als Empfangssalon heraus; es war wenigstens die „gute Stube" des Directors, mit Mahagoni- und Plüsch überzogenen Möbeln. Die Wände aber ließen gar keine Tapete sehen, sondern hingen dicht gedrängt voll großer Oelgemälde, die jedoch wieder niemand Andern vorstellten, als den Director selber, und zwar viermal allein in Lebensgröße in seinen Hauptrollen.

Da hing er als Wetter von Strahl und als König Lear; da hing er als Sohn der Wildniß und als Karl Moor, außerdem aber noch in kleinen Oelgemälden, Photographien, Lithographien, Stahlstichen und Kreidezeichnungen in so viel verschiedenen Costüms und kühnen Stellungen, daß Einem ganz schwindelig wurde, wenn man bedachte, daß alle diese zahlreichen Personen mit den verschiedensten Gesichtern doch nur einen und denselben Menschen vorstellen sollten.

Es blieb den beiden Freunden übrigens völlig Zeit, die Gemälde mit Muße zu betrachten. Ob sie der Director absichtlich so lange in der „Vorhalle seines Genies" ließ, ist

schwer zu sagen, aber es dauerte eine reichliche Viertelstunde, bis der Theaterdiener wieder bei ihnen erschien und die Herren ersuchte, noch mehr nach oben zu kommen.

„Der Herr Director," erklärte dabei der kleine Mann, „sind nämlich noch im Schlafrock, wie immer beim Studiren, und betreten dieses Zimmer nur im schwarzen Frack."

Hans warf dem Freunde einen lächelnden Blick zu und zeigte auf seinen grauen, joppenähnlichen Rock, aber er sagte nichts, und eine Art von Wendeltreppe hinauf, denn der Weg schien wie bei einem Thurm nach oben zu immer enger zu werden, erreichten sie endlich den Punkt, wo sie den Director finden sollten.

Aber auch hier mußten sie noch warten, der Director war noch mitten im Studiren, und da er jetzt plötzlich mit gehobener Stimme laut und heftig sprach, konnten sie da draußen deutlich die einzelnen Worte hören:

„Oh, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg, er sengt mir meine Locken;
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut — Verzeiht, es ist zu viel!"

„Tasso," flüsterte Dürrbeck leise dem Freunde zu, während der Theaterdiener, der genau das Stichwort kannte, jetzt dreimal stark an die Thür pochte. Drin war in einem Moment Alles ruhig, dann rief eine von den vorherigen Tönen sehr verschiedene Baßstimme ein gebieterisches Herein! und im nächsten Augenblick öffnete der Mann die Thür und bedeutete die beiden Herren, einzutreten.

Hans mußte sich wirklich Mühe geben, nicht ein sehr verblüfftes Gesicht zu machen, denn eben erst wieder in die alte Welt zurückgekehrt, fand er sich hier einer Gestalt gegenüber, die er in seinen wunderlichsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte. Director Sußmeyer gehörte allerdings einem etwas extravaganten Geschlecht an, dem der richtigen Komödianten, die ihr Streben weniger in der Kunst, als dem Erfolg suchen und dabei so entzückt von ihren eigenen Leistungen sind und sich für so groß und unentbehrlich halten, daß sie sich

die um das Theater herumliegende Welt nur als ein nothwendiges Anhängsel zu dem Centraltheil, um eben das Publikum zu liefern, denken. Wer das Theater nicht besucht, gehört in ihren Augen zu dem ungebildeten Theil der Menschheit und kommt nicht in Betracht; man weiß überhaupt gar nicht, weshalb er auf der Welt ist. Aber selbst zwischen den Theatergängern werden noch feine Unterschiede gemacht und diese wieder in gebildete und rohe geschieden. Das hängt aber einzig und allein vom Applaudiren ab.

Director Sußmeyer stand über dem allen; er war der Dirigent eines Kunstinstituts, wie die Theater in der Neuzeit genannt werden (und eigentlich gäbe es einen andern Namen dafür, besonders wenn sie unter einer Intendanz stehen), und lebte und webte nur in dieser Sphäre, aber er studirte auch seine eigenen Rollen in diesem Geiste und erwartete natürlich, daß das auch von der Mitwelt anerkannt würde.

Wie er jetzt freilich dastand, bot er für Jemanden, der gerade nicht in diesen Kreisen lebte und eigentlich aus dem wirklichen und praktischen Leben direct in dieselben hineinsprang, ein etwas wunderliches, jedenfalls auffallendes Bild.

Er trug seinen gewöhnlichen rothseidenen Schlafrock, aus Gardinenstoff gemacht, der aber in der Ferne, wie sich nicht leugnen ließ, mehr Effect machte, als in unmittelbarer Nähe. Die Unterkleider ließen sich nur an ein paar dicht über den Knöcheln zusammengebundenen weißleinenen Bändern errathen, mit den Füßen stak er in einem Paar vorn zu einer Spitze aufgebogenen türkischen Pantoffeln, in der Hand hielt er eine ziemlich abgegriffene sogenannte Rolle, das Manuscript, das seinen Text enthielt, aber das Merkwürdigste war an ihm unstreitig der Kopf.

Jeden Abend wickelte er sich nämlich auf das Sorgfältigste die Haare in eine Unzahl von Papilloten, mit denen er herumging, bis Nachmittags vor dem Theater der Theaterfriseur kam und ihn „adonisirte“, wie dieser es nannte. In seinem Studium konnte er natürlich darauf keine Rücksicht nehmen, er war auch schon so daran gewöhnt, daß er es selber kaum mehr wußte, und nur heute gewannen diese Papilloten einen eigenthümlichen Charakter, da er, ganz in den Geist seiner

Rolle des Tasso vertieft, sich den Lorbeerkranz, den ihm eigentlich die Prinzessin Leonore von Este hätte aufsetzen sollen, selber nicht in die Locken, sondern auf die Papilloten gedrückt hatte.

So, mit etwas rothem, aufgedunsenem Gesicht und einem geringen Ansatz zu einer Stülpnase, stand er da, die Rolle in der Hand, den Lorbeerkranz auf dem Kopf, und erwartete seinen Besuch.

Der Anblick war auch wirklich so absonderlicher Art, daß selbst der sonst nicht so leicht außer Fassung zu bringende Hans Solberg einen Moment nach Worten zu einer Einführung suchte. Director Sußmeyer dagegen, die Rolle gesenkt, den rechten Fuß vorgesetzt, daß der rothe Pantoffel und der untere Theil seiner Unterbeinkleider deutlich sichtbar wurde, den Oberkörper noch im Geiste des überschwänglichen Tasso zurückgebogen, sagte: „Mit was kann ich Ihnen dienen, meine Herren? — Pichler!“ wandte er sich dabei mit einer Bewegung der Hand, in der er die Rolle hielt, gegen den Theaterdiener — „ab!“

Pichler verschwand spurlos durch die Thür, und Dürrbeck, der doch wohl fühlte, daß er hier das Wort ergreifen müsse, auch den etwas excentrischen Charakter des Herrn schon von früher kannte, um nicht mehr davon verblüfft zu werden, sagte freundlich: „Herr Director, wir müssen Sie vorher dringend um Entschuldigung bitten, daß wir Sie hier in Ihrer, ich könnte sagen, geistigen Fechtschule stören; aber ich selber komme mit einem Anliegen an Sie, bei dem mich nur mein Freund hier, Baron von Solberg, begleitet hat.“ Der Director neigte leise den Lorbeerkranz gegen den Vorgestellten, ohne jedoch seine Haltung im Geringsten zu verändern.

„Ich weiß nicht, ob ich selber Ihnen bekannt bin?“ fuhr Dürrbeck fort.

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen,“ citirte der Director.

„Hauptmann von Dürrbeck,“ stellte sich der Officier vor; „Sie haben gewiß von mir gehört?“

Um des Directors lorbeergekrönte Stirn zogen sich düstere Wolken; leise neigte er sein Haupt und sagte: „Sie sind der Bräutigam von Constanze Blendheim.“

„Allerdings, Herr Director," erwiderte Dürrbeck, jetzt einmal im Zuge, „und der Zweck meines Besuches ist eben, Sie dringend zu bitten, jene Clausel, die das besagte Fräulein in ihren Contract aufgenommen hat, diesmal mit freundlicher Nachsicht zu behandeln. Familienverhältnisse machen es dringend wünschenswerth, daß Fräulein Blendheim bald die Meine wird."

„Und was hindert Sie," sagte der Director huldvoll, „das schon in dieser Woche in's Werk zu setzen? Ich würde Ihrem Glück wahrlich nichts in den Weg legen wollen, denn ich weiß, daß Sie eine Perle an ihr gewinnen."

„Sie sind sehr freundlich, Herr Director," sagte Dürrbeck, doch etwas verlegen, denn er wußte nicht recht, wie er diesen Ausgleich umgehen solle, „es ist nur das einzige Unangenehme bei der Sache, daß — daß meine Familie nicht wünscht — Sie wissen, ich bin Officier, es würde, allen unseren gesellschaftlichen Rücksichten nach, nicht gut ausführbar sein, daß meine Frau noch öffentlich aufträte."

„Das ist des Pudels Kern," sagte der Director, die Augenbrauen mit einem eigenen Muskelspiel so hoch hinaufziehend, daß sie ihm fast unter die Papilloten geriethen, „krasse Vorurtheile der sogenannten haute volée gegen die Kunst und die Künstler. Oeffentlich auftreten nennen Sie das Sanctuarium der Bühne, der Bretter, die die Welt bedeuten, der einzigen Culturschule unserer in Verderbniß begriffenen Zeit. Oeffentlich auftreten, als ob es etwas nutzen würde, wenn sie ihre gottvolle Stimme im stillen Kämmerlein, von Niemandem gehört, ertönen ließe!"

„Aber, bester Herr Director ..."

„Oh, ich weiß schon!" fuhr aber dieser mit erhöhtem Pathos und die Rolle hebend fort, „man hält eine der begabtesten Jüngerinnen Polyhymnia's nicht für würdig, in den Kreis einer hochadeligen Familie zu treten und doch dabei noch dem Beruf zu folgen, zu dem sie eine Gottheit selbst begeisterte; man nennt das öffentlich auftreten, und einem solchen Vorurtheil verlangen Sie, daß ich meinen Contract opfern soll?"

„Aber wenn es selbst Fräulein Blendheim's innigster Wunsch wäre?"

„Es ist nicht denkbar," sagte der Director, und die Augenbrauen kamen wieder herunter und zogen sich so fest zusammen, daß sie nur einen einzigen dunkeln Strich über seiner Nase bildeten, „es wäre unnatürlich, und was gegen die Natur ist, läßt sich nicht denken."

„Aber wenn Sie sie selber fragen wollten?"

„Und alle die Opfer, die ich gebracht habe," sagte der Director tragisch, „ja, die Verpflichtung, die ich selber gegen das Publikum eingegangen bin? Es wäre Selbstmord. Kain, wo ist Dein Bruder Abel? würde mich der Herr fragen, wenn ich ein solches Licht mit eigener Hand unter den Scheffel stellte; entschuldigen Sie den Vergleich, aber die heilige Schrift führt ihn selber an."

„Und ließe sich da kein Ausweg treffen, kein Vergleich schließen?" sagte von Dürrbeck. „Sie citiren mir eben die Bibel, lieber Herr, aber einer ächt christlichen Gesinnung wäre es doch angemessen, dem Glück eines jungen Mädchens nicht im Wege zu stehen."

„Glück," sagte der Director achselzuckend, „was ist Glück? Glück ist eine solche Stimme, wie sie Fräulein Blendheim hat, denn in ihrer Kehle trägt sie ein Capital, und wenn sie das in den Kasten legt und nicht mehr verzinst, so hat sie das Glück von sich gestoßen."

„Aber, verehrter Herr," sagte von Dürrbeck, dem das Gespräch unangenehm wurde, denn er kam dadurch zu keinem Ziele, „wir sind ganz von dem Punkte, über den ich eigentlich mit Ihnen sprechen wollte, abgekommen, ich meine den Contract des Fräuleins. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich die Verbindung mit der jungen Dame wünsche, und daß es uns Beiden furchtbar sein würde, unsere Vereinigung noch auf Jahre hinausgeschoben zu sehen."

Der Director zuckte hoch hinauf mit den Achseln, und der Lorbeerkranz nahm sich dazu etwas sonderbar aus.

„Meine Frage," fuhr Dürrbeck bestimmt fort, „richtet sich deshalb auch nur direct an Sie, verehrter Herr, ob Sie nicht doch vielleicht darauf eingehen würden, Fräulein Blendheim wenigstens im Laufe des nächsten Monats, wo doch die stille

Zeit für das Theater beginnt, ihres Contracts und dessen Verpflichtungen zu entbinden."

Director Sußmeyer streckte den Arm pathetisch vor. „Raum für Alle hat die Erde, was verfolgst Du meine Heerde?" sagte er. „Wie komme ich dazu, aus reiner Gefälligkeit einer Dame den mit vollem Bewußtsein geschlossenen Contract zu lösen, und noch dazu einen Contract, bei dem ich einmal keinen Schaden habe? Sehen Sie, Herr Hauptmann," fuhr er lebhafter fort, „da ist der Contract unseres zweiten Liebhabers oder der der Soubrette, die noch auf zwei Jahre laufen, wenn Sie die gelöst haben wollen und mir die Einwilligung der Betheiligten bringen, mit dem größten Vergnügen."

„Dann entschuldigen Sie, daß wir Sie umsonst bemüht haben," sagte Dürrbeck, ungeduldig werdend, indem er Solberg's Arm nahm.

„Nicht zu hitzig, junger Mann," sagte der Director, indem er den Arm hob und die Augenbrauen wieder in die Höhe zog. „Sie wissen nicht und können nicht wissen, welche Leiden der Dirigent einer Bühne, eines Kunsttempels durchzumachen hat, wie schwer es ist, in jetziger Zeit wirklich tüchtige und, was in der Neuzeit fast eben so viel sagen will, jugendliche Kräfte zu gewinnen und zu halten. Die Hoftheater schnappen uns mit ihren enormen Gagen außerdem alles wirklich Gute fort, was nicht niet- und nagelfest ist, und selbst Contracte schützen dagegen nicht immer, denn die Herrschaften brennen zuweilen selbst mit diesen durch."

„Was wollen Sie also machen," sagte hier Hans, der sich über den excentrischen Menschen zu ärgern anfing, „wenn Ihnen Fräulein Blendheim einfach durchgeht?"

„Dafür bürgt mir ihr Bräutigam," sagte der Director pathetisch.

„Oder heiser wird," fiel Solberg ein, „ein ganzes Jahr lang als krank auf dem Zettel steht, nur regelmäßig ihre Gage bezieht und keinen Ton dafür singt?"

Dem Director wurde das Gespräch, da es diese Wendung nahm, wie es schien, nicht angenehm. Er trat nicht weit von da, wo er stand, auf einen kleinen Knopf, den Hans, als er den Fuß wieder davon nahm, am Boden bemerkte, und es

kam ihm fast vor, als ob er im untern Geschoß eine feine Glocke hätte anschlagen hören, dann streckte er die Hand, in der er noch immer die Rolle hielt, pathetisch aus und sagte mit hohler, theatralischer Stimme in der Rolle des Tasso weiter:

„Hältst Du mich für so schwach, für so ein Kind,
Daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?“

„Uebrigens,“ setzte er dann mit seiner natürlichen Stimme und in seine gewöhnliche Weise fallend, d. h. grob werdend, hinzu, „haben wir hier im Ort auch noch Polizei und einen Theaterarzt und Strafen und Abzug, um Theaterdamen, die absolut chicaniren wollen, ihren Standpunkt klar zu machen. Ha,“ fuhr er dann, wieder in Pathos fallend, fort:

„Ich will den Schein, ich will nicht reden hören,
Ich will den Schein, und darum sprich nicht mehr.
Ich will kein sanfter Narr — kein Schwärmer sein,
Der's Haupt verdreht und jammert, und sich doch
Ergiebt den christlichen Vermittlern. Fort, sag' ich,
Ich will kein Reden — meinen Schein will ich!“

Er hatte bei den letzten Worten eine wahrhaft imponirende Stellung angenommen; ehe ihm aber Einer der beiden jungen Leute auch nur ein Wort erwidern konnte, löste sich plötzlich der Boden in einem regelrechten Viereck um ihn her und sank ein.

Solberg erschrak im ersten Moment und wollte zuspringen, aber mit großer Geschwindigkeit ging die ganze Gestalt in dem rothen Schlafrock in die Tiefe nieder, nur der Kopf mit den Papilloten und dem Lorbeerkranz war noch einen Moment sichtbar, dann verschwand auch er, und in demselben Moment auch schlug eine Klappe vor und füllte den eben geöffneten Raum wieder vollständig aus.

„Bei Gott!“ rief Hans, „durch eine richtige Versenkung abgegangen. Hahahaha, Dürrbeck, das ist zu göttlich! Der Kerl ist himmlisch!“

„Er ist verrückt,“ sagte der Hauptmann, in diesem Augenblick gar nicht in der Stimmung, das Komische der Situation zu fassen, „rein verrückt, und mit einem solchen Menschen ist

natürlich nichts anzufangen. Was jetzt? Ich fürchte, Du hast ihn durch Deine Drohung nur noch mehr gereizt."

„Der Knauser hielte doch an dem Contract," sagte Hans kopfschüttelnd, „den Burschen hat er ja gleich von Anfang an hinunter geschickt, um im entscheidenden Moment die Maschinerie arbeiten zu lassen. Aber die Idee ist wirklich prachtvoll, geht durch eine Versenkung ab, wie Hamlet's Geist."

„Komm," sagte Dürrbeck, „mir wird es unheimlich in diesen Räumen, das ist keine Kunst mehr, das ist Komödiantenspiel, und je eher ich Constanze diesem Treiben entziehen kann, desto besser — komm!" und des Freundes Arm ergreifend, verließ er mit ihm das Haus.

6.

Constanze.

Am Brink, der Hofapotheke direct gegenüber, wohnte in der zweiten Etage der Calculator Obrichter mit seiner Familie, der Frau Calculatorin und drei noch nicht erwachsenen Töchtern von sechs bis zwölf Jahren, wie einem jungen Calculator, dem aber noch hinten die Höschen zugeknöpft wurden, da er erst der Jahre vier zählte.

Der Calculator bezog natürlich ein sehr kümmerliches Gehalt, hatte aber nichtsdestoweniger eine sehr hübsche und geräumige Etage gemiethet, um einen Theil derselben wieder an Aftermiether abzugeben und daraus einen kleinen Nutzen zu ziehen. Er riskirte allerdings dabei, daß ihm diese einmal ausblieben; bis jetzt war es ihm aber immer noch geglückt, und in diesem Jahre sogar doppelt, da er die erste Sängerin am Stadttheater als Einzug bekam.

Die junge Dame stand allein in der Welt, und da sie in eine Familie einzuziehen wünschte, um dort auch zugleich ihre Mahlzeiten zu haben, und eine ganz anständige Pension dafür

zahlte, eröffnete sich der Familie dadurch eine neue, bis jetzt noch nicht gekannte Erwerbsquelle. Aber beide Theile befanden sich darunter wohl, denn die Frau selber war wirklich das Muster einer Wirthin, bis auf's Peinlichste reinlich, sorgsam dabei und immer mit einer gutmüthigen Freundlichkeit, während Constanze Blendheim dagegen, mit sehr bescheidenen Ansprüchen, jede kleine Aufmerksamkeit dankbar erkannte und sich bald recht wohl in einem ihr doch sonst wohl fern liegenden Kreise fand.

Sie bewohnte zwei sehr hübsche Zimmer — das Eckzimmer mit dem daranstoßenden Gemach, — und ihre Wirthin hatte sich dadurch allerdings sehr einschränken müssen, bekam aber auch von ihr fast die ganze Miethe für die Etage gezahlt, Kostgeld exclusive, und ließ sich da gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen — was der Calculator selber nicht gerade von sich sagen konnte.

Er war von Herzen eigentlich ein ganz guter Mensch; den ganzen Tag aber, ja das ganze Jahr draußen von seinen Vorgesetzten hin- und hergestoßen und über die Achseln angesehen und trotzdem gezwungen, nur stets auf das Devoteste mit ihnen zu verkehren, that er sich dafür in seinen eigenen vier Wänden eine Güte, schüttelte die devoten Bücklinge ab, hielt den Rücken steif und spielte den Haustyrannen en miniature — etwas, was wir im Leben leider nur zu häufig finden. Er zeigte das aber nicht etwa durch ein rauhes Betragen gegen seine Frau — das kleine, gemüthliche Weibchen würde ihm auch nie Gelegenheit dazu geboten haben —, nein, er betrachtete sich nur einfach als die gesetzgebende Gewalt im Hause, um die sich eben Alles drehen mußte, als den Ernährer der Familie, der die einzige Arbeit dafür that, wie er meinte. In der That arbeitete seine Frau aber in einer Stunde mehr, als er den ganzen Tag auf seinem Bureau, wo sich die verschiedenen Beamten oft selber im Wege saßen und mit Gähnen den Schluß der Geschäftsstunden abwarteten, der sie aus ihrer „Marterkammer", wie sie scherzhafter Weise das Bureau nannten, erlöste.

Mit der täglichen Kost war es bis dahin sehr knapp gegangen, denn seine paar hundert Thaler Gehalt wollten eingetheilt werden, wenn sie überhaupt ausreichen sollten, und

Fleisch zum Beispiel kam früher nur Sonntags auf den Tisch Jetzt dagegen hatte sich das geändert, denn ihre Abmietherin die auch reichlich dafür bezahlte, verlangte, wenn auch einfache, doch nahrhafte Kost, besonders Abends, wenn sie aus dem Theater kam, etwas Warmes in Fleischspeisen, und wem das daneben zu Gute kam, war allein der Calculator. Er hatte seit dieser Zeit jeden Mittag sein Stück Fleisch, denn die junge Sängerin aß entsetzlich wenig, und außerdem kargte er auch noch seiner Frau, auf den Zuschuß fußend, einen kleinen Theil des bis jetzt gezahlten Wirthschaftsgeldes ab, was er, wie er sagte, nothwendig brauchte, um seinen durch die Bureauluft angegriffenen Körper mit einem Glase Lagerbier zu stärken.

Die kleine Frau ertrug das auch mit eines Engels Geduld; sie hatte ihre Kinder, für die sie sorgte und lebte, und was sie selber betraf, so war sie ja von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt gewesen und verlangte für sich nicht mehr als das Allernothwendigste — und wie wenig war das!

Auch in der sonst nicht zu engen Wohnung sah sie sich beschränkt. Der Gatte mußte ein Arbeitszimmer — in dem er nie etwas arbeitete, was er nicht an jedem andern Tische hätte eben so gut verrichten können — und ein besonderes Schlafzimmer haben, während sich die Frau gezwungen sah, mit ihren vier Kindern in einem andern Zimmer zu schlafen, denn eine „gute Stube" durfte auch natürlich hier nicht fehlen. Wenn sie einmal Besuch bekamen, was das ganze Jahr kaum zweimal vorfiel, war es doch nöthig, einen „anständigen" Platz zu besitzen, in den man die Gäste führen konnte, und deshalb allein athmeten Mutter und Kinder das ganze Jahr lang die ungesunde Stickluft des engen Raumes ein, in dem ihre sämmtlichen Betten standen.

Die gute Stube hatte nun jetzt für Constanze Blendheim den Vortheil (da sie neben ihrer Stube lag und mit dieser die ganze Front des Hauses nach dem Brink zu bildete), daß sie dort hinein Herrenbesuch führen konnte, wenn sie Jemand aufsuchte, und die Frau Obrichter freute sich dann jedesmal, daß wieder einmal Jemand ihre „guten" Möbel zu sehen bekam. Sie hatte die kleine Schwäche allerdings, stolz darauf zu sein, denn durch sie waren sie ja, als Theil ihrer Ausstattung,

mit in die Wirthschaft gekommen und bis dahin immer mit der größten Achtung behandelt worden.

In dieser „guten Stube“ der Familie empfing auch Constanze Blendheim die Besuche ihres Bräutigams, und die Frau Calculator ging dann ab und zu und wirthschaftete auf eine so liebenswürdige und sorgliche Weise im Hause herum und sah dabei in ihrem einfachen Kattunröckchen immer so sauber aus, daß es eine ordentliche Freude war, ihr nur zuzusehen. Wie manche lange Nacht sie freilich allein am Waschtrog stand, um sich und ihre Kinder alle so reinlich zu halten, wußte Niemand, denn sie sprach nie ein Wort darüber, und selbst ihr Gatte wunderte sich manchmal über die stets reine Wäsche. Da er jedoch kein Geld dazu herzugeben brauchte und auch nicht dadurch belästigt wurde, interessirte es ihn zu wenig, um viel darüber nachzudenken oder gar die Ursache zu erfragen; aber er befand sich natürlich wohl dabei.

Constanze hatte den ganzen Nachmittag studirt; sie war heut Abend nicht beschäftigt und bereitete sich auf eine größere Rolle vor, aber sie horchte doch immer dazwischen nach der Thür, denn Bernhard hatte ihr versprochen, jedenfalls heut gegen Abend noch einmal vorzukommen und ihr Antwort zu sagen, welches Resultat seine mit dem Director gepflogene Unterhaltung gehabt. Es war ein böses Zeichen, daß er schon so lange auf sich warten ließ; denn wäre die Antwort zustimmend ausgefallen, so würde er sicherlich keinen Moment versäumt haben, es ihr mitzutheilen — und er kam nicht.

Calculator Obrichter war aus seinem Bureau schon seit fünf Minuten nach Fünf zurück, und das Regierungsgebäude — in dem er dem Namen nach arbeitete, in Wirklichkeit aber seine Stunden nur absaß — lag wenigstens zehn Minuten Weges von seiner Wohnung entfernt — aber lieber Gott, die Uhren gingen so ungleich in der Stadt, und Niemand konnte verlangen, daß ein Beamter je den Glockenschlag im Bureau selber abgewartet hätte!

Er trank eben seinen Kaffee und hatte seine Privatzuckerdose neben sich stehen, denn die übrige Familie gab sich keinem solchen Luxus hin, weil der Calculator behauptete, er zahle dem Staate schon genug directe Steuern (und darin hatte er

Recht), als daß er sich auch noch zur Extravaganz auf die indirecten werfen sollte. Da klopfte Jemand an. „Herein!" sagte Herr Obrichter, und Hauptmann von Dürrbeck stand in der Thür.

„Ich störe doch nicht?"

„Bitte, Herr Hauptmann," sagte der Calculator, sich mit einem blaubaumwollenen Taschentuch den Mund wischend, indem er von seinem Stuhl emporfuhr, denn er achtete das Officiercorps hoch — „bitte, belieben Sie näher zu treten."

„Fräulein Blendheim ist zu Hause, wie ich höre?"

„Sie singt wie eine Nachtigall," sagte der Calculator — „vielleicht eine Tasse Kaffee gefällig?"

„Danke aufrichtig," sagte der Hauptmann abwehrend — er war einer solchen Einladung einmal gefolgt und ging, als kein besonderer Freund von Cichorien, nicht wieder in die Falle —, „ich möchte das Fräulein nur einen Augenblick sprechen."

Der Calculator lächelte, denn er wußte, was solch ein Augenblick bedeute. „Wollen Sie gefälligst sich dort hinüber bemühen — Sie kennen ja schon den Weg."

„Wollen wir nicht noch einen Augenblick warten, bis Fräulein Blendheim geendet hat? Sie singt gar so lieb, und ich möchte sie nicht gern stören."

Der Beamte schob ihm sehr artig einen Stuhl hin, den Dürrbeck dankend nahm, und jener, in dem Bewußtsein, daß er selber eine sehr angenehme Rente verlieren würde, wenn die junge Dame zum Altar trat, sagte, nach der Richtung deutend, aus welcher die Töne drangen: „Es würde in der That ein schwerer Verlust für das hiesige Theater sein, wenn die junge Dame es quittirte. Hoffentlich steht der Zeitpunkt doch nicht so nahe bevor ..."

„Es ist noch unbestimmt, lieber Herr," erwiderte Dürrbeck ausweichend, denn er wollte dem Gesange der Geliebten lauschen und dachte auch nicht daran, Constanzens Hauswirth zum Vertrauten zu machen.

Der Calculator kam noch einmal auf den Kaffee zurück. „Wäre Ihnen denn nicht wenigstens ein halbes Täßchen

gefällig? Es ist genug da," setzte er hinzu, den Deckel der Kanne lüftend — „meine Frau macht immer reichlich..."

„Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, verehrter Herr," wehrte der Hauptmann noch einmal ab; „ich habe schon lange Kaffee getrunken — Sie nehmen ihn, wie es scheint, sehr spät."

„Ja, sehen Sie," erwiderte der Beamte, der plötzlich auf seinem Steckenpferd fest im Sattel saß, denn es handelte sich dabei um seine eigene Person, „ich thue Alles regelmäßig, und ich möchte sagen: nach dem Glockenschlage. Im Sommer Morgens um sechs, im Winter um sieben Uhr steh' ich auf, und dann muß die Stube schon ein bischen warm sein; nachher trink' ich Kaffee und rauche meine Pfeife dazu, die mir das Linchen, meine älteste Tochter, schon gestopft hat; dann kommt das Tageblatt, das les' ich, dann trink' ich ein Glas Wasser — ich habe das, besonders in der letzten Zeit, als sehr zuträglich gefunden —, nachher rasire ich mich und ziehe mich langsam an und gehe dann Punkt neun Uhr in mein Bureau. Wir sollen eigentlich schon um neun Uhr dort sein, aber so früh kommt doch Niemand. Um zwölf Uhr wird dort geschlossen, auch mit dem Glockenschlage. Dann mache ich einen kleinen Spaziergang, immer den nämlichen Weg über die Promenade und gerade zweitausend sechshundert Schritt — ich habe es schon mehrere Male abgezählt —, wonach ich dann Punkt halb ein Uhr, wo wir essen, hier in meiner Wohnung am Tische sitze. Um ein Uhr sind wir fertig; nach Tisch muß ich jedesmal ein Glas Wasser trinken, denn ich habe gefunden, daß mir das außerordentlich..."

„Ich glaube, Fräulein Blendheim ist am Schlusse," sagte Dürrbeck, der kein einziges Wort von der ganzen langweiligen Auseinandersetzung gehört oder auch nur darauf geachtet hatte — was ging ihn die Lebensweise dieses oder irgend eines andern Calculators an! — „Sie werden entschuldigen, verehrter Herr..."

„Bitte," sagte der Beamte mit einer Handbewegung, die Alles einbegriff, was der Hauptmann nur wünschen konnte — er entließ ihn förmlich, denn daß er in seinen Biographien unterbrochen wurde, war er schon gewohnt —, und Dürrbeck

eilte jetzt zu der Geliebten hinüber, die er durch ein bestimmtes Klopfen in das „gute Zimmer" der Familie citirte.

„Bernhard," sagte Constanze mit herzlicher Stimme, als sie dem Rufe rasche Folge leistete, „wie freue ich mich, Dich heute noch einmal zu sprechen — wie habe ich mich danach gesehnt!"

„Du siehst blaß aus, mein Herz," sagte der Hauptmann besorgt, als er einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt und ihren Kopf zurückbog, um ihr in die Augen zu schauen — „fehlt Dir etwas?"

„Körperlich nein, Bernhard," sagte das junge, schöne Mädchen, indem sie sich an ihn schmiegte und ihr Haupt an seine Schulter lehnte, „und auch in diesem Augenblicke, wo Du wieder bei mir bist, selbst geistig nichts; aber bin ich allein, dann erfaßt mich manchmal eine unsagbare Angst, ein Gefühl, dem ich keine Worte geben kann und das mir doch trotzdem zuweilen den Athem versetzt und das Blut in den Adern stocken macht."

„Aber was für ein Gefühl, Constanze?" bat Dürrbeck. „Haben wir nicht die Hauptschwierigkeit glücklich überwunden — und was Anderes könnte Dir noch Sorgen oder Bangen machen? Dein Contract?"

„Ich weiß es nicht; die lange Zögerung vielleicht, die Ungewißheit dessen, was dazwischen liegt — aber das auch nicht — mehr ein unbestimmtes Etwas, wie eine Ahnung drohenden Unheils. Und doch, wenn ich vernünftig darüber nachdenke, so bietet sich mir kein Anhalt an irgend 'was."

„Träume, mein Schatz," lächelte Dürrbeck, „schweres Blut; Du machst Dir zu wenig Bewegung, und ich fürchte auch," setzte er leiser hinzu, „die Kost hier im Hause ist für Dich und Deine ewige geistige Aufregung wie körperliche Anstrengung auf der Bühne nicht kräftig, nicht nahrhaft genug."

„Die Leute thun wirklich, was sie können, Bernhard," sagte Constanze gutmüthig. „Aber es ist auch nicht das, denn sobald Du bei mir bist, schwindet dieses fast tödtende Gefühl im Nu und mir ist so wohl und leicht, daß ich aufjauchzen möchte in Lust und Seligkeit."

„Mein Herz, mein liebes Herz," dankte ihr der junge

Mann, sie wieder fester an sich ziehend; „aber nun schüttle auch die bösen Träume ab, die mein armes Mädchen nicht viel länger mehr quälen sollen. Ich habe heute wieder einen gar so lieben Brief von meiner guten Mutter gehabt, die Dich einladen läßt, die Ferien, wenn bis dahin unsere Verbindung noch nicht geschlossen wäre, auf unserem Gute zuzubringen."

„Die gute Mutter..."

„Ich habe Dir den Brief mitgebracht; lies ihn heute Abend durch, wenn Du allein bist; er wird Dir so viele Freude machen, wie er mir gemacht."

„Ich danke Dir, Bernhard — ich danke es Deiner Mutter, die der armen, heimathlosen Waise so freundlich ihre Arme geöffnet hat."

„Und noch immer so traurig, Herz, so niedergedrückt? Ich bin ja bei Dir jetzt, und da dürfen keine trüben Gedanken in Dir weilen."

„Du hast Recht, Bernhard," sagte das schöne Mädchen, indem ein Lächeln über ihre freilich noch immer bleichen Züge glitt; „Du solltest mich schelten, daß ich so undankbar gegen Dich bin, und doch ist es ja nur meine Liebe zu Dir, die mich sorgen und mich ängstigen läßt — für mein eigenes Selbst lebt kein Gedanke in mir."

„Meine Constanze, mein süßes, herrliches Mädchen — aber ich muß wieder die rosigen Grübchen in Deinen Wangen sehen," sagte er kosend, indem er sie zu dem Ruhefauteuil am Fenster führte. „Komm, da setze Dich hin, und ich erzähle Dir meinen heutigen Besuch bei Deinem Director."

„Du warst dort?" rief Constanze hastig. „Und was hat er gesagt? Er weigert sich natürlich — ich bat Dich gleich, den nutzlosen Versuch gar nicht zu machen. Er ist ein Geldmensch und weiter nichts."

„Bitte, mein Schatz," lachte Dürrbeck, „er ist auch noch etwas mehr, und zwar der komischste Kauz, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist. Denke Dir, er studirte den Tasso — und hatte dazu noch seine Locken in Papilloten!"

Constanze lächelte.

„Und das noch nicht genug, Hans Solberg ärgerte ihn,

und nachdem er uns gehörig angedonnert, ging er durch eine richtige und wahrhaftige Versenkung in die untere Etage!"

„Das sieht ihm ähnlich," lachte Constanze, von deren Stirn die trüben Schatten jetzt im Nu gewichen waren; „aber er macht noch andere, tollere Geschichten. Er hat in seiner Wohnung auch eine ganz richtige Blitz- und Donnermaschine, und wenn Einzelne der Mitglieder ihn mit Anliegen quälten, Vorschuß haben wollten und dergleichen, so ließ er den Donner los und verschwand in einem grellen Blitze..."

„Es ist doch kaum denkbar..."

„Die Sache ist ihm aber gelegt worden," lachte Constanze, „denn neulich war auch einmal ein Rathsdiener bei ihm, der die fälligen oder überfälligen Steuern einkassiren sollte, und den verblüffte er dermaßen durch grelle Blitze und Donner, während er ebenfalls verschwand, daß der Mann die Treppe hinabsprang und unten die Feuerwehr alarmirte. Seitdem ist ihm das Blitzen sowohl wie das Donnern, über welches sich die Nachbarn schon mehrfach beklagt hatten, verboten worden, aber seine Versenkung benutzt er nach wie vor."

„Aber sag' einmal, Schatz," lachte Dürrbeck, „der Mann ist doch einfach wahnsinnig; wie kann er da einem solchen Institut vorstehen?"

„Weißt Du nicht, wie Polonius im Hamlet sagt?" lächelte Constanze. „Es ist Methode in seinem Wahnsinn, aber er lebt und webt auch nur für die Bühne, und wenn nicht sein Verstand, so leitet ihn doch unfehlbar sein Instinct, auf diesem Felde durchschnittlich das Richtige zu treffen. Im praktischen Leben würde er völlig unbrauchbar sein, so weit es nicht Geldangelegenheiten betrifft, aber für das Theater paßt er. Er ist allerdings ein schauerlich manierirter Schauspieler und spielt eine Anzahl von Rollen, für die er theils zu alt, theils wieder zu jung ist; aber der Feuereifer, mit dem er sich hineinwirft, die wirkliche Begeisterung, mit der er die verschiedenen Charaktere anfaßt, sprechen dann wieder für ihn, und das Publikum hat sich außerdem so an ihn gewöhnt, daß er eben machen kann, was er will — er gefällt ihm doch."

„Aber auf jedem andern Theater der Welt würde er ausgelacht!"

„Das ist möglich, sogar wahrscheinlich; aber er scheint das auch selbst zu fühlen, oder leitet ihn da wieder sein Instinct — er sucht sie wenigstens nicht auf und hat sogar, wie ich bestimmt weiß, ihm angebotene Gastspiele direct abgelehnt."

„Das ist wenigstens vernünftig, wenn ich ihm auch sonst die Eigenschaft vollkommen absprechen möchte."

„Was willst Du, Bernhard," sagte Constanze, „giebt es nicht eine Menge von Menschen, die nur einzig und allein ihr Steckenpferd und noch dazu selbst mitten in die menschliche Gesellschaft hineinreiten und für weiter nichts auf der Gotteswelt Sinn zu haben scheinen, als eben das? Es giebt wieder Menschen, deren ganzes Gehirn allein aus Noten, während das anderer wieder aus Zahlen zusammengesetzt scheint. Unser Director kennt nichts und will nichts kennen als das Theater. Es wurde neulich einmal im Conversationszimmer von dem Tode eines berühmten Malers gesprochen und der Director hatte den Namen mehrfach gehört; endlich sagte er: „Wo war er engagirt?" Er kann sich nicht denken, daß irgend etwas Anderes auch nur das geringste Interesse für Jemanden haben könnte. Aber was gab er Dir zur Antwort?"

„Lauter Unsinn, Herz," sagte Dürrbeck, „Citate aus Tasso und Shakespeare — damit stieg er augenblicklich auf den Kothurn und ging von dem durch die bewußte Versenkung in die Unterwelt ab. Ich sage Dir, Hans Solberg war mit mir und konnte sich nachher noch wohl eine halbe Stunde lang nicht zufrieden geben; er lachte in einem fort vor sich hin."

„Was ist dieser Hans von Solberg für ein Mann?" fragte Constanze.

„Ein lieber, prächtiger Mensch," rief Dürrbeck, „so natürlich und herzlich, daß man es ihm auf den ersten Blick ansieht, er sei nicht in unseren gedrechselten und so oft leider vollkommen unnatürlichen Verhältnissen aufgewachsen!"

„Er war lange in Amerika?"

„Ja; ich traf ihn heute unerwartet auf der Straße; ich hatte keine Ahnung, daß er zurückgekehrt sei."

„Du bist mit Solbergs selber nicht befreundet?"

„Ich — war früher oft im Hause," sagte Dürrbeck ausweichend.

„Und seit Deiner Verlobung mit mir haben sie sich von Dir zurückgezogen," sagte Constanze mit leiser, aber tief bewegter Stimme; „wie viele Opfer hast Du bringen müssen, Bernhard, mir und Deiner Liebe!"

„Und nennst Du das ein Opfer, wenn sich hier und da eine adelstolze Familie wirklich von mir zurückgezogen hätte?" rief der junge Officier mit leuchtenden Blicken. „Nennst Du das ein Opfer, wo ich Dich dafür gewann, Constanze? Aber es ist das nicht einmal der Fall, denn Hans erzählte ich augenblicklich von Dir, und er blieb so herzlich, wie er je gewesen. Nur in dem alten Kammerherrn und der eingebildeten Dame, seiner Frau, steckt noch der alte Dünkel."

„Und die Tochter? Ich begegnete ihr neulich und grüßte sie artig, aber sie hielt es nicht der Mühe werth, mir zu danken."

„Sie hat Dich vielleicht gar nicht erkannt."

„Das wäre allerdings merkwürdig," lächelte Constanze; „aber laß es gut sein, Bernhard, glaube nicht, daß ein derartiges Nichts auch nur einen Schatten über meine Seele werfen oder mein Glück mir mit einem Hauche trüben könnte. Ich habe Dich, Bernhard, ich liebe Dich aus vollem, reinem Herzen — ich weiß, Du liebst mich wieder, und sind wir uns selber genug, was kümmert uns dann die Welt, die Gesellschaft!"

„Meine liebe, liebe Constanze," rief Dürrbeck, indem er sich zu ihr niederbeugte und ihre Stirn küßte, „wie glücklich fühle ich mich in Deinem Besitz! Aber glaube oder fürchte auch nicht, daß Dir, wenn Du erst mein liebes Weib bist, irgend Jemand den Stolz entgegentragen wird, mit dem Dir jetzt noch Einige begegnen. Du bist bis jetzt nur meine Braut, und leichtsinnig gegebene Versprechen sind schon öfter gebrochen worden — die haute volée will sich aber nichts vergeben, bis sie ihrer Sache vollkommen sicher ist; dann trittst Du jedoch ebenbürtig in ihre Reihen, und Du sollst sehen, wie freundlich man Dir überall begegnen wird."

„Laß das, Bernhard," lächelte das junge Mädchen, „es ist das meine kleinste Sorge; sage mir lieber, was Du jetzt bestimmt hast, denn auf den Director rechne nicht mehr."

„Auf den Director?“ lachte Dürrbeck. „Nein, mein Schatz. Jemand, dem solche Mittel zu Gebote stehen, sich einem lästig werdenden Besuche zu entziehen, möchte wohl schwerlich auf Unterhandlungen eingehen. Aber was thut das? Noch habe ich eine andere Hoffnung und werde darüber erst einmal mit einem tüchtigen Advocaten sprechen. Ich weiß nämlich nicht, ob er Dich durch eine solche, dem Gesetze gerade zuwiderlaufende Clausel wirklich binden kann; ist das aber trotzdem der Fall, nun, dann ist das Schlimmste, was mir passiren kann, daß ich die Conventionalstrafe zahle, und das macht mich auch noch nicht arm. So viel verspreche ich Dir gewiß: Ende nächsten Monats ist meiner Eltern silberne Hochzeit, und an dem Tage feiern wir auch unsere Verbindung — genügt Dir das?“

„Mein Bernhard!“

„Aber jetzt muß ich fort. Die Dämmerung bricht an, und ich möchte der liebenswürdigen Nachbarschaft, die hier an den Fenstern zu wohnen scheint, nicht Stoff zu boshaften Bemerkungen geben, Deinetwegen, Constanze.“

„Die beiden jungen Damen da drüben,“ lächelte Constanze, „haben sich schon fast den Nacken abgedreht, um unser Fenster nicht aus den Augen zu verlieren.“

„Es sind Klingenbruchs,“ nickte Dürrbeck, „und wie man sich in der Stadt erzählt, leben sie, fast ohne jede andere irdische Nahrung, nur von Skandal und Neuigkeiten — doch gute Nacht, mein Herz, halte Dich jetzt und noch die kurze Zeit tapfer, und bald, recht bald schlägt für uns die glückliche Stunde, von der an wir vereint und nicht mehr getrennt die Dämmerung erwarten und uns ihrer freuen können. Gute Nacht, mein liebes, süßes Herz!“ — Und sie noch einmal fest umschlingend, wandte er sich ab und verließ, selig in der Erinnerung an diese Stunde, der ersten fast, in der er ungestört mit der Geliebten hatte plaudern können, das Haus.

7.

In der Bierstube.

Am andern Morgen, und zwar dicht vor zwölf Uhr, schlenderte Hauptmann Dürrbeck über den Markt, aber so in Gedanken vertieft, daß er gar nicht auf die ihm Begegnenden achtete, bis er sich angerufen hörte und zugleich Hans' Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Holla, Bernhard,“ lachte der junge Solberg, „Du rennst ja die Leute beinahe auf der Straße um, ohne sie zu sehen! Wohin?“

Als Dürrbeck aufsah, erkannte er den Freund, der Arm in Arm mit seinem künftigen Schwager, dem Grafen Rauten, vor ihm stand und ihn fröhlich anschaute.

„Wie geht es, Hans?“ fragte er freundlich, während er, mehr förmlich, dem Grafen eine leichte Verbeugung machte, die dieser ebenso erwiderte. „Du siehst vergnügt aus!“

„Ich bin es auch,“ erwiderte der junge Mann; „aber,“ setzte er etwas erstaunt hinzu, „kennen sich die Herren nicht? Mein künftiger Schwager, Bernhard Graf Rauten, — Hauptmann von Dürrbeck, ein alter lieber Jugendfreund von mir.“

„Ich habe die Ehre gehabt,“ sagte Rauten lächelnd, „wir waren einige Male schon an verschiedenen Plätzen zusammen, auch in Deines Vaters Hause, Hans.“

„Gewiß,“ sagte Dürrbeck, „ich glaube sogar, ich hatte schon einmal das Vergnügen, mit dem Herrn Grafen eine Partie Whist zu spielen?“

„Ach ja, bei Schallers, nicht wahr?“

„Ich glaube, ja, aber wo willst Du hin, Hans?“

„Wenn ich aufrichtig sein soll, so war ich bis jetzt wohl noch ohne Ziel; wir flanirten nur und plauderten von Dem und Jenem. Wir sind einander noch fast vollkommen fremd, und sollen doch schon so bald in eine so nahe Verwandtschaft treten. Doch jetzt spür' ich Appetit nach einem Glase Bier, ist nicht ein gutes Haus hier in der Nähe?“

„Gewiß, das beste, gleich hier dicht bei,“ sagte Dürrbeck, „bei Baumanns in der sogenannten Cichorie.“

„Ein ominöser Name!“ lachte Hans.

„Wir haben der Restauration den Namen gegeben, weil man einen so nichtswürdigen Kaffee dort bekommt. Aber das Bier ist ausgezeichnet, und um diese Zeit am Tage finden wir auch das kleine Stübchen voll von Officieren.“

„Vortrefflich!“ rief Hans. „Du lieber Gott, wie lange bin ich jetzt in keinem wirklich ächten Bierhause gewesen; komm, Leopold, Du gehst doch mit?“

„Ich muß Dir aufrichtig gestehen,“ sagte Graf Rauten, „daß ich ein schlechter Biertrinker bin; ich mache mir nichts daraus, und dann bekommt es mir auch nicht, besonders Morgens nicht.“

„Man findet dort auch ein vortreffliches Glas Portwein oder Sherry,“ sagte der Hauptmann.

„Wenn das ist, habe ich nichts dagegen,“ willigte der Graf, obgleich noch etwas zögernd, ein, „wir werden nur in einen heillosen Tabaksqualm gerathen und man bringt den Geruch gar nicht wieder fort.“

„Aha,“ lachte Hans, „Du fürchtest Dich vor Mama und Fränzchen, wenn wir nachher zum Essen gehen. Bah, das nimmt die Luft alles wieder fort, und dann mögen sie sich auch ein wenig daran gewöhnen! Zum Henker auch, es fällt mir gar nicht ein, mich der zarten Nerven meiner sehr gnädigen Mama wegen so zu geniren, daß ich nicht einmal wagen darf, außer dem Hause eine Cigarre zu rauchen, und Du thätest sehr wohl daran, Leopold, wenn Du Fränzchen nicht zu sehr darin, gleich von Anfang an, verwöhntest! Du bringst einmal später einen Freund mit nach Hause, der vielleicht so gern raucht, wie ich, und kannst Du ihm nachher keinen Platz bieten, wo er im Stande ist dem Genuß zu folgen, so fühlt er sich nicht behaglich und bleibt das nächste Mal weg.“

„Also meinst Du, ich soll mir ein richtiges Rauchcoupé anlegen?“

„Gewiß, das gehört in jede Haushaltung, und wenn ich einmal heirathe, so bedinge ich mir gleich in dem Contract

aus, daß ich überall im Hause rauchen darf, ich will nirgends genirt sein."

„Nun, weißt Du, Hans," lächelte der Graf, „bis dahin änderst Du vielleicht noch Deine Ansichten; möglich, daß Du auch noch einmal ganz richtig unter den Pantoffel kommst."

„Möglich, aber doch nicht recht wahrscheinlich; doch, wo ist Deine Restauration zur Cichorie, Bernhard?"

„Da, gleich vor uns, Baumann, der Name steht ja über der Thür. Wir wollten, er sollte sich eine Cichorienpflanze als Schild über die Thür setzen lassen, ja haben uns sogar erboten, ihm dasselbe kostenfrei zu liefern, aber er mag nicht recht dran, denn der Name gefällt ihm nicht, ja, er behauptet sogar, bei ihm gäbe es den besten Kaffee in der Stadt. Aber da sind wir," und den Beiden voran trat er in die Thür, um ihnen den Weg zu zeigen. Er führte sie auch jetzt in ein ziemlich geräumiges Local, aus dem ihnen aber allerdings ein sehr gemischter Tabaksdampf entgegenquoll, wie denn auch eine Gesellschaft von kleinen Beamten und Bürgern den Raum zu füllen schien.

„Hier?" sagte Graf Rauten und sah den Hauptmann von Dürrbeck etwas erstaunt an.

„Wir müssen hier durchgehen," sagte dieser, „unser Local liegt dort drüben."

„Ich glaube fast," bemerkte der Graf, „wir wären besser in das Eckfenster am Brink gegangen."

„Es wird Ihnen schon hier gefallen," lachte Dürrbeck, dem es nicht entging, daß sich der Graf hier unbehaglich fühlte; „da drüben ist unsere Thür," und sich zwischen den verschiedenen Tischen durchwindend, erreichten sie auch bald das wohl etwas kleinere, aber sehr hübsch eingerichtete Local, in dem sich, ohne eine geschlossene Gesellschaft zu bilden, aber wie nach stillschweigendem Uebereinkommen, die Officiere der dortigen Garnison, wie ihre Freunde, meist junge Adelige, die einmal ein Glas Bier trinken wollten, festgesetzt hatten und die Stube behaupteten. Es kam allerdings manchmal vor, daß sich ein Fremder dahinein verirrte; da aber keiner der übrigen Gäste die geringste Notiz von ihm nahm, so mußte

er sich dort natürlich bald unbehaglich fühlen und hielt sich selten lange auf.

Dürrbeck traf dort eine Menge Bekannte und stellte die Herren vor, denen rasch und bereitwillig an dem großen runden Tische Raum gemacht wurde. Das durch den Eintritt der neuen Gäste etwas gestörte Gespräch nahm auch bald wieder lebhaft seinen Fortgang. Man hatte ja so ziemlich gleiche Interessen, gleiche Neigungen, gleiche Ansichten, und es fehlt da wahrlich nie an Stoff zu einer Unterhaltung.

Das ihnen bald gebrachte baierische Bier — Graf Rauten nahm ein Glas Sherry — war übrigens vortrefflich, und das Gespräch drehte sich bald um einen prachtvollen arabischen Hengst, den einer der höheren Officiere zu einem sehr bedeutenden Preise gekauft und hierher gebracht hatte. Die Meinungen über das Pferd, während das Interesse das nämliche blieb, schienen übrigens getheilt. Einige nannten den Preis, er war zweihundert Louisdor, spottbillig, während Andere Mängel an dem Pferde selber entdeckt haben wollten und nun ihre Ansicht dahin aussprachen, daß der Käufer damit geprellt sei und es wohl bald zu seinem Schaden entdecken würde.

Die Fenster des Locals waren mit einem blauen Drahtgitter versetzt, so daß man wohl Alles erkennen konnte, was auf der Straße vorüber passirte, aber selber ungesehen blieb.

Ein paar der jungen Officiere sprangen auf und schauten hinaus. Schräg an der Restauration vorüber gingen ein paar junge, sehr hübsche Damen, die aber genau zu wissen schienen, daß sie von da innen beobachtet wurden, denn sie lachten und kicherten mit einander und warfen die Blicke, wenn auch nur scheu und flüchtig, doch ein paar Mal nach dem blauen Draht hinüber.

„Ein paar famose Mädchen,“ sagte der eine Lieutenant, „ganz famos, auf Ehre, und der Wuchs...“

„Wer war es?“ fragte ein anderer und suchte, wenn auch zu spät, noch einen Blick hinaus zu gewinnen.

„Die beiden Klingenbruchs — dieser Corpus der Aeltesten!“

„Ja, nette Mädel,“ bestätigte der letztere, „aber fabelhaft kokett.“

„Das wüßte ich nicht," bemerkte Lieutenant von Wöhfen mit seiner etwas schnarrenden Stimme.

„Hahaha," lachte ein anderer, „Wöhfen läuft sich beinahe die Beine danach ab; der schwärmt!"

„Unsinn," sagte Herr von Wöhfen, „schwärmen. Ihr an meiner Stelle würdet es ebenso machen."

„An Deiner Stelle? Wie so..."

„Hm," lachte von Wöhfen, mit einem Anflug von Verlegenheit„ „ich bin zu discret, um Euch mehr zu sagen, als Ihr zu wissen braucht."

„Münchhausen," rief ein anderer, „nur keine Jagdgeschichten!"

„Ich habe noch nichts erzählt," sagte von Wöhfen zugeknöpft.

„Wenn sie die Erbschaft machen," fiel hier ein junger Hauptmann ein, „lohnte es sich vielleicht der Mühe, aber —" er schwieg plötzlich, denn in der geöffneten Thür stand der kleine Oberstlieutenant von Klingenbruch und schaute sich vergnügt in dem engen Raume um.

„'Morgen, meine Herren! Schon so zahlreich versammelt?"

„'Morgen, 'Morgen! Herr Oberstlieutenant," schallte es von verschiedenen Seiten, und die Herren rückten noch mehr zusammen, denn an dem andern Tische hatten sich ausnahmsweise ein paar Civilisten eingefunden, der eine von ihnen ein Fremder, und man mußte den Oberstlieutenant, den übrigens auch Alle gern leiden mochten, bei sich aufnehmen.

Der kleine Mann war in der That unter seinen Kameraden außerordentlich beliebt, und wenn er seine gute Laune hatte, die ihm außerdem selten fehlte, so dröhnte die Stube oft von dem schallenden Gelächter der kleinen Gesellschaft.

Ob die Frau Oberstlieutenant ebenso davon erbaut gewesen wäre, wenn sie die oft sehr derben Späße ihres Gatten hätte belauschen können, ist freilich eine andere Frage.

Hans war bald mit dem Oberstlieutenant, den ihm Dürrbeck vorstellte und neben den er zu sitzen kam, bekannt geworden. Klingenbruch hatte ihn selber noch als Kind gekannt und freute sich aufrichtig, ihm wieder zu begegnen.

Mit dem Grafen Rauten war er ebenfalls schon zusammengetroffen, und das Gespräch wurde bald wieder allgemein.

An dem andern Tische saß übrigens eine ganz eigenthümliche Gruppe, und zwar kein Geringerer als der Herr Calculator Obrichter, in einem langen braunen Rock und weißer Halsbinde, sein Schwager, der Rentamts-Kassirer Bollig, ein vollkommen eingetrocknetes Männchen, der kaum über seine hohe schwarze Cravatte hinwegsehen konnte und sich zu Zeiten fast ganz dahinter zurückzog, und eine dritte Persönlichkeit, die aber gar nicht zu den Beiden zu passen schien, wenigstens in jeder Hinsicht verschieden von ihnen war.

Mister Hummel, wie er sich selber nannte, war der Neffe des Kassirers und eben frisch und warm von Amerika herübergekommen, wenigstens noch keine acht Tage in Rhodenburg, um hier seine Verwandten aufzusuchen. Er hatte auch allein den Weg in die Officierstube gefunden und da Platz genommen, da es im andern Zimmer an Stühlen fehlte, die beiden Beamten würden sich sonst nie hier hereingewagt haben. Mr. Hummel war aber ein freier amerikanischer Bürger und scherte sich den Henker, wie er seinem Onkel zu dessen Entsetzen betheuerte, um Barone oder Grafen.

Mr. Hummel führte auch an jenem Tische allein das Wort, und Hans, der ihm an dem andern Tische zunächst saß und derlei Burschen schon zur Genüge von Nordamerika her kannte, amüsirte sich vortrefflich damit, dem verdorbenen Deutsch des Deutsch-Amerikaners zu lauschen, der aber dadurch seine Verwandten nur noch mehr in Erstaunen setzte.

Es war eine kleine, gedrungene, aber kräftige Gestalt, mit Fäusten, denen man es ansah, daß sie seiner Zeit derb und unverdrossen zugegriffen hatten. Das Gesicht trug er glatt rasirt, selbst einen Backenbart verschmähend, und nur unter den Kinnbacken, nach vorn wie eine Bürste vorstehend, stand ihm ein schwarzer, kurz gehaltener Bart, der seinem Gesichte bei vorstehender Unterlippe etwas Trotziges gab. Er hatte dabei eine eigenthümliche Unruhe in seinem ganzen Wesen, die auffallend genug gegen das ruhige Selbstbewußtsein des Calculators wie gegen die schweigende, aber entzückte Bewunderung seines Onkels, des Kassirers, womit ihn dieser fortwährend betrachtete, abstach. Der Kassirer war auch nicht wenig stolz auf seinen Neffen, einen richtigen Amerikaner, frisch über

See, daß er ordentlich noch nach Salzwasser roch. Und wie konnte der erzählen, was für merkwürdige Abenteuer hatte er erlebt, und in Californien war er auch gewesen und trug sogar wirklich ächtes californisches Gold in Stücken wie eine Bohne groß bei sich in der Westentasche herum!

Den beiden alten Herren, denen Amerika immer noch wie eine Art von phantastischem Jugendmärchen vor der Seele lag, imponirte ebenso die sonderbare, mit fremden Wörtern gemischte Sprachweise des Verwandten. Er war nur sechs Jahre in Amerika gewesen, hatte aber das Deutsche schon fast total vergessen. Ja oder nein, sagte er gar nicht mehr, immer nur yes und no, was gar zu hübsch klang, denn man verstand es ja auch, und nur manchmal kamen Sätze heraus, aus denen weder der Kassirer noch der Calculator klug werden konnte!

„Well," sagte Mr. Hummel, auf eine Frage des Calculators, ob denn eigentlich die Indianer bös wären, und nach denen, die er auf hiesigen Messen und Märkten, natürlich immer nur vereinzelt und schon halb gezähmt, gesehen, konnte das kaum anders sein. „Well, Mister, das ist nun according zu, wo Sie hinkommen," meinte Mr. Hummel, „manchmal finden Sie die Rothhäute ganz treatable, manchmal ketschen Sie's aber auch."

„Was?" rief der Calculator im äußersten Erstaunen, und Hans, der sein Gesicht dort halb hinüber gewandt hatte, mußte sich abdrehen, um sein heimliches Lachen nicht zu verrathen.

„Nun, ich mein' halt," sagte der Amerikaner, „daß es Gute und Böse dazwischen giebt, just about, wie bei uns eben auch."

„Es ist merkwürdig, rein merkwürdig," versicherte der Kassirer, der indessen in einem fort mit dem Kopf geschüttelt hatte, „so 'was ist noch gar nicht dagewesen. Aber was ich Dich noch fragen wollte, Philipp, seid Ihr denn über das Meer so in einem Strich hierher gefahren?"

„Nu of course, gewiß. Wie denn sonst?"

„Und Nachts auch immer?" forschte der Kassirer weiter, der sich wohl eine unklare Vorstellung machte, daß da draußen keine Straßenbeleuchtung sein könne.

Der Amerikaner lachte. — „Aber, Uncle Tobias," sagte

er, — „wir hätten das Schiff wohl Nachts an einen post anteien sollen, wie?"

„Und der Capitain fährt also immer geradezu?"

„Yes, to be sure."

„Und kochen thun sie auch unterwegs, Obrichter," sagte der Kassirer belehrend zu seinem Verwandten, „es ist wirklich merkwürdig."

„Und Gold haben Sie auch in Californien gesucht?" fragte der Calculator, der wohl nur einen sehr unbestimmten Begriff haben mochte, wie das gemacht wurde, etwa so wie hier vielleicht, wenn Jemand ein Fünfgroschenstück verloren hatte.

„Yes," bestätigte Mr. Hummel, „und ist noch dazu schwere Arbeit, das Gold-Puddeln."

„Ja, ergänzte der Kassirer, „Gold ist das schwerste Metall, das wir haben."

„Oh, about that," lachte Hummel, „da hätten wir nicht viel trouble damit gehabt, denn was wir an wirklichem Gold fanden, war leicht genug, aber die schweren Rocks zu manätschen und das ewige Hacken mit der pickaxt und das Erdauswerfen mit dem spade, der Henker soll's holen, ich hatt's bald satt und setzte einen store auf."

„Einen w a s? Mr. Hummel," sagte der Calculator, „was setzten Sie auf?"

„Einen store, einen Laden, wo ich groceries und dergleichen verkaufte."

Der Calculator schüttelte mit dem Kopf, jetzt wußte er wieder nicht, was große Ries waren, und schämte sich doch, ewig seine Unwissenheit einzugestehen. Er konnte doch nicht gut Rosinen meinen.

„Hat er Ihnen schon die Stücke Gold gezeigt, Herr Vetter?" fragte der Rentamts-Kassirer, „zeig' sie einmal, Philipp, das ist wirkliches Gold, wie es dort in und auf der Erde herumliegt; ach, wenn man hier auch so ein Plätzchen wüßte und hingehen und suchen dürfte! Es ist doch merkwürdig, daß der liebe Gott das nur da ausgeschüttet hat, wo wilde Menschen und Bestien wohnen. Es ist ordentlich so, als ob er diese zu Hütern bestellt hätte."

Mr. Hummel nahm indessen aus seiner linken Westentasche eine Anzahl körniger Goldstücke, und während er damit beschäftigt war, spuckte er neben sich auf die Erde den braunen, ekelhaften Tabakssaft. Natürlich kaute er Tabak, die Leute hätten ihn ja sonst für keinen wirklichen und ächten Amerikaner gehalten, und um seine Lippen herum verrieth auch der gelbe Rand die liebenswürdige Angewohnheit.

Mr. Hummel hielt jetzt einige der größten Stücke so in der Hand, daß man sie am nächsten Tische auch hätte sehen müssen, wenn die Herren Officiere nur darauf achten wollten; er erklärte auch den Werth mit ziemlich lauter Stimme, aber ohne Erfolg. Es nahm Niemand dort Notiz von ihm, und wie der Calculator und der Kassirer das Gold zur Genüge bewundert hatten, mußte er es wieder in die Tasche stecken.

Indessen war es halb ein Uhr geworden, und die beiden Beamten mußten ihre Essensstunde einhalten. Der Calculator griff auch schon mit einer Art von verzweiflungsvoller Entschlossenheit in die rechte Westentasche, als ob er die kühne Absicht hätte, die ganze Zeche zu bezahlen, wenigstens dachte Mr. Hummel so, wenn es auch dem Calculator nie eingefallen wäre, je mehr als sein eigenes Glas zu berichtigen.

„Stop!“ sagte der Amerikaner und hielt ihm den Arm, den sich der Calculator unter solchen Umständen sehr gern halten ließ, „that's my business, Kellner, was sind wir schuldig, und er warf dem verblüfften Jungen — an dem Officiertisch bediente ein junges, hübsches Mädchen — einen Doppel-Eagle oder ein Zwanzig-Dollar-Goldstück auf den Tisch.

„Hahaha,“ lachte dieser verlegen, denn er kannte die Münze nicht einmal, „das Geld nehmen wir hier nicht!“

„Nehmt Ihr nicht? So?“ lächelte Herr Hummel, „was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht — of course — aber Papierlumpen nehmt Ihr, wie?“

„Kassenscheine? Gewiß.“

„So? Und how much is the damage?“

„Wie sagen Sie?“ fragte der junge Bursche verblüfft.

„Wie viel für das Ganze?“

„Wollen Sie Alles bezahlen?“

„Nun, versteht sich. Glaubst Du, daß Jeder wegen der Lumperei in die Tasche greifen soll?"

„Sind sechs Glas Bier, macht zwölf Silbergroschen."

„Das ist eigentlich gar nichts," sagte Mr. Hummel, indem er einen preußischen Thaler auf den Tisch warf. „Vetter, es ist doch hier in Deutschland schmählich billig. In Californien hätte ich dafür noch nicht einmal einen Schnaps bekommen. Behalt das Andere," rief er dann dem sehr überraschten Marqueur zu, als dieser ihm auf den Thaler herausgeben wollte, und der Calculator, dem ein solches Trinkgeld noch nicht vorgekommen sein mochte, sagte entsetzt:

„Aber, mein lieber Herr Hummel, Sie kriegen achtzehn Groschen wieder heraus."

„Der Kellner soll es behalten," sagte dieser gleichgültig, und auch der Kassirer rieb sich verlegen die Hände, denn eine solche Verschwendung schien ihm unfaßbar, wenn er auch hier nicht gern etwas darüber äußern wollte.

Mr. Hummel war aufgestanden, und während er sich seinen Ueberrock zuknöpfte — es ärgerte ihn eigentlich, daß die Herrn Officiere so gar keine Notiz von ihm genommen, und er hätte es doch gar zu gern von ihnen anerkannt gesehen, daß er eben frisch von Amerika komme —, flog sein Blick über die Gäste am runden Tisch, von denen sich aber auch schon einige zum Aufbruch rüsteten. Für den Oberstlieutenant besonders war es die höchste Zeit geworden, an den Heimweg zu denken.

Da fiel sein Blick auf ein Gesicht, das ihm bekannt vorkam — Aehnlichkeiten trifft man ja überall, und unter anderen Umständen wäre er auch vielleicht ruhig daran vorübergegangen. Hier bot sich aber wirklich eine Gelegenheit, um ein Gespräch mit gerade diesen stuck up folks, wie er sie bei sich nannte, anzuknüpfen, und ohne Weiteres auf den Betreffenden zugehend, denn, alle Wetter! er war ja doch amerikanischer Bürger und immer wenigstens das, was die sich dachten, redete er ihn auch ohne Weiteres an und sagte: „How do you do, Sir? Kennen wir Beide uns nicht?"

Der Angeredete war Graf Rauten, der, allerdings etwas erstaunt, aber doch mit größter Ruhe zu ihm auffah.

„Reden Sie mit mir?"

„Yes — beg your pardon," sagte Mr. Hummel, doch etwas durch die vornehme Art und Weise verblüfft, „Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor. Waren Sie nicht in Amerika?"

„Ich bedaure," sagte Graf Rauten ruhig, „ich war noch nicht so glücklich; waren Sie in Indien?"

„No," sagte Mr. Hummel überrascht, „dahin bin ich noch nicht gekommen. Aber Sie sehen Jemandem so merkwürdig ähnlich."

„Und wer sollte das sein?" erwiderte der Graf, ohne es aber weiter der Mühe werth zu halten, den Fremden anzusehen. Er nahm nur sein Glas Sherry und sog langsam daran, während das Gespräch am ganzen Tische stockte und die Officiere einander lächelnd ansahen.

„Yes damn it," sagte Mr. Hummel verlegen, „auf den Namen kann ich mich jetzt nicht gleich besinnen."

„Mein Name ist Graf Rauten. Bin ich Ihnen bekannt?"

„Graf Rauten? No — bless my soul, da hab' ich doch unter dem falschen Baum gebellt, excuse me, Sir. Mein Name ist ..."

„Ich bin gar nicht neugierig," sagte der junge Graf mit einem so trockenen Abwehren, daß Hans fast geradeheraus gelacht hätte. Mr. Hummel selber war dadurch aber so vollständig außer Fassung gebracht, daß er eine verlegene Verbeugung machte und, ärgerlich über sich selber und die ganze Welt, denn das vergnügte Lächeln auf den Gesichtern der Uebrigen konnte ihm nicht entgehen, den Hut aufsetzte und ohne Weiteres das Local verließ. Seine beiden Verwandten konnten ihn kaum bis zur Thür wieder einholen.

„Das war famos," lachte Hans, als die Herren den Raum verlassen hatten, „den hast Du prächtig ablaufen lassen, Rauten. Ich kenne diese Art Deutsche, die sich eine Weile in den Staaten herumgetrieben und ein paar Thaler Geld verdient haben. Nachher wollen sie die Amerikaner spielen; es giebt kaum etwas Unangenehmeres."

„Widerlicher Patron," sagte der Graf gleichgültig, „kaut Tabak wie ein Matrose. Pfui, mir war seine Atmosphäre schon zuwider!"

„Vor dem bist Du sicher,“ lachte Hans, „so bald redet Dich der nicht wieder an. Also gehen wir, meine Herren?“

Es war, in allen bürgerlichen Familien wenigstens, Mittagszeit geworden, und die meisten der Officiere, die in einem Kosthaus oder Hotel aßen, mußten ebenfalls ihre Stunden einhalten.

Hans von Solberg, Hauptmann von Dürrbeck und Graf Rauten schlenderten zusammen noch einen Weg und sprachen dabei lebhaft mit einander. Graf Rauten hatte Hans gefragt, ob die Amerikaner alle solch' unangenehme Persönlichkeiten wären, als sie das eine Exemplar da oben in der Restauration gefunden, und Hans gab ihm eben eine lebendige Schilderung einiger dieser vollständig amerikanisirten Deutschen. Im eifrigen Gespräch bemerkte er dabei nicht, wie ihnen auf dem schmalen Trottoir ein kleiner, verkrüppelter Mann — es war Mux, der Schreiber des Notars Püster — entgegen kam und dadurch auszuweichen suchte, daß er sich an das nächste Haus andrückte. Hans bemerkte ihn gar nicht und traf so fest gegen ihn, daß er den kleinen buckligen Menschen fast über den Haufen gestoßen hätte. Aber im Nu sprang er zu, hielt ihn und rief: „Oh! ich bitte tausendmal um Entschuldigung, habe ich Ihnen wehe gethan? Es ist gewiß nicht absichtlich geschehen.“ Hans, in seiner Gutmüthigkeit, faßte dabei des kleinen Mannes Hand und schüttelte sie herzlich.

„Ach nein, ach nein, gar nicht, ich danke Ihnen,“ erwiderte Mux verlegen, während sein Antlitz blutroth übergossen schien, „es hat nicht weh gethan,“ und er machte sich los und eilte die Straße hinab.

„Den Buckel hättest Du beinahe todt getreten,“ lachte Rauten.

„Der arme, kleine Mensch,“ sagte Hans, „es war zu ungeschickt. Ich hätte ihm gern etwas gegeben, aber er sah zu anständig aus.“

„Das fehlte auch noch,“ meinte der junge Mann, „Du hast ihm Abbitte genug geleistet, warum geht er nicht aus dem Wege; die Straße ist breit genug.“

Hans erwiderte nichts darauf; das Gespräch war dadurch unterbrochen worden, und Dürrbeck verfolgte auch von der nächsten Ecke schon eine andere Richtung. An der andern

Ecke aber stand noch immer Mux, das vorher noch so geröthete Antlitz jetzt bleich wie Wachs, und die jungen Cavaliere so weit mit den Augen verfolgend, wie er ihnen folgen konnte. Erst als sie aus Sicht verschwanden, drehte er sich ab, und ein paar große, helle Thränen liefen ihm an den Wangen nieder.

8.

Eine Staatsvisite.

Die Tafel war im Solberg'schen Hause eben aufgehoben, der Kaffee wurde gebracht, und Hans hatte sich an dem heute wirklich prachtvollen und fast heißen Apriltage hinaus auf die offene Gartenterrasse gesetzt, um dort seine Cigarre zu rauchen. Trotz aller Rathschläge des Kammerherrn und der Beschwörungen seiner Mutter lachte er nur immer, wenn man ihm vorschlug, den Versuch zu machen und das Rauchen zu lassen, da es in der That nicht gentil sei. Se. Königliche Hoheit duldeten ebenfalls in ihrer Nähe nicht die Ausübung dieses Lasters und konnten sogar den Geruch nicht vertragen.

„Dann soll er um Gottes willen nicht selber rauchen!" meinte Hans in wirklich profaner Weise. „Aber ich begreife nicht, Mama, wie mich das geniren könnte!"

„Aber Se. Königliche Hoheit..."

„Mag ein sehr guter Herr sein; aber was geht das mich an!"

„Und wenn Du nun zu Hofe befohlen wirst?"

„Erstlich, Mama, kann ich nicht befohlen werden," sagte Hans, „denn ich stehe in keinem dienstlichen Verhältnisse dazu, und dann habe ich überhaupt gar nicht die Absicht, mich vorstellen zu lassen, wie ich auch eben so wenig weiß, ob dem Fürsten an meiner Gesellschaft etwas gelegen ist." — Damit waren denn derartige Unterhaltungen gewöhnlich abgebrochen,

ohne die gewünschte Wirkung auf den Sohn hervor zu bringen. Er ließ sich in seinem Genuß nicht stören, und während Graf Rauten mit Franziska jetzt vor der Terrasse auf dem gelben Kiesgang Arm in Arm hin und her schritt, blies er den blauen Rauch behaglich in die Luft, nippte seinen Kaffee dazu und blätterte in den verschiedenen, auf dem Tische vor ihm ausgestreuten Zeitungen und Journalen.

Die Eltern hatten sich, wie stets nach Tische, auf kurze Zeit zurückgezogen, um ein Mittagsschläfchen zu halten; das dauerte aber nie sehr lange, und als die Mutter jetzt wieder, wenige Minuten vor ihrem Gatten, mit einer sehr rothen linken Backe auf der Terrasse erschien, sagte sie gleich zu Hans: „Ach, mein Sohn, was ich Dir vergessen hatte schon bei Tisch zu sagen: wir sind auf Donnerstag zu Schallers zu einer Art thé dansant geladen."

„Ich doch nicht, Mama?" rief Hans, sie etwas bestürzt ansehend.

„Du — gewiß," bestätigte die Mutter, „und ich glaube sogar, daß es Deinetwegen besonders oder hauptsächlich arrangirt ist, um Dich gleich ein wenig in unsere Gesellschaft einzuführen."

„Aber wie käme ich dazu, Mama? Ich kenne die Leute ja gar nicht und muß Dir aufrichtig gestehen, ich habe gar keine besondere Lust, hier große und neue Bekanntschaften zu machen, wenigstens noch nicht in der ersten Zeit. Ich hatte mich so lange Jahre darauf gefreut, diese ersten Monate so mit Euch in aller Ruhe und häuslichen Stille zu verbringen, und nun soll mir die ganze Geschichte zu Wasser werden! Fränzchen ist mir auch schon total abhanden gekommen, denn die bekümmert sich jetzt nur noch um ihren Bräutigam — Liebesleute sind überhaupt und allbekannt elende Gesellschafter —, und beginnen erst wieder einmal die Gesellschaften, dann hat dieses prachtvolle Stillleben ein Ende und das ganze gesellschaftliche Elend, für das ich außerdem nicht einmal mehr passe, bricht herein und verschlingt und verdaut uns."

„Hans, Du könntest passendere Ausdrücke wählen," sagte die Mutter; „Du bist entsetzlich roh da draußen geworden..."

„Sprecht Ihr von Schallers?" sagte der Kammerherr, der jetzt dazutrat, indem er Hans über seine Brille ansah.

„Ja," erwiderte die Mutter; „aber Hans scheint keine rechte Lust zu haben..."

„Nein, wahrhaftig nicht, Papa!"

„Das geht aber nicht anders," sprach hier der Vater das Machtwort. „Wir sind Schallers große Verbindlichkeiten schuldig und durch sie eigentlich auch nur mit Graf Rauten bekannt geworden. Sie haben sich dabei stets so freundlich gegen uns gezeigt, daß wir besonders diese Einladung gar nicht ablehnen könnten, ohne sie direct vor den Kopf zu stoßen, und daß Du dabei nicht fehlen darfst, versteht sich von selbst. Aber da ist es unbedingt nöthig, daß Du auf der Stelle etwas nachholst, was Du gar nicht so lange hättest versäumen sollen: ihnen nämlich Deinen Besuch zu machen."

Hans seufzte recht aus tiefster Brust. „Da geht's los," sagte er resignirt; „kaum den Fuß auf der Heimath Boden gesetzt, und ich höre schon, was sich schickt und nicht schickt, und was unbedingt nöthig und geboten erscheint. Papa, ich fürchte, Ihr treibt mich mit Eurem langweiligen Formenwesen sehr geschwind wieder über die Grenze."

„Aber, lieber Sohn," sagte der Kammerherr, der solche Ansichten gar nicht begreifen konnte, denn er hatte die Beobachtung jeder nöthigen Form mit der Muttermilch eingesogen. — „Wenn wir im Leben jede Rücksicht außer Augen setzen wollten, was sollte da zuletzt aus der menschlichen Gesellschaft werden? Eine rohe Masse, die sich blindlings durcheinander stürzt und, was ihr nicht paßt, unter die Füße tritt. Das geht nicht, mon cher, das geht nicht und mag in eine Republik oder zu Cannibalen passen, aber in einem civilisirten und durch strenge und gerechte Gesetze geregelten Lande kommst Du damit nicht durch."

„Mein bester Papa," sagte Hans, „ich begreife nicht recht, was die Civilisation und die Gesetze damit zu thun haben. Menschen, die man gern hat und in deren Nähe und Gesellschaft man sich wohl fühlt, ei, die sucht man auf und verkehrt mit ihnen je öfter, desto besser, und bei denen das nicht der Fall ist, nun gut, gegen die ist man artig und höflich, so weit

man mit ihnen in Berührung kommt, drängt sich aber nicht in ihre Nähe. Ich gebe Dir mein Wort, Papa, es würden dann allerdings nicht so viele Gesellschaften gegeben werden, aber es bestände dann auch ein viel freundschaftlicheres und, was noch mehr sagen will, ehrlicheres Verhältniß. Die vielen gesellschaftlichen Lügen fielen außerdem fort."

„Gesellschaftliche Lügen giebt es gar nicht, mein Sohn," sagte Frau von Solberg mit etwas schneidender Stimme. „Du sprichst da nur einfach eine jener schalen Redensarten nach, die wohl auf dem Theater Effect machen mögen, aber außerdem nicht wahr sind."

„Aber, beste Mama," lachte Hans gutmüthig, „wer ließ sich gestern Morgen bei Dir anmelden? Die alte Staatsdame von Pankenstein. Und wer ließ sich — wegen heftiger und ganz entsetzlicher Zahnschmerzen — verleugnen und saß doch dabei so gesund und munter am Tische wie nur möglich?"

„Aber die alte Staatsdame ist auch fürchterlich," erwiderte die gnädige Frau, und es war ihr augenscheinlich nicht recht, daß Hans gerade dieses, noch zu frisch im Gedächtniß gebliebene Beispiel erwähnte; „Du weißt außerdem, daß ich am Tage vorher wirklich heftige Zahnschmerzen hatte..."

„Ja, Mama..."

„Und daß ich — daß ich in dem Augenblick sehr beschäftigt war."

„Du legtest Patience..."

„Du bist unausstehlich, Hans, und wirklich in Deinem Amerika so furchtbar verwildert, daß es vielleicht Jahre benöthigen wird, um Dich nur einigermaßen wieder einzurichten. In diesem Falle aber ersuche ich Dich dringend, uns zu Willen zu sein, es würde mich wie Deinen Vater sehr kränken und auch Franziska und Rauten nicht angenehm sein. Es sind wirklich liebe Leute, ein wenig excentrisch vielleicht in mancher Hinsicht, aber sonst brav und zuverlässig und von wirklich aufopfernder Liebenswürdigkeit für uns. Hast Du uns so wenig lieb, uns eine so kleine Gefälligkeit zu versagen?"

„Meine liebe, gute Mutter," bat Hans, „jetzt hast Du mich vollständig geschlagen und kannst mich um den kleinen Finger wickeln. Du sollst einmal sehen, wie liebenswürdig

ich gegen Schallers sein werde, und noch heute Nachmittag werde ich ihnen meinen Besuch machen."

„Der Morgen wäre eigentlich eine passendere Zeit..."

„Mir wurde gesagt, daß die Herrschaften hier in der Stadt am liebsten Besuche vor dem Theater empfingen," meinte Hans, „und das ist auch in sofern praktisch, als man dann immer eine treffliche Entschuldigung hat, nicht zu lange zu bleiben — Apropos, was wird heut Abend gegeben?"

„Robert der Teufel," sagte die Mutter; „aber ich weiß nicht, ob ich hingehe."

„Ach ja, Mama," rief Hans, „Fräulein Blendheim soll ja ganz wunderbar singen!"

„Sie hat eine leidliche Stimme, ja," sagte Frau von Solberg mit etwas zurückhaltendem Tone, „aber kein angenehmes und feines Spiel, sie ist zu leidenschaftlich..."

„Wie kommt es," fragte Hans nach einer kleinen Pause, in der ihm andere Dinge durch den Kopf gegangen waren, „daß Hauptmann Dürrbeck — oder eigentlich — was ist vorgefallen? Habt Ihr etwas gegen ihn? Ich bat ihn schon zweimal, mich hier aufzusuchen, und er wich mir aus; er meinte, wir würden später darüber sprechen — also muß doch irgend etwas passirt sein..."

„Daß er uns nicht mehr besucht," sagte Frau von Solberg mit Würde, „entspringt jedenfalls aus einem ganz schicklichen Höflichkeitsgefühl. Da er seine Stellung im Leben so weit vergessen hat, sich mit einer Schauspielerin zu verloben, so muß er sich auch natürlich künftig in diesen Kreisen seine Freunde suchen, und ich würde Dir selber rathen, Hans, ihn wenigstens nicht aufzusuchen."

„Dürrbeck ist ein braver, prächtiger Mensch, so einfach, so natürlich und so herzlich..."

„Das mag sein, aber..."

„Ihr habt ihn doch nicht gekränkt?"

„Gekränkt? Gott bewahre! Nur als er uns seine Verlobungskarte sandte, haben wir nicht darauf erwidert."

„Aber, lieber Gott, das kann ein Vergessen sein!" rief Hans. „Wenn mir ein Freund seine Verlobungskarte schickte,

so erwiderte ich vielleicht auch nichts darauf und freute mich deshalb eben so herzlich darüber."

„Du bist, wie gesagt, verwildert," erwiderte die Mutter, „und scheinst Alles, was die eigentliche Gesellschaft betrifft, vergessen zu haben. Hauptmann von Dürrbeck ist aber darin eher zu Hause. Er wußte danach recht gut, daß wir keinen Verkehr mit ihm wünschten, und hat deshalb auch sehr kluger Weise unterlassen, uns seine Braut vorzustellen."

„Aber, Mama," rief Hans, „das nimm mir nicht übel, ich weiß mich noch sehr deutlich selbst von früher her zu erinnern, daß man besonders Sänger und Sängerinnen oder tüchtige Tonkünstler selbst zu den höchsten Kreisen, ja, bei Hofe eingeladen hat."

„Das, mein Sohn," sagte der Kammerher, der den Kopf gebeugt hielt und sich in der letzten Viertelstunde damit beschäftigt hatte, das officielle Journal zu lesen — denn er las nur Officielles —, während er jetzt seine Stellung nicht im Geringsten veränderte, sondern nur über seine Brille weg- und zu dem Sohne aufsah — „ist etwas ganz Anderes und Verschiedenes. Derartige sogenannte Künstler und Künstlerinnen werden allerdings zuweilen aus ihnen sonst nicht zugänglichen Kreisen mit einer Einladung beehrt, aber das geschieht unter einer ganz andern als freundschaftlichen Voraussetzung, daß sie sich nämlich dabei in ihrer Kunst produciren, wofür ihnen dann ein entsprechendes Honorar in's Haus gesandt wird. Wir erwarten aber dafür keineswegs, daß sie uns ihre Verlobungs- oder sonst häuslichen Anzeigen zusenden."

„Aber," warf Hans ein, „die Kunst wird jetzt viel höher geachtet als früher, und haben sich denn nicht in letzter Zeit selbst Prinzen mit Künstlerinnen verheirathet?"

„Darüber," sagte der Kammerherr achselzuckend, „steht mir kein Urtheil zu, das ist ihre Sache, und ich bin darin auch nie um meine Meinung gefragt worden, es wäre sonst vielleicht manches Unpassende nicht geschehen."

„Dürrbeck ist ein wirklicher Edel- und Ehrenmann, Vater."

„Das bezweifle ich nicht im Geringsten, habe ihn auch persönlich gern und weiß, daß Se. Königliche Hoheit viel auf ihn hält, aber..."

„Aber?“

„Es würde nur zu vielleicht peinlichen Momenten führen, wenn wir einen intim gesellschaftlichen Umgang unterhielten,“ sagte der Kammerherr. „Wenn ich mich auch selber über Manches hinwegsetzen würde, so verkehren wir doch in zu ausgewählten Kreisen, um nicht gezwungen zu sein, jeden Mißton zu vermeiden, besonders ich in meiner Stellung. Ich habe nichts gegen den bürgerlichen Stand, gar nichts, ich achte ihn, selbst den Handwerker, wenn er eben in seiner Sphäre bleibt und die ihm gestellten Grenzen einhält; aber ich wünsche keinen gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen, und Du könntest Dir da ein Beispiel an Deinem künftigen Schwager nehmen. Graf Rauten ist das Muster eines Cavaliers und hat besonders einen so feinen Tact, daß ich ihn oft selber bewundert habe. Ueberhaupt, was bei uns das Blut im Körper sein mag, das ist der Tact in der Gesellschaft, der zuletzt zu einer Art von Instinct wird — wenn ich ein so gemeines Wort gebrauchen darf, — durch den wir augenblicklich fühlen, ohne es uns manchmal selbst bewußt zu sein, was sich schickt und was nicht. Du bist jetzt allerdings durch Dein wildes, ungeordnetes Leben davon entwöhnt worden; dieser Sinn, wie ich sagen möchte — denn wir können den Tact recht gut den sechsten Sinn nennen — hat bei Dir vielleicht noch keine genügende Gelegenheit gehabt, sich richtig auszubilden...“

Hans blies, still vor sich hinlächelnd, den Kräuseldampf in die blaue Luft hinaus.

„Aber ich verzweifle deshalb doch nicht daran,“ fuhr der Vater beruhigend fort, „daß es Dir bald gelingen wird, Dich hinein zu arbeiten. Du hast unser Blut in den Adern, und Deine Mutter, mein Sohn, ist eine Frau, die, wie ich Dir versichern kann, diese Eigenschaft im höchsten Grade in sich ausgebildet hat. Folge ihr nur in allen zweifelhaften Fällen, in denen Du unsern Rath suchen solltest, und sie wird Dich gewiß immer den richtigen Weg führen.“

„Ja, Papa,“ sagte Hans, dem dieses Gespräch über Tact und Schicklichkeit doch ein wenig lange dauern mochte, indem er nach seiner Uhr sah, „wenn ich aber noch einen Besuch

bei Schallers machen soll, so, glaub' ich, ist es die höchste Zeit, oder ich möchte ihnen nachher ungelegen kommen."

„Du kannst Recht haben," sagte der Vater; „aber willst Du allein gehen? Du bist noch gar nicht einmal vorgestellt oder eingeführt..."

„Und weshalb kann ich das nicht selber thun, Papa? Ich gebe Dir mein Wort, ich habe mich schon an vielen Orten selber einführen müssen und bin nicht schlecht dabei gefahren."

„Ja, ja, mein Sohn," lächelte der Kammerherr, „ich glaube es Dir — in Deinen Republiken wohl, oder unter den Indianern oder Wilden, aber hier bei uns gelten andere Sitten, und wir können uns dessen nur freuen."

„Leopold wird ihn gewiß begleiten," sagte Frau von Solberg; „ich glaube, er sprach heute noch davon, daß er dort wieder Besuch machen müsse."

„Müsse!" lachte Hans — „das ist der Ausdruck für Eure gesellschaftlichen Genüsse — ich muß einen Besuch machen, ich muß die und die einladen, ich muß der und der Einladung folgen — Caramba, mich überläuft's, wenn ich mich wieder n solche Verhältnisse hineindenke!"

„Was sagtest Du eben, Hans?" fragte die Mutter erschreckt. „Wie lautete das Wort — Ca..."

„Welches Wort, Mama?"

„Dein Ausruf."

„Oh, Caramba — es fuhr mir nur so in alter Gewohnheit heraus."

„Und ist das ein Fluch?" fragte die Mutter, und man konnte ihr die Angst aus den Zügen herauslesen.

„Nein, Mama," beruhigte sie lachend der Sohn, „ich habe da drüben wohl rauchen gelernt, aber nicht fluchen, denn das ist allerdings eine häßliche Angewohnheit. Caramba ist ein höchst unschuldiges Wort, das in den spanischen Ländern selbst die feinsten Damen gebrauchen, nur ein einfacher Ausruf des Erstaunens oder der Freude."

„Mein liebes Kind," sagte die Mutter, „Deine feinsten Damen in den südlichen Ländern, wie Du uns selber erzählt hast, rauchen auch, und welchen Maßstab wir nach unseren Begriffen von Schicklichkeit daran legen müssen, brauche ich

Dir wohl kaum zu sagen. Es beruhigt mich allerdings, wenn Du mir versicherst, daß Du das Fluchen verabscheust, nimm Dir aber deshalb selbst nicht die feinsten jener spanischen Damen zum Muster oder halte Dich entschuldigt, wenn Du ihrem Beispiele folgst."

„Wollen wir Rauten rufen?" fragte der Kammerherr.

„Ich fürchte, er und Fränzchen werden es mir wenig Dank wissen, wenn ich ihn jetzt zu einem langweiligen Besuche abrufe."

„Für ihn ist der Besuch nicht langweilig, Hans," versicherte die Mutter mit etwas gereizter Stimme, denn alle ihre schönen Ermahnungen schienen ja förmlich in den Wind gesprochen, „er weiß zu gut, was sich schickt. Wir haben auch, wie ich sehe, Ostwind bekommen, und Fränzchen hat nichts um; es ist besser, daß sie hereinkommt oder etwas umhängt — Fränzchen!"

„Mama?"

„Möchtet Ihr nicht einmal herkommen?"

Die beiden jungen Leute wandten sich, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, langsam dem Hause zu; Graf Rauten hörte aber kaum, zu was Hans seine Begleitung forderte, als er sich, wie es die Mutter vorhergesagt, auch augenblicklich zur Begleitung erbot, und da beide junge Herren keine weitere Toilette zu machen hatten, brachen sie schon nach wenigen Minuten auf.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, Leopold," äußerte sich Hans, als sie eine kurze Strecke schweigend nebeneinander hin und durch die Stadt gegangen waren, „was für ein sonderbares Gefühl es mir ist, hier, nachdem ich so lange abwesend gewesen und mich in allen möglichen Ländern herumgeschlagen, nicht allein den alten Platz so unverändert zu finden, nein, auch die nämlichen Menschen an den nämlichen Stellen anzutreffen. Sieh da drüben den Scherenschleifer — er kennt mich natürlich nicht mehr, aber ich ihn dafür desto besser, denn wie oft hat er mir mein Messer schleifen müssen, und als kleiner Junge stand ich manchmal Stunden lang, sah ihm zu und wunderte mich, daß die hellen Funken aus dem nassen Stein herausfliegen konnten. Sieh da drüben die dicke Bäckers-

frau — wie vor zehn Jahren, so sitzt sie jetzt noch da an ihrem Fenster und reicht Semmel auf die Straße hinaus, und die kleinen Jungen heben sich auf die Zehen, um hinan zu gelangen. Diese ganze lange Zeit haben alle diese Personen ruhig in ihrem alten Gleise fortgelebt, immer, den ganzen Tag lang, die nämlichen Häuser, Fenster und Dächer vor sich gehabt, die nämlichen Menschen hin und wieder gehen sehen, und was ist seit der Zeit nicht an mir vorübergegangen! Hast Du nie ein ähnliches Gefühl gehabt, als Du von Indien zurückkehrtest?"

„Es ist möglich," erwiderte der junge Graf, „dann bin ich mir aber dessen nie so recht bewußt geworden oder habe wenigstens nicht besonders darüber nachgedacht. Das findest Du übrigens in all' diesen kleinen Binnenstädten, wo auch ein mehr kleinliches Wirken der Bewohner den Centralpunkt bildet, um den sich Alles dreht; in Seestädten ist das ganz anders."

„Sieh, Leopold," fuhr Hans fort, der jetzt ganz in seinen alten Erinnerungen schwelgte, „hier an der Ecke war immer unser Kampfplatz mit Schneebällen im Winter; von dort her führte mein Schulweg, und hier an der Ecke trafen wir Gymnasiasten gewöhnlich mit den Schülern der Realschule zusammen. Dann hättest Du aber die Schneebälle sehen sollen! Wer von Erwachsenen es vermeiden konnte, ging um die Mittagsstunde hier sicher nicht vorüber, denn Schonung kannten wir nicht, wir waren tolle Jungen."

Graf Rauten lächelte. „Das eigentliche Schulleben habe ich nie kennen gelernt," sagte er, „denn ich wurde auf unserem Gute von einem Informator, einem langweilig trockenen Gesellen, unterrichtet und hatte auch eigentlich gar keine Spielkameraden."

„Armer Freund," sagte Hans, „dann hast Du freilich eine traurige Jugend verlebt, und wer kann uns die Jugendzeit ersetzen, wenn sie uns einmal gestohlen wurde? Keine Macht der Erde. Nein, die Erinnerung daran ist mir fast noch lieber als die jener fremden, schönen Welt, die ich da draußen schauen durfte."

„Aber jetzt wirf Deine Cigarre fort,“ sagte der Graf, „wir sind an Ort und Stelle...“

„Hier wohnen sie?“

„Ja, in der ersten Etage; ich werde Dich führen“ — und er schritt voran in das Haus und die Treppe hinauf, wo er bald darauf an einer verschlossenen Glasthür die Klingel zog.

„Die Herrschaften zu Hause?“

„Bitte, ja. Wen habe ich die Ehre zu melden?“

„Graf Rauten und Baron von Solberg.“

„Wollen die Herren nicht indessen hier eintreten?“

Der Diener öffnete das große Eckzimmer, das jedenfalls als Empfangssaal diente und geräumiger war, als man es von außen in dieser Etage vermuthet haben würde. Es war außerdem sehr elegant eingerichtet, aber auch — in diesem Moment wenigstens — nicht unbesetzt, denn Oberstlieutenant von Klingenbruch mit seiner ganzen Familie hatten sich ebenfalls und, wie es schien, auch nur vor wenig Augenblicken hier eingefunden, um ihren Besuch zu machen. Die Herrschaften standen wenigstens noch und betrachteten sich ein paar Oelgemälde an den Wänden.

„Ah, lieber Graf,“ rief ihn der Oberstlieutenant an, wie er nur seiner ansichtig wurde, trat ihm dabei entgegen und schüttelte ihm die Hand — „freut mich sehr, Sie wieder einmal begrüßen zu können! — Wie geht es Ihnen, lieber Solberg?“

„Meine Damen,“ sagte Graf Rauten, „ich fühle mich glücklich, hier mit Ihnen zusammen zu treffen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hier meinen Freund und künftigen Schwager, Hans von Solberg, vorstelle, der eben erst von einer Art von Weltfahrt zurückgekehrt ist — Oberstlieutenant von Klingenbruch's liebenswürdige Familie, lieber Hans.“

Hans verbeugte sich gegen die Damen und schüttelte dem Oberstlieutenant, dessen dickes, gemüthliches Gesicht ihm schon gleich von Anfang an gefallen, die Hand. „Ich hatte ja schon neulich das Vergnügen,“ sagte er, „Sie drüben bei...“

„Ja wohl,“ unterbrach ihn der Oberstlieutenant rasch, denn ihm lag in diesem Augenblick gar nichts daran, das unglückselige Bierhaus hier wieder vor seiner Gattin erwähnt

zu hören, „ich hatte die Ehre — freue mich recht, Ihnen wieder zu begegnen. Nun, haben Sie sich schon ordentlich bei uns eingebürgert?“

Hans wurde die Antwort erspart, denn gerade jetzt öffneten sich die beiden Flügel der mittleren Thür, und Herr und Frau von Schaller, von ihrer Tochter gefolgt, traten mit dem liebenswürdigsten Lächeln, aber in voller Toilette in den Saal.

„Aber das ist mir ja eine große, große Freude!“ rief Schaller, indem er auf seinen alten Freund Klingenbruch mit langen Schritten zustieg und seine beiden Hände ergriff und schüttelte. „Meine Damen, ich grüße Sie von ganzem Herzen — lieber Graf Rauten, wie immer willkommen — und hier?“

„Hans von Solberg, lieber Baron, der Ihnen seine Aufwartung zu machen wünschte...“

„Mein lieber Herr von Solberg, wie ich mich freue, Sie wanderlustigen Menschen einmal hier fest zwischen meinen vier Pfählen zu haben! Aber die Damen — Rosamunde, liebe Frau — hier der junge Solberg — Kathinka, mein Herz — ein lebendiger Peruaner! Und nun, meine verehrte Frau Oberstlieutenant und diese liebenswürdigen jungen Damen Ihre Töchter — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß wir Nachbarn geworden sind, und ich hoffe, wir sollen nun auch gute Nachbarschaft halten, wie es alten Freunden, die Ihr Mann und ich nun einmal sind, auch ziemt...“

„Aber wollen denn die Herrschaften nicht Platz nehmen?“ sagte Rosamunda, die Gattin des Herrn von Schaller, die, wenn auch schon in den Vierzigen, doch immer noch sehr jugendlich gekleidet ging und sich besonders von ihren langen Hängelocken nicht hatte trennen können. „Bitte, meine Damen — bitte, Herr Oberstlieutenant — Herr von Solberg — lieber Graf...“

Der Oberstlieutenant war den ganzen ausgeschlagenen Tag auf den Füßen gewesen und wirklich ein wenig müde geworden; er benutzte denn auch die Erlaubniß und ließ sich, da gerade ein gestickter Sessel neben ihm stand, auf diesen nieder, fuhr aber auch in demselben Moment wie von einer Natter gestochen wieder in die Höhe, denn der Stuhl unter ihm fing an, Musik

zu machen, und spielte jetzt den Marsch aus Gounod's „Faust", als ob er nur besonders zu dem Zwecke hier mitten in die Stube hineingesetzt wäre.

Hans hatte gerade zufällig sein Auge auf dem Oberstlieutenant gehabt, als er Platz nehmen wollte, und dessen Schreck und Aufspringen hatte so unendlich komisch ausgesehen, daß er sich nicht helfen konnte und geradeheraus lachte; am lautesten aber lachten die beiden jungen Damen, Henriette und Flora, und Oberstlieutenant von Klingenbruch betrachtete sich noch immer dabei aufmerksam und zugleich mißtrauisch den merkwürdigen Stuhl.

„Aber so setz' Dich doch, Klingenbruch!" rief ihm von Schaller lachend zu. „Wovor fürchtest Du Dich denn?"

„Setzen?" sagte verwundert der Oberstlieutenant. „Auf die Spieldose? Ich bin nur aus Versehen darauf gekommen."

„Hahahaha," lachte von Schaller, „Du bist göttlich, Klingenbruch, immer noch der Alte — aber die übrigen Herrschaften nehmen auch nicht Platz — ich bitte Sie, meine Damen!"

Thatsache war, daß sich Jeder wirklich fürchtete, irgend einen der gepolsterten Stühle zu benutzen, weil man bei jedem etwas Aehnliches vermuthete, und Frau von Schaller gab dem Gedanken endlich Worte:

„Ach, meine Damen," sagte sie mit ihrer etwas süßlichen Stimme, „bitte, setzen Sie sich; das ist der einzige musikalische Stuhl, den wir haben — eine unglückselige Idee von meinem lieben Manne, der mich damit an meinem letzten Geburtstage überraschte. Die anderen Sessel sind ganz unverfänglicher Art — bitte, nehmen Sie Platz."

Die Damen ließen sich endlich dazu bewegen, aber noch immer etwas mißtrauisch, und selbst Hans drückte erst vorsichtig mit der Hand auf den nächsten Fauteuil, dem er sich anvertrauen wollte — man konnte eben nicht wissen. Frau von Schaller hatte aber die Wahrheit gesprochen; und während der eine Sessel unverdrossen den Marsch fortspielte und der Oberstlieutenant natürlich nicht vermocht werden konnte, wieder darauf niederzusitzen, und sich einen andern Stuhl herbeiholte, kam die Gesellschaft endlich zu einer Art von Ruhe.

Die jungen Damen hatten sich natürlich dicht neben einander gesetzt, und die beiden jungen Fräulein von Klingenbruch, während Kathinka lange nicht so lebhaft auf das Gespräch einging, plauderten bald von den Dingen, die sie am meisten interessirten — von dem nächsten Ballabend bei Schallers, der auch diesmal wohl die Saison beschließen würde, denn das Wetter war heute, obgleich noch im April, schon vollkommen sommerlich. Herr von Schaller indessen, mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit, fuhr fortwährend zwischen seinem Besuche herum, hatte bald hier, bald da eine pikante Bemerkung, zischelte dem Oberstlieutenant eine Anekdote zu, bei der dieser einen bestürzten Blick nach seiner Frau hinüber warf und dann urplötzlich vor Lachen in eine Art von Krampfhusten fiel, und rief auf einmal, als ob er über irgend etwas zum Tode erschrocken wäre:

„Aber, meine Herren, Sie rauchen ja nicht! Kathinka, entartete Tochter Deines Vaters, warum bist Du nicht aufmerksamer?"

„Aber, bester Baron," sagte Graf Rauten, „hier in Ihrem Damensalon . . ."

„Existirt gar kein Unterschied, bester Graf!" rief Herr von Schaller in fröhlicher Laune. „Darum hat sich meine liebe Frau so vortrefflich gehalten, weil ich sie so gut geräuchert habe!"

„Aber, Theodor," rief die gnädige Frau empört, „Du bist ja ein wahres — ein wahrhaft ungezogener Mensch! Was müssen denn die Damen von Dir denken . . ."

„Aber, bestes Herzblättchen, war denn das nicht die größte Schmeichelei, die ich Dir sagen konnte?" rief Herr von Schaller vergnügt aus. „Wer Dich so sieht, würde nicht im Stande sein, Dein Alter zu errathen!"

„Mein Alter," sagte Frau von Schaller verächtlich — „Du bist wieder einmal unausstehlich heute, Theodor, und das jedesmal, wenn wir Besuch bei uns sehen. Sie müssen ihn wirklich entschuldigen, meine Damen, sonst ist er doch wenigstens leidlich."

Kathinka war indessen dem Wunsche ihres Vaters nachgekommen und brachte ein allerliebstes kleines Mahagoni-

schränkchen mit einer Thür, das sie zuerst dem Grafen reichte.

„Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein," sagte dieser abwehrend, „ich rauche nie..."

„In der That? Aber Herr Oberstlieutenant vielleicht?"

Klingenbruch warf einen halb zweifelhaften Blick auf seine Gattin. Diese aber, gerade in einem sehr lebhaften Gespräch mit Frau von Schaller über Butter- und Eierpreise begriffen, achtete glücklicher Weise nicht auf ihn, und er öffnete leise die Thür des Kästchens — das er aber eben so rasch wieder losließ, als ob er sich verbrannt hätte, denn wie er es kaum berührte, erklangen auf's Neue die eigenthümlichen Spieldosentöne, die Aehnlichkeit mit dem Fallen von Wassertropfen in ein metallenes Gefäß haben.

Der „Jungfernkranz" saß in der Cigarrenbüchse und kam heraus, und gar so schelmisch schaute Kathinka darüber hin und sah den alten, etwas verblüfften Herrn an. Aber das Unglück war jetzt einmal geschehen und die Frau Oberstlieutenant aufmerksam geworden — sie hätte keine Ohren haben müssen! So griff er denn herzhaft zu, nahm sich unter den Klängen des „Jungfernkranzes" eine Cigarre, und Hans folgte gleich darauf lachend seinem Beispiel.

Das Gespräch drehte sich indessen nach allen Seiten, auch um die allergewöhnlichsten Gegenstände, wie das bei solchen erzwungenen Besuchen oder Staatsvisiten fast stets der Fall ist. Man wurde auf der einen Seite nicht erwartet, sitzt auf der andern wie auf Kohlen, um nur bald wieder fort zu kommen, und spricht nur eben, ohne recht zu wissen was, nur allein um die Zeit todt zu schlagen.

Hans hatte indessen seine Zeit in sofern benutzt, als er augenblickliche Pausen dazu verwandte, sich die beiden ihm noch fremden Familien zu betrachten; aber er fand hier so verschiedene Charaktere, daß er nur einen oberflächlichen Eindruck von ihnen allen bekommen konnte.

Der Herr von Schaller war ihm dabei die interessanteste Persönlichkeit: eine lange, schmächtige, aber merkwürdig gelenke Gestalt und fortwährend beweglich, mit der Zunge wie mit den Gliedern. Etwas Aristokratisches hatte er eigentlich nicht,

oder zeigte es doch wenigstens nicht in dieser Stunde, aber er war augenscheinlich ein Weltmann, und das nicht große, aber klare, hellgraue und stets bewegliche Auge blitzte unter der hohen, schon etwas kahl werdenden Stirn nach allen Seiten unablässig hinüber und schien keinen der Gäste auch nur für einen Moment außer Acht zu lassen. Dabei hatte er eine Eigenthümlichkeit, ein Zwinkern des linken Auges, mit dem er aber ganze Flanken beschoß, so daß man nie genau unterscheiden oder bestimmen konnte, wem er zublinzte und ob man nicht selber damit gemeint sei, was die mit ihm Verkehrenden gewissermaßen in einer steten Aufmerksamkeit hielt.

Seine Frau war eine ästhetische Gans, davon fühlte sich Hans gleich nach den ersten zehn Minuten überzeugt. Sie hatte in einer kaum Minuten langen Unterredung mit ihm schon für alle Classiker geschwärmt und mit Entzücken von dem letzten Concerte alter Musik gesprochen; dabei warf sie ihre langen Schmachtlocken so kokett wie ein junges Mädchen herüber und hinüber und spielte dazwischen mit ihrer Korallenschnur, um ihre allerdings noch sehr hübsche weiße Hand zu zeigen.

Und die jungen Damen? Es waren wirklich drei reizende Gestalten, wie sie da beisammen saßen und mit einander so harmlos plauderten, als ob sie sich in der Welt um nichts Anderes kümmerten; aber wie blitzten die lebendigen Augen indeß umher, und Hans konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie sich in diesem Moment jedenfalls über ihn unterhielten — in Wirklichkeit hatten sie fast noch von nichts Anderem mit einander geflüstert.

Die Frau Oberstlieutenant gefiel ihm am wenigsten; sie saß steif und vornehm da, und nur der Blick, den sie manchmal nach dem vergnügt vor sich hin rauchenden Gatten warf, sprach Bände. Hans lächelte leise vor sich, wenn er sich den gemüthlichen kleinen Oberstlieutenant bei einer Gardinenpredigt dachte.

Da stieß Flora von Klingenbruch einen leisen Schrei aus, und als sich ihr alle Blicke rasch und erstaunt zuwandten und das Gespräch einen Moment stockte, tönte unter dem Sopha

hervor aus einer andern, heimtückisch in einer Fußbank angebrachten Spieldose „Heil Dir im Siegerkranz“ heraus.

„Ach, Du mein Gott, bin ich erschrocken!“ sagte Flora, schob ihre Kleider zusammen und blickte scheu nach unten; „ich kam nur ganz zufällig mit dem Fuße auf etwas.“

„Retter des Vaterlands,“ musicirte aber die Fußbank weiter, und von Schaller wollte sich halb todt über die Ueberraschung lachen.

Aber der Besuch mußte abgebrochen werden, denn die auf dem Schreibtische stehende Bronze-Uhr holte eben zum Schlage aus: es war sechs Uhr und bald Theaterzeit. Kaum hatte sie aber ausgeschlagen — und die Fußbank war noch nicht einmal fertig — da begann auch dort ein Spielwerk „Oh, Du mein holder Abendstern!“

„Nicht Roß, nicht Reisige,“ spielte die Fußbank.

„Wohl grüßt' ich immer Dich so gern,“ antwortete die Uhr — die ganze Welt war musikalisch geworden und man hätte dazwischen verrückt werden können.

Aber der Besuch war wenigstens vollbracht. Hans sprang von seinem Sitz empor, nicht ohne einen leisen Verdacht gegen seinen Stuhl, daß auch der bei dieser rascheren Bewegung eine musikalische Laune bekommen könne, aber er hatte ihm Unrecht gethan; er trug kein Falsch und kein Spielwerk in sich, und jetzt begann wieder, da auch Klingenbruchs die Zeit zum Aufbruch für passend hielten, das gewöhnliche Händeschütteln und Bitten um baldige Wiederholung des Besuchs und Gegeneinladungen, wie gewöhnlich.

Unten auf der Straße verabschiedeten sich die jungen Leute von Klingenbruchs, die gleich nebenan in ihr Haus gingen, aber nicht ohne eine sehr freundliche Einladung erhalten zu haben, auch bei ihnen vorzusprechen, und schlenderten dann wieder mitsammen die Straße hinauf.

„Leopold,“ sagte Hans, der noch eine Weile still vor sich hin gelacht, wenn er an die eben erst verlassene musikalische Zimmereinrichtung zurückdachte, „was sind Schallers eigentlich für Leute? Ich bin nicht recht aus ihnen klug geworden, denn sehr aristokratisch sehen mir, aufrichtig gesagt, Beide nicht aus.“

„Darin magst Du Recht haben," erwiderte der Freund, „aber es sind gute, liebe Menschen, denen ich selber schon zu großem Dank verpflichtet bin. Ein wenig excentrisch mögen sie freilich immer sein, aber, lieber Gott, welcher Mensch hat nicht seine kleinen Schwachheiten und Steckenpferde, und so lange er niemanden Anders damit schädigt, kann man sie ihm ruhig hinsehen!

„Wie gefällt Dir Kathinka?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

„Die Tochter?"

„Ja."

„Es läßt sich nach einem so flüchtigen Besuche," sagte Hans, „allerdings wohl noch kein genaues Urtheil fällen, aber im Ganzen hat sie einen recht günstigen Eindruck auf mich gemacht, besonders vielleicht im Gegensatz zu den beiden Klingenbruch'schen Damen."

„Es ist ein sehr liebes und sehr tüchtiges junges Wesen, malt sehr hübsch und ist eine vortreffliche Clavierspielerin."

„Natürlich musikalisch in dem Hause!" lachte Hans. „Welches Instrument spielt denn der alte Herr?"

„Du spottest darüber, Du solltest ihn aber einmal auf dem Violoncello hören!"

„Und die Mama?"

„Singt," sagte Rauten mit einem kaum unterdrückten Seufzer, „das ist aber nur eine von ihren Schwachheiten — sonst eine liebe, prächtige Frau."

„Ich habe einmal, ich weiß nicht von wem, eine Aeußerung gehört," erwiderte Hans, als sie wieder eine Weile nebeneinander hingeschritten waren, „daß eigentlich fünfundzwanzig Procent der menschlichen Bevölkerung einen größeren oder kleineren Sparren hätte und durch irgend eine unberechenbare Veranlassung wirklich verrückt werden könnte. Es klingt das ein wenig gewagt, aber manchmal kommt es mir wahrhaftig so vor, als ob der Mann am Ende doch nicht so ganz Unrecht gehabt hätte."

„Schallers sind nichts weniger als das," sagte Rauten.

„Ich will noch nicht urtheilen," meinte Hans, „aber in Verdacht habe ich sie trotzdem, und dann der Theaterdirector,

der ihnen gegenüber wohnt — Leopold, den hättest Du neulich sehen sollen, der war kostbar.“

„Ich gehe sehr gern manchmal in's Theater, um mir einen Abend zu vertreiben,“ sagte Rauten, „aber ich bin sehr vorsichtig, den activen Mitgliedern nicht außer demselben zu nahe zu kommen.“

„Du bist darin zu streng.“

„Es kann sein, aber ich habe mich bis jetzt immer wohl dabei befunden.“

Das Gespräch war damit abgebrochen, denn sie näherten sich dem Solberg'schen Hause, und Franziska stand schon am Fenster und winkte ihnen freundlich zu.

9.

Tante Mänsebrod.

Als die beiden jungen Fräulein von Klingenbruch in ihre Wohnung hinauf kamen, fanden sie einen Zettel von der Tante vor, worin diese sie bat, einen Augenblick zu ihr hinüber zu kommen, da sie etwas für sie habe, das sie ihnen geben möchte.

Die Tante ein Geschenk? Das kam sehr selten vor, und die jungen Damen, so wenig sie sich sonst aus einem Besuche bei ihr machten, waren doch neugierig geworden, außerdem ja auch gerade angezogen, und beschlossen deshalb, der Aufforderung ohne Weiteres Folge zu leisten.

Das Haus der Tante lag an der Promenade, nicht sehr weit entfernt und dicht an dem sogenannten Park, einer aber nur wenig besuchten, wenn auch sehr hübschen Anlage. Eine Seite desselben blieb nämlich verschlossen, um den geschäftlichen Verkehr daraus fern zu halten, und dadurch konnte er natürlich nur von den Leuten benutzt werden, die seine schattigen Spaziergänge direct aufsuchten.

Das Haus selber war ein sehr altes Gebäude, und wenn auch im Innern wohl freundlich eingerichtet, zeigte es nach außen düstere, verwitterte Mauern, die sehnsüchtig darauf zu warten schienen, wieder einmal abgeputzt und frisch gemalt zu werden. Davon wollte die Eigenthümerin aber nichts hören. Sie meinte, und darin hatte sie zum Theil Recht, daß sie selten genug hinaus käme, um ihr Haus von außen anzusehen, und wenn es den Leuten auf der Promenade nicht gefiele und einen unangenehmen Eindruck für diese gegen die Nachbarhäuser mache, so sollten d i e es eben anmalen lassen, sie hätte nichts dagegen. Dabei blieb es denn auch, da sich die Stadt nicht veranlaßt sah, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Die Tante saß oben in ihrem Zimmer und strickte an einem wollenen Unterrocke für die Heidenmission; es war das fast ihre einzige Beschäftigung, der sie sich den Tag über hingab. Abends las sie dann, aber auch nur meist religiöse Schriften, und ehe sie zu Bette ging, noch ein Capitel aus der Bibel. Daß sie die warmen wollenen Sachen, die sie das Jahr über wegschenkte, um damit die Kaufläden der Missionäre in fremden Welttheilen zu füllen, viel besser und nützlicher hätte hier mancher unglücklichen Familie schenken können, die im Winter gegen die grimme Kälte rang und sich und die Kinder nicht erwärmen konnte, ging sie nichts an. Sie strickte sich hierdurch einen ihr im Himmel versprochenen Sitz; für die Unglücklichen in der Heimath gab es Armenhäuser, und wer zu stolz war, da hinein zu gehen, ei, der mochte eben selber sehen, wie er durchkam.

Sie saß bei ihrer Arbeit wie gewöhnlich in ihrem alten, lederbezogenen Lehnstuhl, von dem sie nicht lassen wollte, obgleich ihr die Nichten schon mehrmals angeboten hatten, einen neuen Ueberzug zu sticken. Der alte Stuhl sah gar zu schäbig aus und paßte nicht einmal in die sonst von Stickereien, Teppichen, Rückenkissen, Fußbänken 2c. fast überladene Stube. Die Tante wollte aber nicht davon lassen.

Es war eine robuste, stattliche Frau mit einem ernsten, strengen Gesicht, braunen, nicht unschönen Augen, aber einer finstern Entschlossenheit um die Lippen, auf denen sich noch

außerdem die ziemlich deutlichen Spuren eines kleinen Schnurrbarts zeigten. Auch ihre oft zusammengezogenen buschigen Brauen dienten nicht dazu, die Züge zu mildern.

Sie hatte freilich auch ein herbes Leben durchgemacht. Aus einer armen adeligen Familie aufgewachsen, in der, wie in so vielen ähnlichen, nur der äußere Anstand gewahrt werden mußte, während es daheim oft am Nothwendigsten fehlte, verlebte sie eine trübe Jugend und sah sich wohl eine Zeit lang, in der Blüthe ihrer Jahre, von der jungen Männerwelt umflattert, bekam auch genug von ihren faden Schmeicheleien zu hören — aber dabei blieb es. Sie liebte einen jungen Mann aus dem Bürgerstande, der geschworen hatte, nicht ohne sie leben zu können; aber die Eltern verweigerten ihre Einwilligung, und wenige Monate später verheirathete sich ihr Geliebter mit einer reichen Bäckerstochter. Die Noth in der Familie nahm aber mit jedem Jahre zu, ihr Bruder brauchte das Wenige, das er besaß, für seine eigene Familie, und von dieser wie von den Eltern gedrängt, die ihren Adelstolz nicht mehr länger aufrecht erhalten konnten, nahm sie endlich die Hand eines ebenfalls bürgerlichen und sehr alten, aber auch sehr reichen Kaufmannes an, allerdings nicht aus Liebe, sondern nur einer Versorgung wegen.

Der alte Mann aber behandelte sie schlecht; er warf ihr fortwährend ihre Armuth vor und daß er sie daraus befreit habe, und spottete dazu über den „adeligen Bettel“; es war eine rohe Natur — ein Mensch, der sich selber nur mit Fleiß und Ausdauer von einem Markthelfer oder Hausknecht zu einem Kaufherrn emporgeschwungen hatte. Der Frau Charakter war aber durch das herbe Schicksal auch nicht milder geworden; sie duldete zuletzt nicht mehr schweigend seine Vorwürfe, und eheliche Zwistigkeiten gehörten von dem Augenblick an zur Tagesordnung. Da starb der Mann, und zwar so plötzlich, daß das Gerücht die Stadt durchlief, er habe Gift bekommen. Es wurden auch genaue Untersuchungen angestellt, aber man fand dabei, daß er wirklich an einem Herzschlage gestorben sei. Seine Wittwe trat das sehr bedeutende Vermögen an und war jetzt alt dabei geworden, ohne der menschlichen Gesellschaft, da sie fast gar nicht mehr damit verkehrte, bessere Seiten ab=

gewonnen zu haben. Sie haßte besonders die Männer und nahm davon nur die Geistlichen aus, mit denen sie auch fast allein, aber selbst mit diesen nicht freundschaftlich, verkehrte. Es war, als ob sie selbst die Religion wie eine Sache betrachtete, die geschäftlich abgemacht werden könnte.

Ihre beiden steten Gesellschafter blieben nur ein alter, fetter Pinscher, schon so unbehülflich in seinen Bewegungen, daß er sich kaum rühren mochte und nur alle Menschen anknurrte — selbst die Geistlichen —, und ein großer, grauer Kater, der ihr bei ihrer Arbeit fast immer auf dem Schooße lag und halbe Tage lang wohlgefällig schnurren konnte.

So saß sie auch jetzt wieder, als es an die Thür klopfte und auf ihr lautes Herein! und ein ärgerliches Knurren des Hundes die beiden jungen Fräulein von Klingenbruch mit einem fröhlichen „Guten Abend, Tante!“ in das Zimmer drangen, so daß Joli, der fette Hund, mit einem wahren Wuthgeheul aus seinem warmen Korbe emporfuhr und hart und heftig gegen die Eindringlinge anbellte.

„Aber, Kinder,“ sagte Frau Mäusebrod, indem sie ihr Strickzeug auf den Kater fallen ließ und mit der linken Hand die Brille abnahm, „Ihr stürmt mir ja auch herein wie die wilde Jagd und habt das arme Thier erschreckt! Schickt sich denn das für junge Mädchen in Eurem Alter? Ihr solltet doch wahrhaftig vernünftiger sein!“

„Ach, Tantchen, sei nicht böse!“ bat Flora, indem sie auf sie zusprang und sie küßte; „dicht hinterher folgte uns aber so ein kleiner buckliger Mensch, und wie wir rasch in das Haus traten, kam er uns nach, und da sind wir in allem Schreck nur so die Treppe heraufgehetzt.“

„Er ist hier im Hause, Tante, gewiß,“ bestätigte auch Henriette, indem sie ebenfalls die Tante begrüßte; „er kommt hinter uns die Treppe herauf — wenn er nur nicht stehlen will!“

„Bah, Unsinn,“ sagte Frau Mäusebrod mit einem unwilligen Kopfschütteln, „was Ihr nur immer für verrückte Ideen im Kopfe habt! Das ist der kleine Schreiber von meinem Advocaten, der mir Papiere bringt — da ist er schon.“

In diesem Augenblick klopfte es leise an die Thür, und die Tante, indem sie Herein! rief, legte ihr Strickzeug auf den Nähtisch vor sich, schüttelte den Kater ab und schritt nach der Thür, die sich jetzt langsam öffnete. Es erschien auch in der That Mux darin, der ein Paket Papiere in der Hand hielt.

„Eine Empfehlung vom Herrn Notar Püster," sagte er dabei.

„Es ist gut — meinen besten Dank!"

Die Frau nahm die Papiere, die Thür schloß sich wieder, und Mux war verschwunden.

„Ich hatte mich so erschreckt!" sagte Flora.

„Ach, Ihr seid albern!" versicherte die Tante, indem sie die Papiere in ihr Pult schloß und dann wieder ihren alten Platz einnahm. „Vor so einem kleinen Menschen braucht Ihr Euch doch wahrhaftig nicht zu fürchten; lauft nur den großen so aus dem Wege, dann will ich nichts sagen. Aber da schreit keine von Euch, ich möchte darauf wetten."

„Aber, Tante!" sagte Henriette.

„Na, setzt Euch dahin, Kinder," fuhr die alte Frau fort, indem sie einen prüfenden Blick über ihre beiden Nichten warf. „Ich hatte Euch zu mir rufen lassen — aber, Du meine Güte!" unterbrach sie sich selber, „wie seht Ihr heute wieder aus: aufgedonnert, als ob Ihr zu einem Hofballe geladen wäret! Ich begreife nicht, daß Ihr Euch nicht schämt, so über die Straße zu gehen!"

„Aber, Tante," sagte Flora bestürzt, „wir haben heute mehrere Besuche gemacht und fanden erst, als wir zurückkamen, Deinen Zettel. Wir müssen uns doch so kleiden, daß wir nicht in der Straße auffallen."

„Und nennt Ihr das etwa so, wie Ihr vor mir sitzt?" rief die alte Frau. „Haarwülste hinten, falsch natürlich, daß es aussieht, als ob sie Euch den Kopf hintenüber reißen sollen, und mit bunten Farben, daß Einem die Augen übergehen, wenn man Euch nur ansieht!"

Die jungen Mädchen schwiegen. Flora hatte allerdings eine Antwort auf der Zunge, aber sie schluckte sie trotzdem hinunter, und die alte Frau fuhr nach einer Weile fort:

„Das ziemt sich nicht für anständige Mädchen, Kinder.

Allein von dem, was Ihr auf Euren Hüten tragt, könnte eine Kuh einen ganzen Tag leben, wenn es wirklich die natürliche Gottesgabe wäre; so ist es aber nur nachgemacht in Papier und Taffet und gemalt und vergoldet, ein wahres Unding von einem Kopfputz, wie wir es nur in den Missionsschriften lesen, daß heidnische Völker solch' sündigen Tant zur Schau tragen."

„Aber, beste Tante," sagte Henriette, „es ist einmal Mode; Alle tragen es, und wenn wir uns davon ausschließen wollten, würden wir wirklich auffallen, und das willst Du ja gerade nicht!"

„Nein, gewiß will ich das nicht," sagte die alte Dame, mit dem Kopfe schüttelnd, „aber das ist auch nur eine faule Ausrede, weiter nichts; denn keinem vernünftigen Menschen werdet Ihr auffallen, wenn Ihr Euch einfach, aber anständig kleidet. Und wo soll Euer armer Vater denn zuletzt das Geld hernehmen, um einen so albernen Luxus, der noch dazu in jeder Woche wechselt, zu bestreiten? Auch die seidenen, ausgefransten Lappen, die Ihr da um die Schultern tragt," fuhr sie nach einer Weile fort, „sind unschicklich, denn sie wärmen nicht, sie verdecken nichts und sind nur ein alberner Zierrath, den sich nur solche Frauenzimmer umhängen sollten, denen frecher Weise daran liegt, beobachtet zu werden. Das geht nicht länger, Ihr müßt Euch anständiger und Euren Verhältnissen angemessener kleiden; da aber Eure Mutter gar keinen Sinn dafür zu haben scheint oder am Ende gar solches Plunderwerk billigt — sie läuft oft selber wie eine alte Närrin in der Stadt herum —, so habe ich den Anfang gemacht, um darin eine Aenderung herbei zu führen. Hier sind für Euch ein paar hübsche, aber einfache Frühlingstücher, die Euch noch recht gut thun werden, denn wir bekommen jedenfalls noch rauhes Wetter. Da, Hetty, dort drüben auf der Commode liegen sie, hol' sie einmal her und hängt sie um, damit ich sehe, wie Ihr Euch darin ausnehmt."

Hetty machte ein etwas sehr bestürztes Gesicht, denn wie sie nur in's Zimmer trat, hatte sie dort die neuen Tücher schon bemerkt und nach einem Blicke darauf geglaubt, daß sie für das Dienstmädchen bestimmt wären oder die Tante sie

vielleicht selber tragen wolle. Es waren ganz einfach wollene Tücher, dunkelgrün und blau carrirt, die vielleicht das Stück einen Thaler zwanzig Groschen kosteten, und damit sollten sie am hellen Tage über die Straße gehen? Aber dem Befehle mußte Folge geleistet werden, denn böse durften sie die Tante nicht machen, und Henriette sprang auf und holte die Tücher herbei.

„Hier, liebe Tante!“

„Nun seht einmal,“ sagte die alte Dame, indem sie das eine auf ihrem Schooß auseinander breitete und etwas gegen das Licht hielt, „wie gefallen sie Euch? Es sind ganz dauerhaft gearbeitete Tücher und gewiß praktisch.“

„Oh, liebe Tante,“ sagte Flora bestürzt, „die Tücher sind ganz wunderhübsch, und so weich, und im Hause besonders werden sie uns gute Dienste thun!“

„Aber auf der Straße nicht, Mamsell?“ fragte die Tante rasch und warf ihr über die Brille einen Drohblick zu. „Dazu sind sie Euch wohl nicht gut genug, heh? Das muß Alles Sammet und Seide und Spitzen und Tüll sein und Kinkerlitzchen und Troddeln und Quasten und Bummelagen haben, heh?“

„Aber, liebe, beste Tante,“ bat Henriette, „Flora hat es doch so nicht gemeint!“

„Na, und wie sonst?“ sagte die alte Frau streng. „Für das Haus kauf' ich Euch keine Tücher, denn wie Ihr dort ausseht, geht mich nichts an; aber wenn Ihr mich besucht, dann will ich nicht, daß Ihr wie die aufgeputzten Kunstreiterinnen ausseht, sondern wie anständige junge Mädchen, die zu ihrer anständigen alten Tante kommen, und“ — setzte sie mit einem Blick auf die Beiden hinzu — „in den Hüten seid Ihr ebenfalls zum letzten Mal bei mir gewesen, denn ich ärgere mich jedesmal, wenn ich diese unsinnigen, verrückten Dinger auch nur ansehe. Ihr glaubt vielleicht, ich bin brummiger Natur, aber das ist nicht der Fall. Fragt hier Joli und meinen Murr, ob wir je ein barsches Wort mit einander haben — es kommt gar nicht vor; wie die Kinder leben wir mit einander, und mit meiner alten Resy ebenfalls; aber wenn ich bei Euch immer den Staat und Flitter sehe und dabei genau weiß, daß gar nichts dahinter ist, dann läuft

mir die Galle über, und der ganze Tag ist mir nachher verdorben. Deshalb," setzte sie ruhiger hinzu, „habe ich Euch vor der Hand nur die Tücher gekauft, und ich bin überzeugt, Ihr werdet Euch mir zu Liebe auch wohl des übrigen albernen Tands entschlagen. So, und nun nichts mehr davon, Kinder; legt ab und macht's Euch bequem und erzählt mir dann ein bischen, wie es in der Welt aussieht."

„Ach, Tantchen!" rief Flora, nahm ihren Hut und sprang dann zur Commode, um ihn dort aufzulegen. Dabei huschte sie aber an Joli's Korb vorüber, der, eben schlechter Laune, mit einem lauten Knurren nach ihr schnappte, dabei das Kleid erwischte, mit einem seiner Zahnstümpfe darin hängen blieb und nun ein lautes Wuth- und Schmerzgeheul ausstieß."

Flora schrie natürlich ebenfalls, und die Tante fuhr von ihrem Stuhl empor, als ob sie selber einen Schlag bekommen hätte.

„Aber, Flora, was hast Du jetzt wieder gemacht? Mein armer Joli!"

„Das häßliche Thier hat nach mir geschnappt, Tante, und — Du, mein Himmel, sieh nur, Hetty, er hat mir das ganze Kleid zerrissen — das neue Kleid!"

„Warum kauft Ihr Euch auch solche dünne Fetzen," sagte die Tante verächtlich, denn sie sah bald, daß Joli keinen weiteren Schatten gelitten, „und weshalb seid Ihr dabei so schnell und fahrig! Joli ist hier im Hause an ein ruhiges, gesetztes Benehmen gewöhnt und läßt sich eben seine Hausordnung nicht umstoßen. Da, nimm Dir Nadel und Zwirn und hefte es wieder zusammen."

„Ach, wenn Du mir nur ein paar Stecknadeln giebst, Tante," sagte Flora, der das Weinen näher war als das Lachen, „so hefte ich es mir hier nur zusammen und lasse es mir dann zu Hause von der Näherin machen."

„Von der Näherin?" sagte die Tante erstaunt. „Segne meine Seele, Kind, kannst Du denn das nicht gerade so gut wie eine Näherin? Du hast doch hoffentlich nähen und flicken gelernt?"

„Ja gewiß, Tante, aber so recht kunstgerecht versteht das Unsereiner doch nicht."

Die Tante erwiderte nichts darauf, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe, und Henriette, die das Gespräch gern in eine andere Bahn lenken wollte — denn das war ein gefährliches Capitel, und die Tante leistete darin manchmal Außerordentliches, — erzählte ihr jetzt von ihrem heutigen Besuche bei Schallers und dem jungen Solberg, den sie dort zum ersten Mal gesehen und der so lange „drüben“ in Amerika gewesen sei, und von dem Grafen Rauten, den sie da ebenfalls getroffen.

Die Tante hörte ihr ruhig zu; endlich sagte sie: „Was ist der junge Solberg für ein Mensch?“

„Oh, Tante,“ sagte Flora, „ganz hübsch von Aussehen! Er hat dunkles, lockiges Haar ...“

„Ach, Geschwätz!“ sagte die Tante, unwillig mit dem Kopf schüttelnd. „Ich frage den Henker nach seiner Larve; wie er sich benimmt, will ich wissen, und ob er denselben Dünkel im Kopfe trägt wie seine liebe Mama, der es manchmal ordentlich leid zu thun scheint, daß ihr die Nase nicht oben an die Stirn gewachsen ist!“

„Ach nein, Tante,“ sagte Henriette, „so ist er mir nicht vorgekommen! Im Gegentheil, er hat wohl etwas recht Anständiges, aber gar nichts Unangenehmes und Aristokratisches, und lachte einmal sogar etwas ungezogen, als sich Papa auf einen musikalischen Stuhl setzte und darüber ein bischen erschrak.“

„Auf einen musikalischen Stuhl, Kind? Was ist das?“ sagte die Tante.

„Nun, ein Stuhl mit einer Spieldose drin, Tante, und wenn man sich darauf setzt, so fängt die plötzlich an zu spielen.“

„Aber, Kinder, solche unsinnige Stühle haben doch Schallers nicht?“

„Gewiß, Tante,“ lachte Flora, „und Fußbänke auch und Cigarrenkasten und was weiß ich sonst noch! Aber sie sind wunderhübsch eingerichtet, und Kathinka ist so ein liebes Mädchen ...“

„Und die alte Schachtel ist verrückt,“ sagte die Tante.

„Wer — Frau von Schaller?“ rief Henriette.

„Gewiß; gestern ging sie hier mit ihrem Manne — die

lange Stake kennt man ja von Weitem — vorüber, und wenn ich je ein verrückter aufgetakeltes Fahrzeug gesehen habe, als diese Frau von Schaller, so will ich in meinem Leben nicht wieder Murr auf den Schooß nehmen! Als wenn sie auf einer Maskerade wäre, ging sie gekleidet! Das alte Frauenzimmer sollte lieber an ihren Tod denken, als sich mit Blumen und falschen Haaren und was weiß ich von oben bis unten bestecken! Es ist wahrhaftig unglaublich, wie es jetzt die Menschen treiben, und ich hier an meinem Fenster . . ." — Sie hatte den Blick hinausgeworfen, schwieg plötzlich und sah eine Weile aufmerksam hinaus; endlich sagte sie: „Jetzt möcht' ich nur wissen, was sich der Grünspecht, der Lieutenant da, fortwährend auf der Promenade herumtreibt und nach meinem Fenster heraufschielt! Mir wird er doch wahrhaftig keine Fensterpromenade machen — kennt Ihr etwa den Musjö?"

„Welchen, Tantchen?" sagte Henriette und hob den Kopf, um hinaus zu sehen, aber doch nicht so viel, um auch von dort bemerkt zu werden. Es ist möglich, daß sie kein reines Gewissen hatte und sich der Gefahr nicht aussetzen wollte, jetzt mit einem Gruß von dort drüben direct verrathen zu werden. „Ich sehe ja Niemanden, Tante!"

„Du siehst den Lieutenant da drüben nicht? Nun, Gott sei Dank, er steht doch breit genug da mit seinen dünnen Beinen und dem spitzen Degen! Höre, Hetty, die Sache ist mir nicht ganz richtig — warum wirst Du denn roth?"

„Aber, beste Tante, von hier aus soll ich doch nicht erkennen, ob ich mit dem Herrn schon auf irgend einem Balle vielleicht zusammengetroffen bin? Ein Lieutenant sieht doch immer aus wie der andere."

„Wirklich?" sagte die Tante, aber noch immer mißtrauisch. „Ich weiß doch nicht, ob das auch Deine Herzensmeinung ist, und will die Sache jetzt nicht näher untersuchen — aber, Kinder, Kinder, ich warne Euch!"

Flora seufzte tief auf, denn sie wußte genau, was jetzt kam.

„Glaubt mir," fuhr die alte Frau fort, „ich kenne die Männer, und wenn Jemand Herzeleid mit ihnen ausgestanden hat, so bin ich es; sie taugen alle nichts, alle, ohne Ausnahme, und wenn manche Braut wüßte, was ihr in ihrem künftigen

Leben bevorsteht, sie würde lieber in's Wasser als in den Ehestand springen."

„Aber, Tante, giebt es nicht auch viele glückliche Ehen?" sagte Henriette. „Sieh doch Papa und Mama an! Mama fühlt sich gewiß nicht unglücklich."

„Weil Dein Papa eine Schlafmütze ist," erwiderte die resolute Frau Mäusebrod, „ein Oberstlieutenant, der eher einen Unterrock tragen sollte, als ein Paar Hosen mit rothen Streifen daran! Aber was für Jammer und Elend in anderen Familien herrscht, davon bekommt die Welt gewöhnlich nur sehr wenig zu sehen, und desto größer ist nachher der Jammer daheim. Wenn ich Töchter hätte — was Gott sei Dank der Fall nicht ist — ich drehte ihnen lieber als eigene Mutter den Hals um, ehe ich sie als Sclavin einem Manne überantwortete, der sie nachher doch nur langsam, aber eben so sicher zu Tode marterte! Neulich war ein Notar bei mir, mit dem ich über die Sache sprach: das ist ein vernünftiger Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat ..."

„Ist er verheirathet, Tante?" fragte Flora.

„Nein, Naseweis," sagte diese, „er ist nicht verheirathet, sonst wäre der Tiger bei ihm eben so gut erwacht wie bei allen Anderen — wißt Ihr, daß der mir sagte, er allein habe jetzt in hiesiger Stadt sechs Scheidungsprocesse unter den Händen? Er allein, und wie viel andere Advocaten und Notare sind noch außer ihm in Rhodenburg! Sechs Scheidungsprocesse, und was für Elend ist da vorhergegangen, ehe es so weit kam, denn zu einer gerichtlichen Scheidung gehört doch immer erst ein Entschluß, um mit einer solchen Privatsache vor die Oeffentlichkeit zu treten."

„Sechs Scheidungsprocesse," sagte Henriette seufzend, „das ist freilich viel, aber — sollten die Männer da immer allein die Schuld tragen?"

„Allemal," sagte die Tante bestimmt. „Ich hoffe allerdings," setzte sie dann hinzu, „daß ein solches Unglück von Euch fern gehalten wird, und was ich dazu beitragen kann, werde ich sicher thun; aber nicht genug könnt Ihr auch davor gewarnt werden, denn Jugend hat keine Erfahrung und kann keine haben, und das Alter muß deshalb für sie eintreten."

„Nächsten Donnerstag ist thé dansant bei Schallers,“ sagte Flora, „wir sind auch Alle eingeladen.“

„Ihr solltet etwas Gescheidteres thun, als den Abend da herumspringen,“ erwiderte die Tante, von der Neuigkeit eben nicht erbaut; „da ist wieder eine Bekanntschaft gemacht, und dann müßt Ihr die Leute auch einmal einladen, wenn Ihr Euch nicht wollt lumpen lassen — so führt Eins zum Andern, und die Ausgaben werden mit jedem Jahre größer, während die Einnahmen dieselben bleiben. Euer Vater wird nicht klug ...“

„Herr von Schaller ist ein Jugendfreund von ihm,“ sagte Henriette.

„Jugendfreund!“ wiederholte die Tante, mit den Achseln zuckend; „was das in jetziger Zeit heißt, weiß man. Sie haben in der Jugend mitsammen ihr Geld durchgebracht und wollen das jetzt im Alter fortsetzen. — Aber geht Ihr denn schon wieder fort?“ fragte sie, als Flora auf einen Wink der Schwester, diesmal aber sehr langsam und vorsichtig, aufstand und hinüber nach ihrem Hute ging.

„Ach ja, Tante,“ sagte die ältere Schwester, „es fängt schon an zu dämmern, und im Dunkeln möchten wir doch nicht nach Hause gehen.“

„Nein, da habt Ihr Recht,“ sagte Frau Mäusebrod, „das würde sich auch nicht einmal schicken. Aber nehmt die Tücher mit oder, noch besser, hängt sie gleich um, dann braucht Ihr sie nicht zu tragen.“

„Ach, Tantchen, es ist so warm heut Abend draußen, wirklich wie im Juni, und die sind doch nur für etwas kühleres Wetter ...“

„Na, macht's wie Ihr wollt, aber — die Gartencultur nehmt mir von Euren Hüten herunter, das paßt sich nicht für anständige Mädchen, und ich mag es einmal nicht leiden — der Officier bummelt richtig da unten noch immer herum — Hetty, Hetty!“

„Aber, beste Tante,“ bat das junge Mädchen, „Du kannst mich doch wahrhaftig nicht dafür verantwortlich machen, wenn einer der Herren gar nichts zu thun hat und ein Vergnügen daran findet, auf der Promenade auf und ab zu laufen!“

„Nein,“ sagte die Tante, „und ich hoffe, Du sprichst die Wahrheit. Aber ich warne Dich, Kind, ich warne Dich; von mir habt Ihr in einem solchen Falle keine Unterstützung zu hoffen, das möchte ich Euch hiermit im Voraus gesagt haben, damit Ihr Euch später nicht beklagen könnt. Ein armes Mädchen kann gezwungen werden,“ setzte sie mit einem aus tiefster Brust heraufgeholten Seufzer hinzu, „einen Mann zu nehmen, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern; hat sie aber ihr Auskommen, so ist sie rein wahnsinnig, wenn sie ihre Freiheit aufgiebt, um die Sclavin eines Mannes zu werden, der sie dann doch nur ihres Geldes wegen nimmt. Ihr seid die Kinder meines Bruders — ich möchte nicht, daß Euch solch ein Unglück widerführe.“

„Und darum sorgst Du Dich doch nicht jetzt etwa schon, Tantchen?“ lachte Flora, indem sie auf sie zuflog und ihr einen Kuß gab. „Das ist noch in weitem Felde, und ich wenigstens denke gar nicht an's Heirathen — und nochmals schönen Dank für die Tücher!“

„Desto besser für Dich,“ sagte Frau Mäusebrod — „und nun, Kinder, geht. Hetty hat Recht, es fängt schon an zu dämmern, und meine alte Resy ist heute wieder einmal kreuzlahm und könnte Euch nicht begleiten.“

„Also adieu, liebes Tantchen,“ sagte auch Jettchen, indem jedes der beiden jungen Mädchen eins von den Tüchern zusammenrollte und unter den Arm nahm — „läßt Du Dich nicht bald einmal bei uns sehen?“

„Ich weiß es nicht, Kinder, ich finde keine rechte Freude dort; aber wir wollen sehen. Vielleicht komme ich in den nächsten Tagen einmal vor, denn ich habe doch in Eurer Nachbarschaft zu thun.“

Die beiden jungen Damen verließen unter dem Abschiedsgeheul Joli's, der wüthend hinter ihnen dreinbleffte, das Zimmer; kaum aber waren sie auf der Treppe und sicher außer Hörweite, als Flora mit noch immer halb unterdrückter Stimme sagte:

„Wenn das nicht der größte alte Drache ist, den es in dieser Stadt giebt, so will ich wahrhaftig als alte Jungfer sterben und mich dann im Alter ebenso mit einem alten

stinkigen Pinscher und einer ekelhaften grauen Katze einsperren lassen als Kinderspuk!"

„Ich trage das Tuch nicht," sagte Henriette trotzig; „sollen wir hier zum Skandal in der Stadt herumlaufen?"

„Und meine Blumen nehme ich auch nicht vom Hute!" rief Flora. „Ei, wenn junge Mädchen wie wir nicht einmal Blumen tragen sollen, wer denn sonst? Was sie nur davon hat, sich so unausstehlich zu machen!"

„Sie will uns nicht unterstützen, sagte sie," fiel Henriette ein; „das glaub' ich — so lange sie lebt, wenigstens nicht — aber ewig kann das ja auch nicht mehr dauern ..."

„Gott gebe ihr ein seliges Ende!" bemerkte Flora; und mit diesem frommen Wunsche traten die jungen Damen wieder auf die Straße, wo Henriette gleich den Blick scheu umherwarf und richtig noch den Lieutenant dort bemerkte, der gerade langsam von ihnen fortging und sie in diesem Augenblick noch nicht entdeckt hatte.

„Wenn Wöhfen nur keine Dummheit macht," flüsterte Henriette, „und zu scharf und auffällig hinter uns herkommt! Der alte Drache lauert jedenfalls da oben am Fenster, und nachher gnade Gott!"

„Bah, was geht sie's an!" sagte Flora trotzig; „ich fange überhaupt an, diese Vormundschaft satt zu bekommen! Sie redet davon, daß Männer ihre Frauen zu Sclavinnen machen — behandelt sie uns denn anders?"

„Wahrhaftig, da kommt Wöhfen schon!" stöhnte Henriette, die den Kopf zurückgewandt hatte. „Na, wenn die Tante jetzt nichts merkt, so weiß ich's nicht!"

„Ach, Thorheit!" erwiderte Flora. „Können wir etwas dafür, wenn uns ein Officier auf der Straße folgt? Wir sind doch wahrhaftig keine Nonnen, daß wir mit keinem männlichen Wesen sprechen dürften! Laß sie nur etwas darüber sagen, ich will ihr schon dienen!"

„Ja, auf der Straße hast Du immer das große Wort," meinte die Schwester, „aber wenn Du mit mir oben bist, thust Du den Mund nicht auf!"

„Weil ich nicht unnöthiger Weise Streit mit ihr haben will; treibt sie's aber zu arg, so lasse ich es auch auf's

Aeußerste ankommen, und wenn sie mich dann enterben will, das alte Scheusal — Gott verzeihe mir die Sünde, es ist Vaters Schwester —, so mag sie es meinetwegen thun, und ich weiß dann doch, wohin ich mich zu wenden habe — da..."

„Gehen wir durch den Park?"

„Es ist eigentlich schon ein bischen spät, aber ich denke doch — die Tante kann uns ja nicht mehr aus ihrem Fenster sehen, und die Resy ist kreuzlahm — auch ein Segen Gottes, sonst schickte sie die heute gewiß zum Spioniren hinter uns her!"

„Wenn nur Wöhfen dort noch ein kleines Weilchen auf und ab gegangen wäre — es ist auch zu ungeschickt, denn er mußte wissen, daß er uns dadurch in Verlegenheit bringt..."

„Ach was," lachte Flora, „genau kann es die Tante aus ihrem Fenster doch nicht beobachten. Sie sieht nur, daß er die Richtung nimmt, der wir gefolgt sind, und ärgert sich nachher nur, wenn sie uns nicht gleich abkanzeln kann und nicht einmal etwas Bestimmtes weiß — die liebe Tante. — Ich hätte Lust, das alte, ekelhafte Tuch hier gleich an die Ecke zu werfen — daß wir das jetzt auch noch herumschleppen müssen!"

„Besser unter dem Arme als auf den Schultern — aber da sind wir am Park — wahrhaftig, da kommt auch Wöhfen! Das ist beinah' ein bischen zu auffällig — wenn es nur Niemand gesehen hat!"

„Das glaub' ich," sagte Flora, „Du kannst jetzt mit Deinem Lieutenant eine Viertelstunde schwärmen, denn länger dürfen wir keinenfalls bleiben, und ich trabe als Ehrenwache langweilig nebenher. Heidewald ist doch ein recht phlegmatischer Peter; wenn er nur ein klein wenig aufmerksam wäre, so müßte er gemerkt haben, daß wir ausgegangen sind, und er weiß, wie wir fast jedesmal durch den Park zurückgehen."

„Meine Damen," sagte in diesem Augenblick eine sehr bekannte Stimme, als die jungen Mädchen eben den ersten, sich kaum noch mit frischem Grün deckenden Laubgang betreten hatten, „ich bin so glücklich, Sie hier anzutreffen..."

„Das ist Ihnen wohl recht schwer geworden, Herr Lieutenant?" sagte Flora. „Sie haben wenigstens eine halbe Stunde auf Posten gestanden."

„Auf Posten, mein gnädiges Fräulein?"

„Nun, vor dem Hause der Tante, die uns dadurch fortwährend fragte, ob der Herr Lieutenant da unten auf uns warte."

„Oh, das bedaure ich unendlich! Aber ich glaubte, die Fenster Ihrer gnädigen Frau Tante gingen nach der andern Seite hinaus..."

„Ja wohl, gnädigen!" sagte Flora, und ihre Lippen zuckten in einem spöttischen Lächeln.

„Ach laß doch nur," sagte Henriette, „wir wollen uns jetzt nicht um die Tante zanken!"

„Mein liebes, gnädiges Fräulein," flüsterte der junge Officier, indem er verstohlen ihre Hand nahm und sie leise drückte, „wie glücklich bin ich, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, Ihnen wieder, wenn auch nur auf Momente, nahe zu sein! Ach, die Minuten werden mir ja so abgemessen..."

„Sind Sie denn nicht bei Schallers eingeladen?" fragte Henriette leise.

„Ach, was soll ich da," sagte Herr von Wöhsen — „ich werde absagen."

„Wir kommen auch hin," lächelte das junge Mädchen.

„Wirklich? Oh, das ist göttlich!" rief der Lieutenant in Ekstase.

„Ich denke, Sie wollen absagen?" lächelte Flora.

„Wie konnte ich davon eine Ahnung haben — jetzt nicht um alle Schätze der Welt! Aber seit wann sind Sie mit Schallers bekannt?"

„Seit heute..."

„Das ist köstlich! Es sind prächtige Leute, und vielleicht findet sich dort Gelegenheit, uns öfter zu sehen — aber wollen wir nicht nach rechts abbiegen? Da vorn kommt Jemand..."

„Gerade deshalb, denke ich, können wir geradeaus gehen," sagte Flora, die über und über roth geworden war, denn sie hatte die kurze Sammetpekesche erkannt — „vielleicht begleitet uns der Jemand."

„Wahrhaftig, das ist Herr von Heidewald!" sagte Henriette. „Das trifft sich aber wirklich zufällig..."

„Und sehr glücklich," ergänzte Wöhsen, denn er wußte, daß er jetzt, die kurze Zeit wenigstens, ganz ungestört mit Henriette plaudern könne.

Die Begrüßung mit dem Neuangekommenen, der ebenfalls schon fast zwei Stunden hier im Park auf der Lauer lag, war eine ähnliche wie mit seinem Vorgänger. Er sprach auch nur von einem „glücklichen Zufalle", bis er mit Flora allein war, das heißt etwa sechs Schritt hinter dem andern Paar herging und nun in ihr Ohr seine Liebesklagen ausschüttete.

Herr von Heidewald war außerordentlich schwärmerischer Natur. Er machte auch in Mußestunden und wenn er nicht — wie er von sich selber bescheiden sagte — „Leinwand ruinirte", Gedichte, von denen Flora schon ein ganzes Paket wohl verschlossen in ihrer kleinen Commode liegen hatte. Es ist wahr, in seinen Poesien reimten sich sehr häufig Herz und Schmerz, Lust und Brust, Thränen und Sehnen, Scheiden und Leiden, Gruß und Kuß 2c., und der Schluß war fast jedesmal, daß er sich nach einem „kühlen Grabe" sehnte, um dort sein Elend zu verträumen, wonach dann die Geliebte zu dem Grabe kam und sich Blumen pflückte. Auch seine Redeweise war ein wenig überspannt, aber Flora gefiel das trotzdem, und wenn sie auch natürlich in Henriettens Gegenwart keinen Vergleich ziehen durfte, so kam ihr doch gegen ihren Guido der Lieutenant von Wöhsen immer entsetzlich langweilig und fade vor.

Flora war ebenfalls ein wenig schwärmerischer Natur, aber das konnte auch kaum anders sein. Ein junges Mädchen, das eben erst in's Leben tritt und schon vor der Zeit eine Menge von überschwänglichen Romanen gelesen hat, hält den Mondschein selbstverständlich für die passendste Beleuchtung der Welt und versenkt sich am liebsten in Erzählungen, die mit einer unglücklichen Liebe anfangen, und während Held und Heldin Folterqualen erleiden, aber Alles mit dem größten Heroismus ertragen, endlich und unmittelbar vor dem Schlusse mit ihrer Verheirathung enden. Je geheimnißvoller die Sache dabei betrieben wird, desto hübscher ist es, und ein verzweifelter Nebenbuhler, der sich endlich, wenn er nicht mehr gebraucht

wird, eine Kugel durch den Kopf schießt, giebt dem Ganzen eigentlich erst die Würze.

„Ach, Flora," seufzte Guido, „wenn Sie wüßten, mit welchen Höllenqualen ich den heutigen Tag verbracht, denn ich hatte ja kaum eine Hoffnung, Ihnen zu begegnen! Nur in fieberhafter Unruhe athmete ich, meine Pulse schlugen, und oft war es mir, als ob ich es nicht länger ertragen könne und nur hinausstürzen müsse, um ein entscheidendes Wort von den Lippen Ihrer Eltern zu fordern."

„Aber ich bitte Sie um Gottes willen, Herr von Heidewald," sagte Flora bestürzt, „Sie würden nur Alles verderben, und Mutter ließe uns nie wieder allein ausgehen."

„Daß alle Eltern so grausam sind," klagte Guido, als ob er darin schon die bittersten Erfahrungen gemacht hätte, „und sie waren doch auch einmal jung!"

„Das ist aber so lange her," bemerkte Flora, „daß sie es rein vergessen haben. Vater würde es auch vielleicht noch milder beurtheilen, aber Mutter nicht — und nun erst die Tante, großer Gott, wenn die uns hier begegnete!"

„Ihre Frau Tante muß, nach der Beschreibung, die Sie mir schon von ihr geliefert haben, wirklich eine höchst liebenswürdige Dame sein, und sie kommt mir vor wie einer jener heidnischen Drachen, die einen Schatz bewachen — meinen Schatz," setzte er zärtlich hinzu.

„Ach, und doch sind wir von ihr abhängig!"

„Das ist ja eben das Furchtbare!" rief Guido. „Sie Beide sind die Rosen, und das ist der riesige, unangenehme Dorn, der dazwischen steckt. Wissen Sie, theures Fräulein, daß ich mir so jene alten bösen Feen denke, von denen unsere Märchenbücher erzählen: mißgünstig jeder Liebe und nur immer — im Besitze eines großen Reichthums — Unheil und Verderben brütend."

„Ach, Sie haben vielleicht Recht," seufzte Flora, „und doch ist es meine Tante!"

„Und das allein schützt sie vor meiner Rache," sagte Guido düster; „denn ich fühle, wie sich in meinem Herzen ein Dämon regt, um mit wilder Gewalt die Schranken nieder zu werfen, die sich unserer Liebe noch entgegen stellen."

„Um Gottes willen,“ rief Flora erschreckt, „nur keine Uebereilung, Sie könnten Alles verderben; mäßigen Sie sich meinethalben!“

„Ich bin wie weiches Wachs in Ihrer Hand,“ sagte Guido gerührt; „Sie, Flora, können mit mir machen, was Sie wollen. Aber um Eins bitte ich Sie — es ist mir versagt, Sie einmal in stiller, vertraulicher Stunde allein zu sprechen, nur immer im Flug, unter den Augen der Menge muß ich das Glück zu erhaschen suchen, Ihnen zu nahen —, nehmen Sie hier meinen Schwur, hier unter den ewigen Eichen des Parks, unter jenem blauen Himmel, aus dem uns dort der erste freundliche Stern herniederblitzt: nie lasse ich Sie! Meine Seele gehört Ihnen, mein ganzes Dasein findet nur eine Berechtigung in Ihrer Liebe, und wie ich Ihnen angehören will bis zum Tode, so sagen Sie auch mir, Flora, ob Sie die Meine sein wollen für jetzt und alle Ewigkeit! Wollen Sie, Flora? Süßes, geliebtes Herz — willst Du die Meine sein für immer?“ — Er hatte, zuerst mit einem scheuen Blick umher, ob sie von keiner Seite beobachtet werden konnten, seinen rechten Arm um ihre Taille gelegt. — „Willst Du, Geliebte?“

„Ja!“ hauchte Flora, und im Uebermaß seiner Gefühle — das andere Paar ging vor ihnen her und es lag schon tiefe Dämmerung auf dem Parke — drückte er den ersten seligen Kuß auf ihre Lippen.

„Oh, mein Gott!“ flüsterte Flora.

„So möcht' ich sterben!“ hauchte Guido. „Oh, wenn ich jetzt in jenes blaue Aethermeer hinaufschweben und im kühlen Grabe unten diesen Traum nur immer wieder und wieder träumen könnte!“

„Aber wir müssen fort!“ rief Flora, die jetzt erst darauf aufmerksam wurde, daß die Nacht schon hereinbrach. „Henriette, wir müssen nach Hause — was wird Mutter sagen, wenn wir so spät kommen!“

„Ja, gewiß,“ rief Henriette, die ebenfalls außerordentlich aufgeregt schien, „es ist so spät geworden, und wenn uns hier noch jemand Bekanntes begegnet! Lassen Sie uns jetzt hier ab-

biegen, dort ist der Ausgang, und wir haben den Schlüssel. Nein, Sie dürfen uns nicht länger begleiten!"

Und zurück zur Schwester tretend, nahm sie deren Arm und zog sie rasch der links von ihnen liegenden Pforte zu.

„Gute Nacht!" tönte es ihnen nach.

„Gute Nacht!" riefen die Mädchen zurück und eilten nun, so rasch sie konnten, dem elterlichen Hause zu.

Unterwegs sprachen sie auch kein einziges Wort mehr zusammen. Jede von ihnen war viel zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt und mochte ihnen selbst nicht gegen die Schwester Worte geben. Aber so leicht und selig fühlten sie sich, daß sie mehr über den Boden schwebten, als daß sie gingen, und erst an ihrer eigenen Thür fühlten sie, wie sie gelaufen waren, und mußten einhalten, um Athem zu schöpfen.

Zu Hause angekommen, machte ihnen die Mutter allerdings Vorwürfe, daß sie so lange geblieben, aber deren Aufmerksamkeit lenkten die beiden jungen Damen rasch durch die mitgebrachten Tücher ab, wobei sie der Mutter gegenüber ihren Herzen keinen Zwang anthaten und sich in voller Entrüstung über ein solches Geschenk aussprachen. Sie erklärten auch Beide, daß sie fest entschlossen wären, die Tücher nicht zu tragen, denn zum „öffentlichen Skandal" wollten sie wahrhaftig nicht in der Stadt herumlaufen.

Die gnädige Frau von Klingenbruch, die ihnen im Herzen freilich Recht gab, aber doch auch die Klugheit nicht aus den Augen setzen wollte, hatte nur Mühe, die Töchter zu beschwichtigen. Sie waren ja nun doch einmal von der ihnen überhaupt freundlich gesinnten Tante abhängig, sie durften den Vater nicht zu sehr kränken und — ewig konnte es ja auch nicht mehr dauern.

Flora benutzte dann noch einmal die Gelegenheit, um ihre Meinung über das „scheußliche Beest", den Pinscher, auszusprechen. Den hielt sich die Tante doch nur einzig und allein zu dem Zweck, um andere Menschen damit zu ärgern. Auf den verschwendete sie ihre Liebe, und ihre Nichten benutzte sie nur dazu, um Galle und Bosheit an ihnen auszulassen — die *liebe* Tante.

Flora, das kleine, sanfte Wesen, war so heftig geworden,

daß ihr die Thränen in die Augen traten. Mitten in dem Schmerze dachte sie aber trotzdem an ihr beschädigtes Kleid. Sie mußte es gleich mit einem andern vertauschen, und dann wurde das Mädchen hereingerufen und ihm befohlen, es augenblicklich zu der oben im Hause wohnenden Näherin zu tragen, die es aber auf der Stelle und recht gut repariren und nachher, und zwar noch heut Abend, herunterbringen sollte. „Sag' Du ihr nur, das gnädige Fräulein brauche es nothwendig, und sie möge sich ein bischen dazu halten."

10.

Kleine Ursachen.

Am nächsten Tage waren die gewöhnlichen Gäste wieder bis zur Mittagsstunde in Baumann's Restauration gewesen, auch der Amerikaner mit seinem Schwager. Als diese aber das Local verließen, schloß sich ihnen Hauptmann von Dürrbeck an, und sich zu Mr. Hummel wendend, sagte er:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich als Fremder eine Frage an Sie richte — mein Name ist Hauptmann von Dürrbeck."

„Sehr angenehm, Herr Hauptmann," sagte Herr Hummel, „Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich heiße Philipp Hummel" — und dabei nahm er seine Hand und schüttelte sie kräftig — „und was wollen Sie fragen?"

„Sie waren, wie ich neulich hörte, lange in Amerika?"

„Yes," erwiderte der Mann, indem er seinen Tabakssaft gegen das nächste Haus spritzte, „habe mich einen guten stretch darin herumgetrieben."

„Sie kennen das Land genau?"

„Wie meine eigene Tasche."

„Die Sache ist einfach die," fuhr der Hauptmann fort, während er mit den beiden Herren die Straße hinabschritt:

„ein Verwandter von mir, ein junger Officier, dem die Verhältnisse hier nicht mehr zusagen, möchte seinen Abschied nehmen und nach Amerika auswandern. Wir haben natürlich mit allen Kräften versucht, ihm die Idee auszureden; aber er hat sich einmal auf den Gedanken verbissen und ist nicht mehr davon abzubringen. Wohin rathen Sie ihm da, sich zu wenden, und glauben Sie überhaupt, daß er dort sein Fortkommen finden wird?"

Mr. Hummel hatte indessen sein Primchen fleißig im Munde hin und her gedreht, jetzt spuckte er wieder aus und sagte: „Well; wenn Sie mich um meine Meinung fragen, so calculire ich, daß Sie doch die volle Wahrheit hören wollen."

„Ich bitte Sie eben darum."

„Of course, ja, dann seh'n Sie, wenn er da meinem Rath folgen will, so bleibt er lieber hier in Germany und läßt da drüben Amerika in Frieden."

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Sie müssen mich entschuldigen, aber ich nehme reges Interesse an dem jungen Manne und bin selbst entschieden gegen seine Auswanderung."

„Und da haben Sie Recht," sagte Herr Hummel; „junge Officiere, ob sie nun adelig sind oder nicht, passen da nicht hinüber. Sie kommen mit einem heap von fremden Ideen in das Land, Jagd ist ihr hauptsächlichster Gedanke — wenn es nicht anders geht, leben wir von der Jagd, sagen sie, im freien herrlichen Wald — of course, — und wenn sie nachher in die richtigen swamps hinein gerathen, wo es allein noch was zu schießen giebt, und stecken dann bis an den Hals im Schlamm, dann kriegen sie's Heimweh und schimpfen auf Amerika."

„Aber mein junger Freund ist kein leidenschaftlicher Jäger."

„Das ist just the same thing," sagte der Amerikaner, „eben so schlimm, dann muß er arbeiten, wenn er sich am Leben erhalten will."

„Dazu ist er allerdings willig."

„Yes, of course. Alle, so lange sie noch hier sind. Was sich die Herren aber hier unter Arbeit denken, giebt's da drüben nicht. Uebrigens kann er die Probe schon hier an sich machen, ob er wirklich willens ist, dort drüben so zuzugreifen, wie er wirklich zugreifen muß, wenn er nicht hungern will."

„Schon hier? Aber wie wäre das möglich?"

„Easy enough, er soll sich nur einmal auf einen einzigen Monat bei einem Bauer als richtigen Knecht verdingen — er kann ja in eine Gegend gehen, wo ihn Niemand kennt, und Arbeit schändet nicht."

„Nein, gewiß nicht; aber da stehen uns doch wohl noch unsere alten Vorurtheile im Wege. Dort drüben wird er gewiß arbeiten."

„Yes," nickte Mr. Hummel, „das ist die alte Geschichte — all about alike — aufschieben thun's die Herren, so lange sie noch einen Cent in der Tasche haben, und erst wenn ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, dann packen sie zu, fühlen sich aber auch unglücklich dabei und schreiben Briefe voll Herzeleid nach Hause, damit sie wieder Geld geschickt kriegen."

„Und sollte es nicht doch vielleicht möglich sein, ihm dort eine Anstellung zu verschaffen?"

„No," sagte Mr. Hummel, entschieden mit dem Kopfe schüttelnd, „giebt's gar nicht. Solche junge gentlemen, die hier nur solche Dinge gelernt haben, die sie dort gar nicht brauchen können, laufen zu Tausenden in der country herum und müssen da erst abgeschliffen werden. Die Fäuste sind's, die herhalten müssen; den Kopf können sie daheim lassen, denn zum Speculiren taugt die Art nicht, und wo sie ihren Finger manchmal in einen solchen pie stecken, finden sie bald aus, daß er zu heiß für sie ist."

In diesem Augenblick begegneten ihnen einige Officiere und ein Herr in Civil, Graf Rauten. Hauptmann von Dürrbeck war aber so in seine amerikanischen Gedanken vertieft gewesen, daß er die Herren gar nicht bemerkte, bis sie dicht neben ihm waren und ihn grüßten; er dankte hastig und zerstreut, Hummel aber war stehen geblieben und sah ihnen nach.

„I'll be damned," sagte er dabei, indem er mit der rechten Hand in die Linke schlug, „wenn ich den Gentleman nicht schon einmal irgendwo gesehen habe! Ich kann mich nur nicht besinnen, wo, oder es laufen zwei Menschen in der Welt herum, von denen der eine genau so aussieht wie der andere."

„Welcher?" sagte Hauptmann Dürrbeck zerstreut und

wandte sich ebenfalls. Gerade jetzt drehte Graf Rauten den Kopf nach ihnen um, wandte sich aber augenblicklich wieder ab, als er bemerkte, daß ihm die Herren ebenfalls nachschauten.

„Der Eine da, rechts — aber I don't care — hol' ihn der Teufel, aufgeblasener Mensch! So viel wie der bin ich auch, und vielleicht noch ein bischen mehr.“

„Sie fürchten also, daß er sich vor der Arbeit scheuen wird?“ fragte der Hauptmann, das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend, bei dem er noch mit allen Gedanken war.

„Wer? Der?“ sagte Mr. Hummel, mit dem Daumen über die Achsel zurückzeigend. „Die pickaxt, die der schon in seinem ganzen Leben in der Hand gehabt hat, fress' ich mit Stumpf und Stiel.“

„Ich spreche von unserem jungen Auswanderer.“

„Oh, beg your pardon,“ sagte Herr Hummel, „ich dachte jetzt an ganz wen Anders — ja, about der Arbeit, das hätte so weit keine Noth, das würde ihm schon gezeigt werden, und wissen Sie, wenn Einer muß, dann greift er auch am Ende zu; aber „leiken“ (to like, gern mögen) wird er's nicht, und wenn er deshalb weiß, wo's ihm gut geht, so bleibt er lieber hier. Leute sind immer besser gepließt (to be pleased, befriedigt sein), wenn sie ihren alten Gewohnheiten folgen können.“

„Also auf eine Anstellung darf er nicht hoffen?“

„Now, well,“ sagte Herr Hummel, „so ganz unmöglich wäre das nicht, als Hausknecht, oder Zeitungsträger oder so 'was könnte er vielleicht ankommen; aber deshalb schumpt (to jump, springen) doch Keiner in das amerikanische Leben hinein, noch dazu ein Lieutenant. Solche feine Handschuhleute haben sie plenty drüben, an denen fehlt's nicht, denen geht's aber auch jedesmal regulär schlecht und sie passen auch nicht nach Amerika.“

„Im Grunde, lieber Herr,“ erwiderte nach einer kleinen Pause Hauptmann Dürrbeck, „bestätigen Sie nur meine schon vorhergefaßten Befürchtungen. Ich kenne Amerika nicht selber, aber was ich darüber gehört habe, stimmt ziemlich mit Ihrer Aussage überein. Nehmen Sie meinen freundlichen Dank.“

„Oh shaw! — nonsense,“ sagte Herr Hummel, indem er

die ihm jetzt gebotene Hand nahm und herzlich schüttelte, „ist sehr gern geschehen, stehe Ihnen immer wieder zu Diensten, wenn Sie mehr fragen wollen.“

„Empfehle mich ergebenst, Herr Hauptmann,“ sagte der Rentamts-Kassirer, der bis dahin nur schweigend und bewundernd nebenher gegangen, und da der Hauptmann hier abzog, trennten sich die Herren.

In der nämlichen Zeit, wo der Hauptmann bei dem Deutsch-Amerikaner seine Erkundigungen einzog, schritt aus dem Eckfensterhause der kleine, bucklige Schreiber quer über die Straße hinüber in die Apotheke, hielt sich aber weder unten, noch in der ersten und zweiten Etage auf, sondern stieg gleich unter das Dach, wo die Wohnungen in drei kleine Theile an ärmere Leute parzellirt waren. In dem mittleren und größeren, der die Ecke und einen Theil der Gasse inne hatte, wohnte ein Schuhmacher mit seiner Familie, rechts neben ihm ein alter Hagestolz, ein Lohndiener, und links ein junges, einzelnes Mädchen, eine Schneiderin, die aber mit ihrer Arbeit nicht ausging, sondern nur im Hause nähte. Sie nahm aber deshalb auch Weißnäherei an, und da sie außerordentlich geschickt und rasch arbeitete, hatte sie so reichlich zu thun, daß sie oft bis spät in die Nacht aufsitzen mußte. Leider wurde nun gerade diese Arbeit so schlecht bezahlt, daß sie trotzdem wenig mehr als das Nothwendigste verdiente; aber das arme Kind hatte auch nur sehr wenig Bedürfnisse, und so half sie sich ehrlich und redlich durch's Leben, wie so viele tausend arme Mädchen mehr.

Mux stieg die Treppe hinauf, bog links ab und klopfte gleich darauf an die kleine Thür, die einen schmalen Papierstreifen trug, auf dem nur die Worte standen: „Katharina Peters, Näherin.“

„Herein!“ tönte eine klare Stimme, und sein Hütchen in der Hand, betrat der kleine Krüppel den Raum, der Katharina Peters' Heimath bildete.

Es war ein enges niederes Zimmer mit einem einzigen

Dachfenster, nach vorn zu sogar noch etwas abgeschrägt, und einem kleinen Kämmerchen daneben, das der Abmietherin zum Schlafgemach diente; aber etwas Saubereres ließ sich nicht denken als der enge Raum. Die Dielen waren so weiß gescheuert, daß man sich ordentlich scheute, den Fuß darauf zu setzen; an dem Fenster hingen nur kurze Gardinen, aber sie sahen aus, als ob sie eben unter dem Plätteisen hervorgekommen wären, und kein Stäubchen lag auf der roh lackirten Commode, auf den ordinären Holzstühlen oder dem schmalen Tische, der in der Mitte der Stube stand und wohl zu allen möglichen Zwecken dienen mußte.

Ueberflüssiges fand sich allerdings nicht hier oben, wenn man nicht eine alte Schwarzwälder Uhr und ein paar am Fenster stehende Blumentöpfe mit Veilchen und Primeln hätte dazu rechnen wollen, und am Fenster selber, in einem dunkeln Kattunkleide, die prachtvollen, dicken, kastanienbraunen Zöpfe hinten am Kopfe zusammengelegt, eine saubere, blauleinene Schürze vorgebunden und ein dünnes, weißleinenes Tuch um den Hals gelegt, saß Katharina Peters, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, und hob kaum den Kopf, als sie den Besuch erkannte; aber ein freundliches Lächeln glitt über die Züge, und fröhlich rief sie ihm entgegen: „Alles fertig, Herr Mux; kommen Sie nur herein und setzen Sie sich da einen Augenblick auf den Stuhl. Nur drei Knöpfe habe ich noch anzunähen, und die sollen im Handumdrehen fertig sein.“

„Guten Tag, liebes Fräulein!“ sagte Mux mit seiner sanften, melodischen Stimme; „ich bin nicht etwa hergekommen, um Sie zu treiben, wir haben aber jetzt gerade Mittag, und ich wollte eigentlich nur sehen, wie Ihre Arbeit fördert.“

„Ach, ich bekam gar zu viel Abhaltung,“ sagte die kleine Näherin, „sonst wären auch die Knöpfe schon angenäht; aber der Herr Notar soll gewiß nicht warten, wenn ich ihm einmal etwas verspreche. Er ist immer gar so lieb und freundlich gegen mich.“

„Wie sollt' er's nicht,“ sagte Mux gutmüthig, „sind Sie es doch auch gegen alle Menschen.“

„Sehen Sie sich einmal da die Hemden an, Herr Mux,“ sagte die Näherin, ohne aber von ihrer Arbeit aufzusehen, und

die weißen, feinen Finger waren dabei rastlos thätig — „dort auf dem Tische liegen sie; es ist so feine Leinwand, und sie haben sich so gut genäht. Ich denke, der Herr Notar wird schon damit zufrieden sein.“

„Und das Alles haben Sie allein mit der einzigen Hand in der kurzen Zeit fertig gebracht?“ sagte Mux erstaunt.

„Ach, wenn man sich recht dazu hält, kann man ein tüchtiges Stück wegarbeiten; die Finger werden's gewöhnt, und dann fördert's.“

„Und wie viel Stunden haben Sie die Nacht dabei geschlafen?“

„Ich brauche nicht viel Schlaf, Herr Mux. Wenn ich drei bis vier Stunden habe, bin ich wieder frisch für den ganzen Tag.“

„Aber Ihre Augen — wissen Sie, Fräulein, daß die in der letzten Zeit recht häßliche rothe Ränder bekommen haben?“

„Das rührt wohl nur von einer Erkältung her,“ sagte das junge Mädchen und versuchte zu lächeln. „Wie wir neulich das so warme Wetter hatten, habe ich mit meinem dünnen Kleid ein paar Stunden am offenen Fenster gesessen; die Vögel draußen zwitscherten so lieb, und ich hatte sie so lange, so ewig lange nicht gehört, und da muß ich mir wohl einen Schnupfen geholt haben.“

Mux seufzte leise vor sich hin, aber er erwiderte kein Wort, und das junge Mädchen schien nun um so viel emsiger an den Knöpfen zu nähen, bis sie den letzten fest hatte und dann mit einem frohen Ausdruck in den Zügen sagte: „So, Herr Mux, das wäre auch gemacht, und bitte, sagen Sie dem Herrn Notar“ — sie faltete dabei das Stück kunstgerecht zusammen und legte es zu dem Uebrigen — „aber ich kann sie Ihnen doch nicht mitgeben, ich will sie lieber selber gleich hinüber bringen.“

„Und wenn Sie damit über die Straße gehen können, glauben Sie, daß ich mich deshalb schämen soll?“ erwiderte der kleine Mann. „Nein, liebes Fräulein, ich bin ja gerade nur deshalb herüber gekommen, um Ihnen die Treppen abzunehmen, und hier,“ fügte er dann hinzu, als er das Geld auf den Tisch legte, „schickt Ihnen der Herr Notar auch

gleich den Arbeitslohn, denn er mag nicht gern Schulden haben."

„Der Herr Notar ist so freundlich," sagte die junge Näherin, „und ich will es auch gern und dankbar annehmen, denn von einigen Kunden ist das Geld manchmal nur zu schwer zu bekommen, und sie bedenken gar nicht, daß Unsereins von der Hand in den Mund leben muß."

„Bleiben Ihnen denn auch Leute schuldig?" sagte Mur erstaunt.

„Ach gewiß!" seufzte die Näherin; „lieber Gott, reiche Leute können sich oft nicht denken, daß eine solche Kleinigkeit, wie fünfzehn oder zwanzig Groschen in ihren Augen sind, einem Arbeiter einmal recht fehlen dürften, wenn er sie gerade braucht, um nur das Nothwendigste und Unentbehrlichste anzuschaffen, und mahnt man sie dann gar, so werden sie auch noch ärgerlich, daß man sie mit einer solchen Unbedeutendheit belästigt; und doch muß man es ja, denn wer borgt uns?"

„Ach Gott, ja," seufzte Mur, „die Leute, die im Ueberflusse schwelgen und keinem Wunsch zu entsagen brauchen, geben sich selten die Mühe, sich in das Leben der Armuth hinein zu denken. Es ist oft nicht böser Wille bei ihnen, nur das Verständniß für eine solche Lage geht ihnen ab — aber Andere müssen darunter leiden."

Das junge Mädchen hatte indessen auf dem Tische die fertigen Hemden in einen Bogen Papier eingeschlagen und band jetzt eine Schnur darum, als ihr Blick zufällig auf das Geld fiel.

„Aber, Herr Mur," sagte sie, „der Herr Notar hat sich geirrt, da liegt ein Thaler zu viel, so viel bekomme ich ja gar nicht."

„Nein, mein Fräulein," sagte der kleine Mann, „der Herr Notar irrt sich nicht so leicht in Geldsachen. Sie sollten nur wissen, wie genau er darin ist. Aber er hat mir ausdrücklich gesagt, daß Sie für den Preis die Hemden nicht machen könnten, und das noch zugelegt."

„Aber darf ich das nehmen?"

„Gewiß dürfen Sie, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so reden Sie ihn nie darum an oder erwähnen es

auch nur; er hat es nicht gern und will nie von so etwas wissen."

„Er hat mir ja neulich schon zu viel geschickt."

„Zu viel wohl nicht, nur mehr, als Sie gefordert hatten, und vielleicht noch immer zu wenig."

„Lieber Gott," sagte das junge Mädchen, „wenn ich mehr nehmen wollte als andere Arbeiterinnen, so würde ja kein Mensch etwas bei mir bestellen; es sind leider zu viel arme Mädchen, die davon leben müssen, und da drückt Eine die Andere."

Mux hatte das Paket aufgenommen und warf den Blick im Zimmer umher; es war, als ob er das junge Mädchen noch nach etwas fragen wollte. Er konnte nämlich gar keine Anzeichen von irgend einem Mittagessen entdecken, aber er scheute sich auch, er mochte ihr nicht weh thun, denn die leiseste Andeutung auf die Art ihrer Lebensweise trieb ihr, wie er aus Erfahrung wußte, das Blut in vollen Strömen in's Antlitz.

„Adieu, liebes Fräulein!"

„Leben Sie wohl, Herr Mux, und bitte, sagen Sie dem Herrn Notar, daß ich ihm recht von Herzen danken lasse!"

Der kleine Bucklige nickte ihr freundlich zu und suchte dann die dort oben etwas dunkle Treppe herunter. Als er die erste Etage erreicht, blieb er dort vor der Thür stehen; die dünne Schnur hatte sich etwas verschoben, so daß er fürchtete, das Paket könne aufgehen. Er legte es deshalb auf das gehobene Knie, um es wieder zu festigen, und stemmte das Knie dabei gegen die Thür, damit er besser die Balance hielte. Das wäre ihm aber beinahe schlecht bekommen, denn ohne daß er da drinnen auch nur einen Schritt oder das geringste Geräusch gehört hätte, wurde die Thür plötzlich und rasch, aber auch völlig geräuschlos geöffnet, und Mux wäre beinahe dem jüngsten Fräulein von Klingenbruch geradezu in die Arme gefallen.

„Jesus!" rief die junge Dame erschreckt, aber gar nicht sehr laut, aus. „Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Gar nichts, mein Fräulein," erwiderte Mux, wie er nur sein Gleichgewicht wieder gewonnen hatte und immer noch etwas verblüfft; „ich wollte nur hier mein Paket etwas fester binden, als die Thür aufging. Ich konnte nichts dafür."

„Alberner Mensch!“ murmelte Flora vor sich hin, indem sie die Thür wieder schloß, und Mux mußte die letzten Worte gehört haben, deutlich genug waren sie wenigstens gewesen; aber er erwiderte nichts darauf; es war ihm selber nicht recht, daß er sich so ungeschickt benommen. Weshalb lehnte er sich auch gegen die Thür selber und nicht gegen den Pfosten! Er hatte aber die Lust verloren, an dem Paket etwas zu ändern — die junge Dame hätte noch einmal herauskommen können —, faßte es nur etwas fester unter seinen linken Arm und eilte die Treppe hinab.

Noch im Hausflur begegnete Mux ein junger Mann in einer Sammetpekesche, der aber von ihm nicht die geringste Notiz nahm und ohne Weiteres die Treppe hinaufstieg. Mux blieb einen Moment an der Hausthür stehen und sah ihm nach, und ein eigenthümliches Lächeln zuckte dabei um seine feingeschnittenen Lippen. Er nickte aber leise vor sich hin mit dem Kopfe, denn jetzt wurde ihm klar, weshalb die Thür so rasch und leise aufging und das gnädige Fräulein so böse auf ihn geworden. Aber was ging es ihn an! Und über die Straße hinüber glitt er, um dort drüben sein locker gewordenes Paket bald abzuliefern.

Auf der Treppe im Eckhause überholte er den Apotheker Semmlein mit dem alten Tischlermeister Handorf, den er recht gut kannte.

„Der Herr Notar zu Hause?“ fragte ihn der Apotheker, als Mux an ihnen vorüber wollte.

„Gewiß, Herr Semmlein,“ sagte Mux, „ich will Sie gleich anmelden.“ Es dauerte auch nicht lange, so kam er zurück und öffnete die Thür. „Bitte, wollen Sie näher treten!“

Notar Püster ging in seiner Stube auf und ab; er blieb mitten in seinem Spaziergange stehen und sagte, als er den Apotheker erkannte: „Nun, wie geht's, Herr Nachbar?“

„Danke schön, Herr Nachbar, ausgezeichnet,“ lachte der kleine Mann, „manchmal besser, als wir's verdienen, hahaha! Wie, alter Schwede?“ Und dabei schüttelte er ihm die Hand, ließ sie aber auch nicht wieder los und fuhr nur fort: „Aber ich komme heut in einer andern Angelegenheit, und zwar hier mit dem Tischlermeister Handorf, einem braven, rechtschaffenen

Bürger von Rhodenburg, der aber meinswegen in seiner Familie Unglück gehabt hat und Sie deshalb um Rath fragen wollte."

„Recht gern, recht gern, Herr Nachbar," sagte der alte Notar, indem er aber doch seine Hand wieder frei zu bekommen suchte, denn es war ihm ein unangenehmes Gefühl, daß sie der Apotheker so fest hielt.

„Nun sehen Sie, Herr Nachbar," fuhr Semmlein, aber doch etwas verlegen, fort, „Sie erinnern sich vielleicht noch, was wir neulich für ein Gespräch über den nämlichen Fall hatten, und ich will gern eingestehen, daß ich damals meinswegen ungerecht gewesen bin. Ich habe den jungen Menschen selber kennen gelernt und eine ganz andere Meinung von ihm bekommen; aber — so einfach die ganze Sache auch sein mag, so — so furchtbar verwickelt ist sie außerdem, so daß sich meinswegen kein Deubel durchfinden kann, und wenn ich mir auch selber getraue, Recht von Unrecht zu unterscheiden, so muß ich Ihnen gestehen, Herr Nachbar, daß ich hier meinswegen gar nicht zu helfen weiß."

„Und wie steht der Fall?" sagte der Notar, der zur Sache zu kommen wünschte. „Können Sie ihn mir vielleicht mit kurzen Worten mittheilen? Denn die Vorrede bringt uns nicht Einen Schritt näher."

„Ja, dann wird es das Beste sein," sagte Herr Semmlein, „daß Ihnen Meister Handorf den einfachen Thatbestand mittheilt."

„Darum möchte ich allerdings bitten."

„Herr Notar," sagte da der Tischlermeister, der aber sehr blaß geworden war und die Worte nur mühsam aus der Kehle brachte, „es ist eine schwierige Sache für einen Mann, der sich sein ganzes Leben ehrlich und rechtschaffen und mit harter Arbeit durchgebracht hat, von der Schande seiner eigenen Familie zu reden; aber ich sehe wohl, daß es nicht anders möglich ist, und ich will auch das noch überwinden. Thun Sie mir den Gefallen und hören Sie mich ruhig an; es soll außerdem nicht lange dauern, und seien Sie überzeugt, daß ich so wahr und aufrichtig zu Ihnen rede, als ob ich vor meinem Gott als letztem Richter stände."

„Das wird das Ganze außerordentlich vereinfachen,“ sagte Püster; „also bitte, kommen Sie ohne Weiteres zur Sache.“

Der Tischlermeister erzählte jetzt, noch immer innerlich erregt, aber doch mit klaren Worten, wie sein Sohn Karl auf die Wanderschaft gegangen und sich endlich nach Schlesien gewandt habe. Er schilderte ihn dabei als einen braven, guten Jungen, der schon als Kind wohl wild und manchmal ungezogen gewesen sei, aber nie eine Lüge gesagt und lieber die härteste Strafe erduldet habe. Dann kam er auf jenen unglücklichen Tag zu sprechen und berichtete nun getreu, wie ihm sein eigener Sohn den Thatbestand erzählt. Das Gericht freilich fand die Verdachtsgründe gegen ihn zu stark und begründet, und nur seiner Jugend und früheren Unbescholtenheit hatte er damals die eigentlich im Verhältniß zu dem Verbrechen äußerst milde Strafe zu verdanken.

Püster hatte ihm aufmerksam zugehört; er sah dem Manne nur fest in's Auge und fühlte sich dabei überzeugt, daß er die Wahrheit rede und selber von ihr durchdrungen sei. Als aber der Vater erschöpft schwieg, denn er hatte Alles gesagt, was er wußte, nahm er nach einer längeren Pause, in der er still vor sich nieder gesehen, das Wort und sagte:

„Ich glaube, daß ich die Sache jetzt so ziemlich durchschaue; nur Eins habe ich noch nicht verstanden, und das ist: worin Sie meinen Rath verlangen. Ihr Sohn ist damals verurtheilt worden und hat seine Strafe verbüßt; kein Gesetz oder Gericht der Welt könnte ihn zum zweiten Mal zur Verantwortung ziehen. Die Sache ist also vollständig erledigt, und wenn ich nach dem Berichte Ihres Sohnes und nach dem, was Sie mir darüber sagen, auch selber an die Möglichkeit glaube, daß er vollständig unschuldig und nur nach einer Beweisführung unglücklicher Indicien verurtheilt ist, was in der Welt ließe sich jetzt noch in der Sache thun?“

„Ja, Herr Notar,“ sagte der Tischlermeister, und sein Gesicht war fast noch blässer geworden, „Sie haben vielleicht Recht; aber was ich daheim leiden muß, können Sie nicht wissen, und Gott bewahre Sie davor! Der Junge ist zurückgekommen, gebrochen an Leib und Seele; er war ein braver Mensch und er ist es, wie ich zu Gott hoffe, geblieben. Seine

Strafe hat er auch abgesessen und von der weltlichen Gerechtigkeit — wenn wir das Wort gebrauchen wollen — nichts mehr zu fürchten; aber glauben Sie, daß es damit abgemacht wäre? Hier in seinem Vaterland ist er gebrandmarkt auf Lebenszeit, ob er schuldig war oder nicht — er hat im Zuchthause gesessen. Die Gesellen wollen nicht mit ihm an einem Tische essen, drei davon sind mir schon ganz aus der Arbeit gegangen, und ich bekomme keine anderen dazu; wo sich der arme Mensch auf der Straße sehen läßt, laufen die Kinder h'nter ihm drein und rufen ihm Spottnamen nach: Zuchthäusler und dergleichen; und als ich in unserer Innung nur die Andeutung machte, ihn hier aufzunehmen, wurde ich von allen Seiten angeschrieen und meine Collegen versicherten, daß sie dann sämmtlich austreten würden."

„Ja, ja," nickte der Notar, „es ist schlimm, aber gegen ein Vorurtheil können wir nun einmal nicht ankämpfen! Die besten Menschen sind darin wie toll und blind, und da außerdem die Sache noch vollständig im Dunkeln liegt, ist nicht daran zu denken sie zu überzeugen."

„Darin haben Sie Recht, Herr Notar," sagte der Tischlermeister mit einem schweren Seufzer, „und das habe ich auch vollständig aufgegeben, wenn man nicht die Beweise von meines Sohnes Unschuld führen könnte."

„Aber wie wollen Sie das möglich machen?"

„Ich bin nicht reich," fuhr der Handwerker fort, „aber ich habe mir doch mit Fleiß und Sparsamkeit außer dem Hause, das mein eigen ist, noch ein paar hundert Thaler erspart, die ich einmal für einen Nothpfennig betrachtete, wenn ich vielleicht krank werden, oder sonstiges Leid hereinbrechen sollte. Das Letztere ist jetzt geschehen, es hat mich in dem ruinirten Ruf meines Sohnes betroffen, und um den wieder herzustellen, gäbe ich auch den letzten Pfennig willig her."

„Aber was können Sie davon hoffen?"

„Deshalb bin ich hergekommen, um Ihren Rath zu erbitten," sagte der Mann mit leiser, kaum hörbarer Stimme. „Ich dachte mir so: mein Sohn ist jetzt krank, die furchtbare Aufreg.ing und die Schmach, die ihm überall angethan wird, haben ihm ein heftiges Fieber zugezogen, das ihn vielleicht

noch eine Weile im Bette hält, an eine Reise dürfte er wenigstens in den nächsten Wochen noch nicht denken. Aber wenn er sich wieder erholt hat — und mit Gottes und unseres Doctors Hülfe, hoffe ich, wird das nicht mehr so lange dauern —, so wollte ich, daß er nach Schlesien an jenen Ort zurückginge, wo das Verbrechen damals verübt worden ist, um da selber genaue Nachforschungen zu halten."

„Und was soll ihm das jetzt noch nützen?"

„Er behauptet," sagte der Vater, und der kalte Schweiß stand ihm dabei auf der Stirn, „daß er den Menschen, der damals den Mord verübt haben muß — denn er hatte seinen Stock und unmittelbar nach dem Verkaufe des Stockes war die That geschehen —, wieder erkennen wolle, wo er ihn auch sähe. Wenn er sich nun einige Wochen dort aufhielte und alle die verschiedenen Plätze in der Nachbarschaft genau untersuchte, so liegt die Möglichkeit vor, daß er ihm wieder einmal begegnet, da sich Der jetzt gewiß für vollkommen sicher hält."

„Er könnte auch meinswegen die Polizei zu Hülfe nehmen," sagte Herr Semmlein.

Der Notar schüttelte den Kopf. „Also wirklich den glücklichen, aber immer noch unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß er jenem wirklichen Mörder auch wirklich begegnete und ihn wieder erkennte — Zehn gegen Eins ist aber zu wetten, daß das ein fremder Vagabond war, der nach der That jene Nachbarschaft gewiß rasch genug gemieden hat —, also jenen Fall angenommen, welchen Nutzen versprechen Sie sich davon? Wie wollen Sie jenem Menschen beweisen, daß er den Mord verübt? Der Stock wäre ein Beweismittel; aber wer hat den in seiner Hand gesehen? Nur allein Ihr Sohn. Der Verbrecher verließ, nachdem er ihn an sich gebracht, den Wald nicht wieder, bis er den Mord verübt, und ließ dann wohlweislich den Stock bei dem erschlagenen Körper liegen, und der lieferte dann auch später jedenfalls das überzeugendste Beweismittel gegen den Angeklagten. Aber was weiter könnten Sie gegen ihn vorbringen? Wie Sie selber sagen, sind über sieben Jahre seit jener That verflossen, von dem geraubten Eigenthum des Erschlagenen hat der Mörder natürlich gar nichts mehr bei sich, oder wenn er es selbst hätte, wer sollte

es kennen? Ihr Sohn selber nicht, und darauf hin, daß der Verbrecher selber seine That reumüthig eingestände, kann doch Ihr Sohn nicht die Reise machen. Nein, lieber Freund, das hilft Ihnen gar nichts und bringt Sie um keinen Schritt näher, die Unschuld Ihres Sohnes der Welt darzuthun, ja, er könnte möglicher Weise dort noch einmal in eine Klage wegen falscher Anschuldigung gerathen, wo ihm einen Beweis zu führen vollständig unmöglich wäre. Nur seine Aussage, daß er behauptet, er kenne den Menschen wieder, der ihm damals den Stock abgekauft und also den Juden erschlagen haben müsse, genügt bei Weitem nicht, einen Menschen, noch dazu nach so langen Jahren, vor Gericht zu stellen. Der braucht einfach zu sagen: ich habe nie in meinem Leben auf der Landstraße von einem Handwerksburschen einen Stock gekauft, und die Sache ist vollständig abgemacht und erledigt."

„Aber was um Gottes willen soll ich thun?" sagte der arme Mann in voller Verzweiflung. „Ich habe jetzt, nachdem ich eine Weile mit meinem Sohn verkehrt, die volle und feste Ueberzeugung, daß er wirklich und wahrhaftig unschuldig ist, und kann ich es da ruhig mit ansehen, wenn er von allen rechtlichen Menschen wie ein Aussätziger gemieden und von den Kindern auf der Straße verhöhnt wird?"

„Lieber Herr Handorf," sagte der Notar freundlich, „es ist ein Unglück, welches schon andere Menschen ebenfalls betroffen hat, aber sich nicht ändern läßt, denn unser ganzes Wissen ist nur ein Stückwerk. Wir irren Alle, und wo sich scheinbare Beweise auf Beweise gegen einen Angeklagten häufen, da können wir eben nicht anders als nach unserem besten Wissen und Gewissen urtheilen, und Gott nur weiß, ob wir dabei im Recht oder Unrecht sind..."

„Wenn er nun meinswegen nach Amerika ginge," sagte Herr Apotheker Semmlein.

„Ich glaube nicht, daß der Rath so übel ist," sagte der Notar, langsam mit dem Kopfe nickend. „Hier in seiner Vaterstadt, und wenn er der bravste, redlichste Mensch der Welt wäre, ist ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Hat sich einmal ein solches Vorurtheil gebildet, so wird es unmöglich sein, es wieder auszurotten, und — seien wir ehr=

lich — so liegt das einmal in der Menschennatur. Wir verbinden mit dem Zuchthause alle miteinander und fast ohne Ausnahme den Begriff von Unehrlichkeit, vorausgesetzt nämlich, daß nicht ein politisches „Verbrechen", wie es beim Gericht gewöhnlich genannt wird, die Veranlassung dazu gab. Ich kenne unter den Letzteren Menschen, die im Zuchthaus gesessen haben und am kleinen Finger mehr werth waren, als die Herren, die sie verurtheilten. Hier aber liegt die Anklage eines gemeinen Verbrechens, ja des schlimmsten, das es geben kann, vor: Raubmord, und wenn ich auch den Fall recht gern zugebe, daß ein unseliges Zusammentreffen zufälliger Umstände einen Unschuldigen zur Verbüßung einer entehrenden Strafe gebracht hat, so wird sich die Menge nie davon überzeugen lassen. Wir Menschen sind ja überhaupt nur zu gern geneigt, von unseren Nebenmenschen weit eher etwas Schlechtes als Gutes zu denken. Herr Semmlein hat ganz Recht; geben Sie Ihrem Sohne das Geld, das er bei einer vollkommen nutzlosen Reise nach Schlesien nur vergeudet haben würde, um seine Passage nach Amerika damit zu zahlen, und dort mag er dann in Frieden und Ruhe ein neues Leben beginnen."

Der alte Tischlermeister saß still, die beiden Ellbogen auf seine Kniee gelehnt, den mit weißen, kurzen Locken bedeckten Kopf gesenkt, und starrte düster und schweigend vor sich nieder. Die Worte des Notars hatten ihm auch seine letzte Hoffnung zerstört und genommen.

„Also soll mein armer Karl," sagte er endlich, „wie ein wirklicher, abgeurtheilter und bestrafter Verbrecher das Vaterland verlassen und in einem fernen Lande eine Heimath suchen müssen? Und was dann? Bleibt ihm nicht immer die nagende Angst, auch dort wieder zufällig einmal von Jemandem erkannt und auf's Neue ausgestoßen zu werden? So lange er in dem schrecklichen Gefängnisse war, hat er das weniger gefühlt, er befand sich unter lauter Menschen, welche die nämliche Strafe trugen; jetzt aber, wo er wieder in das bürgerliche Leben eintreten soll, jetzt schließt Jeder seine Thür und sein Herz vor ihm zu, und er steht allein mitten in der ganzen Stadt und sieht, wie Alle mit Fingern auf ihn deuten!"

Der kleine Apotheker stand, die Hände gefaltet, dabei und

schaute den alten Meister mit recht mitleidigen Blicken an. „Es ist meinswegen eine recht traurige Geschichte," sagte er, „und der arme Kerl thut mir recht von Herzen leid. Es war ein braver Junge, denn ich kenne ihn von der Zeit an, wo er kaum laufen konnte; aber er muß nach Amerika," setzte er dann rasch hinzu, „er muß meinswegen sobald wie möglich abreisen, und da drüben werden sie ihn nachher nicht mehr ärgern und quälen."

„Jetzt kann er noch nicht," sagte der Meister, von seinem Stuhl aufstehend, „denn das Fieber läßt ihn nicht, und ordentlich gesund muß er doch erst werden; dann glaube ich aber auch selber, daß es das Einzige sein wird, was er thun kann. Er muß hier die Schmach und Schande auf sich sitzen lassen und seine Eltern, sein Vaterland verlassen, damit ihm dort im fremden Lande Niemand ansehen kann, daß er die langen Jahre im Zuchthause gesessen hat. Gebrandmarkt haben sie ihn ja Gott sei Dank nicht, wie es in früheren Zeiten geschehen sein soll, daß er das Kainszeichen bis an sein Lebensende mit herumschleppen müßte. Aber wir sind schon zu lange hier gewesen, Herr Notar. Entschuldigen Sie das mit dem gebrochenen Herzen eines Vaters. Früher hatte ich selber immer keine Zeit und arbeitete von früh bis Abends unverdrossen fort, jetzt schmeckt die Arbeit so wenig mehr wie das Essen; die Gedanken sind's, die Gedanken, Herr Notar, die mir im Kopfe hobeln und sägen und hämmern — hämmern manchmal, als ob sie die Hirnschale von einander sprengen wollten. Nichts für ungut, Herr Notar, nichts für ungut" — und seinen Hut in beide Hände nehmend, den Kopf gebeugt, schritt der Handwerker, von Semmlein diesmal dicht gefolgt, zur Thür hinaus.

Mux hatte sein kleines Pult ziemlich in der Mitte der Stube, stand aber so, daß er die gegenüberliegende Häuserreihe, wenigstens das Trottoir bis zur ersten Etage, beobachten konnte. Gerade wie die beiden Nachbarn das Comptoir verließen, kam die Familie Klingenbruch, das heißt nur der Oberstlieutenant, seine Frau und Henriette, von Graf Rauten begleitet, der sie vielleicht unterwegs getroffen, die Straße herauf und blieben natürlich noch an der Thür, um ein paar Abschiedsworte zu wechseln, stehen. Semmlein konnte nicht

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

105. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



einmal in seine eigene Hausthür, sondern drückte sich mit einer Verbeugung um die Gruppe herum und in die Apotheke hinein.

Wie sie noch dastanden, öffnete sich die Hausthür, und Mur schmunzelte, denn die schwarze Sammetpekesche erschien darin und schien nicht übel Lust zu haben, wieder zurück zu fahren, aber es ging nicht mehr. Er war schon gesehen, und das wäre jedenfalls zu auffällig gewesen; so fügte er sich denn in das Unvermeidliche, trat heraus, verbeugte sich gegen die Herrschaften — von denen ihm aber nur Henriette dankte, denn die Anderen kannten ihn gar nicht — und drückte sich dann mit raschen Schritten die Straße entlang. Henriette sah ihm aber nach, so weit sie ihm mit den Augen folgen konnte, bis ihre Eltern selber in's Haus traten und Graf Rauten sich von ihr verabschiedete.

11.

Thé dansant.

Der große Abend kam, zu dem von Schallers eine Menge von Einladungen erlassen hatten, und in der Etage selber war schon natürlich an dem ganzen Tage rumort und gewirthschaftet worden, als ob die Familie nicht im Begriffe sei ein Fest zu geben, sondern die ganze Wohnung zu räumen.

Der Salon wurde fast sämmtlicher Möbel entleert und nur an Stühlen herbeigeschafft, was sich möglicher Weise auftreiben ließ. Ein Gemach mußte dabei natürlich zum Spiel- und Rauchzimmer hergerichtet werden, denn Herr von Schaller wollte, daß sich alle seine Gäste, nicht nur die jungen Leute, behaglich bei ihm fühlen sollten. Ebenso wurde eine Garderobezimmer für die Damen arrangirt, und Kathinka hatte sogar die Idee gehabt, die junge, nebenan wohnende Näherin

für den Abend als Garderobière zu engagiren, was diese zwar sehr artig, aber auch eben so entschieden abgelehnt. Es gab aber noch so viel zu thun, daß man über eine solche Bagatelle nicht lange nachdenken konnte; überhaupt brauchte man die Näherin noch sehr nothwendig an dem Tage, da die Toiletten der gnädigen Frau wie Tochter noch nicht einmal in Ordnung waren, und das Mädchen wurde abgehetzt mit Hinüber- und Herüberlaufen, bis „Mamsell Peters“ endlich selber kam, um die letzte Hand mit anzulegen.

Herr von Schaller arrangirte dabei Alles selber; er hatte dazu außerordentliches Geschick und war auf Alles und Jedes bedacht, ohne daß er vieler Maschinerie zu seiner Thätigkeit bedurfte. Es ging eben Alles wie am Schnürchen, und dabei fuhr er aus dem Salon in die Küche, von da in das Spielzimmer, in Garderobe- und Eßzimmer, überwachte sowohl die Zimmerleute, die ein kleines Gerüst für die Musici aufschlagen sollten, arrangirte zu gleicher Zeit das Buffet und revidirte dann wieder seinen Keller, um sich auch sicher davon zu überzeugen, daß sein Vorrath langen würde.

Bis drei Uhr Nachmittags half ihm auch Frau von Schaller dabei, strich Caviarbrödchen, sah zu, wie die Köchin Puddings anrührte, die kalt aufgestellt werden sollten, und schickte nach Klingenbruchs und einigen anderen Bekannten herum, um Silberzeug, ebenso wie Gläser und Teller auszuborgen. Aber das Alles geschah nicht mit jener geräuschlosen Thätigkeit, der schönsten Zier einer wirklichen Hausfrau, sondern diese war dabei mehr im Wege, als sie nützte; bald hatte dann ihr Mann, bald das Mädchen etwas unordentlich oder falsch gemacht, sie zankte mit Allen, zerbrach dabei sogar einen der geborgten Teller und arbeitete sich zuletzt in eine solche Laune hinein, daß ihr Mann endlich Gott dankte, als sie sich in ihr Schlafzimmer zurückzog und die Thür fest verriegelte, um ihre Abendtoilette zu machen, und bei dieser ließ sie sich von keinem Menschen stören.

Es ist etwas Eigenthümliches um eine solche große Gesellschaft, und es giebt sogar Leute, die schon Vorlesungen über die Kunst gegeben haben, Gesellschaften zu halten. Aber diese finden ihre Berechtigung doch nur eigentlich in den corrum-

pirten Verhältnissen unserer Zeit sowohl als früherer — und vielleicht auch zukünftiger.

Weshalb werden sie gehalten? Um die eigenen Töchter angeblich in die Gesellschaft einzuführen, in Wirklichkeit aber, ihnen eine gute Partie zu verschaffen und nebenbei auch anderen jungen Damen Gelegenheit zu geben, sich in ihrem vollen Glanze — der Arbeit von Schneiderin und Friseuse — zu zeigen; erwartet man doch natürlich die Revanche auch von anderer Seite. Wem sonst ist damit gedient? Die meisten der Eingeladenen langweilen sich bis auf's Blut und danken Gott, wenn die ganze Geschichte vorüber ist, und welche Arbeit, welche Umstände, ja auch welche Kosten machte es den „freundlichen Wirthen"! Wie viel Unfrieden und Streit ist schon deshalb in Familien entstanden, ja wie Manche, die nun einmal ihrer Meinung nach den äußern Schein wahren mußten, haben sich vollständig dadurch ruinirt oder doch wenigstens den ersten Grund dazu gelegt!

Aber Herr von Schaller bekümmerte sich gegenwärtig nicht um solche Reflexionen; er war einmal mittendrin, und als ihn seine Gemahlin mit allen Zeichen innerer Entrüstung verließ, blieb er an der Thür stehen, machte, sobald sich diese geschlossen, eine tiefe Verbeugung und sagte dann hinter ihr her: „Gnädige Frau, es war mir sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ihre Ansichten sind allerdings verrückt und Sie selber ein weiblicher Drache, wie er nur im Buche steht, aber — ich habe dennoch die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen — hol' Sie der Deubel!"

Und damit, wie er nur seinem Herzen Luft gemacht, ging er wieder an die Arbeit, um die Vorbereitungen für den heutigen Abend zu beenden.

Von Schaller befand sich erst seit kurzer Zeit — es war seit seiner Uebersiedelung nach Rhodenburg kaum ein volles Jahr verflossen — hier in der Stadt; aber sein geselliges und joviales Wesen wie auch ein gewisser vornehmer Reichthum, mit dem er gleich von Anfang an auftrat, gewannen ihm rasch eine Menge von Freunden, und zwar gerade in den aristokratischen Kreisen, und auch das hatte seinen Grund.

Rhodenburg war, wie schon früher erwähnt, keine wirk-

liche Residenz, wenn auch der Fürst des Landes eine kurze Zeit — etwa anderthalb Sommermonate — darin zubrachte. Der dortige Adel fand sich deshalb eigentlich etwas isolirt, es gab zu wenig Kreise, mit denen er verkehren konnte, denn von bürgerlichen Familien hielt er sich grundsätzlich fern, wie wir das in solchen Mittelstädten gewöhnlich finden. Außerdem herrschte gerade im dortigen Adel nur sehr wenig Reichthum; es waren fast lauter Familien, die einzig und allein vom Hofe erhalten wurden und deren Abkömmlinge man deshalb in alle möglichen Stellungen hineinschob, damit sie dem Staate oder vielmehr der fürstlichen Kasse etwas weniger zur Last fielen. Großen Aufwand konnten sie deshalb nicht machen; selbst ein Adels-Casino, das sie gründen wollten, mußte, weil sie nicht im Stande waren, es anständig zu erhalten, und Einzelne nicht das Geld für Alle hergeben mochten, wieder einschlafen. Sobald deshalb ein adeliger Fremder eintraf, durfte er sich fest darauf verlassen, daß er in diesen Kreisen, wenn er sich überhaupt umgangsfähig zeigte, auch die freundlichste Zuvorkommenheit fand. Herr von Schaller mit seiner Familie hatte davon denn auch natürlich keine Ausnahme gemacht, noch dazu, da er selber ein liebenswürdiger Gesellschafter war.

Er verstand sich auch in der That in alle Kreise zu finden, da er in seiner Jugend, wie er erzählte, Anstellungen bei verschiedenen Höfen gehabt und bald herüber, bald hinüber wechselte. Er stak voll von Anekdoten, die er für alle Schichten in Bereitschaft hatte und keineswegs prüde damit herauskam; dafür suchte er sich aber seinen Kreis von Herren und älteren Damen, die ihn dann unter halb ersticktem Lachen einen „nichtsnutzigen Menschen" nannten. Bei jungen Damen war er dagegen die Galanterie selber und ein wahres Lexikon von Schmeicheleien, die er mit einer solchen Unbefangenheit hervorsprudelte, daß man eigentlich nie recht wußte, ob er Spaß mache oder wirklich im Ernst sei.

Uebrigens hatte er viel erlebt und dabei einen klaren Kopf, wenn auch nicht gerade viel gelernt. In seinem ganzen Wesen lag etwas Oberflächliches, das er aber geschickt zu vertuschen wußte, und manchmal benahm er sich sogar wie ein freige-

wordenes Füllen, das, zum ersten Mal draußen, sich vor Lust und Wonne gar nicht zu lassen weiß und nur fortwährend hinten ausschlägt und Sätze macht. Das aber that er nur, wenn seine Gattin, die ein derartiges, wie sie es nannte, „rohes Betragen" haßte, nicht dabei war; der Schelm stak ihm aber trotzdem im Nacken, und daher kam es auch, daß er bald in all' den adeligen Familien ein gerngesehener Gast war. Langweilige Menschen hatten sie in ihren Kreisen zur Genüge, und was konnte ihnen willkommener sein, als auch einmal einen Gesellschafter zu finden, der eine Abwechselung in ihre gewöhnlich trockenen Zusammenkünfte brachte!

Indessen näherte sich mehr und mehr die Zeit, wo man das Eintreffen der Gäste erwarten mußte. Die Köchin, die den ganzen Tag gekocht, gebraten und gebacken und kaum Zeit gehabt hatte, ihre eigene Mahlzeit zu nehmen, war unter das Dach in ihr Zimmerchen gegangen, um sich selber ein klein wenig in Staat zu werfen, denn so konnte sie sich vor keinem Menschen blicken lassen, am wenigsten vor den Bedienten, von denen doch später mehrere kamen, um ihre Herrschaften wieder abzuholen.

Kathinka hatte ebenfalls ihre Toilette schon beendet: es war ein liebes und wirklich einfaches Mädchen, aber ganz von den Eltern verschieden im Charakter; sie zeigte sich weit eher still und zurückhaltend und hatte auch in der That schon etwas so Ernstes, wie man es ihren Jahren sonst eigentlich gar nicht würde zugetraut haben. Ja, es gab Momente, wo sie, besonders wenn sie sich unbeobachtet glaubte, recht tief aufseufzen und einen Ausdruck in ihren Zügen zeigen konnte, der auf ein tiefgehendes Herzeleid hindeutete, wenn es möglich gewesen wäre, daß solch ein junges Wesen eben ein anderes Herzeleid kannte, als vielleicht eine unglückliche Liebe. War *das* der Fall? Hier in Rhodenburg wußte man nichts davon, und wenn so, mußte sie den Pfeil von auswärts hierher getragen haben.

Kathinka konnte übrigens dem Vater, wie sich denken läßt, gar nichts helfen. Sie war in voller Toilette, aber trotzdem sehr einfach und dafür so viel geschmackvoller gekleidet. Sie trug ein weißes Mullkleid mit kleinen Rosen überstreut, eine

Rosaschärpe und eine Rose im Haar — das war ihr ganzer Schmuck, eine Perlenschnur um den Hals ausgenommen —, und mit den klaren, aber ernsten Augen, mit der schlanken, edlen Gestalt blieb sie immer eine imposante Erscheinung, ohne trotzdem etwas Sympathisches zu haben. Man konnte sie bewundern, aber man fühlte sich nicht zu ihr hingezogen, und sie schien das auch nicht zu verlangen.

„Ist die Mutter noch nicht fertig?"

„Die Mutter?" rief Herr von Schaller, in voller Arbeit gerade, um noch eine Draperie vor der einen Thür anzubringen. „Segne Deine Seele, Kind, Du weißt, daß die nie bis zum letzten Augenblicke fertig wird, und dann muß sie noch drei- oder viermal gerufen werden — wenn Du mir nur hier das Tuch einmal halten könntest!"

„Aber, Vater, die Gäste müssen gleich kommen; ich habe schon meine Handschuhe an."

Der Vater machte einen Ansatz, als ob er einer von seinen weniger liebenswürdigen Redensarten Luft geben wollte, aber er verbiß, was er auf der Zunge hatte, und sagte nur: „Dann sei wenigstens so gut und ruf mir einmal das Mädchen — Herr Du mein Gott, ist es denn schon so spät? Ich stehe ja noch hier in meinem Arbeitsrock, und die Lichter sind noch nicht einmal angezündet!"

Kathinka klingelte. — „Die Lohndiener sind da," sagte sie, „und können das besorgen; Du wirst Dich aber selber eilen müssen."

„Angenehm, sehr angenehm," sagte Herr von Schaller, während er auf der Treppenleiter, in der einen Hand einen Nagel, in der andern einen Hammer, stand; „wenn doch gleich ein hei—teres Lüftchen die Wolken verscheuchen und den Mond herausbringen wollte — liebe Kathinka, kommt denn das ver—, das liebe Mädchen noch nicht?"

„Da ist sie schon, Vater."

„Bitte, halten Sie mir hier einmal den Vorhang, mein Herz," sagte Herr von Schaller, indem er an der einen Seite zupfte — „hier, sehen Sie denn nicht, wo ich es Ihnen zeige, Sie — Sie haben wohl in Ihrer Jugend einmal einen schweren Fall gethan — bitte, lieber Schatz, auf dieser Seite, Sie sehen

doch, daß die andere fertig ist, oder haben Sie vielleicht etwas in's Auge bekommen?"

Das Mädchen, mit gerade nicht übermäßigen Fassungsgaben, hatte endlich begriffen, was sie sollte. Die improvisirte Gardine wurde festgesteckt, und Johanna durfte dann die Treppenleiter wieder mit hinausnehmen und aus dem Wege schaffen.

Jetzt mußte Baron von Schaller aber auch an seine eigene Toilette denken. Kathinka hatte Recht; es war die höchste Zeit, und wenn er noch länger zögerte, kamen ihm die Gäste auf den Hals und trafen ihn im Negligé. Er verschwand, und Kathinka veränderte indessen in aller Ruhe manche gemachten Vorbereitungen, traf noch einige Anordnungen, die sie überwachte, ließ die Lichter anzünden, durchspritzte den Saal mit Hülfe eines Lebensweckers mit Eau de Cologne — ihr Vater hatte natürlich die ganze Zeit die Cigarre nicht aus dem Munde gethan —, und war auch wirklich nur eben mit Allem fertig geworden, als schon der erste Wagen vorfuhr und seine rauschende Fracht vor dem Hause entlud.

Herr von Schaller bedurfte aber nur einer unverhältnißmäßig kurzen Zeit, um seine Toilette zu beenden. Noch ehe die Erstkommenden den Saal betreten konnten, hatte er schon einen Wirbel an der Thür seiner Gattin geschlagen und stand jetzt mit lächelndem, freudestrahlendem Antlitz mitten im Saal, um seine Gäste mit vorgestreckten Händen zu begrüßen.

Hofrath Märzen, eine kleine untersetzte Gestalt und immer der Erste bei allen Festlichkeiten, ließ es auch heute an Pünktlichkeit nicht fehlen, und von Schaller war glücklich, ihn zu sehen. Der Hofrath galt viel bei dem regierenden Fürsten, er war sogar hoffähig und deshalb natürlich in den Gesellschaften der haute volée ein stehender Gast.

Wieder rollte ein Wagen vor, und Frau von Schaller fehlte noch immer. Herr von Schaller, während Kathinka die Gäste unterhielt, schoß hinaus, donnerte an das Zimmer seiner Frau und sagte zärtlich: „Liebes Herz, hast Du Dich vielleicht wieder zu Bett gelegt? Es wird gleich zehn Uhr schlagen, und der Saal ist voll von Menschen — eben fahren wieder zwei Wagen vor."

„Ich komme gleich," tönte die Stimme fast wie im tiefen Baß heraus — „ich kann nicht zaubern!"

„Nein," bestätigte ihr Gatte, „das kann ich Dir bezeugen, mein Herz —" und die Augenbrauen finster zusammengezogen, schritt er zum Salon zurück, wo aber sein Antlitz augenblicklich wieder den freundlichsten Ausdruck gewann.

Solbergs waren eben eingetroffen, und Herr von Schaller konnte ihnen kaum mit Worten angeben, wie sehr er sich freue, sie bei sich zu sehen. Dem jungen Solberg schüttelte er dabei besonders kräftig die Hand, und Kathinka empfing dann an der Mutter Statt, die sie immer noch entschuldigen mußte, die Damen mit ihrem gewöhnlichen ruhigen, aber freundlichen Ernst.

So waren schon etwa zwanzig Gäste eingetroffen, als sich die Thür wieder öffnete und Frau von Schaller im wahren Sinne des Wortes auf die Bühne rauschte. Sie erschien im höchsten Glanze, in einem nagelneuen, kirschfarbenen Seidenkleide mit riesiger Schleppe, decolletirt selbstverständlich, mit langen Hängelocken und oben darauf einer Garnitur von nachgebildeten Korallen und Schilf, eine Venus, eben dem schäumenden Meer entstiegen. Zu dem Allen paßten natürlich das alte Gesicht und der magere Körper nicht recht; aber was schadete das in einer großen Gesellschaft, der sie noch außerdem als Wirthin vorstand. — Und wie huldvoll sie nach allen Seiten hin lächelte und wie glücklich sie war, so viele liebe Freunde bei sich zu sehen!

Jetzt begann das Vorstellen untereinander, bei dem besonders Hans von Solberg am schärfsten mitgenommen wurde, denn er kannte noch die wenigsten von den Gästen und hätte sich das Alles auch gern erspart. Was halfen ihm alle die verschiedenen Namen, die da vor seinen Ohren herumsurrten — oft verstand er sie gar nicht, und wenn das wirklich der Fall war, vergaß er sie doch in demselben Augenblick auch wieder. Aber das konnte trotzdem nichts helfen, denn der Form mußte genügt werden, und er duldete schweigend das Unvermeidliche.

Jetzt kamen Klingenbruchs — der kleine, gemüthliche Oberstlieutenant in voller Uniform, und zwar in Gala (aber Gott

weiß, wie das mit seinen kurzen Beinen zuging, richtig wieder mit zu kurzen Hosen), und freute sich, wie man sah, aufrichtig, als er Hans wieder begrüßte. Dieser aber athmete erst wieder freier auf, als er den Hauptmann von Dürrbeck eintreten sah. Da war doch wenigstens ein Freund, mit dem er eine Weile plaudern und sich verständigen konnte, denn auf den mit seiner Braut zu sehr beschäftigten Rauten durfte er natürlich nicht zählen.

Das fortwährende Eintreffen von Spätlingen so wie das Herumreichen von Thee und Gebackenem ließ die Gäste aber noch zu keiner rechten Ruhe kommen. Nur im Saale bildeten sich einzelne Gruppen, und Schaller arbeitete noch im Schweiße seines Angesichts, um die Vorstellungen zu Ende zu bringen.

Hans stand mit Dürrbeck an dem einen Fenster, als Herr von Schaller mit Hofrath Märzen auf ihn zugeschoben kam.

„Lieber Solberg, erlauben Sie mir, Ihnen hier einen unserer ersten Koryphäen der schönen Künste vorzustellen, Herr Hofrath Märzen — Herr Hans von Solberg, lieber Hofrath, ein halber Peruaner; er ist auch, glaub' ich, tätowirt und Kazike eines der dortigen Stämme."

„Es macht mich sehr glücklich, Herr Baron," sagte der Hofrath, der selbstverständlich in schwarzem Frack, weißer Cravatte und Weste, wie ein paar Orden im Knopfloche, fortwährend seinen Hut vorhielt, als ob er um eine kleine Gabe bitte (alle die übrigen Herren hatten ihre Hüte schon längst abgelegt), „es macht mich sehr glücklich, persönlich die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen."

„Herr Hofrath, Sie sind sehr freundlich..."

„Unser Hofrath hier," ergänzte Herr von Schaller, „ist ein Licht in Rhodenburg, ja, ich könnte sagen, eine Fackel und ein höchst ausgezeichneter Mann..."

„Aber, bester Herr von Schaller," schmunzelte der Hofrath in einer Art von verschämter Verlegenheit, was ihm aber nicht gut stand, denn er hatte ein entschieden dummes Gesicht — „Sie häufen Verdienste auf mich, die ich nicht besitze. Wenn mich Se. Königliche Hoheit ausgezeichnet haben..."

„Bst, bst, bst," winkte Herr von Schaller mit der Hand,

„Ihre Bescheidenheit allein will nichts davon wissen, sonst weiß es aber die ganze Stadt, und wir werden hoffentlich noch heut Abend die Bestätigung selber hören.“

Hofrath Märzen zog wieder den Mund zu einem freundlichen Lächeln breit, aber von Schaller hatte ihn schon auf's Neue unter den Arm gefaßt, um ihn noch ein paar anderen Freunden vorzustellen, und Hans sagte lächelnd zu Dürrbeck:

„Jetzt bitte ich Dich um Gottes willen, Bernhard, das ist nun eine deutsche Salonfigur, hat Titel und Orden und wird herumgeschleppt und den Menschen gezeigt — und wie sieht er aus? Wie eine Carricatur — was ist er eigentlich?“

„Oh, so viel ich weiß, ein ziemlich wohlhabender Mann, der aber auch zu gleicher Zeit schriftstellert und überhaupt den Schöngeist spielt. Er schreibt Prologe und Gelegenheitsstücke, arrangirt kleine Festlichkeiten und wird besonders dazu in den verschiedenen Familien eingeladen. Sonst ist es ein entsetzlich langweiliger Patron und muß sogar in weißen Glacéhandschuhen schlafen, anders wenigstens habe ich ihn noch nie gesehen.“

„Er hält seinen Hut hartnäckig fest.“

„Tanzest Du?“ sagte Dürrbeck.

„Wenn es sein muß, ja,“ erwiderte Hans, „aber nicht leidenschaftlich und nicht lange.“

„Wir haben heut Abend einen sehr hübschen Mädchenflor.“

„Allerdings; ich hätte gar nicht geglaubt, daß Rhodenburg so viel davon aufzuweisen hätte.“

„Kennst Du Fräulein von Schaller näher?“

„Nein, ich sehe sie heute zum zweiten Mal. Sie sieht wunderhübsch aus, und so einfach, aber ernst.“

„Es ist ein eigenthümlicher Charakter, Hans, tief und, wie ich glaube, edel,“ sagte Dürrbeck. „Ich bin mehrere Male mit ihr zusammengetroffen und hatte Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten. So albern und eingebildet ihre Mutter sein mag — über den Vater bin ich noch selber nicht mit mir einig —, so hat mich dagegen die Einfachheit und dabei das warme Gefühl des Mädchens, mit besonders ganz gesunden Ansichten, überrascht.“

„Sie muß noch sehr jung sein,“ sagte Hans, „und dabei

schon dieser ernste Ausdruck in den Zügen! Da sind die Fräulein von Klingenbruch heiterer."

„Das allerdings," lächelte Dürrbeck; „die Jüngste, Fräulein Flora, ist besonders voller Leben. Der kleine Mund steht ihr keine zwei Minuten still. Aber ich will einmal hinüber zum alten Oberstlieutenant gehen; das ist ein prächtiger alter Herr und dabei herzensgut und immer fidel."

„Der hat mir auch sehr gefallen," nickte Hans — „seine Frau weniger."

Dürrbeck war quer durch den Saal gegangen, und Hans setzte seine Beobachtungen indessen allein fort, als sich plötzlich ein Arm in den seinen schob und er, sich danach wendend, Herrn von Schaller bemerkte, der freundlich sagte:

„Nun, mein lieber Solberg, lassen Sie sich's bei uns gefallen, und je öfter Sie dann wiederkommen, desto besser. Hier aber thun Sie, als ob Sie bei sich zu Hause wären."

„Sie sind so freundlich, lieber Baron..."

„Ich habe es uns auch behaglich gemacht," flüsterte ihm Schaller lächelnd zu, „und da nebenan eine Nothröhre angebracht, wo wir zu Bau fahren und ganz gemüthlich eine Cigarre rauchen und ein Glas gutes Bier trinken können."

„Vortrefflich!" rief Hans, „das ist allerdings eine Ueberraschung."

„Aber ganz dürfen Sie sich den Damen auch nicht entziehen, lieber Solberg," sagte der Baron. „Sie müssen bedenken, daß Sie von Allen mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet werden — aber in Zwischenpausen machen wir es uns nachher gemüthlich."

„Das ist recht," sagte Hans, „und da bin ich auch mit Vergnügen dabei, lieber Baron, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich von dem steifen Gesellschaftsleben ein wenig entwöhnt habe."

„Aber das finden Sie auch nicht bei uns!" rief Schaller rasch. „Ich halte wenigstens darauf, daß sich in meinem Bereich Niemand Zwang anthut und Jeder etwas findet, das für ihn paßt. Sie sollen einmal sehen, lieber Solberg, Sie werden sich bei uns schon heimisch fühlen, und während wir uns geben wie wir sind, wünschen wir das auch von unseren Gästen.

Nur auf Eins," setzte er hinzu und warf den Blick etwas vorsichtig umher — „auf Eins möchte ich Sie aufmerksam machen und Ihre Nachsicht erbitten."

„Meine Nachsicht, lieber Baron?"

„Meine arme Frau," sagte Schaller leise, indem er seinen langen Körper etwas niederbog.

„Ihre Frau Gemahlin?" sagte Hans und sah erstaunt zu ihm auf.

Schaller antwortete aber nicht gleich, wenigstens nicht mit Worten, sondern machte nur eine ziemlich bezeichnende Bewegung, indem er mit dem dritten Finger der rechten Hand seine Stirn leise tupfte.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Lieber Freund," sagte Schaller vertraulich, „wir sind hier unter uns, und nur ganz unter uns — Sie verstehen mich schon — möchte ich Ihnen andeuten, daß sie — daß sie ein wenig überspannt ist und manchmal — na, ich habe kein anderes Wort dafür — ein bischen verrückte Einfälle hat — aber ganz harmlos, bester Freund, ganz harmlos. Es hat gar nichts zu sagen, nur ein wenig Nachsicht muß man mit ihr haben und ihre Worte nicht immer zu genau auf die Wagschale legen; sonst ist sie herzensgut, wie gesagt, nur ein wenig confus — ein paar Schrauben losgegangen, verstehen Sie mich. Aber entschuldigen Sie," unterbrach er sich in dem Augenblick, als er sah, daß die Lohndiener anfingen Stühle zurecht zu setzen, „ich glaube, unser Hofrath hat eine kleine Ueberraschung in petto — ein famoser Mensch, nur manchmal ein bischen langweilig; aber das sind alle geistreichen Männer, wenigstens für uns arme Sterbliche, die wir solchem Gedankenflug nicht immer zu folgen vermögen. Wenn es die Noth verlangt, gehen wir nachher durch unsere Nothröhre ab."

„Ich glaubte, es sollte getanzt werden?"

„Ja, nachher. Meine liebe Frau schwärmt aber für das Aesthetische und hat da immer einige Ueberraschungen — ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Hans beobachtete jetzt den Hofrath, der mit einem ganz eigenthümlichen Eifer zu Werke ging. Seinen hohen, schon etwas schäbigen Cylinderhut trug er noch immer, vielleicht

als Zierrath, in der Hand; das verhinderte ihn aber nicht, einen kleinen Tisch selber in die Mitte der Stube zu schleppen und sich dann, immer mit dem Hute fest zwischen den Fingern, ein paar Lichter eigenhändig herbei zu holen. Dabei flüsterte er einem der Lohndiener etwas zu, der denn auch bald nachher mit einem großen Glase zurückkehrte und es auf ein Zeichen des Hofraths zwischen die beiden Lichter setzte.

Die Gäste schienen schon zu wissen, was ihnen bevorstand, welcher Genuß nämlich —, und die älteren Damen rangirten sich mit einem huldvollen Lächeln auf die nächsten Stühle; nur die jungen Damen trippelten ein wenig ungeduldig mit den kleinen Füßen. Sie hatten sich auf etwas ganz Anderes gefreut und im Stillen gehofft, daß gleich mit Tanzen angefangen würde. Einige von ihnen wußten dabei aus schwer erkaufter Erfahrung, daß Hofrath Märzen, wenn er einmal das Wort hatte, auch nicht so rasch wieder vom Schauplatze abtrat, und wie viel kostbare Zeit vergeudeten sie dabei!

Hofrath Märzen indessen, sich in diesem Augenblicke seiner bevorzugten Stellung vollkommen bewußt, versuchte, ein sehr dickleibiges Buch aus der hintern Tasche seines Fracks heraus zu ziehen; aber es war mit einer Hand nicht möglich, der Hut genirte ihn, und er stellte das unglückselige Filzdach endlich in reiner Verzweiflung unter seinen Stuhl. Er durfte die Zuhörer nicht so lange in Spannung halten.

Hans amüsirte sich vortrefflich bei diesen Vorbereitungen und war selber neugierig geworden, was der komische kleine Herr wohl zum Besten geben würde, als er plötzlich die Dame des Hauses direct auf sich zukommen sah.

„Aber, mein lieber Herr von Solberg," sagte sie, indem sie ihren Fächer kokett gegen die rechte Wange hielt, „warum stehen Sie hier so einsam und verlassen? Warum mischen Sie sich nicht unter das junge Volk und entziehen ihm so Ihre schätzbare Gegenwart?"

„Gnädige Frau," sagte Hans etwas verlegen, denn er dachte in dem Augenblick an das, was ihm Herr von Schaller noch vor wenigen Minuten gesagt hatte.

„Wirklich, lieber Baron," sagte die gnädige Frau vertraulich, „Sie dürfen sich hier bei uns nicht so isolirt halten

und als Fremder fühlen. Sie sind uns auch gar nicht mehr fremd. Sie glauben nicht, wie viel wir schon von Ihnen gesprochen haben. Aber hoffentlich lernen Sie uns in der nächsten Zeit besser kennen; betrachten Sie unser Haus wie das Ihrige, und auch mit meinem Manne werden Sie sich näher befreunden. Nur ein bischen Nachsicht müssen Sie mit ihm haben, darum bitte ich Sie."

„Nachsicht, gnädige Frau, wie so?"

„Ach," sagte Frau von Schaller und warf den Blick etwas über ihre bloße Schulter, „er ist ja seelensgut und hat auch wohl manche geselligen Talente, aber..."

„Aber?"

„Aber," sagte Frau von Schaller leise, indem sie sich ein wenig zu dem jungen Manne hinüber neigte und den Fächer rechts an ihren Mund hielt, „er hat oft so sonderbare — ich habe eigentlich keinen Ausdruck dafür — Schrullen, möchte ich sagen, um das mildeste Wort zu gebrauchen. Wissen Sie, hier —". und sie deutete mit dem Fächer nach ihrer Stirn, genau so, wie es vorher ihr Gatte mit dem Finger gethan hatte, als er von ihr sprach — „fehlt es ihm manchmal. Es hat mir auch schon ernstliche Besorgniß gemacht," setzte sie hinzu, wenn ich daran dachte, daß es mehr um sich greifen könnte. Bis jetzt ist er aber vollkommen harmlos, und kleine Schwachheiten muß man ihm eben nachsehen."

„Aber, gnädige Frau," lächelte Hans, dem diese gegenseitige Empfehlung der Gatten doch ein wenig komisch vorkam, „ich versichere Ihnen, ich habe noch nichts Derartiges an Herrn von Schaller entdeckt und halte ihn im Gegentheil für einen sehr scharfsichtigen Menschen, der auch dabei ein gutes Theil gesunden und vollkommen natürlichen Humors hat."

„Er täuscht," sagte die gnädige Frau flüsternd, „er täuscht entsetzlich, und ich werde manchmal selber an ihm irre; aber das ist dann der böse Geist, der in ihm lauert, und man muß ihn eben zu behandeln wissen. Ich leite ihn mit Liebe wie an einem Gängelbande, und dann ist er wirklich der seelensbeste Mensch und ein Ehrenmann durch und durch."

„Daran zweifelt wohl Niemand, gnädige Frau — aber ich glaube, der Herr Hofrath wird dort eine Art von Vortrag

beginnen. Ob das wohl lange dauert?" setzte er vorsichtig hinzu.

„Ach, er liest himmlisch," sagte Frau von Schaller, mit einem schmachtenden Blick nach der Zimmerdecke, „so seelenvoll, so geistreich! Es ist eine wahre Perle von einem Menschen, und wie uns gesagt wurde, will ihn Se. Königliche Hoheit auch in den Adelstand erheben."

„In der That? Hofrath von Märzen würde sehr gut klingen."

„Ach, er verdient es auch," sagte Frau von Schaller entzückt, „er verdiente einen Lorbeerkranz! Es ist eine rein poetische Natur, und so schwärmerisch, so weich, nur fast ein wenig zu melancholisch. Ich sage Ihnen, wenn ich ihn höre, wird mir immer, als wenn ich mich so recht von Herzen ausweinen müßte."

Das sind angenehme Aussichten für einen vergnügten Abend! dachte Hans; aber eine Antwort wurde ihm erspart, denn der Hofrath begann. Frau von Schaller winkte dem jungen Manne bedeutungsvoll mit ihrem Fächer, sich ja recht ruhig zu verhalten, und glitt dann hinüber auf ihren Platz.

Wenn ich sage: der Hofrath begann, so meine ich damit, daß er anfing, sich laut zu räuspern, gewissermaßen ein Zeichen für die Gesellschaft, wie die Glocke eines Präsidenten, daß sich gefälligst Jeder ruhig verhalten möge. Dann schnäuzte er sich gewissenhaft in ein weiß gesticktes Batisttaschentuch, wischte sich die Brille mit dem nämlichen noch einmal sauber ab, rückte die Lichter ein wenig, nahm einen Schluck Wasser und mußte sich wieder den Mund wischen, sah dann nach seinem Hut, ob der noch immer unter seinem Stuhle stand, und begann nun mit einer Grabesstimme — ein Capitel aus Reuter's „Ut mine Stromtid" in einem ganz schauerlichen Plattdeutsch vorzulesen.

Hans traute zuerst seinen Ohren kaum, aber es war richtig, und die Zuhörer saßen dabei geduldig wie die Lämmer und ließen sich ohne ein Wort des Widerstandes gesellschaftlich mißhandeln.

Wohl eine Viertelstunde stand Hans und fühlte, wie es ihm anfing eiskalt über den Rücken herunter zu laufen; da

bemerkte er von Schaller, der ihm vorsichtig zuwinkte, und als er sich so geräuschlos als möglich und immer auf den Zehen dort hinüber zog, flüsterte ihm der alte Herr zu: „Es wird Zeit, daß wir durch die Nothröhre abgehen. Ich wollte Klingenbruch auch mitnehmen, aber der schläft schon sanft, und ich mochte ihn nicht stören; er hätte auch zu viel Spectakel gemacht.“

Beide glitten jetzt durch eine offen stehende Thür in ein Nebencabinet und durch dieses hin in eine andere kleine, ganz gemüthliche Stube: das Studirzimmer des Barons.

„Alle Wetter,“ rief Hans vergnügt aus, als er dort ein Kistchen Cigarren und Bierflaschen auf dem Tische stehen sah, „Herr von Schaller, das war eine sehr glückliche Idee!“

„Heh, nicht wahr?“ lachte der lange Baron. „Das ist hier mein Zufluchtsort, wenn sie mir's da draußen zu arg treiben. Der Hofrath ist jetzt aufgezogen und muß erst wieder ablaufen, und so lange haben wir Zeit. Da, helfen Sie sich selber, lieber Solberg, langen Sie zu; ich will sehen, daß ich noch einen oder den andern Unglücklichen aus dem Strudel rette.“

„Aber weshalb fordern Sie den entsetzlichen Menschen zum Lesen auf?“

„Auffordern?“ sagte von Schaller und sah Hans mit einem komischen Blick über die Brille an. „Glauben Sie, der läßt sich auffordern? Der kommt schon, die ganzen Taschen voll Bücher und Manuscripte, an und kann nie die Zeit erwarten, bis der Thee getrunken ist. Uebrigens schwärmen die Frauen für ihn — aber ich bin gleich wieder da, machen Sie sich's bequem.“

Hans ließ sich nicht lange nöthigen, und nach kaum fünf Minuten kehrte Schaller auch schon mit Hauptmann Dürrbeck, dem Hausarzte Doctor Potter und noch ein paar anderen Herren zurück, die auch gleich beschlossen, hier eine gemüthliche Whistpartie zu arrangiren. Der schloß sich aber Hans nicht an, da es ihn amüsirte, wieder einmal eine ächt deutsche Gesellschaft vom Anfang bis zum Ende durchzukosten.

Eine gute halbe Stunde verbrachte er aber doch in

dem Rauchcoupé und kehrte dann erst wieder in den Saal zurück.

12.

Fortsetzung.

Als Hans den Saal wieder betrat, fand er den unseligen Hofrath allerdings in einer sehr hohen Transspiration, denn er trocknete sich mit seinem Tuch mehrfach die Stirn, aber noch immer unverdrossen bei der Arbeit — jedoch nicht mehr bei Reuter's Stromtid. Er hatte das Plattdeutsche aufgegeben und mit Hülfe eines starken Manuscriptes den Pegasus bestiegen, der ihn, nicht mit klappernden Hufen, aber doch ähnlichen Versen, gegen die Wolken trug. Es war eine Betrachtung über den Tod, die er vortrug, und Hans kam eben dazu, wie er mit wahrhaft entsetzlicher Gewissenhaftigkeit die Verwesung der beigesetzten Leichname schilderte.

Vor ihm, etwas zurück von den Uebrigen, saß der alte Oberstlieutenant, den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen; aber Niemand achtete auf ihn, denn Grausen hatte die Hörer erfaßt.

Als Hans vorsichtig hinter dem Stuhle des Oberstlieutenants hinweg wollte, um hinüber zu gehen, wo er Rauten stehen sah, der mit stoischem Gleichmuth Alles über sich ergehen ließ, bemerkte er, wie er sorgsam das Terrain sondirte, unter dem Stuhle des alten Klingenbruch, aber etwas nach hinten geschoben, eine gestickte Fußbank, die ihm genau so aussah wie neulich die musikalische. Er warf den Blick umher, Niemand achtete auf ihn, und in einem Anflug von wahrhaft teuflischem Humor schob er langsam seine Fußspitze vor, drückte fest damit auf das Polster, zog dann den Fuß rasch zurück und hatte sich schon wenigstens fünf oder sechs Schritt davon entfernt, so daß nicht der geringste Verdacht auf ihn fallen konnte, als das Mittel wirkte.

War er selber aber auf das „Heil Dir im Siegerkranz“ gefaßt gewesen, so überraschte ihn die Fußbank jetzt mit

„Oh seht, wie herrlich strahlt der Morgen
Hier am Gestad', nach trüber Nacht —“

„Entsetzen faßt und Grausen packt mich an,“ las der Hofrath — „Der weiche Körper, noch vor kurzer Frist...“

„Di diddel di diddel, besteigt den Nachen ohne Sorgen,“ sang die Fußbank.

„Gesund und kräftig und ein Scheusal dann, an dem der Wurm in Wollust gierig frißt,“ sagte der Hofrath.

„Und trotzet kühn der Wogen Macht.
Doch führ' Dein Schifflein klug und weise.“

Die Fußbank hatte gesiegt, denn selbst der Vorleser war stutzig geworden und horchte hinüber, und Alles wandte erstaunt den Kopf dem unglücklichen Oberstlieutenant zu, der ahnungslos über der Barcarole fortschlief.

„Kamerad, plaudre nicht — Kamerad, plaudre nicht
Und wirf Dein Netz mit Vorsicht leise!
Kamerad, plaudre nicht!
Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd, dideldum di,
Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd —“

Lieutenant von Wöhsen stand glücklicher Weise neben ihm und stieß ihn an; der arme Klingenbruch wachte auch augenblicklich auf, sah aber bestürzt alle Blicke auf sich gewandt und hörte dazu unter seinem eigenen Stuhle das hellklingende Nachspiel: „Di deldiddel di dum — di — ꝛc.“, das wie mit Glockenklängen durch die Todtenstille des Saales tönte.

Aber das war zu viel für die Lachmuskeln des jungen Volkes, das sich lange nach einer Unterbrechung dieser wirklich schauderhaften Verse gesehnt. Der Anblick des Oberstlieutenants, der jetzt mit einem ganz verdutzten Gesicht seitwärts unter seinen Stuhl schielte, war zu überwältigend. Erst begann ein leises, noch halb verstecktes Kichern, dann aber ließ sich der Strom nicht länger zurückdämmen. Man konnte natürlich nicht anders denken, als daß der alte gemüthliche Oberstlieutenant im Schlafe auf die Spieldose getreten habe, und ein lautes, fröhliches Gelächter füllte den Saal.

In diesem Augenblick trat Schaller, sehr erstaunt über die Heiterkeit, in die Thür, hörte aber kaum durch eine momentane Pause die vergnügte Fußbank, welche schon im zweiten Vers ganz ruhig fortleierte: „Sind List und Muth mit Euch im Bunde", als er auch im Nu begriff, was hier vorgegangen. Der Hofrath war aufgesprungen und stand, in der rechten Hand sein Manuscript, wie ein zürnender Gott vor dem kleinen Tische und zwischen den Lichtern. Schaller aber sprang augenblicklich zu, erfaßte die unglückselige Fußbank und trug sie fort, während sie hartnäckig weiter spielte: „Doch führ' Dein Schifflein klug und weise" — und in der Ferne verklangen die Töne: „Kamerad, plaudre nicht!"

Frau von Schaller war natürlich gleich auf den Hofrath zugestürzt, um ihn zu beruhigen und den „unglücklichen Zufall" zu entschuldigen; er solle sich nur nicht stören lassen und weiter lesen — und das unselige Menschenkind hätte es auch gethan, aber es ging nicht mehr. Die Geduld der Zuhörer hatte überhaupt ihre äußerste Grenze erreicht. Das junge Volk war von seinen Sitzen aufgesprungen und plauderte und lachte mit einander, und ein Versuch, sie wieder zum Niedersitzen zu bewegen, blieb vollständig erfolglos; das drängte schon herüber und hinüber, und dem Hofrath blieb in der That nichts Anderes übrig, als sein schon wieder aufgeklapptes Manuscript in die Brusttasche zurück zu schieben, seinen Hut unter dem Stuhle vorzuholen und sich in die Stille des Privatlebens zurück zu ziehen.

Als Schaller wieder in den Saal kam, traf er auf Hans, der sich bei der ganzen Zwischenscene vortrefflich amüsirt hatte.

„Wer zum Henker," sagte er, „hat denn eigentlich das verfluchte Ding in Gang gebracht? Der Hofrath wird wüthend gewesen sein! Wo ist er denn jetzt?"

„Dort hinüber," lachte Hans, „es war kostbar! — Aber was machen die Damen dort drüben?"

Schaller seufzte, hob dann den Kopf hoch in die Höhe, fuhr sich mit dem linken Zeigefinger in die Cravatte und arbeitete darin herum — „sie werden ein wenig musiciren wollen; ohne das geht's nicht ab."

„Zum Tanz?"

„Vor der Hand wohl nur zum Gesang. Sind Sie musikalisch?"

„Sehr wenig, aber ich höre gern gute Musik..."

„Dann wollen wir wieder hinübergehen und unsere Cigarre ausrauchen."

„Weshalb?" lachte Hans. „Versprechen Sie sich nicht viel davon?"

„Meine Frau singt!" sagte der Baron mit solcher Resignation, daß Hans laut auflachen mußte. Schaller war aber schon wieder hinaus, und er beschloß, jetzt jedenfalls den Anfang anzuhören.

Der ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Frau von Schaller stand richtig am Clavier, ein Notenblatt in der Hand, schob sich die Locken etwas von den Wangen — ein junger Officier, der mit der Familie bekannt war, accompagnirte —, und „auf Flügeln des Gesanges" schallte mit einer schneidenden, aber außerordentlich getragenen und schwärmerischen Stimme durch den Saal — daß sie manchmal ein paar Zoll daneben hinauskam, schadete nichts.

Hans lachte still in sich hinein und sah, wie die Damen, als das Lied beendet war, sich um die gnädige Frau herumdrängten und ihr mit den aufrichtigsten Gesichtern Elogen machten. Fast unwillkürlich suchte sein Blick Kathinka. Sie stand unfern davon allein, aber ein bitterer Zug hatte sich um ihre Lippen gelegt und ihr Auge haftete am Boden. Sie mußte fühlen, wie traurig der Gesang gewesen, wie unberechtigt und gemacht jetzt all' diese Lobeserhebungen waren.

Es war etwas Räthselhaftes in dem verschlossenen Charakter des Mädchens, und Hans beschloß, ihr doch etwas näher zu treten; es interessirte ihn, ohne daß er sich Rechenschaft davon zu geben wußte weshalb, etwas tiefer in das Geheimniß einzudringen.

Der Gesang, oder vielmehr dieses Lied war jetzt glücklicher Weise beendet — aber die Musik noch nicht, denn verschiedene andere Damen wurden jetzt aufgefordert, zu singen, und Hans, der die Augen überall hatte, bemerkte zu seinem innigen Vergnügen, wie Frau Oberstlieutenant von Klingen=

bruch ihrer ältesten Tochter Henriette heimlich einen Puff gab, damit sie doch vortreten und sich hören lassen sollte.

Zuerst sang eine junge Dame, Fräulein von Noltje, mit einer wirklich klang- und seelenvollen Stimme den „Erlkönig" von Schubert; dann kam richtig Henriette, die ebenfalls eine recht hübsche, volle Stimme hatte, aber ein heiteres Lied wählte.

Fräulein von Schaller war indeß von verschiedenen Seiten gebeten worden, ebenfalls etwas zu singen. Es schien ihr nicht angenehm, sie sträubte sich wenigstens so lange, wie sie es höflicher Weise thun konnte. Endlich setzte sie sich an's Clavier, während Hans sich in ihre Nähe gezogen hatte, und sich selber begleitend, sang sie

„Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine —"

mit einer so wunderbaren Altstimme, mit einem solchen Gefühl, daß Hans unwillkürlich die Thränen in die Augen traten und er sich abwandte, um seine Bewegung Niemanden merken zu lassen.

Dem jungen Volke waren diese Gesangvorträge indeß keineswegs erwünscht, denn sie verzögerten nur noch immer den lang herbeigesehnten und erhofften, ja fest versprochenen Tanz; von Schaller ließ aber in dieser Hinsicht auch nichts zu wünschen übrig, denn er kannte seine Gäste gut genug. Jetzt gab er deshalb das Zeichen, das Buffet zu eröffnen, und schon während die Gesellschaft aufgefordert wurde, sich dort hinüber zu begeben und einen Imbiß zu nehmen, begann die in einem kleinen Cabinet hinter einer Gardine verborgene Musik den Marsch aus „Tannhäuser" zu spielen, damit sich die Paare arrangiren und dem Rufe Folge leisten konnten.

Hans war noch nahe am Instrument geblieben, und da er Kathinka unfern davon stehen sah und außerdem bemerkte, wie die verschiedenen jungen Herren den jungen Damen schon den Arm boten, trat er auf sie zu und sagte freundlich: „Darf ich mir erlauben, mein gnädiges Fräulein, Sie hinüber zu führen?"

Als er sie anredete, hatte sie den Blick nicht auf ihn gerichtet gehalten, sondern mehr links, und er bemerkte, daß

von dort schon jemand Anderes wahrscheinlich in derselben Absicht herbeigekommen war. Wie er flüchtig dort hinsah, erkannte er den jungen Doctor Potter, der aber natürlich augenblicklich einbog. Kathinka aber dankte ihm mit einem freundlichen Lächeln, was sie gar so lieb kleidete, und legte ohne Weiteres ihren Arm in den seinen.

Als er zur Seite schaute, bemerkte er noch immer den Doctor, der den Blick auf seine Dame gerichtet hielt, und es kam ihm fast so vor, als ob er einen ängstlichen Ausdruck in dessen Zügen entdecke. Das Alles war aber nur ein Moment, denn zu einer längeren Beobachtung blieb ihm keine Zeit. Die Paare drängten herbei, neben ihm Lieutenant von Wöhsen, der glücklich in Henriettens Besitz gelangt war, und Hauptmann von Dürrbeck, als Bräutigam, galant mit der Dame vom Hause.

Im Buffet selber mußten aber die Herren natürlich den Damen den Vorrang lassen, das nicht geräumige Local wäre sonst überfüllt worden, und ein geselliges, fröhliches Leben entwickelte sich jetzt, denn es war fast, als ob dem jungen Volke ein Alp von der Brust wäre, der in der Gestalt des Hofraths auf ihnen gesessen und sie „im Schlaf gequält" hatte.

Dem Oberstlieutenant war aber ebenfalls durch die rasche Wendung, welche die Gesellschaft in ihrer Beschäftigung erhielt, ein großer Gefallen erwiesen, denn seine Gattin hatte sich schon zu ihm durchgearbeitet gehabt, um ihm heimliche, aber mit Dolchblicken begleitete Vorwürfe über sein vollständig tactloses Benehmen bei der Vorlesung zu machen. Darin wurde sie jetzt gründlich gestört, und der Oberstlieutenant bot in seiner Verzweiflung, um nur rasch von ihr los zu kommen, der ersten besten Dame, der alten Frau von Noltje, seinen Arm. Wie man sich in der Stadt boshafter Weise erzählte, hatte gerade diese Dame die schärfste Zunge im ganzen Umfange des Reiches, aber er brauchte sie ja auch nur bis zur Thür zu führen, und bis dahin hielt er's aus — er kannte überhaupt noch eine schärfere Zunge im Reiche.

Hans hatte indessen für seine Dame (der Oberstlieutenant vernachlässigte die seine gründlich) einen Platz an einem der kleinen, jetzt rasch von den Lohndienern arrangirten Tische

reservirt, wo sich noch andere junge Paare zu ihnen fanden. Es gelang ihm auch wirklich, seine Nachbarin gesprächig zu machen; sie unterhielt sich freundlich mit ihm, und er fand bald, daß Dürrbeck wohl Recht gehabt, als er ihm gesagt, daß sie einen ganz eigenthümlichen und merkwürdigen Charakter besitze. Sie konnte kaum achtzehn Jahre zählen, aber sie benahm sich gar nicht wie ein so junges Mädchen, und ihren andern Nachbar, der versuchte, ihr einige fade Schmeicheleien zu sagen — es giebt junge Officiere, die das manchmal versuchen —, führte sie mit ein paar hingeworfenen Worten so gründlich heim, daß er ganz bestürzt schwieg und sich dann mit seiner Unterhaltung nur auf die eigene Dame beschränkte.

Als sich Hans im Saale umsah, bemerkte er an dem ihnen gegenüber stehenden Tische den Doctor Potter, der dorthin Frau von Klingenbruch geführt hatte, aber sehr zerstreut in seiner Unterhaltung schien und fortwährend nach ihnen hinsah. So scharf er aber auch seine Nachbarin beobachtete, ob sie das fühle, konnte er nicht das Geringste entdecken, was ihn darin bestärkt hätte. Sie wandte den Blick nicht ein einziges Mal dorthin und schien sich ganz und vollkommen ihrer Unterhaltung hinzugeben.

Aber das Abendessen dauerte nicht lange. Dem jungen Volke zuckte es in den Füßen; die Tafelmusik hatte, wenn auch noch gedämpft — wie das bei jeder Tafelmusik der Fall sein sollte, aber leider so selten ist —, einen muntern Galopp begonnen, und dem konnten die tanzlustigen Paare nicht länger widerstehen. Die älteren Gäste sahen mit Entsetzen, wie ihnen der Boden zu einem ruhigen Genuß unter den Füßen weggezogen wurde; rings umher wurden die eben unbesetzten Tische hinausgeschafft. Wo Jemand seinen Stuhl verließ, um sich neuen Vorrath zu holen, fand er ihn bei der Rückkehr gewiß nicht wieder. Ein förmlich revolutionärer Geist hatte sich des ganzen Saales bemächtigt, und wer noch irgend Anspruch auf eine Erquickung machen wollte, sah bald ein, daß er die nur einzig und allein im Buffetzimmer selber suchen mußte.

In kaum zehn Minuten war der Saal vollständig geräumt. Lieutenant von Wöhsen hatte das Arrangement des Tanzes

übernommen; er schlug die Hände, die Paare ordneten sich, und mit den Tönen flogen sie mit freudestrahlenden Gesichtern durch den Saal, glücklich, in dem Augenblicke schwelgend, und nur ein einziges düsteres Menschenantlitz leuchtete wie Nordlichtschein über das fröhliche Volk hin, und das gehörte dem Hofrath Märzen, der, die Hand auf seinem Manuscript, ein verächtliches, todbitteres Lächeln um seine Lippen zuckend, an dem einen Fenster lehnte und dieses bunte Gewirr überschaute.

„Kein Kunstsinn mehr in der Welt," murmelte er dabei vor sich hin, „in Kopf und Herzen haben sie nichts mehr; in die Beine ist es ihnen gefahren; kein Gefühl für das Schöne und Erhabene — pfui über die Menschen!"

Und der Hofrath ging zurück in's Buffet, um dort seinen Aerger zu vertrinken.

Hans von Solberg hatte seine Tischnachbarin natürlich zu dem ersten Tanze engagirt; sie ging auch auf seine Unterhaltung auf's Freundlichste ein und überraschte ihn manchmal durch ihre Antworten. Aber er war nicht im Stande, sie wirklich heiter zu stimmen, so daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie tanze überhaupt nicht gern. Sie bestätigte ihm seine Frage.

„Ich finde keine große Freude daran," sagte sie ruhig, „und begreife eigentlich nicht, wie sich dem Viele mit solcher Leidenschaft hingeben können."

„Aber bei einer recht lebendigen Gesellschaft, im Kreise froher, glücklicher Menschen fühlt man sich doch dazu angeregt."

„Ja," sagte Kathinka leise, und es war, als ob ihr ein recht weher Schmerz durch das Herz zuckte — „zwischen glücklichen Menschen."

Fast unwillkürlich drängte es Hans; er hätte so gern fragen mögen: „Und sind Sie nicht glücklich, Kathinka?" Denn es war ihm in dem Augenblicke fast, als ob er schon lange, lange Jahre mit dem jungen Wesen an seiner Seite bekannt und befreundet gewesen wäre. Aber es ging nicht; welches Recht konnte er, der vollkommen Fremde hier im Hause, für sich geltend machen, eine solche Frage an sie zu richten?

Der Tanz war vorüber; Andere drängten sich hinzu, um

mit der Tochter des Hauses anzutreten. Hans gab ihnen Raum, aber das junge Mädchen fing doch an, ihn zu interessiren. Er beobachtete sie aus der Ferne, aber sie blieb sich gegen Alle gleich; ja, als sie selbst mit dem jungen Doctor Potter tanzte, war sie eher noch stiller geworden, als vorher, und beantwortete wohl freundlich, aber immer nur kurz seine an sie gerichteten Bemerkungen.

Graf Rauten hatte zweimal mit seiner Braut und einmal mit Kathinka wie einmal mit Flora von Klingenbruch getanzt; jetzt zog er sich etwas zurück in das Spielzimmer, und Hans folgte ihm bald dorthin, wo sich schon einige Spieltische besetzt und die Herren eigentlich ein wenig stark gequalmt hatten. Graf Rauten stand noch in der Thür.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, ob man sich hineinwagen darf," sagte er zu Hans, der an ihn herantrat; „man wird den Tabaksgeruch nachher nicht wieder los."

„Die paar Momente schaden nichts," lachte dieser, „wenn auch Mama oder Fränzchen ein wenig Tabaksqualm an Dir riechen."

„Du weißt, daß sie es nicht vertragen können."

„Bah, Unsinn," sagte der junge Mann, „rede mir nur nicht von vertragen können; Einbildung ist es und weiter nichts! Glaubst Du, daß sie zartere Nerven haben oder anders organisirt sind als Fräulein von Schaller? Und der alte Herr qualmt den ganzen Tag."

„Wie gefällt Dir Kathinka?"

„Gut, sehr gut!" sagte Hans mit Nachdruck; „Dürrbeck machte mich schon auf sie aufmerksam. Es ist ein ganz eigenthümlicher Charakter."

„Dürrbeck ist ein alter Jugendfreund von Dir, wie?"

„Ja, und ein prächtiger, braver Mensch."

Rauten sah still vor sich nieder, ohne etwas darauf zu erwidern, und Hans sagte endlich, indem er ihn von der Seite ansah:

„Hast Du etwas auf den Hauptmann?"

„Ich? Nein," meinte Rauten kopfschüttelnd. „Was soll ich auf ihn haben?"

„Ich weiß nicht, aber es ist mir schon ein paar Mal so

vorgekommen, als ob Dir seine Gegenwart nicht besonders angenehm wäre. Ich kann mich irren, aber den Eindruck hat es wenigstens auf mich gemacht."

„Mein bester Hans," sagte Graf Rauten, „es giebt im Leben Sympathien und Antipathien; ich brauche Dir das gewiß nicht zu sagen. Wir fühlen uns manchmal zu Jemandem, ohne daß wir einen Grund anzugeben wissen, hingezogen, ebenso wieder, unter den nämlichen Verhältnissen, von ihm abgestoßen. Ich muß Dir allerdings gestehen, daß etwas Aehnliches bei mir mit Hauptmann von Dürrbeck der Fall ist, und ich wäre trotzdem nicht im Stande, Dir dafür die geringste Ursache zu nennen. Wir haben noch nie ein unfreundliches oder nur unhöfliches Wort zusammen gewechselt; unsere Bahnen laufen außerdem so parallel neben einander hin, daß sie sich, allen menschlichen Berechnungen nach, nie kreuzen, also auf einander stoßen können, und wenn sie sich rings um den Erdball zögen."

„Du thust ihm gewiß, wenn auch unbewußt, Unrecht."

„Ich habe dann den Trost," sagte Graf Rauten, „daß ich von ihm genau das Nämliche dulde, denn solche Gefühle sind fast stets — ja, ich brauche nicht einmal zu sagen: „fast" — gegenseitig. Ich bin fest überzeugt, daß er für mich eben so wenig Sympathie hat, wie ich für ihn."

„Er hat noch nie ein unfreundliches Wort über Dich gesprochen."

„Ich auch noch nie über ihn, wie ich auch wirklich keine Veranlassung dazu hätte. Er beträgt sich stets höchst anständig und gentlemanlike."

„Dann ist aber doch auch ein solches Vorurtheil merkwürdig und kaum gerechtfertigt."

„Mein lieber Hans," sagte Rauten, „wer kann für seine Gefühle? Nehmen wir zum Beispiel die Liebe — das gerade Gegentheil, den Contrast. Wie manche Liebe ist vollkommen ungerechtfertigt — es läßt sich wenigstens kein vernünftiger Grund dafür angeben, weshalb die Wahl eines Mannes oder eines jungen Mädchens gerade auf diese eine Person und nicht schon vorher auf hundert Andere fiel. Es kommt eben über uns, ohne daß wir es wissen und oft selbst wollen, und

wenn es unser Herz erfüllt hat, ist es nicht wieder auszurotten."

„Darin magst Du Recht haben," nickte Hans, „und ich begreife eigentlich gar nicht, weshalb ich selber mich zum Beispiel noch gar nicht verliebt habe. Gelegenheit dazu hatte ich genug."

„Was ich sage," lächelte Rauten, „Du hast das Wesen noch nicht gefunden, das Deiner Seele sympathisch ist. Triffst Du das einmal, oder wirst Du Dir erst selber des Gefühls klar, dann bricht auch die Flamme lichterloh heraus."

„Möglich," lachte Hans, „ich werde es also indessen ruhig abwarten; aber wovon sprachen wir doch? Wir sind auf ein ganz anderes Capitel gekommen."

„Von Kathinka."

„Ah, ganz recht, von Fräulein von Schaller! Sie ist wirklich ein liebenswürdiges Wesen. Hast Du sie vorhin singen hören?"

„Ja; sie hat eine prachtvolle Stimme."

„Ach, das ist es nicht allein — dieser seelenvolle Ausdruck, das Weiche, Herzfassende im Ton — ich muß Dir gestehen, daß ich förmlich davon ergriffen war, und das will bei mir etwas sagen!"

„Es ist ein talentvolles Mädchen; Du solltest ihre Studienmappe sehen — sie zeichnet und malt noch besser als sie singt."

„In der That? Da wundert es mich aber wirklich, daß sich noch keine Bewerber um sie gefunden haben, oder ist das schon geschehen? Vielleicht ist sie sogar verlobt?"

„Nein; sie wohnen allerdings erst etwa ein Jahr in Rhodenburg, und sie hätte ihre Hand schon mehrere Male vergeben können, und noch dazu sehr vortheilhaft. Die Eltern sollen auch außer sich gewesen sein; aber sie hat bis jetzt Jeden, der nur die geringste stärkere Neigung für sie zeigte, augenblicklich so kalt und abweisend behandelt, daß wohl noch Niemand recht gewagt hat, ihr zu nahen."

„Merkwürdig — doch treten wir nicht näher?"

„Wir können einmal durchgehen," sagte Rauten, „aber lange möchte ich mich in dem Tabaksqualm nicht aufhalten."

Im Rauchcoupé wurde gespielt, und zwar nicht allein Whist, sondern einige der Herren hatten auch eine kleine Bank gelegt, an der man aber noch nicht sehr hoch pointirte. Rauten trat dort hin und setzte ein paar Mal; er gewann und verlor wieder und ging dann zurück in den Saal. Er durfte seine Braut nicht zu lange allein lassen und schien sich auch nicht in dieser Atmosphäre wohl zu fühlen.

„Dem Rauten stecken heute die Damen im Kopfe,“ lachte ein alter Oberst, der seine Familie ebenfalls im Saale hatte; „sonst läßt er sich doch wahrhaftig nicht zum Spiel nöthigen und hat ein Heidenglück . . .“

Aber das Spiel selber nahm die Herren zu sehr in Anspruch und fesselte bald wieder ihre ganze Aufmerksamkeit.

Hans hielt sich auch nicht lange dort auf. Er spielte nie Hazard, nur manchmal einen Robber Whist, und dazu fehlte ihm heute die Ruhe; er wollte noch ein paar Mal tanzen, und ehe er es fast selber wußte, war er wieder mit Kathinka angetreten und wurde nachher im Cotillon so von den jungen Damen, besonders von Flora und Bertha von Noltje, in Anspruch genommen — Kathinka forderte ihn nicht ein einziges Mal auf, — daß er gar nicht mehr zu Athem kam.

Den letzten Tanz tanzte Kathinka mit Doctor Potter, und es konnte Hans nicht entgehen, daß das Gesicht des jungen Mannes vor Wonne strahlte. Sie selber aber, obgleich er sie scharf im Auge behielt, blieb dabei so ruhig, wie sie es den ganzen Abend gewesen. Als sich Hans bei ihr endlich verabschiedete, reichte sie ihm die Hand und sagte mit ihrer klangvollen und doch so weichen Stimme: „Leben Sie wohl, Herr von Solberg, und möge Ihnen dieser Abend eine freundliche Erinnerung bleiben.“

Er hätte ihr gern darauf erwidert und war sonst wahrlich nicht um eine Antwort verlegen, aber — es ging nicht; eine gewöhnliche Schmeichelei brachte er nicht über die Lippen, und er fühlte auch, daß sie hier übel angebracht gewesen wäre, und was konnte er sonst sagen? Kathinka wurde auch schon wieder von Anderen in Anspruch genommen. Er drückte leise die ihm gebotene Hand zum Abschied und verließ dann mit

seinen Eltern und dem Brautpaare, eine Masse der wirrsten Gedanken im Kopfe, das Haus.

13.

Am andern Morgen.

Der nächste Morgen brachte einen richtigen Apriltag. Der Wind war nach Nordwesten umgeschlagen, und so warm die Luft auch bisher gewesen, jetzt zog sie mit Eiseskälte über das Land, und es schien fast, als ob der schon besiegt geglaubte Winter noch einmal dem anrückenden Frühling die Stirn biete und all' seine Kräfte gegen ihn in's Feld führe. Im Osten ballten sich finstere Wolkenmassen zusammen, und etwa um vier Uhr begann ein so wildes, noch mit kaltem Reif gemischtes Schneegestöber, daß mit Sonnenaufgang die Bewohner von Rhodenburg durch eine vollständige Winterlandschaft überrascht wurden und schon weggepackte Pelzwaaren wieder vorgesucht werden mußten, um dieser bösartigen Temperatur zu begegnen. Das Thermometer zeigte nämlich zwei Grad unter Null, und nach den letzten warmen Tagen fühlte man die Kälte nur um so empfindlicher.

Gegen Mittag fing es allerdings in den Straßen wieder an zu thauen, und der reine Schnee verwandelte sich in einen mit Schnee gemischten Regen; aber das Wetter wurde dadurch um nichts gebessert, und wo man in einigen Häusern schon aufgehört hatte zu heizen, mußte wieder von Frischem angefangen werden.

Rhodenburg hatte Einen Fehler: es war eine ziemlich große Stadt, aber keine Großstadt, und eine Masse von Dingen, die an anderen Orten zu den unentbehrlichen Alltäglichkeiten gehörten, galten hier noch als Seltenheit und wurden als solche sparsam benutzt, zum Beispiel Droschken. Es gab deren allerdings ein paar Dutzend, aber sie standen, einer

albernen Einrichtung zufolge, gerade an den Stellen, wo sie fast gar nicht gebraucht wurden, auf zwei dicht neben einander liegenden Plätzen, noch nicht einmal inmitten der Stadt, und wenn man bis dahin gekommen war, ging man auch ohne sie weiter. Dadurch fanden sich die Bewohner denn auch in das Unvermeidliche, zogen Gummischuhe an, spannten ihren Regenschirm auf und tappten eben durch; man sah deshalb auch heute fast nur Privat-Equipagen in den Straßen.

Hans von Solberg hatte ebenfalls seiner Eltern Equipage benutzt, um in Gesellschaft seines künftigen Schwagers die unvermeidlichen Besuche nach dem Balle zu machen und sich bei verschiedenen Tänzerinnen zu erkundigen, wie sie geschlafen hätten, oder vielmehr, wie ihnen der gestrige Abend bekommen wäre — eine sehr unnöthige Frage, denn die stereotype Antwort darauf ist und bleibt: Vorzüglich!

Rauten schien indessen heute nicht besonderer Laune, und seinem Begleiter konnte das natürlich nicht entgehen.

„Was hast Du nur, Leopold?“ sagte er. „Du siehst heute so finster aus, und das ist man doch sonst nicht an Dir gewohnt.“

„Eigentlich nichts Besonderes,“ erwiderte der junge Graf, „und dann auch doch wieder — Unangenehme Nachrichten von meinen Gütern.“

„Ist etwas vorgefallen?“

„Mein Administrator ist mit dem Pferd gestürzt und für die nächste Zeit — und jetzt gerade im Frühjahr — untauglich zu allen Geschäften, während der andere Verwalter, ein noch blutjunger Mann, der Sache natürlich nicht vorstehen kann und jedenfalls Dummheiten macht.“

„Hm — aber was läßt sich dabei thun?“

„Es ließe sich schon etwas thun,“ sagte Rauten mit finster zusammengezogenen Brauen, „wenn Deine Mama nicht so hartnäckig darauf bestände, die Trauung mit Deiner Schwester bis zu ihrem eigenen Hochzeitstag hinaus zu schieben.“

„Du lieber Gott,“ sagte Hans, „es ist das auch eine verzeihliche Schwäche, die Vorliebe für einen für sie jedenfalls wichtigen Tag!“

„Gegen die ich ja auch nicht das Geringste einzuwenden

hätte oder gehabt habe," sagte der junge Graf, „so lange eben nichts Besonderes vorlag. Daß ich den Tag und die Zeit herbeisehnte, wo ich meine junge Frau in mein eigenes Besitzthum führen könnte, magst Du Dir denken, nur Deiner Mutter zu Liebe ließ ich mir aber gern die sonst durch nichts gerechtfertigte Zögerung gefallen. Jetzt aber, wie die Verhältnisse zu Hause bei mir stehen, wird meine Gegenwart da gebieterisch verlangt, und die Reise ist zu weit, um dort hinzugehen und wieder zurückzukehren."

„Hast Du mit Mama gesprochen?"

„Ja, heute Morgen; es ist eine liebe, seelensgute Frau, aber in einigen Sachen von einer Sensibilität, die — ungerechtfertigt scheint."

„Was sagte sie?"

„Ich kann es Dir selber nicht genau wiedergeben; sie sprach mir von der Bedeutsamkeit des Tages, von glücklichen Vorbedeutungen, Ahnungen und allen möglichen solchen Dingen. Dein Vater schien nicht abgeneigt, auf meinen Wunsch einzugehen, denn er weiß eher was davon abhängt, wenn ein so bedeutendes Gut in dieser Zeit gerade vernachlässigt wird oder in unerfahrenen Händen ist. Deine gute Mama hat aber keine Idee vom wirklich praktischen Leben. Ich glaube fast, sie denkt, das Korn wächst doch im Frühjahr, ob es nun gesäet ist oder nicht, und ihre Nerven sind so zart, daß sie von der geringsten, etwas lebhaft geführten Unterredung gleich angegriffen wird. Wir mußten abbrechen und kamen zu keinem Verständnisse."

„Der Eltern Hochzeitstag ist Ende Mai."

„Ja, aber mir brennt der Boden indessen hier unter den Füßen, und jeder Tag wird mir zu einer Ewigkeit werden!"

„Hm," sagte Hans, „Mutter wird schwer von dem einmal bestimmten Tage abzubringen sein; ich kenne sie darin noch von früher her. Ihr Hochzeitstag ist auch zugleich der Hochzeitstag ihrer Eltern und, wenn ich nicht irre, der Großeltern ebenfalls. Sie hat es uns oft erzählt und dann immer gemeint, ihre Kinder dürften sich auch an keinem andern Tage trauen lassen. Der Vater war also nicht dagegen?"

„Nein; er sprach wenigstens zu meinen Gunsten."

„Nun, dann bewegen wir doch vielleicht noch Mama, von dem einmal bestimmten Tage abzusehen; ich will selber heut Abend mit ihr sprechen.“

„Du würdest mir dadurch einen großen Dienst erweisen, Hans,“ sagte Graf Rauten, „und in drei Tagen könnte dann Alles geordnet sein.“

„Nun gut, wir wollen sehen — aber der Wagen hält, und nun unsere Frohnvisiten erst erledigt.“

Daran gingen sie denn auch jetzt mit allen Kräften, fanden aber auch überall fast schon Gesellschaft vor und bei Klingenbruchs besonders ein ganzes Nest von Lieutenants, die von Schaller, da es an Tänzern fehlte, beim halben Dutzend eingeladen hatte.

Zuletzt von Allen suchten sie Schallers selber auf, da sie dort nicht so früh stören wollten; denn es ist keine Kleinigkeit, eine Privatwohnung nach einer solchen Umwälzung wieder in Ordnung zu bringen. Frau von Schaller selber hatte sich darum freilich nicht im Geringsten bekümmert, aber Kathinka dafür mit Hülfe ihres Vaters und der Dienstboten das Alles mit einer Schnelligkeit und Fertigkeit besorgt, daß um zehn Uhr Morgens schon keine Spur von der gestrigen Unordnung mehr zu bemerken war.

Als sie vor Schallers Thür hielten, verließ gerade Doctor Potter das Haus. Er sah sehr ernst aus und warf auch den Blick nicht einmal nach der Equipage hinüber, sondern verfolgte ruhig seinen Weg die Straße hinab.

Hans sah ihm nach.

„Kennst Du den Doctor näher?“ fragte er Rauten, als sie zusammen in das Haus traten.

„Den Doctor Potter? Gewiß,“ nickte dieser; „er ist bei Klingenbruchs und Schallers Hausarzt. Dort habe ich ihn wenigstens einige Male getroffen. Es ist ein sehr ruhiger, anspruchsloser Mensch, soll aber ein ganz tüchtiger Arzt sein — doch ein armer Teufel. Schaller erzählte neulich von ihm, daß er sein ganzes kleines Vermögen daran gewandt habe, um zu studiren, und noch jetzt soll er die Nacht über den Büchern hocken.“

„Er ist nicht verheirathet?“

„Bewahre, er hat zu thun, daß er sich am Leben erhält. Weshalb fragst Du aber?"

„Oh, weil er eben vorüber ging, fiel er mir gerade ein; er war ja gestern ebenfalls oben."

Das Gespräch war hier abgebrochen, denn Rauten hatte schon geklingelt; die Herren traten ein, und der Baron empfing sie selber mit seinem alten Humor und einem kräftigen Händedruck. „Nun, meine jungen Herren, schon wieder frisch auf den Füßen? Rauten, Sie habe ich gestern Abend wahrhaftig bewundert!"

„Mich, lieber Baron? Weshalb mich im Besondern?"

„Hat eine Braut," lachte von Schaller, „und flattert dabei um alle Blumen herum wie ein frevelhafter Schmetterling — oh, Sie Duckmäuser, Sie!"

„Aber, bester Baron," lachte Rauten, der seine alte gute Laune wiedergewonnen hatte, „Sie rechnen mich doch nicht zu jenen langweiligen Petern, die, einmal verlobt, nur einzig und allein ihre Auserwählte den ganzen Abend anschmachten und dabei für alle anderen Menschen ungenießbar sind?"

„Nein, Graf," schüttelte von Schaller mit dem Kopfe, „kenne Sie besser; war aber famos, wie? Sind noch bis sechs Uhr heute Morgen zusammengeblieben, wie Sie schon fort waren. Die jungen Leute werden mir überhaupt in jetziger Zeit viel zu solide und, wenn ich so sagen kann, blasirt — sie tanzen nicht mehr. Drei oder vier davon haben sich den ganzen Abend im Rauchzimmer herumgetrieben; ich hätte sie umbringen können; wenn man sich nicht einen Zug junger Officiere engagirt, hat man nicht einmal Tänzer genug für die Damen."

„Und wo sind Ihre Damen?" sagte Hans.

„Meine Frau," lachte Schaller, „ist erst vor einer Stunde aufgestanden und hat die Zeit gebraucht, um Toilette zu machen. Kathinka aber war schon früh bei der Hand, und wir Beide haben indeß das ganze Haus in Ordnung gebracht — Heidenconfusion natürlich — Kathinka wird aber gleich erscheinen. Bis jetzt habe ich hier gesessen und die jungen Herren enttäuscht, die heute Morgen kamen, um ihre Visite zu machen. Waren Sie schon bei Klingenbruchs?"

„Wir kommen eben daher."

„Der Oberstlieutenant war göttlich," lachte Schaller, „wie ihm die Fußbank unter den Füßen losging — capitaler alter Bursche, aber eine Seele von einem Menschen!"

Hans lachte. „Und er war ganz unschuldig daran," sagte er — „ich brachte das Instrument in Gang."

„Hahahahaha," schrie Schaller hinaus, „das ist capital. Damit haben Sie wenigstens der Vorlesung ein Ende gemacht!"

„Nehmen Sie mir das nicht übel, lieber Baron," sagte jetzt auch Rauten, „aber Ihr Hofrath ist ein wirklich entsetzlicher Mensch, und wenn ich einen Namen für ihn brauchte, so würde ich ihn Gesellschaftstiger nennen."

„Und paßt ausgezeichnet!" lachte Schaller. „Wo Sie ihn sehen, hat er eine angeschwollene Brusttasche, immer mit einem Manuscript darin, und die böse Welt sagt, daß er, in Ermangelung eines Besseren, Morgens seiner alten Haushälterin seine Gedichte vorliest."

„Aber weshalb laden Sie einen solchen Menschen ein?"

Schaller zuckte die Achseln. „Das ist der Kunstsinn, der in unserer Zeit regiert. Wenn sich die Leute nicht bei einem Kunstgenusse langweilen, war es nicht classisch, nicht anständig. So machen sie's in den Concerten, wo sie bei langweiligen Symphonien nur manchmal durch einen rettenden Trompetenstoß aufgeweckt werden und innerlich Gott danken, wenn es vorüber ist, äußerlich aber entzückt und enthusiasmirt sind. So machen sie's bei Vorlesungen, in denen sie sich zu Tode langweilen, sie aber anhören zu müssen glauben, wenn sie nicht für ungebildete Menschen gelten wollen. Der Hofrath ist eine wahre Strafruthe in der Stadt, aber er wird überall eingeladen, und meine Frau hätte sich ihre Locken ausgerauft, wenn er gestern Abend bei uns gefehlt hätte. — Keine Rose ohne Dornen, meine Herren," setzte er lachend hinzu, „und Hofrath Märzen wird deshalb überall als Dorn engagirt. Aber da kommen die Damen," sagte er, während die jungen Leute von ihren Stühlen emporsprangen — „meine liebe Frau hat ihre Toilette wirklich schon beendet."

Er hatte Recht. Mit einer unnachahmlichen Grazie schwebte

Frau von Schaller herein, die langen Locken umflatterten ihre mageren Wangen, im Haar oben trug sie schon Morgens früh einen kleinen Vergißmeinnichtkranz, und jede Bewegung war dabei überschwänglich und affectirt.

„Oh, das ist ja sehr liebenswürdig, daß Sie uns so früh, ich möchte sagen mit der Morgendämmerung aufsuchen,“ lächelte sie (es hatte, beiläufig gesagt, schon halb Eins geschlagen, und der Handwerker rechnete es Nachmittag), „mein lieber Graf Rauten, mein lieber Herr von Solberg — aber bitte, behalten Sie Platz — Sie werden sich nach der gestrigen Anstrengung kaum genügend ausgeruht haben.“

„Gnädige Frau,“ sagte Graf Rauten, „ich fühle mich glücklich, Sie so wohl anzutreffen — Sie blühen wie eine Rose...“

„Oh Sie Schmeichler!“ sagte die alte Schachtel verschämt, indem sie den Kopf wie ein junges Mädchen von vierzehn Jahren auf die Seite neigte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ hatte Hans indessen Kathinka begrüßt, „wir wollten uns persönlich überzeugen, wie Ihnen der gestrige Abend bekommen ist.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Baron,“ lächelte das junge Mädchen — „Sie sehen, vollkommen gut.“

Sie sah ihn mit ihren großen, dunkeln Augen treuherzig an, und wie sie da vor ihm stand, die schlanke, edle Gestalt in einem schlichten Hauskleide, das volle kastanienbraune Haar hinten zu einfachen Zöpfen zusammen gewunden, mußte sich Hans wirklich gestehen, lange kein so wahrhaft schönes Mädchen gesehen zu haben. Er hielt auch ihre Hand länger als er eigentlich gesollt in der seinen, und erst als er fühlte, daß sie suche sich von ihm frei zu machen, ließ er sie erschreckt los.

Die kleine Gesellschaft setzte sich jetzt, Hans nicht ohne einen mißtrauischen Blick auf den ihm nächsten Stuhl, und Schaller, als er es bemerkte, lachte laut auf.

„Nein,“ rief er, „Sie haben nichts zu fürchten, Solberg! Dort drüben in der Ecke steht der Missethäter!“

„Und wenn er mein wäre, hätte ich ihn lange in's Feuer gesteckt,“ sagte Frau von Schaller; „aber lauter solche verrückte Ideen hat der schreckliche Mann im Kopfe!“

„Das war eine der besten, die ich in meinem ganzen Leben gehabt habe,“ rief von Schaller lachend, „denn ich gebe Ihnen mein Wort, in die steifste Gesellschaft kommt Bewegung, sowie der Stuhl seinen Marsch beginnt — und hat uns nicht gestern erst die Fußbank erlöst?“

„Du bist unausstehlich,“ sagte seine Gattin; „es war so tactlos als möglich von dem guten Oberstlieutenant.“

Schaller warf einen verschmitzten Blick nach Haus hinüber, verrieth ihn aber nicht, und dieser achtete kaum auf das Gesagte, denn er befand sich schon mit Kathinka in eifrigem Gespräch.

„Haben Sie heute Morgen schon viel Besuch gehabt?“

„Ich sehe da die Karten von verschiedenen Herren; da wir aber so viel zu thun hatten, um das Haus wieder in Ordnung zu bringen, hat sie Vater empfangen.“

„Wir begegneten gerade dem Doctor Potter, als wir das Haus betraten,“ sagte Hans, und sein Blick beobachtete dabei scharf die Züge des jungen Mädchens; aber Kathinka blieb so ruhig als vorher.

„Es ist möglich,“ sagte sie, „ich habe noch Niemanden gesehen — die Herren sollten bedenken, daß man nach einem solchen Wirrwarr, wie eine derartige Gesellschaft doch stets verursacht, immer einiger Zeit bedarf, um Alles wieder an seinen Platz zu bringen.“

„Wir sind deshalb auch zu Ihnen zuletzt gekommen,“ sagte Hans, der sich jetzt fest davon überzeugt fühlte, daß ein in ihm aufgestiegener leiser Verdacht vollkommen unbegründet sei. Für Kathinka war Doctor Potter ein gleichgültiger Mensch.

„Es war recht freundlich von Ihnen,“ sagte das junge Mädchen lächelnd; „aber weshalb verließen Sie uns gestern so früh?“

„Früh war es allerdings,“ lachte Hans, „denn es ging gegen Morgen; aber meine Mutter kann das späte Aufsitzen nicht vertragen, und Fränzchen fühlte sich auch etwas angegriffen.“

„Sie hat viel getanzt.“

„Ihr alter Fehler — aber ich hoffe, daß wir das Ver-

säumte in nächster Zeit in unserem Hause nachholen sollen. Vater sprach heute Morgen davon, und da das Wetter wieder so winterlich geworden ist, so können wir uns noch immer ein wenig in den Winter hineinträumen."

Es war, als ob Kathinka etwas darauf erwidern wolle — aber sie schwieg, und da Graf Rauten jetzt das Zeichen zum Aufbruch gab — denn solche Besuche dürfen nicht zu lange ausgedehnt werden —, erhob sich auch Hans.

„Apropos, Solberg," rief Herr von Schaller, „sind Sie Jäger?"

„Allerdings sehr aus der Uebung gekommen," sagte dieser, „denn in Peru giebt es nichts zu schießen, wenigstens nicht um Lima herum."

„Wollen Sie morgen mit auf den Entenfall? Ich habe heute Nachricht bekommen — die Strich-Enten finden sich schon in Masse ein."

„Ich habe nicht einmal ein Gewehr."

„Ich borge Ihnen eine famose Zündnadel — kommen Sie mit. Wir bleiben aber über Nacht weg und setzen uns Abends und Morgens an, wenn mir nicht gemeldet wird, daß sie Auerhähne verhört haben."

„Das wäre allerdings famos!"

„Also topp — morgen Nachmittag um vier Uhr holen Sie mich ab. Wir fahren in einer Stunde hinaus, und all' Ihr Jagdzeug sollen Sie bei mir bereit finden."

„Angenommen!" rief Hans. „Auf eine ächt deutsche Jagd habe ich mich schon lange gefreut!"

„Wie ist es mit Ihnen, Rauten? Haben Sie Lust, mitzufahren?"

„Ich danke sehr," lächelte dieser; „ich bin ein sehr leidenschaftlicher Jäger, wenn ich es bequem haben kann, aber von Ihrer Auerhahnbalz bitte ich Sie doch, mich zu dispensiren. Morgens um halb zwei Uhr aufstehen und im Dunkeln einen hohen, nassen Berg hinaufklettern, nur der Möglichkeit wegen, einen dieser plumpen Vögel von seinem Aste herunter zu schießen, ist nicht meine Sache. Wenn ich auf meiner Jagd Auerhähne hätte, würde ich diesen Genuß meinem Jäger überlassen."

„Dann sind Sie auch kein ordentlicher Jäger," rief Schaller, „oder Sie machten sich wahrhaftig aus den Strapazen nichts! Dann gehen wir allein, Solberg, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie zum Schuß kommen!"

„Und bei dem Wetter!" sagte Frau von Schaller.

„Bah," rief ihr Gatte, „der Wind hat sich seit etwa einer Stunde gedreht, und wir haben morgen klaren Himmel!"

Als sich Hans wieder rasch Kathinken zuwandte, sah er, wie ihr Blick fest, aber auch ernst auf ihn gerichtet war, aber sie wandte das Antlitz ruhig von ihm ab, und nur erst, als er sich bei ihr verabschiedete, grüßte sie ihn wieder freundlich wie vorher.

Während Hans Solberg und Graf Rauten ihre Besuche beendet hatten und wieder heimwärts fuhren — Beide dem Glück im Schooß und, wie es schien, von keiner Sorge bedrängt —, saß drüben in der Wohnung des Meisters Handorf der kranke Sohn am Fenster in des Vaters Lehnstuhl und schaute, das bleiche Antlitz in die Hand und den Ellbogen auf die Lehne des Stuhles gestützt, hinter dem mit Gaze verhangenen Fenster in trübem Sinnen auf die Straße hinaus.

Er sah noch recht elend aus. Der sonst so kräftige, gesunde Mensch war nicht allein von einem Fieber ergriffen gewesen, sondern sein Geist, seine Gedanken, die in ihm arbeiteten und ihn marterten, hatten auch noch dabei mit geholfen, ihn vollständig nieder zu drücken Das braune, volle, etwas gelockte Haar hing ihm in dichten Büscheln über die bleiche Stirn, die Augen lagen ihm in den von einem recht häßlichen schwarzen Rand umgebenen Höhlen, und die Hand selber sah so weiß und durchsichtig aus, als ob sie nie geschafft und sich das Leben mit harter Arbeit und saurem Schweiß erkämpft habe.

An dem heutigen Tage hatte er zum ersten Mal sein Lager wieder verlassen, um in dem Wohnzimmer eine andere Luft zu athmen; aber das Wetter draußen konnte nicht dazu

dienen, ihn aufzuheitern, es war so trübe wie sein eigenes Herz, und wenn er auch keine Thräne mehr hatte für den überstandenen Jammer, so kam auch kein Lächeln mehr auf die bleichen Lippen. Es stürmte nicht mehr in ihm, wie da draußen der scharfe Nordwest, der den Schnee und gefrorenen Regen gegen die Fenster peitschte; aber seine Seele glich einem Aehrenfelde, das, vom Hagel niedergemäht und ausgedroschen, in geknickten Halmen den Boden deckt. Es war vorbei mit ihm; seine Jugend gebrochen, sein Leben zerstört, und er dankte dem Arzte nicht für die Sorgfalt, die er auf ihn verwandt. Wäre ihm nicht besser gewesen, wenn er jetzt da drunten in seinem kalten Grabe läge!

Margarethe war leise in's Zimmer getreten; sie brachte dem Bruder die erste Fleischbrühe wieder, die er essen durfte, und als sie den Teller auf den Tisch gesetzt, wo schon eine Serviette für ihn ausgebreitet lag, trat sie zu ihm, schlang ihren Arm um seine Schulter und sagte mit ihrer weichen, liebevollen Stimme: „Wie geht es Dir jetzt, Karl? Fühlst Du Dich etwas besser?"

„Meine Margareth," sagte der junge Mann, ohne das Auge zu ihr zu erheben, nur seinen Kopf lehnte er langsam auf ihren Arm — „meine treue Pflegerin, wie soll ich Dir danken?"

„Aber, Karl, rede doch nicht so!" bat das junge Mädchen. „Wenn ich krank wäre, würdest Du mich doch ebenso pflegen."

„Du meinst es auch gut mit mir; Du hältst mich nicht für schuldig..."

„Aber, Karl, die Eltern doch auch nicht!"

„Die Mutter vielleicht nicht," sagte der Kranke leise, „aber des Vaters Blick ruht manchmal so in Angst und Zweifel auf mir, daß es mir das Herz zerreißen möchte."

„Nein, Karl, nein," rief Margarethe angstbedrückt, „Dein Mißtrauen allein, das Du gegen alle Menschen fassen mußtest, täuscht Dich da und macht Dich ungerecht gegen ihn! Er mußte Dir ja glauben und that es so gern! Gieb Dich nur jetzt nicht solch' trüben und schmerzlichen Gedanken hin, Du kannst ja sonst nicht gesund werden! Hat es Dir der Arzt

nicht auch streng verboten? Und Du weißt doch, wie gut er es mit Dir meint!"

„Ja," nickte Karl leise vor sich hin, „das ist ein braver Mann, der mich noch nie hat fühlen lassen, daß ich im Zuchthause war..."

„Karl!" bat die Schwester mit thränenden Augen.

„Laß es gut sein, Gretchen," sagte der Bruder; „seit der Vater neulich beim Notar war und mir die letzte Hoffnung genommen hat, je wieder meine Unschuld zu beweisen und vor den Augen der Welt kein Verbrecher mehr zu sein, seitdem habe ich die Lust am Leben verloren. Wohin soll ich auch? Und zöge ich auch in die fernsten, wildesten Länder Amerikas, von jedem Menschen würde ich fürchten, daß er meine Schande kenne. Ich werde niemals im Stande sein, je wieder einem Andern frei in's Auge zu sehen, würde nicht wagen, mich nur mit anderen ehrlichen Leuten an einen Tisch zu setzen."

„Karl, Karl, Du marterst Dich und mich!" bat das junge Mädchen. „Oh, rede nicht so! Spricht Dich doch Dein eigenes Gewissen frei, und wenn wir uns vor Gott nicht zu fürchten brauchen, können wir der Zukunft froh und getrost in's Auge sehen!"

„Froh und getrost," seufzte der junge Mann leise vor sich hin. Dann schüttelte er langsam mit dem Kopf und sagte leise: „Nein, Gretchen, Du meinst es gut, aber so wird es nie und nimmer mehr. Mich hat Gott verlassen und seine Hand von mir abgezogen, oder er hätte sonst nicht geduldet, daß ich so Furchtbares ertragen mußte. Es ist vorbei; aber ich will auch nicht mehr klagen und Dir, mein armes Kind, das Herz nur schwer machen. Du hast es wahrlich nicht um mich verdient. Bin ich wieder gesund, dann ziehe ich fort von hier — weit fort. Die Leute sollen dann nicht mehr mit den Fingern auf dieses Haus zeigen und sagen: Da drinnen wohnt jetzt der Mensch, der den Juden todtgeschlagen und beraubt und nachher sechs Jahre im Zuchthause gesessen hat."

„Was hast Du mir versprochen, Karl?" bat die Schwester.

Der Kranke barg sein Gesicht in beiden Händen, aber er erwiderte kein Wort weiter und blieb so still und schweigend

eine ganze Weile sitzen. Er war ruhig geworden, und als ihn die Schwester endlich bat, aufzustehen und seine Suppe zu essen, ließ er sich willig von ihr führen und folgte ihr jetzt wie ein Kind.

„Wo ist der Vater, Gretchen?"

„Er hat heute nothwendige Arbeit außer dem Hause; wir essen auch deshalb später als gewöhnlich."

„Und die Mutter?"

„Draußen in der Küche; ich sollte ihr eigentlich helfen, ich mochte Dich aber nicht so lange allein lassen. Der Doctor muß auch gleich kommen, denn das ist seine gewöhnliche Zeit, wenn ihn das furchtbare Wetter nicht zurückgehalten hat. Das tobt ja da draußen, als ob es die Schornsteine aus den Dächern herausreißen wollte!"

„Ja," sagte der Kranke und schaute hinaus auf die Straße, „und doch, Gretchen, so sonderbar das klingen mag, möchte ich jetzt da draußen stehen und mir Regen und Schnee in's Gesicht peitschen lassen."

„Aber warum denn das, Karl? Du könntest den Tod davon haben."

„Denke Dir nur, Gretchen," sagte der Bruder leise, „ich habe seit sieben Jahren keinen Regentropfen im Gesicht gefühlt."

Es war gut, daß er die Schwester nicht dabei ansah, denn ihr quollen die hellen Thränen aus den Augen nieder; aber sie wandte sich ab, zog die Schieblade heraus, in der ihre Messer und Gabeln lagen, und rasselte zwischen denen herum.

„Wenn der Doctor nur käme," sagte Karl nach einer längeren Pause, in der er jetzt die ihm gebrachte Suppe gegessen hatte; „er ist immer so gut und freundlich, und es thut mir so wohl, wenn er bei mir ist! Unser Doctor da draußen war immer so rauh und grob mit den Leuten."

„Ich glaube, da kommt er schon," sagte Margarethe rasch, „das war sein Schirm, der da eben am Fenster vorüber ging."

Sie hatte recht gesehen; draußen klang die Hausthür, nach wenigen Minuten pochte es an die Thür, und Doctor Potter, der den Kranken behandelte, trat in's Zimmer. Er kannte

das traurige Schicksal des jungen Mannes, der einem unseligen Verhängniß zum Opfer gefallen und dadurch elend geworden war, und hatte ihn immer mit schonender Sorgfalt behandelt.

Doctor Potter war ein noch junger Arzt von vielleicht acht- oder neunundzwanzig Jahren. Er hatte sich seit etwa drei Jahren hier in Rhodenburg niedergelassen und schon eine sehr bedeutende Praxis bekommen. Man sah ihn überall gern, und doch hielt er sich zurück, nur nicht von seinen Kranken, deren Pflege er oft mit der größten Aufopferung oblag. Er mußte auch sein gutes Auskommen haben, aber trotzdem schien er immer still und niedergedrückt, und wie gern man ihn auch in die verschiedenen Familien gezogen hätte, er war nur selten zu bewegen, andere als ärztliche Besuche abzustatten. Ja, es ging sogar das Gerücht, daß er beabsichtige, Rhodenburg zu verlassen, obgleich dafür auch nicht der geringste Grund vorlag. Es ist ja das Schwierigste für einen Arzt, sich erst in einer fremden Stadt Bahn zu brechen und eine bestimmte Praxis zu erlangen; hat er die aber erst einmal, dann kann er auch seine Existenz für gesichert halten.

Doctor Potter fand den Kranken heute weit besser, als gestern; er war vielleicht noch nicht ganz fieberfrei, aber sein Puls ging doch ruhiger, und nur davor warnte er ihn, sich nicht unnöthiger Weise aufzuregen. Hatten ihm doch die gerötheten Augen der Schwester schon verrathen, daß wieder etwas Derartiges müsse vorgefallen sein.

Karl versprach Alles, und nur danach fragte er, wann der Doctor wohl glaube, daß er seine Reise antreten könne. Er fühle, daß er fort müsse, und draußen in einer fremden Welt würde er sich vielleicht nicht so gedrückt fühlen.

„Ja, lieber Freund," sagte der Arzt, „das kommt ganz darauf an, wie Sie sich jetzt hier halten. Schütteln Sie die alten Gedanken ab und beschäftigen Sie sich nur mit Ihrer bevorstehenden Reise; lesen Sie viel. Es giebt ja so viele Schilderungen und Reisebeschreibungen, die sich auf jene fernen Länder beziehen; das wird Sie auf der einen Seite belehren, auf der andern aber auch zerstreuen, und ich kann Ihnen dann versprechen, daß Sie vielleicht schon in vier Wochen im Stande sein werden, Ihre Wanderung anzutreten."

„Meine Wanderung —“ sagte der junge Mann wehmüthig.

„Draußen auf der blauen See werden Sie sich dann bald wieder vollständig erholen und kräftigen — ach ich wollte, ich könnte mit Ihnen ziehen!“ setzte er mit einem kaum unterdrückten Seufzer hinzu; „war es doch auch immer meine Sehnsucht, einmal das blaue, endlose Meer zu sehen.“

„Ja, ich glaube auch, daß mir dort wieder wohl wird,“ nickte Karl — „aber auf keinem deutschen Schiffe gehe ich fort von hier!“ setzte er rasch hinzu.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, lieber Handorf,“ erwiderte freundlich der Doctor, „daß ich Ihnen einen Brief an einen Arzt in Southampton mitgeben werde. Dort schiffen Sie sich ein und finden da fast jeden Tag Gelegenheit. Machen Sie sich deshalb keine Sorge.“

„Und dort sind keine Deutschen?“

„Deutsche wohl,“ sagte Potter gutmüthig, „aber Sie könnten ein Jahr dort bleiben, ehe Sie einen Mann aus Rhodenburg, und zehn Jahre, ehe Sie einen Bekannten träfen.“

Der junge Mann nickte nur langsam mit dem Kopfe; er fühlte sich doch noch recht schwach. Das Reden hatte ihn auch vielleicht angestrengt, und der Arzt, der dem Mädchen nur noch einige Verhaltungsregeln zuflüsterte, zog sich dann leise zurück, um ihn nicht zu stören.

Karl saß still und in sich zusammengesunken in seinem Stuhl. „Oh, wenn ich doch sterben könnte!“ stöhnte er lautlos vor sich hin und fiel dann in einen leichten, aber unruhigen Schlaf.

14.

Die Trauernachricht.

Das Wetter hatte um zwei Uhr etwa seinen Höhegrad erreicht, dann ging der Wind mehr und mehr nach Norden

herum, und schon vor Sonnenuntergang zeigten sich blaue Stellen am Himmel, die einen immer größeren Umfang annahmen.

Die Engländer sagen: Wenn sich so viel blaues Tuch am Himmel zeigt, daß sich ein holländischer Schiffer ein Paar Hosen daraus zuschneiden kann, so wird es bald heiterer Himmel.

Der Wind fegte allerdings noch durch die Straßen, aber er trocknete dabei auch die Trottoirs. Der Winter hatte wieder einmal verspielt und blies nur noch in vollem Ingrimm seinen kalten Athem auf das schon in jungem Grün prangende Land.

Die Nacht brach an — Mondschein stand nicht im Kalender — und die Straßenlaternen waren angezündet worden. Oben bei Klingenbruchs war die Familie beisammen; der Oberstlieutenant hatte gerade nicht seinen Ausgehetag und saß bei seiner Frau und Tochter — Flora war nämlich allein mit den Eltern, und der Vater hatte Henrietten auch im Anfang gar nicht vermißt, er glaubte vielleicht, daß sie in der Küche wäre. Endlich fiel ihm aber doch ihre Abwesenheit auf.

„Wo ist Hetty, Veronica?"

„Sie ist vorhin einmal zur Tante hinüber gegangen, sie hat dort einen von ihren Handschuhen liegen lassen, könnte aber schon längst wieder da sein; sonst hält sie sich doch nie so lange dort auf. Hatte sie denn sonst noch etwas zu besorgen, Flora? Und weshalb bist Du überhaupt nicht mitgegangen?"

Flora war eigentlich ein bischen roth bei der Frage geworden, aber da sie den Kopf gerade über ihre Stickerei bog, ließ sich das nicht genau erkennen, und sie sagte mit ruhiger Stimme, ohne jedoch von der Arbeit aufzusehen: „Aber, Mama, um da drüben etwas abzuholen, braucht doch Hetty meine Begleitung nicht, sie ist ja älter als ich..."

„Da hat Florchen Recht," lächelte der Oberstlieutenant, „und außerdem sind es ja kaum sechshundert Schritt bis hinüber."

„Sie wollte auch noch bei der Schneiderin vorgehen," bemerkte Flora. „Wahrscheinlich ist sie jetzt oben bei ihr."

Die Mutter beruhigte sich damit, aber Jettchen kam noch immer nicht, und zuletzt wurde sie unruhig. Sie klingelte

dem Mädchen, und als dieses den dicken Kopf in die Thür steckte, sagte sie:

„Geh einmal hinauf zur Nähmamsell — wie heißt sie gleich, Hanna?“

„Zur Mamsell Peters?“

„Ja, und sieh zu, ob meine Tochter oben ist.“

„Soll sie 'was?“

„Thu nur, was ich Dir sage: sieh zu, ob meine Tochter oben ist. Nachher kommst Du wieder herunter und sagst mir Antwort.“

„Na, oben werd' ich nicht sitzen bleiben,“ murmelte das etwas brummige Mädchen zwischen den Zähnen durch, als sie die Thür wieder schloß, um dem Befehl Folge zu leisten; aber schon nach wenigen Minuten erschien der Kopf wieder.

„Das gnä' Fräule is nich oben“ — und damit schloß sich die Thür. Die Sache war erledigt.

„Das begreife ich aber nicht,“ sagte die Mutter, ihre jüngste Tochter erstaunt ansehend. „So lange ist die Hetty wahrhaftig nicht bei der Tante geblieben!“

„Tante wird ihr wieder eine Vorlesung halten,“ sagte Flora, indem sie sich ihre Wolle aussuchte und die Farben mit einander verglich; „ich bin seelensfroh, daß ich nicht von der Partie sein muß.“

Der Oberstlieutenant sah sie über seine Brille an. „Nun, weißt Du, Kind,“ sagte er, „die Tante hat doch in manchen Stücken Recht...“

„Ja, wenn Du nur der Tante Partie nehmen kannst,“ sprang aber hier seine Gattin in's Gefecht, „dann ist nachher Alles gut. Junges Blut mag aber die ewigen Strafpredigten auch nicht gern mit anhören, und zuletzt läuft doch nur Alles darauf hinaus, daß wir unsere Kinder gar nicht zu erziehen wissen und das erst von Deiner Schwester lernen müssen.“

„Aber, liebes Herz,“ sagte ihr Mann, der sich ohnehin nicht recht behaglich befand und gar nicht daran dachte, seine Gattin zu erzürnen, „ich gestehe ja gern ein, daß ich selber die Kinder ein bischen zu viel verziehe, und wenn dann die Schwester das Versäumte nachholt, ist es kein Unglück; Du

weißt ja doch, daß sie es gut mit ihnen meint, und sie hat ihnen davon schon die stärksten Beweise gegeben.“

„Gut mit ihnen meint,“ brummte die Frau Oberstlieutenant, welche eine einmal aufgegriffene Waffe nicht gern wieder ungebraucht in die Ecke stellte — „das wissen wir eben noch nicht, denn bis jetzt fehlen die Beweise. Versprochen hat sie ihnen allerdings genug, und wenn sie das einmal hält, will ich Dir eingestehen, daß ich ihr Unrecht gethan. Bis das aber nicht erwiesen ist — und wer weiß, ob es Einer von uns am Tische hier erlebt —, wirst Du mir erlauben, meine eigene Meinung zu behalten und auszusprechen. Ich wenigstens kann es den Kindern manchmal nicht verdenken, daß sie ungeduldig werden. Einem Heiligen könnte das passiren, und wir Frauen sind nun einmal keine Heiligen...“

„Das weiß Gott!“ hätte der Oberstlieutenant gern gesagt, aber er hütete sich wohl, die Worte auszusprechen, der Krieg wäre sonst offen erklärt gewesen. Die Mutter lehnte sich wieder in ihren Stuhl zurück — sie hatte die Lampe neben sich stehen — und verfolgte den Roman, in dem sie las; Flora stickte emsig weiter, und der Oberstlieutenant bückte sich wieder über ein ihm zur Begutachtung von seinem Chef anvertrautes Werk über Geschütze, das insofern seine besonderen Schwierigkeiten einer Beurtheilung zeigte, da er seinen Chef selber im Verdacht hatte, es geschrieben zu haben — aber Hetty kam noch immer nicht. — Und wo war Hetty?

Die Apotheke, oder Hofapotheke, wie man jetzt sagen mußte, gehörte mit zu den ältesten Gebäuden der Stadt, und da der Grund und Boden damals noch keinen so enormen Werth hatte als heutzutage, so schlossen alle diese alten Häuser auch in ihrem Hofraum einen Garten ein, der nur dann und wann von den späteren Besitzern wieder parzellirt wurde, um das Capital nicht todt liegen zu lassen. Herr Semmlein hatte es dagegen vorgezogen, seinen Garten zu behalten, da er ihn selber, als großer Blumen- und Pflanzenfreund, benutzte. Auch nur ein kleines Stückchen, jedes mit einer „Laube“ darin, war für die erste und zweite Etage an die Abmiether überlassen worden, damit sie ein Plätzchen ihr eigen nannten, wo sie an warmen Sommertagen doch wenigstens ihren Kaffee

„im Freien“ trinken konnten, insofern man nämlich einen Raum „im Freien“ nennen konnte, der, von hohen Mauern und Giebelwänden rings eingeschlossen, weit eher einem „negativen“ Schornstein glich. In einem Schornstein geht nämlich der Ruß in die Höhe, hier hinein fiel er dagegen von allen Seiten herunter, und das Plätzchen konnte deshalb auch nur von den glücklichen Besitzern benutzt werden, wenn da oben über den Dächern eine recht frische Brise wehte.

Abends und in dieser Jahreszeit, besonders aber nach dem heutigen Wetter, dachte natürlich Niemand daran, den nassen Garten zu betreten; auf dem Hofe brannte außerdem nicht einmal eine Laterne, und er lag still und dunkel. Nur neben der Hofthür stand der Brunnen mit seinem eisernen Schwengel, und manchmal, mitten aus der Nacht heraus, mit keiner sichtbaren Kraft, die ihn in Bewegung setzte, fing der an zu arbeiten — man hörte das Wasser plätschern, und unheimliche Ruhe herrschte wieder gleich nachher...

Nur nicht in „Oberstlieutenants Laube“, wie der kleine Platz von den Hausbewohnern genannt wurde, denn das dazu gehörende Gärtchen, kaum zehn Schritt in Quadrat, kam natürlich nicht in Betracht — nur nicht da, denn so geheimnißvoll wie der Brunnen zu Zeiten, anscheinend durch Geisterhand bewegt, zu arbeiten anfing, so flüsterte es hier und tauschte süße Liebesworte, ohne daß man aber auch irgend wen hätte erkennen können.

„Henriette, mein süßes, süßes Leben, ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie glücklich ich mich fühle, daß ich Dich endlich einmal, von keinem Lauscher bedroht, ungestört in meinem Arme halten und an mein Herz drücken darf — oh, daß uns diese Momente nur so spärlich zugemessen sind!“ flüsterte eine männliche Stimme.

„Mein Julius, oh, ich bin so glücklich,“ erwiderte, aber eben so vorsichtig gedämpft, eine weibliche Stimme — „nur die Angst tödtet mich, die furchtbare Angst, daß Jemand hier herein käme, daß wir verrathen werden könnten!“

„Aber wer soll jetzt hierher kommen, mein herziges Lieb?“ bat der Mann wieder. „Verdirb Dir doch nicht die kurze

Zeit unseres Beisammenseins mit solcher ganz unnützen Angst und Sorge!"

Sie hing schweigend in seinem Arm, und seine Küsse brannten auf ihren Lippen.

Es war ein etwas beengter Platz in der niedern Laube; sie mußten aufrecht und mitten darin stehen bleiben, wenn sie nicht überall an die nassen, noch tropfenden Zweige anstoßen wollten. Nicht einmal eine Bank stand in dem Heiligthum, aber was kümmerte das die Liebenden! Nur in dem Bewußtsein, sich gefunden zu haben, hielten sie sich umschlungen, und kein Wunder, daß ihnen die Viertelstunden wie sonst Secunden entflogen.

Eigentlich war dieses Rendezvous nur einzig und allein unter dem Vorwande verabredet, ja, für unerläßlich nöthig gehalten worden, daß sie sich einen Plan für ihr künftiges Verhalten und die nächsten Schritte formen wollten, ob man den Tod der Tante abwarten oder ob Julius gleich am nächsten Morgen bei dem Vater um die Hand der ältesten Tochter anhalten solle: das war wenigstens Henriettens Wunsch gewesen — ein junges Mädchen, das noch keinen Blick in das äußere bürgerliche Leben gethan. Lieutenant von Wöhsen aber wußte das besser, denn ein armer Lieutenant — ein armes Mädchen heirathen? Wovon und mit wessen Hülfe und Erlaubniß? Es war gar nicht denkbar, aber konnte er das auch der Geliebten mit so trockenen Worten sagen? Heut Abend wahrlich nicht, wo er die Lippen zu etwas Besserem gebrauchte, als seinem Liebchen Unterricht in den Kosten eines Haushalts zu geben; dazu fand sich wohl eine passendere Zeit, wo man auch eine Störung nicht so schmerzlich fühlte. Sie sprachen deshalb weder von Erbschaft noch Gage — die letztere war auch zu unbedeutend, um nur ein Wort darüber zu verlieren; nur sich selbst gehörten sie an, und die nasse, triefende Laube wurde ihnen zum Paradies.

Da schlug es von der nahen Thurmuhr die vier ersten Schläge — es war voll. Henriette schrak empor und zählte: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht? Das war nicht möglich!

„Großer Gott," rief sie, sich aus des Geliebten Arm

windend, „es ist ja nicht denkbar — es kann doch noch nicht acht Uhr sein!“

„Mir ist es,“ sagte der Lieutenant, „als ob wir kaum fünf Minuten hier gestanden hätten; es war sieben Uhr vorbei, als ich hereinkam.“

„Oh, mein Gott, was wird die Mutter sagen!“ rief Henriette. „Leb' wohl, Julius, ich kann nicht länger bleiben!“

„Oh, daß die Zeit so rasch, so furchtbar rasch verfliegt!“ klagte der junge Sohn des Mars. „Leb' wohl, Geliebte — aber wann treffen wir uns hier wieder?“

Er hatte sie wieder umfaßt, und es dauerte eine geraume Zeit, bis sie den Mund zum Antworten frei bekam.

„Ach, ich fürchte mich so, Julius, wenn wir entdeckt würden!“

„Sei ohne Sorge,“ beruhigte sie der darin weit tapferere Soldat, „mich soll Niemand sehen, und Du findest ja so leicht einen Vorwand, hier herunter zu schlüpfen.“

„Gute Nacht, Julius!“ flüsterte Henriette, schmiegte sich noch einmal an ihn und riß sich dann los.

„Ich erwarte Dich morgen Abend, theures Herz,“ flüsterte ihr der Geliebte zu, „und wenn ich auch Stunden lang Deiner harren müßte!“ Und fort von ihm huschte das junge Mädchen wie ein Pfeil vom Bogen, floh den schmalen Gang entlang, der an den Gärten hinführte, erreichte glücklich die Hausflur und die Treppe, ohne irgend Jemandem zu begegnen, und zog gleich darauf, freilich etwas athemlos, an ihrer Klingel.

„Aber nun bitte ich Dich um Gottes willen, Hetty,“ rief ihr die Frau Oberstlieutenant schon entgegen, als sie die Schwelle noch nicht überschritten hatte, „wo treibst Du Dich bis spät in die Nacht allein herum? Wo in aller Welt bist Du nur so lange gewesen?“

„Bei der Tante, Mama,“ sagte Hetty mit dem unbefangensten Gesicht der Welt; „wo soll ich denn sonst gewesen sein?“

„Und so lange, und sonst machst Du immer, daß Du nur so rasch als möglich wieder fort kommst! Und allein den Weg gegangen in der Dunkelheit!“

„Aber, beste Mama, hier in der lebhaften Straße, und den kurzen Weg! Und bei der Näherin war ich auch noch

oben, ehe ich hereinkam, und habe mich da eine Zeit lang aufgehalten."

„Und was sagte die Tante, Kind?" fragte der Oberstlieutenant, dem die harten Worte schon leid thaten.

„Ach, nichts Besonderes, Papa," erwiderte Henriette; „nur merkwürdig still war sie heut Abend. Ich mußte ihr von dem Balle bei Schallers erzählen, und wer Alles dagewesen, und was sie angehabt, und was wir gegessen hätten."

„Das sieht ihr ähnlich," sagte die Frau Oberstlieutenant.

„Aber sie zankte nicht darüber, Mama; sie nahm es ganz still hin und schüttelte nur manchmal mit dem Kopf."

„Und weshalb sollte sie zanken, Kind?" sagte der Vater. „Glaubt Ihr etwa nicht, daß sie Euch ein Vergnügen gönnt? Laßt mir die Tante zufrieden, das ist eine gute, brave Frau, und wo sie Euch eine Freude machen kann, thut sie es gewiß."

Die beiden jungen Mädchen warfen sich gleichzeitig einen Blick zu; sie dachten an die Tücher, die sie neulich von der Tante geschenkt bekommen hatten, und Henriette war auch deshalb, wie sie ihrer Mutter gesagt hatte, nur in der Dämmerung zu ihr gegangen, weil sie ihren neuen Hut dann doch nicht aufsetzen durfte. Aber sie sagten nichts, sie mochten dem Vater nicht weh thun, und da auch jetzt die Zeit zum Abendbrod heranrückte, nahm das Gespräch bald eine andere Richtung.

Die kleine Familie saß noch etwa bis halb elf Uhr zusammen; die Frau Oberstlieutenant legte Patience, ihr Gatte saß in der einen Sophaecke und drehte seine Daumen einen um den andern, und Henriette und Flora, die sich Beide eine Arbeit vorgesucht, plauderten zusammen von Dem und Jenem. Endlich wurde es aber doch Zeit, zu Bett zu gehen; der Oberstlieutenant war müde geworden und fing an zu schnarchen. Seine Gattin warf ihm einen entrüsteten Blick zu, genau so, wie sie es jeden Abend that, und schob dann, als die Patience wieder nicht aufgegangen war, unwillig ihre Karten zusammen. Wie sie dabei den Stuhl heftig zur Seite schob, wachte der Oberstlieutenant auf, sah sich verwundert um und sagte:

„Aber ist es nicht Zeit, bald schlafen zu gehen, liebes Kind? Ich fange wirklich an müde zu werden."

„So?“ sagte seine Gattin. „Nun, der Anfang war wenigstens deutlich genug; Du hast geschnarcht wie ein Bär.“

„Ich, Schatz?“ fragte der kleine Mann verwundert.

„Vielleicht ist es der Hund auf der Uhr gewesen,“ erwiderte seine liebende Gattin; „Du bist einmal unverbesserlich. Kommt, Kinder, es ist spät geworden. Gute Nacht!“

Damit nahm sie ihr Licht, zündete es an und verließ das Zimmer, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben.

Jettchen hatte, als sie in die Stube trat, ihren Hut auf den Tisch gelegt. Als Flora jetzt mit der Lampe daran vorüber ging, nahm sie ihn auf, betrachtete ihn kopfschüttelnd und sagte dann:

„Aber, Hetty, wie um Gottes willen sieht denn Dein Hut aus; der hat ja gar keine Façon mehr!“

„Mein Hut — wie so?“ rief die Schwester, und es war gut, daß sie im Schatten stand. „Der Wind wehte draußen so scharf.“

„Sieh nur, wie der zerdrückt ist!“ fuhr Flora fort und warf dabei der Schwester einen forschenden Blick zu. — Es ist nämlich ein altes Sprüchwort: Man sucht Keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat. — „Das kann doch unmöglich der Wind gethan haben!“

„Dann hat sich der Tante häßlicher Pinscher wieder darauf gelegt!“ rief Henriette; „neulich machte er es schon einmal so, und ich habe die Tante nie in meinem Leben so herzlich lachen sehen, als damals.“

„So?“ sagte Flora boshaft. „Ja, der häßliche Pinscher! Aber gute Nacht, Papa! Gehst Du nicht auch zu Bett?“

„Ja, Kinder,“ sagte der Vater, der sich wirklich Mühe geben mußte, ordentlich munter zu werden, „ich denke, es wird Zeit; also schlaft recht wohl!“

Die Familienglieder zogen sich in ihre verschiedenen Gemächer zurück. Das Mädchen wusch in der Küche noch das Geschirr auf und verzehrte sein dürftiges Abendbrod, denn es bekam sein Essen allein, so wie sein halbes Stückchen Butter für die Woche und jeden Abend zwei Stück Zucker für den nächsten Tag zugezählt. Eine Viertelstunde mochte solcher Art vergangen sein, und auf dem Rathhausthurme schlug es eben

elf Uhr, als draußen auf der Treppe wieder schwere Schritte gehört wurden, die nicht weiter nach oben stiegen, sondern vor der Etage hielten.

Die jungen Mädchen, die ihr Zimmer gemeinschaftlich hatten, schliefen noch nicht; sie waren beide zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, und Flora hörte jetzt deutlich, wie Jemand draußen an ihrer Glasthür herumtappte und auch an dem Griff probirte. Natürlich war die Thür verschlossen. Konnten das Diebe sein? Aber das ließ sich nicht denken, denn erstens war es dazu noch zu früh, und dann würde Jemand, der in verbrecherischer Absicht hier heraufstieg, doch gewiß nicht einen solchen Lärm vollführt haben. Wer es aber auch war, er mußte endlich im Dunkeln den Klingelzug gefunden haben: plötzlich that er einen derben Ruck daran, die Glocke schallte durch das ganze Haus, und die beiden Mädchen fuhren erschreckt in ihren Betten empor.

Was war das? Wer hatte Nachts bei ihnen etwas zu thun, und wie war er überhaupt in das Haus gekommen, das der Apothekerlehrling, wie sie recht gut wußten, mit dem Schlage zehn Uhr gewissenhaft zuschloß? In der Etage rührte sich auch noch Niemand. Es konnte ja ein Irrthum gewesen sein; vielleicht wollte Jemand eine Etage höher. Auch darüber sollten sie nicht lange in Zweifel bleiben, denn plötzlich that es an dem Klingelzuge einen zweiten, so furchtbaren Riß, daß es wie Sturmgeläute durch das Haus schallte und der Oberstlieutenant, den seine Frau schon bei dem ersten Ansatze wachgerüttelt hatte, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette sprang.

„Herr Du meine Güte," sagte er dabei, „wenn Jemand in die Apotheke will, so braucht er doch bei uns nicht erst die Klingel abzureißen!"

„Aber was Du nun wieder sprichst!" sagte seine zärtliche Gattin. „Wie wäre er denn nur überhaupt in's Haus gekommen? Es will Jemand zu uns!"

„Eine telegraphische Depesche?" sagte der Oberstlieutenant zweifelnd, indem er aber doch in seine Beinkleider fuhr, denn er natürlich konnte nur allein mitten in der Nacht einem so

unzeitigen Besucher die Thür öffnen. „Ich wüßte aber wahrhaftig nicht, wo die herkommen sollte!“

Er mußte sich aber noch etwas mehr beeilen, denn der nächtliche Bote oder Besucher schien in außerordentlicher Eile. Wieder zog es an der Klingel, daß es nur ein Wunder blieb, wie der Draht hielt, und Herr von Klingenbruch riß jetzt seine Thür auf und rief — er war selber böse geworden — ein ärgerliches: „Nun ja, ich komme, gleich!“ hinaus. Darauf murmelte er: „Hexen kann ich ja doch nicht!“ und beendete nun seine nothwendigste Toilette in allergrößter Eile, um nur erst zu erfahren, wer da draußen wäre und was man von ihm wolle. Es konnte doch wahrhaftig über Nacht kein Krieg ausgebrochen sein, daß man ihn in drängendster Eile auf das Ministerium citirte — und was war sonst los?

Endlich war er fertig — aber unbewaffnet mochte er auch nicht gehen; denn waren es wirklich Räuber, die diese List gebrauchten, um bei ihm einzudringen, so sollten sie ihn als Officier wenigstens gerüstet finden. Er zog seinen Degen aus der Scheide, nahm die bloße Klinge in die rechte, das Licht in die linke Hand und schritt nun fest und entschieden über den Vorsaal hinüber der betreffenden Thür zu.

„Wer ist da draußen?“

„Ach, ich bin's ja, Herr Oberstlieutenant, machen Sie nur rasch auf!“

„Ja, wer ist der Ich? Es geht auf Mitternacht!“

„Ich, die Resy von der Frau Mäusebrod. Ach, machen Sie doch nur auf, es ist ja ein Unglück geschehen!“

„Die Resy?“ sagte der Oberstlieutenant ganz verdutzt — „von meiner Schwester — ein Unglück?“ Aber während er das vor sich hin murmelte, schob er doch den Degen unter den linken Arm, um ihn zum Gebrauche gleich bereit zu haben, hing die Kette zurück, schloß auf und öffnete die Thür.

„Ach, Du mein lieber Gott,“ rief aber das alte Mädchen, wie es sich nur dem Oberstlieutenant gegenübersah, „erschrecken Sie nicht — unsere gute Frau ist eben gestorben!“

„Gestorben?“ sagte der kleine Mann und starrte sie an, als ob er gar nicht verstanden hätte, was sie sagte.

Es war ein wunderliches Bild, der kleine, etwas sehr

corpulente Mann, in Unterhosen und nur seinen Uniformfrack übergezogen, das Licht in der linken, den bloßen Degen jetzt wieder in der rechten Hand, und vor ihm die alte Magd, bleich und außer Athem zitternd vor Aufregung. Beide blieben auch wohl eine halbe Minute in der Stellung, bis endlich der Oberstlieutenant wieder Worte fand und mit fast erstickter Stimme rief:

„Was schwatzen Sie da, Resy? Wo kommen Sie überhaupt mitten in der Nacht her? Was ist mit meiner Schwester?"

„Todt ist sie!" stöhnte die Alte. „Ach, Du mein lieber Gott, daß ich das erleben mußte! Und so auf einmal, so ganz aus heiler Hand, wie man ein Licht ausbläst — ach, das Unglück, das Unglück!"

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" rief der kleine Mann wirklich entsetzt aus, denn er konnte das eben Gehörte noch gar nicht fassen. „Meine Tochter war ja doch noch erst heut Abend bei ihr!"

„Ja, gegen Abend kam das gnädige Fräulein auf einen Augenblick," sagte die alte Magd, „ging aber gleich wieder fort, und ob sich die arme Frau darüber geärgert hatte — aber sie war auch den ganzen Nachmittag schon so merkwürdig still gewesen und hatte nicht ein einziges Mal mit mir gezankt; es gefiel mir gleich nicht — aber bald nachher..."

„Wer ist denn da?" sagte in diesem Augenblick die gnädige Frau, die, mit einer großen weißen Nachthaube auf, den Kopf aus der Thür steckte. Sie hatte draußen sprechen hören, und die Neugierde duldete sie natürlich nicht länger in ihrem Bette. „Wer ist denn da, und was ist denn vorgefallen?"

„Die Resy, Veronica," sagte aber ihr Gatte, noch selber halb starr vor Schreck und Staunen. „Denke Dir nur, die Sibylle ist plötzlich gestorben!"

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" schrie die Frau und fuhr wie sie war aus der Thür heraus und auf die alte Magd zu. „Die Mäusebrod ist gestorben?"

„Ach, Du mein lieber Gott, das Unglück, das Unglück!" jammerte das arme alte Wesen. „Und so rasch, so schrecklich

rasch — wie wenn man eine Hand umdreht oder einen Kaffee kocht!"

„Aber an was — und wie ist das möglich?" sagte der Oberstlieutenant, der sich noch immer nicht von seinem Staunen erholen konnte, denn besondern Schmerz schien auch er nicht darüber zu empfinden. „Aber kommen Sie doch herein, Resy, wir alarmiren ja das ganze Haus!"

Die Frau Oberstlieutenant war fortgeschossen, und zwar zu dem Zimmer ihrer Kinder, um ihnen die wichtige Nachricht mitzutheilen. Dort klopfte sie an, und die beiden jungen Mädchen saßen noch in ihren Betten, unschlüssig, ob sie aufstehen und sich ankleiden oder den Lärm ruhig abwarten sollten. Da hörten sie das Pochen.

„Seid Ihr noch wach, Kinder?"

„Ja, Mama. Was, um Gottes willen, ist vorgefallen?"

„Macht einmal die Thür auf und laßt mich hinein."

Flora fuhr mit beiden Füßchen zugleich aus dem Bette, so neugierig war sie geworden, schob den Riegel an der Thür zurück und huschte dann wieder unter ihre Decke.

Es war stockfinster im Zimmer, aber die Mutter trug ihr Licht in der Hand, glitt hinein, drückte die Thür hinter sich in's Schloß und flüsterte mit vorgebeugtem Kopfe und Oberkörper:

„Die Tante ist todt!"

„Die Tante?" kreischten beide Mädchen laut auf.

„Bst, nicht so laut, Ihr alarmirt ja das ganze Haus! Die Resy steht draußen — eben ist sie gestorben."

Damit wollte sie wieder zurückfahren, um den weiteren Bericht zu hören; aber die jungen Damen dachten gar nicht daran, in einem so wichtigen Moment fern von dem Schauplatz zu bleiben.

„Ach, Mama, bitte, zünde unser Licht an!" bat Flora; „es steht neben Dir auf der Commode. Lieber Gott, jetzt können wir ja doch nicht schlafen!"

„Bleibt nur wenigstens liegen," sagte die Mutter, indem sie aber doch dem Wunsche Folge leistete. „Was wollt Ihr dabei thun?"

Was die jungen Damen dabei thun wollten, darüber

waren sie allerdings noch nicht mit sich einig; daß sie aber dabei sein mußten, verstand sich von selbst, und in größter Hast warfen sie sich nur das Nothwendigste über, um selber von der Resy die genauen Details zu erfahren.

„Aber Du warst doch den ganzen Abend bei ihr, Hetty,“ sagte Flora noch beim hastigen Ankleiden; „ist sie denn da krank geworden? Du hast doch keine Silbe davon gesagt.“

„Gott bewahre; wie ich fortging, war sie so gesund wie immer und hatte auch den alten grauen Kater auf dem Schooße. Es fällt ihr ja nie ein, Unsereinen bis an die Thür zu begleiten.“

„Wie lange warst Du denn bei ihr?“

„Oh,“ meinte Henriette, „ich weiß nicht — es muß weit über eine Stunde gewesen sein.“

„Das ist aber doch merkwürdig; ich habe in meinem Leben nicht geglaubt, daß die überhaupt sterben könnte.“

„Ich auch nicht,“ bestätigte die Schwester, der jetzt eine Unmasse der verschiedensten Dinge im Kopfe herumgingen. Aber beide Mädchen drängte es auch, das Nähere selber aus Resy's Munde zu hören, und in unglaublich kurzer Zeit waren sie doch so weit, daß sie sich wenigstens vor dem Vater konnten sehen lassen. Aber der Vater war noch nicht so weit, daß er sich konnte vor *ihnen* sehen lassen, denn er stand noch immer in Unterhosen und Uniform, das Licht in der Linken, den bloßen Säbel in der Rechten, vor der alten Magd.

Allerdings hatte die alte Resy schon bis dahin die Hauptsache erzählt, aber im Fragen nach den Einzelheiten, da die jungen Damen doch auch etwas erfahren wollten, stellte sich die Sache noch einmal ziemlich klar in folgenden Daten heraus.

Die Resy hatte den ganzen Abend gar nichts Besonderes an der Frau gemerkt, als daß sie auffallend still und ruhig gewesen wäre. Sie aß dann wie gewöhnlich zu Nacht, las noch etwa eine Stunde in der Bibel — auch eben keine aufregende Lectüre — und machte sich dann selber, wie sie es jeden Abend that, auf ihrer Spirituslampe etwas heißes Wasser, um ihr gewöhnliches Glas Grog vor Schlafengehen zu trinken. Sie hatte sich einmal daran gewöhnt und behauptete, daß sie sonst nicht einschlafen könne. Dann ging

sie zu Bett und klingelte, wie jeden Abend, damit die Magd hereinkam, um die Spirituslampe heraus zu holen und ihr ein Glas frisches Wasser vor das Bett zu stellen. Gerade wie die Resy das that, sagte die Frau: „Oh, mein Gott!“ und streckte sich in ihrem Bette aus.

„Fehlt Ihnen ’was, Frau Mäusebrod?“ hatte die Magd gefragt — denn sie durfte sie nie „gnädige Frau“ nennen —, aber sie bekam keine Antwort mehr. Sie dachte nun, die Frau wolle schlafen, und ging wieder mit einem „Gute Nacht“ hinaus, aber dort wollte ihr der sonderbare Ton nicht aus dem Kopfe, mit dem ihre Frau die letzten Worte herausgestoßen. Es war gar nicht ihre gewöhnliche Sprechweise gewesen und klang so merkwürdig. Anfangs getraute sie sich freilich nicht gleich wieder hinein, aber der Gedanke ließ ihr doch keine Ruhe, daß „die Frau“ am Ende krank geworden wäre. Sie nahm ihr Licht, öffnete leise die Thür und leuchtete zum Bette hin; die Frau rührte sich nicht. Sie trat näher und horchte, aber sie hörte auch kein Athmen, und nun ergriff sie die Angst. Sie faßte ihren Arm — und hätte vor Schreck fast das Licht fallen lassen — die Frau war todt. In aller Eile that sie jetzt das Vernünftigste, was sie überhaupt thun konnte, schloß zu und lief was sie konnte zum Doctor, denn möglicher Weise war ja doch noch zu helfen. Doctor Potter begleitete sie auch augenblicklich, aber es war nichts mehr bei der Sache zu thun. Wie er meinte, hatte sie vielleicht ein Herzschlag getroffen. Der Doctor schickte übrigens die Resy augenblicklich nach Klingenbruchs hinüber, um den Bruder der Verstorbenen nicht allein in Kenntniß zu setzen, sondern auch herbeizurufen. Er selber blieb so lange bei der Todten. Der Herr Oberstlieutenant sollte sich deshalb nur geschwind anziehen und mitkommen — ach, es wäre ja gar zu schrecklich, die arme Frau da so kalt und starr auf ihrem Bette liegen zu sehen!

Bei dem Worte „anziehen“ warf der kleine Oberstlieutenant etwas bestürzt den Blick auf seinen untern Menschen. Die Resy hatte in der That Recht, aber in der Aufregung der Schreckensnachricht hatte er daran nicht gedacht. Seine Schwester todt, und so plötzlich, so unvorbereitet — es war zu entsetzlich!

Aber er fühlte auch dabei, daß Doctor Potter sehr vernünftig gehandelt habe, augenblicklich nach ihm zu schicken, und seine Gattin, mit ihren Gedanken aber auf einer ganz andern Spur, folgte ihm rasch in das Schlafzimmer, um ihn selber zur Eile anzutreiben.

„Daß das alte verrückte Frauenzimmer, die Resy, den Doctor auch da drüben allein gelassen hat — konnte sie denn nicht zuschließen? Mach' nur, daß Du hinüberkommst — alle Papiere und Werthsachen liegen jetzt offen da, und der fremde Mensch ist allein im Logis!"

„Aber, bestes Herz," sagte der kleine Mann, indem er rasch in seine Uniformhosen hineinfuhr und sich dann quälte, die etwas engen Stiefel anzubekommen, „Doctor Potter ist ein Ehrenmann; Du kannst doch nicht glauben, daß er silberne Löffel stiehlt!"

„Man kann keinem Menschen in's Herz sehen," beharrte die Frau Oberstlieutenant, „und besser ist besser; Du mußt ja doch auch hinüber, das ist Deine Pflicht und Schuldigkeit als Bruder und Vater Deiner Kinder."

„Aber, liebes, bestes Herz, ich gehe ja auch, aber ich muß mir doch — nur — erst — die — ver—damm—ten Stie—fel an—ziehen! Ich wollte, daß den Schuster der Teufel holte," setzte er mit feuerrothem Kopf hinzu, „das ist ja jedesmal eine Thierquälerei! Wo ist denn mein Taschentuch?"

Der kleine Mann brauchte eine ziemliche Zeit, bis er alle seine verschiedenen Sachen zusammensuchte und zum Weggehen gerüstet war, und Henriette und Flora bestürmten indessen draußen auf dem Vorsaal noch die alte Resy mit Fragen nach tausend Kleinigkeiten und Einzelheiten, die sie wissen mußten. Sie ruhten auch in der That nicht eher, bis sie Alles heraus hatten, was die Resy selber ihnen sagen konnte, und baten auch dann noch den Vater, daß er ihnen doch ja gleich morgen früh — so früh, als irgend möglich — Nachricht sagen lasse oder am besten zum Frühstück selber herüberkomme.

Der Oberstlieutenant ging; er mußte allerdings noch einmal umkehren, denn er hatte den Hausschlüssel und seine Brille vergessen —, aber endlich kamen sie hinaus, und Mutter und Töchter waren allein.

„Das ist ja doch ein recht trauriger Fall," sagte die Frau Oberstlieutenant nach einer Weile, während sie aber das Licht zum Schlafengehen schon wieder in der Hand hielt — eine Thräne war in der ganzen Familie über den Tod der Tante noch nicht gefallen —, „ein recht trauriger Fall."

Flora sah etwas überrascht zur Mutter auf.

„Und so schnell," setzte Henriette hinzu. „Weißt Du, Mama, wie wir neulich noch davon sprachen, daß die Tante uns Alle überleben könne, so kräftig und gesund sah sie immer aus — und nun auf einmal ist sie ausgegangen wie ein Licht! Es ist doch schrecklich, wie rasch man eigentlich sterben kann."

„Na, Gott habe sie selig," sagte die Mutter mit einem Seufzer; „gegen mich hat sie sich eigentlich nie besonders freundlich gezeigt, aber ich vergebe es ihr aus vollem Herzen, ich trage ihr keinen Groll nach — und das soll man auch nicht über das Grab hinaus, das wäre unchristlich. Und nun gute Nacht, Kinder, legt Euch nur gleich wieder schlafen — und was ich noch sagen wollte, Hetty, morgen früh müßt Ihr gleich ausgehen, um Eure Trauerkleider herzurichten, und vergeßt dann auch nicht, etwas schwarz berändertes Papier, ebensolche Couverts und schwarzen Siegellack mitzubringen."

„Nein, Mama, gewiß nicht," sagte Flora; „aber weißt Du, Mama, dann kaufen wir uns auch gleich zwei von den kleinen Hüten, die nach hinten ein wenig aufgebogen sind — die finde ich zu reizend . . ."

„Nun, Kinder," sagte die Mutter, „das könnt Ihr ja machen, wie Ihr wollt, aber jetzt geht zu Bett, es wird spät. Morgen besprechen wir das Alles mit einander, und vielleicht gehe ich mit Euch und helfe Euch einkaufen . . ."

„Gute Nacht, Mama, schlaf recht wohl!"

„Gute Nacht, Kinder, — ist auch die Vorsaalthür zugeschlossen?"

„Ja, Alles fest."

„War denn die Hanna nicht auf?"

„Ach, die riegelt sich ja immer gleich fest ein, wenn sie in der Nacht draußen etwas hört!"

„Eine recht hübsche Eigenschaft," nickte die Mutter, „auf

die kann man sich verlassen“ — und ging dann wieder in ihr Schlafzimmer, während die jungen Damen ihr eigenes Gemach suchten, aber wahrlich noch nicht an Schlafen dachten. Wie hätten sie auch jetzt, in all' der Aufregung, mit all' den neuen Plänen, die ihre Herzen erfüllten, nur einschlafen können!

„Du, Hetty,“ sagte Flora, wie sie kaum das Licht ausgelöscht hatten — und ihre beiden Betten standen sich in dem engen Kämmerchen gerade gegenüber —, „weißt Du, so einen schwarzen Kohlenschmuck müssen wir jetzt haben, man muß doch etwas an Schmuck tragen!“

„Wir haben ja schon die schwarzen Korallen,“ sagte Jettchen, „die sehen noch ganz gut aus.“

„Oh, die sind mir schon zur Last,“ meinte die jüngere Schwester, „und keiner von unseren Ohrringen oder Armbändern passen auch dazu! Wenn es nur erst morgen wäre — ich freue mich auf das Einkaufen!“

„Was nehmen wir denn am besten?“ fragte Henriette nach einer kleinen Pause, in der Beide eifrig nachgedacht. „Schwarze Straußfedern doch wahrscheinlich auf die Hüte — schwarze Blumen gefallen mir gar nicht.“

„Ach, ich weiß nicht!“ meinte Flora. „Louise von Hebern trug neulich doch auch Trauer, und die hatte wirklich prachtvolle Blumen von Sammet und kleinen schwarzen Perlen und Schmelz auf ihrem Hute — es sah zu reizend aus!“

„Man hat jetzt auch schwarz gefärbte Reiherfedern, die sich recht gut machen. Nun, wir lassen uns von Allem einmal etwas nach Hause schicken und sehen dann, was uns am besten gefällt.“

„Der arme Papa muß jetzt die ganze Nacht bei der Leiche sitzen,“ sagte Flora nach einer Weile — „huh, mich graust's, wenn ich nur daran denke!“

„Der Doctor Potter ist ja bei ihm, der leistet ihm gewiß Gesellschaft.“

„Und wann erfahren wir nun, wie es mit dem Testament steht?“ fragte Flora. „Eigentlich sollte Einem das doch gleich gesagt werden.“

„Ach, das werden wir vielleicht schon morgen früh hören!“

meinte die Schwester. „Papa ist ja drüben und sieht das gewiß gleich nach — Flora, ich bin so neugierig ...“

„Aber wenn sie nun gar kein Testament gemacht hat?“

„Oh, gewiß — erzählte es nicht der Vater? Aber das wäre einerlei, wir sind ja doch die nächsten Verwandten.“

„Wenn nun aber die „Mäusebrods“ kämen?“

„Ach was,“ sagte Henriette, „der alte Mäusebrod ist schon lange todt! Das Geld gehörte von Gott und Rechts wegen unserer Tante, und dann müssen sie es also auch an uns auszahlen.“

„Aber jetzt wollen wir schlafen, Hetty.“

„Ja, schlafen,“ sagte die Schwester, „mir gehen so viele Gedanken im Kopfe herum ...“

„Und mir wohl nicht? Aber versuchen können wir's immer — gute Nacht, Hetty!“

„Gute Nacht, Florchen! Wenn Du morgen früher aufwachen solltest als ich, so weck' mich nur gleich!“

„Ja — aber Du mich auch!“

In dem kleinen Gemache herrschte eine Weile tiefe Stille. Die alte Rathhaus-Uhr hob wieder aus — es war schon zwei Uhr Morgens. Nichts rührte sich weiter. Plötzlich flüsterte Flora's Stimme:

„Hetty, Hetty, schläfst Du schon?“

„Nein, gewiß nicht — was willst Du?“

„Hetty,“ flüsterte das junge Mädchen, „ich bin so vergnügt, daß ich aus dem Bette springen und tanzen möchte!“

„Aber, Flora!“ sagte Henriette.

Flora hüllte sich kichernd in ihre Bettdecke ein, und von nun ab wurde kein Wort weiter zwischen Beiden gewechselt.

15.

Der alte Claus.

Herr von Schaller hatte, was das Wetter betraf, sehr richtig prophezeit. Der Wind war um den Norden herum-

gegangen, fast vollständig Ost geworden und versprach wenigstens ein paar gute Tage, da man natürlich im April auf keine lange Dauer solch günstiger Zeit rechnen konnte. Hans von Solberg traf denn auch alle seine Vorbereitungen zu der besprochenen Jagdpartie, was seine Kleidung wenigstens anging, denn von Schaller wollte ja für seine sonstigen Schießbedürfnisse sorgen, und ging dann nach dem Frühstück noch ein wenig in den Garten, wo er selber sein kleines Beet aus der Jugendzeit wieder in Beschlag genommen und genau so wie früher darauf gepflanzt hatte.

Der alte Claus, der Gärtner, arbeitete dort ebenfalls, und der junge Mann, nachdem er eine kurze Zeit gegraben, trat zu ihm, um wieder einmal ein wenig mit ihm zu plaudern. Er war ja noch ein Stück aus alten, vergangenen Tagen; Hans konnte sich das Haus gar nicht ohne den Claus denken, und ihn selber hatte der Alte ja auch oft genug auf dem Rücken herumgetragen und mit ihm dabei nach Herzenslust gespielt und getollt.

„Wie ist es, Claus," fragte der junge Mann, „schon etwas von dem Samen aufgegangen, den ich mitgebracht?"

„Ja, junger Herr," nickte der Alte vergnügt, „schon eine ganze Menge; er ist ja auch noch so frisch, wie Sie sagen, kaum mehr als sechs Wochen von den Pflanzen ab, wenn ich auch nicht recht begreife, wie Sie ihn so schnell hierher gebracht haben. Aber er kommt fast überall; ich habe ihn aber auch tüchtig getrieben."

„Ja, auf warmem Boden ist er auch zu Hause und verlangt es," sagte Hans; „aber nachher werdet Ihr auch Eure Freude daran erleben, denn Manches sind ganz seltene Pflanzen."

„Ach, lieber junger Herr," sagte der alte Mann, „darauf kommt's eben nicht an, denn die Herrschaft und die Leute, die daher kommen, wollen weit lieber etwas recht Großes und Buntes als 'was Seltenes. Sie verstehen's eben nicht und haben keinen Sinn dafür. Wenn ich mir hier manchmal mit recht heiklen Pflanzen die größte Mühe gegeben und gesorgt und gemüht hatte, und zuletzt glücklich war, daß ich sie Ihrem gnädigen Herrn Vater in die Stube tragen konnte, dann guckte er sie wohl an und ließ sich erklären, was es sei und

wo es herstamme; am nächsten Tage aber sagte er schon gewöhnlich: Claus, den Topf — er nannte nicht einmal die Pflanze — könnt Ihr wieder mit hinausnehmen, der sieht nach nichts aus und steht hier im Wege — und nachher durfte ich wieder damit abziehen."

„Ja, mein guter alter Claus," meinte Hans, „das müßt Ihr den Eltern nicht so übel nehmen, denn auf äußere Schau geht ja nun doch einmal das ganze Leben draußen. Ihr selber habt aber doch Eure Freude daran."

„Das hab' ich, junger Herr, das hab' ich," bestätigte der Alte, „und manchmal freut sich der gnädige Herr auch selber darüber. Neulich brachte er einmal einen sehr gelehrten Herrn zu mir in's Gewächshaus, der alle die Pflanzen auswendig mit ihren lateinischen Namen kannte. Wie der aber überrascht war, daß er so viel seltene und noch dazu Prachtexemplare bei mir fand, und dem gnädigen Herrn versicherte, daß ich meine Sache aus dem Grunde verstände, da freute sich der gnädige Herr augenscheinlich. Er sprach sehr gnädig mit mir und drückte mir, als er das Gewächshaus verließ, zwei blanke Thaler in die Hand. Gern hätte ich dem Fremden einen davon abgegeben, denn ich war zu glücklich, daß mich der gnädige Herr einmal gelobt hatte; das wäre doch aber nicht gegangen, denn er sah zu nobel aus."

Hans lachte. „Nein, Claus, das wäre allerdings nicht gegangen, aber die zwei Thaler habt Ihr Euch auch redlich verdient, und mehr als das. Jetzt wird's freilich recht still im Hause werden, wenn Fränzchen fortgeht, und ich selber glaube auch nicht, daß ich lange bleibe."

„Ja, Du lieber Gott," sagte der alte Mann mit einem tiefen Seufzer, ohne aber seine Arbeit zu unterbrechen, „es wird immer stiller in der Welt, immer einsamer, bis sie uns selber einmal hinausfahren und uns mit einem Fuder Erde zudecken; dann ist's ganz aus."

„Das wird aber hoffentlich noch lange dauern, Claus, bis wir so weit sind," sagte Hans.

„Wer kann's sagen? Und es liegt auch nichts daran; ich habe meine gute Zeit gesehen und darf mich deshalb nicht beklagen."

„Und wann war die, Claus?“ fragte Hans, denn so lange er denken konnte, befand sich der Alte hier als Diener in der Familie. „Ist das schon lange her?“

„Sie haben sie auch mit durchgemacht,“ lächelte wehmüthig der Alte, „und gehörten mitten hinein. Wie Sie Kinder hier immer um mich herumsprangen, mir immer von der Tafel 'was mitbrachten und mir erzählten und von mir erzählt haben wollten, da war es ein Leben hier in dem alten Hause, daß Einem das Herz dabei aufging. Manchmal kam's mir auch wahrhaftig so vor, als ob das gar nicht fremde, sondern meine eigenen Kinder wären, so lieb hatte ich Sie Alle miteinander — das war meine goldene Zeit. Dann aber änderte sich die Sache. Erst gingen Sie fort, und mir war es damals, als ob mein eigener Sohn in die Fremde zöge; dann ging das Käthchen fort,“ setzte er halblaut hinzu, „und jetzt wird das gnädige Fräulein auch nicht lange mehr im Hause bleiben. Für mich ist das gnädige Fräulein freilich schon lange fortgezogen; sie kommt nur selten mehr in den Garten, und einen Morgengruß ausgenommen, habe ich vielleicht seit einem Jahr kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Freilich,“ setzte er rasch hinzu, als Hans schwieg, „ist sie jetzt auch eine erwachsene, vornehme Dame geworden und hat so viel gelernt, daß sie sich von dem alten Claus nicht gut mehr kann Geschichten erzählen lassen. Na, da hat denn das Alles bald ein Ende; im Sommer verreist die Herrschaft überhaupt immer auf drei oder vier Monate, und in der Zeit dann, in der mein Garten hier in voller Blüthe und Pracht steht, geh' ich allein dazwischen herum und komme mir manchmal wahrhaftig so vor wie ein alter Einsiedler in seiner Zelle. Ja, ja — es kann nichts helfen und muß eben ertragen werden.“

Hans hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen; es waren auch trübe Gedanken, die ihm selber durch die Seele zogen, und er hing ihnen eine ganze Weile nach. Endlich sagte er, den einen Gedankengang verfolgend: „Und weshalb ist Käthchen eigentlich von uns fortgegangen? Ich hatte mich so darauf gefreut, sie wiederzusehen, und keine Ahnung, daß sie uns je verlassen könnte!“

„Hm!“ brummte der alte Claus vor sich hin, antwortete

aber nicht und stach nur seinen Spaten schärfer und tiefer ein, als vorher.

„Nun, Claus," sagte Hans, aufmerksam werdend, „ist etwas vorgefallen?"

„Ich weiß nicht," knurrte der Gärtner, „habe mich noch nie um Familienangelegenheiten bekümmert, nicht einmal um meine eigenen."

„Und könnt Ihr's auch mir nicht sagen, Claus? Ihr wißt doch, daß ich nicht aus Neugierde frage. Ich habe das kleine Käthchen immer so lieb gehabt, wie meine eigene Schwester, und recht weh hat es mir gethan, daß ich sie nicht mehr im Hause fand."

Claus arbeitete immer weiter und jetzt mit einem fabelhaften Eifer; es war fast, als ob er noch heute den ganzen Garten umgraben müsse. Er mochte augenscheinlich nichts über die Sache reden und schien trotzdem nicht zu wissen, ob er's dem „jungen Herrn" gerade jetzt verschweigen dürfe.

„Seit wann ist Käthchen eigentlich fortgezogen?" nahm Hans die Frage wieder auf, denn er merkte wohl, daß er in anderer Weise beginnen müsse.

„Fortgezogen?" wiederholte Claus. „Ja so, aus dem Hause hier, meinen Sie — das kann ich Ihnen ziemlich genau sagen. Morgen werden es gerade acht Monate, daß sie an der nämlichen Stelle hier — ich schnitt eben ein Bouquet Rosen für die gnädige Frau Mutter — Abschied von mir nahm. Sie bat mich noch um eine Rose, und ich gab ihr die schönste, die ich finden konnte."

„Es war ein liebes Kind," nickte Hans leise.

„Ein Kind?" sagte der Alte, erstaunt zu ihm aufschauend. „Wahrhaftig kein Kind mehr, wie sie da vor mir stand — das schönste Frauenzimmer, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!"

„Das kleine Käthchen?"

„Kleine? Sie war so groß wie Ihr Fräulein Schwester, vielleicht noch einen Daumenbreit größer, und gerade weil sie so engelschön war, da — aber was geht's mich an!" unterbrach sich der alte Mann und griff wieder zu seinem Spaten. „Mich haben sie doch nicht um meine Meinung gefragt —

was kümmerte sie auch der alte Claus! Wenn er nur seine Arbeit im Garten verrichtete und die Treibhäuser versorgte — alles Andere ging den natürlich nichts an!"

Hans war aufmerksam geworden. Es mußte da etwas vorgefallen sein, worüber der alte Mann nicht gern sprach, und jetzt erinnerte er sich auch, daß seiner Mutter damals das Gespräch über das frühere Pflegekind nicht besonders angenehm gewesen. Aber weshalb sollte ihm gerade ein Geheimniß daraus gemacht werden? Gehörte er denn nicht mit zur Familie? Aber der Alte wollte augenscheinlich nicht mit der Sprache heraus, und aushorchen wollte er ihn auch nicht. Jetzt war doch auch an der Sache selber nichts mehr zu ändern, jedenfalls beschloß er aber, ihr näher nachzuforschen, und sagte deshalb nur: „Nun, sie hat wenigstens jetzt eine gute Stelle und kann sich die Welt ein wenig ansehen, und kommt sie aus Italien zurück, so sucht sie uns doch sicher wieder auf."

Der alte Gärtner richtete sich hoch auf, sah den jungen Mann verwundert an und sagte dann: „Aus Italien?"

„Nun ja — so viel ich weiß, ist sie dorthin als Gesellschafterin mit einer Familie gegangen."

„Das Käthchen?"

„Gewiß — wer denn sonst?"

„Und wer hat Ihnen das gesagt?"

„Wenn ich nicht irre, sprach die Mutter davon, oder vielleicht der Vater, oder war es Graf Rauten — ich weiß es jetzt wahrhaftig nicht mehr!"

„Der hätte auch Grund dazu!" sagte der Alte jetzt gereizt. „Wenn Einer die Ursache gewesen ist, daß sie aus dem Hause mußte, so war es der!"

„Graf Rauten, Claus? Gewiß nicht!"

„Nun, er hätte sie nicht fortgeschickt, das will ich glauben," nickte der alte Mann, „aber andere Leute hielten es für sicherer — und nach Italien? — Das arme Kind näht sich die Finger wund und sieht sich die Augen bei einer trüben Lampe aus dem Kopfe, um sich nur anständig am Leben zu erhalten..."

„Das Käthchen?" rief Hans im höchsten Erstaunen.

„Ach was," rief der alte Claus, „mich geht's ja allerdings nichts an, und was deines Amts nicht ist, da lass' deinen Vorwitz, sagt ein altes, gutes Sprüchwort. Aber ich sehe auch nicht ein, weshalb ich von dem, was ich weiß, ein Geheimniß machen soll, denn kein Mensch hat mir den Mund verboten, und wenn Sie's denn nicht wissen, daß es dem armen Ding, die hier wie das Kind im Hause war, so trübselig geht wie tausend anderen armen Dingern, die nicht schlecht werden wollen und nun jedem Tag die paar Pfennige abkämpfen müssen, die sie zum Leben brauchen, nun, dann schadet's wohl auch nichts, wenn Sie es erfahren!"

„Und ist denn Käthchen nicht als Gesellschafterin mit nach Italien?"

„Sie denkt gar nicht dran," sagte der alte Mann, „drin in der Stadt sitzt sie in einem Dachkämmerchen und näht für andere Leute — Unterricht könnte sie geben in Allem, was verlangt wird, aber sie getraut sich nicht mehr unter die Menschen, und wenn ich manchmal Sonntags zu ihr gegangen bin und sie besucht habe, hat's mir bald das Herz umgedreht, wenn ich sehen mußte, wie ärmlich sie sich behilft und wie geduldig und zufrieden sie das Alles trägt. Denken Sie etwa, daß sie klagt? Mit keiner Silbe, nicht zucken thut sie, und mich wollte sie sogar glauben machen, daß sie sich außerordentlich wohl und glücklich befände; aber ich weiß es besser, mich kann sie nicht hinter's Licht führen..."

„Aber was ist denn da um Gottes willen im Hause vorgefallen?" rief Hans. „Denn etwas muß doch geschehen sein, oder die Eltern würden sie nie von sich gestoßen haben!"

„Etwas mag schon geschehen sein," nickte Claus mit finster zusammengezogenen Brauen, „aber wahrlich nichts, wobei das arme Käthchen die Schuld trug, so viel ist sicher. — Jetzt," fuhr der Alte nach einer kleinen Pause fort, „komme ich mit dem Dienergesindel da drinnen in kein Gespräch mehr, es ist Alles neumodisches, aufgeschniegeltes Pack; die Stubenmagd hat Sonntags einen hohen Hut mit Federn auf, und die Köchin geht mit Handschuhen und einem Sonnenschirm spazieren, wahrscheinlich damit ihr die Sonne das rothbraune Gesicht nicht

gelb brennt oder Blasen zieht. Wie aber die alte Dorothea noch da war, der sie jetzt auch seit drei Monaten den Dienst gekündigt haben, kam ich noch manchmal in die Küche, besonders wenn ich mir Morgens mein heißes Wasser zum Kaffee holte. Es war das auch kein Schade für die Herrschaft, denn ich ersparte es an Zeit — jetzt muß ich es mir selber machen. Da hörte ich denn Manches, was vorgefallen war — ob's Alles wahr ist, weiß ich freilich nicht, denn die Dorothea hatte das Mundwerk ein bischen geschwind bei der Hand, aber etwas Wahres ist gewöhnlich an allen solchen Geschichten, aus den Fingern saugen sie's nicht —, und die erzählten denn, daß sich der jetzige Bräutigam von Ihrem gnädigen Fräulein Schwester — damals war er's noch nicht und wohnte noch als Gast im Hause — ein bischen mehr um das Käthchen bekümmert hätte, als der gnädigen Frau Mama lieb zu sein schien. Geholfen hat's ihm freilich nichts, darauf können Sie sich verlassen, aber einen Skandal gab's doch; das Käthchen ging zwei volle Tage mit verweinten Augen im Hause umher und erklärte der gnädigen Frau Mama endlich selber, daß der Herr Graf Rauten ein nichtsnutziger, böser Mensch sei, vor dem sie sich hüten sollten, oder das Fränzchen — bitte um Entschuldigung, wollte sagen: das gnädige Fräulein Schwester — würde unglücklich ihr ganzes Leben lang, und da brach's aus; die gnädige Frau Mama wurde heftig, und das Käthchen erklärte dann selber, daß sie das Haus verlassen würde. Das Fränz—, das gnädige Fräulein Schwester, wollte ich sagen, wußte wahrscheinlich von der ganzen Geschichte nichts und wollte Käthchen erst nicht fortlassen, ob sie ihr aber etwas erzählt haben oder nicht, ich kann's natürlich nicht sagen, aber auf einmal drehte sie auch den Spieß herum — mir that's weh genug. Da zog denn das arme Käthchen wie ein entlassener Dienstbote aus dem Hause, und alle die vielen hübschen Sachen, die sie früher geschenkt bekommen, hat sie dagelassen. Die gnädige Frau Mama wollte das natürlich nicht zugeben; aber das junge Ding, das sonst für Niemanden ein hartes Wort hatte und sich von Jedem um den Finger wickeln ließ, kümmerte sich um nichts und setzte seinen Willen durch, und jetzt stehen alle die Sachen, in eine Kiste verpackt — ich habe

sie selber hineinlegen und die Kiste zunageln müssen —, oben auf dem Boden."

„Und wo wohnt Käthchen, Claus?"

„Hm," brummte der alte Mann, „ich weiß gerade nicht, ob ich ihr einen Gefallen thue, wenn ich Ihnen ihre Wohnung sage."

„Und soll ich das Kind nicht einmal wiedersehen, das ich hundertmal auf dem Arme herumgetragen und mit dem ich aufgewachsen bin?"

„Kind — Kind," sagte der alte Claus kopfschüttelnd — „hat sich 'was mit dem Kinde. Sie denken nur noch immer an die alte Zeit. Aber vielleicht wär's doch auch nicht mehr wie recht und billig," setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu, „wenn Sie das arme Ding aufsuchten. Sie sieht doch wenigstens, daß sie nicht von allen Leuten vergessen ist, denn aus diesem Hause, das doch ihre Heimath war, bin ich der Einzige, der sie wohl nur mit Augen wiedergesehen hat."

„Und wo wohnt sie, Claus?"

„In der Hofapotheke, aber oben im dritten Stock unter dem Dache."

„In der Hofapotheke, am Brink, wo Klingenbruchs wohnen?"

„In dem nämlichen Hause."

„Lieber Gott, da bin ich schon gewesen und habe keine Ahnung gehabt, daß mein armes Käthchen da oben hause! Ich will heute noch zu ihr gehen."

„Aber Sie wissen ja nicht einmal, wie sie heißt!"

„Käthchen — wie denn sonst? Ja, wahrhaftig, ihren Zunamen habe ich nie gehört, wer bekümmerte sich sonst darum — sie wurde ja immer nur Käthchen bei uns genannt!"

„An ihrer Thür hat sie ein kleines Papier angesteckt, auf dem steht: „Katharina Peters, Näherin." Dort klopfen Sie nur an."

„Peters — Käthchen Peters," sagte Hans sinnend, „wie fremd das klingt, als ob sie sich verheirathet hätte! Aber einen Zunamen muß sie ja doch auch gehabt und wir Kinder uns nur nie darum bekümmert haben — ach, Claus, was war das für ein kleines, liebes Ding, und wie komisch! Wie haben wir oft über sie gelacht, und was für kluge Antworten sie

doch manchmal gab! Ich erinnere mich auch gar nicht mehr, wie sie zu uns in's Haus kam, ich war damals gerade in Pension und weiß nur, daß ich sie fand, als ich zurückkam, und wir dann so glücklich zusammen lebten."

„Ja, junger Herr," sagte der Gärtner, „das ist eine kurze, aber traurige Geschichte. Wie Sie noch ein kleiner Bursch waren, fuhr einmal die gnädige Frau spazieren, aber die Pferde scheuten und gingen durch und hätten den Wagen beinahe den Damm draußen vor dem Johannisthore hinuntergeworfen, als ein junger Mann, ein Maler seiner Kunst nach — und die Bilder, die drin im Salon von den gnädigen Herrschaften hängen, sind noch von ihm —, gerade des Weges kam und sich toll und unerschrocken den zügellosen Thieren entgegenwarf. Er lenkte sie auch glücklich ab, daß sie zwischen das Buschwerk hineingeriethen, der Wagen einen Moment stillhielt und die gnädige Frau unverletzt herausspringen konnte; ihm selber aber hatte es doch bös dabei mitgespielt, und mit zerbrochenem Beine mußten sie ihn nachher nach Hause schaffen. Seine schon kranke Frau starb an dem Schreck; er selber wurde allerdings wieder geheilt, aber er mußte sich doch auch im Innern 'was zu Leide gethan haben, oder war es nur der Kummer — aber er wurde nie wieder recht gesund. Drei Jahre lebte er aber doch noch und arbeitete auch, und der gnädige Herr bestellte viel bei ihm, und er war damals fast alle Tage bei uns im Hause und malte."

„Das erinnere ich mich noch deutlich," rief Hans — „der Mann mit der großen Staffelei, dem wir Kinder nicht zu nahe kommen durften! Und damals brachte er auch das Käthchen manchmal mit, nicht wahr? Es war noch ein ganz kleines, dickes, rundes Ding!"

„Ja," sagte Claus, „und dann starb er, und das kleine Kind war eine Waise, arm und allein in der Welt."

„Da nahmen sie die Eltern zu sich?" rief Hans hastig und froh.

„Ja, sie waren gut mit dem Kinde," nickte der alte Mann — „verdankten sie es doch auch nur dem Vater desselben, daß ihr Familienglück nicht gestört war, während das seine darüber zu Grunde ging!"

„Und jetzt?“ sagte Hans leise.

„Ja, Du lieber Gott,“ meinte Claus, „darüber sind nun schon viele Jahre verflossen, und mit der Zeit stumpft sich Alles ab — aber die gnädigen Eltern haben doch gut an dem Kinde gehandelt und es wenigstens zu einem braven und tüchtigen Mädchen herangezogen. Gelernt hat sie 'was, und durchbringen thut sie sich ehrlich — da wird denn der liebe Gott schon weiter helfen.“

Hans war recht nachdenkend geworden. Alles das, über was er als blutjunger Mensch nur leicht und oberflächlich hinweggegangen, fühlte er als Mann viel tiefer und nachhaltiger. Daß seine Eltern das Kind damals in's Haus genommen, war nicht mehr als recht, ja, ihre Pflicht gewesen, und daß sie nicht bis an ihr Lebensende bei ihnen bleiben konnte oder würde, verstand sich auch eigentlich von selbst. Aber ein junges, unerfahrenes Ding sich jetzt auf einmal, wo es noch nie selbstständig gehandelt hatte, vollkommen selber zu überlassen und allein auf seiner Hände Arbeit anzuweisen? Hätte das nicht in etwas anderer Art geschehen können?

Und unfreundlich mußten sie auch von einander geschieden sein, sonst hätte Käthchen nicht ihre Geschenke zurückgelassen — und das gefiel ihm nun wieder an Käthchen nicht, denn was auch früher vorgefallen sein mochte, sie war doch jedenfalls seinen Eltern zu großem Danke verpflichtet und hätte das nicht auf solche Weise zeigen sollen. Kein Wunder, daß jetzt die Mutter auf sie böse war — aber warum ihm diese nur gesagt hatte, daß sie als Gesellschafterin nach Italien gegangen sei? Ob es ihr selber so erzählt worden? Möglich — vielleicht hatte sich die Sache auch wieder zerschlagen, ohne daß Mama etwas davon erfuhr, und in's Haus war sie ja doch nicht wieder gekommen, was auch Claus bestätigte. Er konnte sich in die ganze Sache noch nicht recht hineinfinden und schritt kopfschüttelnd und langsam mit untergeschlagenen Armen dem Wohnhause wieder zu. Er überlegte sich auch dabei, ob er seine Mutter nicht einmal nach den genaueren Verhältnissen fragen solle, denn möglich, daß Claus nur eben Küchengeschwätz nacherzählte; aber dann fiel ihm auch wieder ein, wie rasch Mama damals das ihr jedenfalls unliebsame Ge-

spräch abgebrochen — und wozu also unangenehme Gegenstände noch einmal erörtern! Er konnte doch keinenfalls etwas in der Sache thun.

Als er zum Hause zurückkam, fand er die Eltern nicht dort, nur Fränzchen in der sogenannten „Arbeitsstube" von einem wahren Schwarm von Näherinnen umgeben, denn die bis dahin immer etwas hinausgeschobene Ausstattung sollte jetzt beeilt und auch bald beendet werden. Fränzchen hatte allerdings wenig Hoffnung, daß sich die Eltern würden bewegen lassen, ihren Hochzeitstag früher, als bestimmt, anzusetzen; Rauten bat sie aber so dringend, wenigstens Alles in Stand zu setzen, daß sie selber nicht nachher noch Schwierigkeiten mache, und um seinen Wunsch zu erfüllen, war sie denn auch mit allen Kräften daran gegangen, und wie in einem Bienenstock ging es in dem Zimmer zu.

Hans warf sich in seinem Zimmer in seine von Peru mitgebrachte Hängematte, rauchte seine Cigarre und grübelte sich dabei in eine ganze Menge von Dingen hinein, in denen das Bild des kleinen Käthchen bald von tausend anderen Dingen verwischt und bei Seite geschoben wurde: Fränzchen's Verlobung, Rauten, Schallers, Kathinka — es flog und zuckte das Alles wirr und bunt durcheinander, und erst als er sich dieser verwickelten Gedanken und Pläne klar bewußt wurde, lächelte er still vor sich hin und sagte: „Was das hier doch für ein wunderliches Leben im Vaterlande ist, wie man nur wieder den Fuß hineinsetzt! Wie still und gemüthlich habe ich da drüben in Peru gelebt, Geschäfte und Pläne allerdings auch manchmal im Sinn, aber doch nur solche, die den Kopf oder Geldbeutel betrafen und bei denen weder Herz noch Gemüth mitsprachen! Hier aber bin ich kaum warm geworden und nur erst lange genug in der Stadt, um mich wieder nothdürftig in den Straßen zurecht zu finden, und der Teufel ist schon aller Ecken und Enden los! — Bah, ich werde es genau so machen, wie drüben," setzte er dann nach einer kleinen Weile hinzu, „und Alles ruhig an mich herankommen lassen, aber keinen einzigen Plan mehr machen! Wozu auch? Das Leben entwickelt sich ja doch von selber, und da, wo wir nachher thätig eingreifen wollen und es wunder wie klug anzufangen

glauben, machen wir gewöhnlich die größten Dummheiten — Esperamos," setzte er lächelnd hinzu, „die Zeit reift auch saure Aepfel, und da ich noch genügend Zeit habe, kann ich es ruhig abwarten."

In dem Augenblick öffnete sich die Thür — er hatte, mit seinen Gedanken beschäftigt, gar nicht gehört, daß ein Wagen vorgefahren war —, und seine Mutter stand auf der Schwelle.

„Aber, Hans," rief sie, indem sie wieder einen Schritt zurücktrat und die Thür dabei weit offen ließ, „erstickst Du denn nicht in dem Qualm? Man sollte gar nicht glauben, daß es ein Mensch darin aushalten könnte!"

„Ach, meine liebe Mama," rief Hans, indem er aus der Hängematte emporsprang — „weißt Du, es war mir heute ein wenig zu kalt draußen, ich bin doch noch etwas frostiger Natur, und ich mochte die Fenster nicht gern öffnen, so warm auch die Sonne draußen scheint!"

„Und kannst Du darin existiren, Hans?"

„Wie Du siehst, Mama, vortrefflich," lachte Hans; „ich befinde mich sogar in einer solchen Atmosphäre ausgezeichnet, und der Tabaksrauch ist mir etwa das, was dem Seefisch Salzwasser oder der Sardine Oel ist."

„Du bist ein schrecklicher Mensch geworden," sagte die Mutter, „vollkommen entartet! Man sollte die Kinder nie außer Rufsweite lassen, oder man bekommt sie jedesmal vollständig verdorben wieder zurück."

„Essen wir bald, Mama? Du weißt, ich habe Schaller versprochen, ihn um vier Uhr abzuholen."

„Ja, mein Sohn, es ist schon gedeckt, und die Glocke wird gleich läuten."

„Ist Papa zu Hause?"

„Gewiß."

„Schön, dann wollen wir scharf an's Werk gehen. Ich darf Schaller nicht warten lassen, denn wir versäumen sonst den Zug."

„Wann warst Du bei ihm?"

„Gestern natürlich, nach der Gesellschaft."

„Wie gefallen Dir die Leute?"

„Ich weiß es nicht, Mama," sagte Hans nach einer kleinen

Pause, „und ich habe schon selber darüber nachgedacht; die Bekanntschaft ist noch zu neu.“

„Aber doch nicht, um zu sagen wie sie uns gefallen. Ich dächte, Du hättest neulich behauptet, man könne das auf den ersten Blick bestimmen.“

„Nun, dann gefällt mir Frau von Schaller gar nicht,“ lachte Hans, „wenn ich nach dem ersten Eindruck schließen soll; denn wenn sie nicht schon vollständig verrückt ist, so hat sie jedenfalls die beste Anwartschaft dazu!“

„Aber, Hans!“

„Sieh nur, wie sie sich kleidet. Eine Frau, die über sechsunddreißig Jahre alt ist, sollte nie einen jugendlichen Charakter mehr zur Schau tragen, oder sie macht sich jedesmal lächerlich. Die Anderen täuscht sie doch nicht mehr, das alte Gesicht verräth sie erbarmungslos; und kleidet sie sich ihrem Alter entsprechend, so gebe ich von Herzen gern zu, daß eine derartige Frau noch schön sein kann; wählt sie aber bunte, lebendige Farben zu ihrem Anzuge oder staffirt sie sich sonst noch mit allerlei Krimskrams heraus, dann zeugt das entweder von einem ganz erbärmlichen Geschmack, oder von einer albernen und ihren Zweck noch außerdem gänzlich verfehlenden Eitelkeit. Frau von Schaller geht aber noch weiter; mit ihren langen Schmachtlocken und Blumen im Haar macht sie sich zur völligen Carricatur, über die besonders die Officiere in der Stadt, aber sonst auch alle vernünftigen Menschen spotten.“

„Eine kleine Schwäche,“ sagte Frau von Solberg, den Kopf dabei herüber und hinüber wiegend; „welcher Mensch ist ohne solche! — und sie kränkt Niemanden damit, als sich selber. Aber Kathinka ist ein liebes Wesen.“

„Das ist sie, Mama,“ bestätigte Hans; „aber auch aus ihr bin ich noch nicht recht klug geworden.“

„Wie so?“

„Sie hat etwas merkwürdig Verschlossenes in ihrem ganzen Wesen, ich möchte fast sagen, Kaltes und Abstoßendes sogar manchmal; und dann wieder zieht es wie lichter Sonnenschein über ihr wirklich hübsches Antlitz.“

„Sie ist ein sehr begabtes Kind.“

„Ich weiß es; sie soll sehr hübsch malen und hat eine wahrhaft prachtvolle Stimme."

„Hast Du sie schon Clavier spielen hören?"

„Nur die Begleitung ihres eigenen Liedes neulich."

„Sie könnte in jedem Concert Aufsehen machen."

„Wie schade, daß sie mit all' diesen Gaben so geizt!"

„Du verlangst doch nicht etwa, daß sie sich öffentlich produciren soll?"

„Nein," sagte Hans, „das nicht; aber anstatt ihre Mutter singen zu lassen, sollte sie es selber thun. Uebrigens sagte mir Schaller an dem Gesellschaftsabend selber mit ziemlich deutlichen Worten, daß es bei seiner Frau im Oberstübchen nicht ganz richtig wäre, und merkwürdiger Weise machte sie eine ganz ähnliche Bemerkung über ihn."

„Der alte Herr von Schaller ist ein höchst komischer Kauz und steckt voller Anekdoten."

„Das thut er — aber, Mama, wie ist es mit dem Essen?"

„Ich habe schon Befehl gegeben. Ueberhaupt sehe ich es gern, wenn Du mit der Familie Schaller verkehrst; das wäre eine Frau für Dich, Hans."

„Aber, Mama," lachte der junge Mann, wurde aber trotzdem ein wenig roth, „wie kommst Du so plötzlich darauf?"

„So plötzlich?" sagte seine Mutter; „ich habe darüber schon länger nachgedacht, denn Kathinka gerade wäre eine Schwiegertochter, wie ich sie mir wünschte; wir könnten stolz auf sie sein."

„Aber darin liegt das Glück doch nicht!"

„Nicht allein, das gebe ich zu, aber doch auch mit zum Theil."

„Und doch hast Du Dich gegen Dürrbeck's Wahl so entschieden geäußert."

„Aber, Hans, das ist doch ganz etwas Anderes — eine Schauspielerin, und außerdem von bürgerlichem Stande!"

„Liebe Mama," sagte Hans, „Du darfst es mir nicht so sehr übel nehmen, wenn ich meine Ansichten über den sogenannten „bürgerlichen" Stand da draußen etwas geändert habe; denn in den verschiedenen Republiken weiß man eben nicht besonders viel vom Adel, und mein ganzes Fortkommen

verdanke ich ausschließlich dieser bei uns weniger bevorzugten Klasse.“

„Aber Du bist jetzt wieder in die alten Verhältnisse eingetreten.“

„Zuerst vorsichtig mit Einem Fuße, Mama, und den auch nicht fest aufgesetzt, sondern nur um erst zu prüfen, ob der Boden auch fest und bequem ist; finde ich mich darin getäuscht, dann ziehe ich den Fuß einfach zurück und springe wieder in die Verhältnisse, die ich genau kenne, hinein.“

„Und davor,“ sagte die Mutter, „hoffe ich, daß wir Dich bewahren; überlasse das mir, Hans, ich werde Dich darin schon leiten.“

„Ich weiß doch nicht, meine gute Mama,“ lachte der junge Mann etwas verlegen, „ob ich Dir darin das Steuer so ganz und ruhig überlassen kann; Du möchtest da in Gegenströmungen und besonders Passate gerathen, die Du noch nicht kennst und gegen die ein Ansegeln nicht gut möglich ist. Aber bis jetzt,“ setzte er leichtherzig hinzu, „fahren wir ja noch mit gutem Winde langsam unsere Bahn und haben vollkommen Zeit, um das Alles ruhig abzuwarten. Aber hallo, da tönt die Klingel! Apropos, wo steckt Rauten? Ich habe ihn heute noch gar nicht gesehen.“

„Er hat wohl Besorgungen gehabt; vielleicht ist er im Garten.“

„Nein; vorhin war er wenigstens nicht dort, und wir hätten ihn hier müssen kommen sehen. Eine merkwürdige Unruhe, die jetzt in dem Menschen steckt, und so zerstreut ist er, daß er Einem fortwährend verkehrte Antworten giebt; er hat Sorgen mit seinem Gute.“

„Ja, und drängt jetzt, die Verbindung zu beschleunigen,“ sagte Frau von Solberg; „aber der Gedanke ist mir schrecklich, den Ehrentag meiner Tochter auf einen andern als den bestimmten Tag zu verlegen. Ich kann wohl sagen, daß es seit meiner Verheirathung der Lieblingswunsch meiner Seele gewesen ist, und die paar Wochen werden ja doch nun auch wirklich keinen Unterschied machen.“

„Es ist für den Landwirth gerade eine sehr wichtige Zeit, und ich weiß doch nicht, ob Du ihm darin nicht willfahren solltest.“

„Rege mich nicht auf, Hans," sagte Frau von Solberg; „meine Nerven sind überhaupt schon so angegriffen, daß ich nur bei der Erwähnung dieser Sache Kopfschmerzen bekomme. Es ist Alles abgemacht; Graf Rauten wußte vorher, daß die Trauung in das Frühjahr fiele, und hat sich dem bereitwilligst gefügt. Wir werden auch vor dem festbestimmten Tage nicht einmal mit unseren nothwendigsten Arbeiten fertig, und — wie gesagt, es läßt sich an dem Tage nichts mehr ändern und — soll auch nichts daran geändert werden. Ich denke, die Mutter hat da auch ein Wort mit einzureden; es wird mir so schwer genug, mich von meinem Kinde zu trennen. Aber ich höre den Vater auf der Treppe — komm, Hans, und wenn Du mich lieb hast, berührst Du das Capitel nicht wieder."

16.

Fatal.

Hans war kein besonders eifriger Jäger, nicht einmal ein sehr guter Schütze, denn er hatte zu wenig Uebung in der edlen Kunst gehabt, ja, es in Peru vollkommen aufgeben müssen, da es dort gar keine jagdbaren Thiere gab. Nichtsdestoweniger freute er sich auf den kleinen Ausflug, der ihn wieder einmal mitten hinein in einen ächten deutschen Wald führte, und außerdem war es ihm ja doch auch eine Erinnerung mit an die Jugendzeit, wo ihn sein Vater manchmal mit hinausnahm und er auf ihrem unfern von Rhodenburg liegenden sehr bedeutenden Gute auch in den Ferien eine Geißel der Hasen wurde.

Das Alles gedachte er wieder mit dem heutigen Ausfluge in seinem Gedächtnisse aufzufrischen und hatte sich außerdem mit dem Essen so beeilt, daß er noch eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit bei Schallers eintraf und Herrn von

Schaller nicht einmal zu Hause fand. Er hatte eben, wie Frau von Schaller sagte, einen unangenehmen Brief bekommen und nur versucht, das noch zu erledigen, müßte aber den Augenblick zurück sein; Herr von Solberg sollte freundlichst einen Moment bei ihr eintreten, ihr Mann würde seine Zeit schon sicher nicht versäumen.

Hans fand Kathinka in der Mutter Zimmer, aber sie schien erregt heute und zerstreut; sie war freundlich wie immer, aber ihr Blick flog oft unruhig nach der Thür, und nach wenigen Minuten schon kehrte auch Herr von Schaller, aber in nicht besonderer Laune, zurück.

„Ah, bester Solberg — pünktlich — das ist recht — aber eine verdammte Geschichte — ich weiß nicht, ob ich nicht die Jagdpartie auf einen andern Tag verschieben muß — bitte, kommen Sie mit hinüber in mein Zimmer, da können Sie sich auch gleich Ihr Gewehr ansehen."

„Ist etwas vorgefallen?" fragte Hans.

„Vorgefallen? Daß ich nicht wüßte — doch, apropos, eben habe ich in der Stadt gehört, daß die alte Mäusebrod, die Schwester von unserem Oberstlieutenant nebenan, in dieser Nacht plötzlich gestorben ist."

„Sollte man es denken!" rief Frau von Schaller, die Hände zusammenschlagend. „Nun, da können sich Klingenbruchs gratuliren; sie muß schmählich reich gewesen sein und hat ja für sich gar nichts gebraucht!"

„Desto mehr für die Missionen," brummte Schaller — „aber was geht uns die alte Schachtel an! Bitte, kommen Sie, Solberg; wir müssen uns wenigstens, wenn es heute nicht geht, für einen andern Tag bestimmen."

Damit schritt er ohne Weiteres voran, und Hans folgte ihm in sein kleines „Arbeitszimmer", um dort erst einmal das Nähere zu hören.

„Aber was haben Sie nur?" sagte Hans, als Schaller hier mitten in der Stube stehen blieb und ihn gewissermaßen erwartete — „Geschäfte, die Sie abhalten?"

„Oh, eine ganz verfluchte Geschichte!" sagte von Schaller ärgerlich. „Denken Sie nur, vor einer Viertelstunde höchstens bekomme ich die Anzeige, daß ein Wechsel, den ich mit unter=

zeichnet habe, von dem eigentlichen Aussteller nicht bezahlt und heute fällig sei, und Sie können sich denken, wie fatal mir das sein muß. Die Summe ist allerdings nicht verloren, denn der Mann ist gut genug, aber jetzt soll ich hier auf der Stelle das Geld schaffen, und mein Banquier wohnt in Berlin..."

„Und weshalb telegraphiren Sie nicht?"

„Das ist in diesem Falle nicht gut ausführbar, da wir gerade in einer Auseinandersetzung begriffen sind; geschrieben habe ich natürlich den Augenblick, aber so rasch kommt das Geld doch nicht, und es bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Summe hier heute in der Stadt aufzunehmen. Es kann mir ja doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein, ob der Wechsel über Nacht unbezahlt bleibt oder nicht."

„Wie hoch ist die Summe?"

„Tausend Thaler — es ist nicht viel, aber doch auch gerade genug, Einen in Verlegenheit zu bringen. Ich wollte Sie also bitten, lieber Solberg, daß wir unsere Jagd heute aufgeben, denn unter solchen Umständen sehen Sie wohl selber ein, daß ich hier bleiben muß, so fatal mir die Sache sein mag."

„Dann handelt es sich also um weiter nichts, als daß Sie augenblicklich tausend Thaler beschaffen, wie? Sonst hindert Sie nichts, mitzugehen?"

„Nicht das Geringste — aber das geht eben nicht so schnell..."

„Vielleicht doch. Haben Sie Feder und Papier hier?"

„Was wollen Sie thun?"

„Ihnen eine Anweisung auf meinen Banquier geben, der hier in der Stadt wohnt. Schon die Anweisung zahlt den Wechsel, und die Sache ist erledigt."

„Aber, bester Solberg," rief von Schaller, „das kann ich gar nicht acceptiren! Unter Freunden soll man überhaupt nie Geldfragen behandeln! Das sind Geschäftssachen, die deshalb mit Geschäftsleuten abgemacht werden müssen!"

„Aber, bester Freund, der paar Thaler wegen wollen wir doch wahrhaftig nicht unsere Jagd versäumen! Kann ich das Papier hier nehmen?"

„Oh gewiß, jedes!“ rief von Schaller. „Aber Sie verpflichten mich dadurch wirklich bärenmäßig, bester Solberg! Es kommt mir jetzt wie eine Unverschämtheit von meiner Seite vor, daß ich nur ein Wort davon erwähnt habe!“

„Unsinn,“ sagte Hans, indem er die Anweisung schrieb — er hörte nicht, daß zu gleicher Zeit die Thür aufging und Kathinka auf der Schwelle stand — „so wird das Ganze doch am allereinfachsten erledigt; bedarf es einer besondern Münzsorte?“

„Nein,“ sagte Schaller, dem die Gegenwart Kathinka's nicht ganz angenehm zu sein schien, kurz, „gar nicht.“

„So,“ rief Hans, von dem Stuhl wieder aufspringend, „das wäre... — Ah, mein gnädiges Fräulein!“ brach er ab, als er Kathinka vor sich bemerkte, und erschrak dabei fast über ihr Aussehen, so blaß war sie in der kurzen Zeit geworden. Und mit was für einem sonderbar ernsten Blick sah sie den Vater an! Herr von Schaller bemerkte das aber wohl gar nicht, denn er beschäftigte sich gerade mit dem auf dem Tische für Hans ausgebreiteten Jagdzeug.

„Lieber Vater!“

„Ja, mein Kind,“ sagte von Schaller und drehte sich rasch nach ihr um.

„Wollen die Herren nicht vielleicht Kaffee trinken?“

„Oh gewiß, gewiß! Aber bring uns zwei Tassen herüber, mein Engel, denn wir müssen hier eben unsere Sachen in Stand setzen, und dann schick' doch auch gleich das Mädchen nach einer Droschke, damit wir nachher die Zeit nicht versäumen. Wir haben noch ziemlich eine halbe Stunde.“

„Fährst Du auf die Jagd, Papa?“ sagte Kathinka, und ihr Blick suchte dabei das Auge des Vaters; aber dieser hatte sich schon wieder abgewandt und sagte nur: „Ja, mein Herz — vergiß die Droschke nicht.“

Kathinka erwiderte kein Wort weiter, drehte sich ab und verließ das Zimmer, und von Schaller übergab jetzt Hans die schon zurechtgelegten Jagd-Utensilien. Der Kaffee wurde indessen gebracht und getrunken, und als das Mädchen gleich darauf die Droschke meldete, ging Schaller erst noch einmal mit der erhaltenen Anweisung hinüber in das Familienzimmer,



Neuer belletristischer Verlag
von Hermann Costenoble in Jena.

Kohn, S., Gabriel. Roman. Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Bde. 8. eleg. broch. 6 Mark.

Kohn, S., Ein Spiegel der Gegenwart. Roman. 3 Bde. 8. broch. 12 Mark.

König, Ewald August, Unter den Frommen. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 18 Mark.

König, Ewald August, Um Gold und Ehre. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 18 Mark.

König, Ewald August, Haus Friedberg. Roman. 8. eleg. broch. 5 Mark.

König, Ewald August, Auf der Bahn des Verbrechens. Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 Mark.

König, Ewald August, Die Wege des Glücks. Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 Mark.

Lilla, Felix, Das Geheimniß von Telworth-Castle. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 9 Mark.

Möllhausen, Balduin, Der Hochlandpfeifer. Eine Erzählung. 2 Aufl. 6 Bde. 8. eleg. broch. 12 Mark.

Münnich, Hans Adolf, Braut in Haaren. Eine Erzählung aus dem Gebirge. Mit einem Titelkupfer nach Originalzeichnung von Professor Paul Thumann, in Kupferstich ausgeführt von Professor H. Bürkner. Lex.-8. broch. 4 Mark, in elegantestem Mosaikbd. 5 Mark 25 Pf.

Münnich, Hans Adolf, Aus aller Herren Ländern. Studien und Skizzen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 9 Mark.
Inhalt: I. Band: Der Grobian von Reichenbach. — Die Wanduhr. — Es liegt nicht in unserem Blute. — Walther von der Vogelweide. II. Band: Onkel Roderich's Noekon. — Ein Eichenzweig. — Virgil's Grab. — Die Rose von Isefjord. — Das Schlußwort.

Mylius, Ottfried, Ein verlorener Sohn. Familien-Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 17 Mark 25 Pf.

Nemmersdorf, Franz von, Ein Gentleman. Geschichte eines jungen Mannes. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 16 Mark 50 Pf.

Nemmersdorf, Franz von, Ein Ehestandsdrama. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 18 Mark.

Nessel, Gottfried (Pastor Steffan), Elsbeth. Eine Erzählung. 8. broch. 2 Mark 50 Pf., geb. in eleg. Leinwandbd. 4 Mark.

Noé, Heinrich, Robinson in den hohen Tauern. Ein Sittengemälde aus dem Volksleben in den Gletscherthälern Salzburgs. 3 Bde. 8. eleg. broch. 14 Mark 50 Pf.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

106. u. 107. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



und wenige Minuten später rasselte das Fuhrwerk mit den beiden Jägern dem Bahnhofsgebäude zu.

Bei Oberstlieutenant Klingenbruchs herrschte indessen eine ungemeine Thätigkeit, denn es verstand sich von selbst, daß die Familie nach dem Tode einer so nahen Anverwandten nur in Schwarz, also tiefster Trauer erscheinen konnte.

Die beiden jungen Damen waren denn auch schon am frühesten Morgen, wie sie nur wußten, daß die verschiedenen Läden geöffnet wurden, ausgegangen, um die allernothwendigsten und nicht zu vermeidenden Einkäufe zu besorgen. Die Mutter stellte ihnen freilich vor, daß es passend sein würde, der Tante noch einen letzten Besuch zu machen, um von ihr auf ihrem Sterbebette Abschied zu nehmen. Beide junge Damen erklärten aber einstimmig, daß sie das nicht vermöchten, sie könnten keine Leiche sehen, und der furchtbare Anblick würde ihnen nachher im Traume erscheinen und sie ängstigen; und da sich die Frau Oberstlieutenant selber nicht veranlaßt fühlte, ihre todte Schwägerin zu besuchen, so blieb es eben dabei.

Die jungen Damen verbrachten einen sehr angenehmen Vormittag. Sie durften allerdings nicht auf der Straße, wie sie das sonst so gern thaten, mit einander kichern und lachen, denn das hätte sich, wie sie recht gut fühlten, bei einer solchen Gelegenheit nicht geschickt, aber sie konnten doch alle die verschiedenen Läden durchwandern, sich die hübschen Sachen ansehen und kaufen, wirklich kaufen, was ihnen am besten gefiel und passend schien, und so wohl war es ihnen lange nicht geworden. Der Tod der Tante war schon vergessen, wo es sich jetzt ja nur darum handelte, durch äußere schwarze Kleidung den tiefen Schmerz anzudeuten, den sie bei dem Verluste einer so nahen Verwandten empfinden mußten. Darin lag auch nichts Außergewöhnliches, denn wir können das Nämliche, wohin wir nur blicken, jeden Tag beobachten.

Der Sinn der Sitte, nach einem Todesfalle in der Familie schwarz gekleidet zu gehen, lag gerade darin, daß beabsichtigt wurde, die Leidtragenden von jedem auffallenden

Putz und Schmuck fern zu halten, damit sie, in einfacher, anspruchsloser und düsterer Kleidung, ihre Gedanken nicht auf andere, weltliche Dinge abschweifen ließen. Aber die Industrie bemächtigte sich der Sache, und es ist jetzt dahin gekommen, das es manchen Damen sogar als äußerst willkommen erscheint, einmal auf kurze Zeit Trauer anzulegen und sich dadurch eine ganz neue, oft für ihren Teint außerordentlich vortheilhafte Toilette zu schaffen.

Wenn man eine solche Dame in Trauer sieht, so ist ihre Kleidung allerdings durchaus schwarz und läßt darin nichts zu wünschen übrig, aber betrachten wir sie näher, so finden wir ihre einfache Kleidung mit schwarzem Schmelz gestickt, Armbänder und Ohrringe von Steinkohlen-Imitation, dazu Broche, Uhrketten ꝛc., und die Hüte mit wenn auch schwarzen, doch kostbaren Federn verziert, ja oft noch von schwarzen Perlen eingefaßt. Heißt das Trauer anlegen, sobald man sich eine Masse wenn auch schwarzen Firlefanz anhängt und sich nach besten Kräften nur in einer gegebenen Farbe herausputzt?

Die amerikanische und englische Sitte ist praktisch, daß in dem Hause, wo ein Todesfall stattfand, ein schwarzer Flor an der Hausthürklinke den Eintretenden benachrichtigt, nicht mit lauter Fröhlichkeit zu nahen — schon seiner selbst wegen, wenn er vorher keine Ahnung hatte, was hier vorgefallen. Alles Andere ist Tand und wird nur zu oft, besonders von den Damen, ausgebeutet, um — nicht ihr Leid zu zeigen, sondern nur eine Variation in ihre Toilette zu bringen.

Die beiden gnädigen Fräulein von Klingenbruch betrieben denn auch heute das so traurige Geschäft des Leidtragens in wirklich musterhafter Fassung. Flora wurde allerdings bei der Auswahl der verschiedenen Artikel manchmal lebendiger, als es sich eigentlich mit dem Ernst der Situation vertrug, aber ein mahnender Blick der Schwester hemmte sie immer noch zur rechten Zeit und rief den Ernst auf ihre jugendlich lebendigen Züge zurück — die Tante war ja gestorben —, und mit einem Dienstmanne hinter sich, der die bis jetzt gekauften oder wenigstens zur Auswahl bestimmten Waaren trug, eilten sie nach Hause zurück. An dem einen Vormittag waren sie natürlich nicht fertig geworden.

Ihnen gegenüber im Café oder sogenannten „Eckfenster“ saßen einige junge Officiere, rauchten ihre Cigarre, tranken ihren Kaffee und musterten die Vorübergehenden. Es waren Drahtgitter an dem Fenster angebracht, so daß man von innen Alles deutlich sehen konnte, was außen vorging, aber von dort nicht bemerkt wurde.

Meistens Cavallerie-Officiere hatten sich heute hier zusammengefunden und den „Hauptplatz“ auch gleich in Beschlag genommen, und es konnte in der That für einen Sitz in einem Kaffeehause keinen geschickteren Ort geben.

Das Haus lief hier, wie schon früher erwähnt, in eine abgestumpfte Spitze aus, die, unten von eisernen Säulen gestützt, gewissermaßen ein ausgebautes Fenster herstellte, das den Blick die Straße auf- und abwärts frei ließ. Bequeme kleine und weich gepolsterte Sitze waren dabei in der geschicktesten Weise angebracht, und es gab kein lauschigeres Plätzchen, besonders bei schlechtem Wetter, in der ganzen Stadt.

Die jungen Officiere hatten denn auch schon ihre Beobachtungen eine ganze Weile fortgesetzt, als Hauptmann Dürrbeck zu ihnen trat und kameradschaftlich gegrüßt wurde, wie man augenblicklich Platz für ihn machte.

„Was Neues, Dürrbeck?“

„Nichts, das ich wüßte, als daß die Bäume grün werden.“

„Alte Geschichte,“ lachte ein Anderer; „nein, das Neueste passirt hier doch immer gerade in der Straße, und eine geschickter angelegte Ecke, als diese, giebt es nirgends.“

„Da drüben steht auch meinswegen der Hofapotheker Semmlein; sieh einmal, wie vergnügt er aussieht!“ lachte einer der Officiere.

„Hat auch Ursache; der rasche Wechsel im Wetter scheint die halbe Stadt umgelegt zu haben, und sie laufen jetzt beinahe die Apotheken ein.“

„Ein komischer Kauz, der Semmlein,“ sagte Dürrbeck, „aber ein seelensguter und sehr achtbarer Mann; er gehört mit zum Kern der hiesigen Bürgerschaft.“

„Mache ich ihm nicht streitig,“ sagte ein Anderer — „aber, alle Wetter, wer sind die hübschen Mädchen, die da ankommen?“

„Das sind ja die Klingenbruchs,“ sagte der eine Capitain; „sie

haben eingekauft — ein Dienstmann schleppt Waaren hinter ihnen her."

„Ach Gott, ja," sagte Dürrbeck, „die werden ihre Trauersachen eingekauft haben."

„Trauersachen — wozu? Wer ist gestorben?"

„Die alte Mäusebrod — in dieser Nacht, am Schlagflusse, glaub' ich; ich sprach vorhin den Doctor Potter. Das Gericht hat einen Curator für die Hinterlassenschaft ernannt und oben bei ihr Alles versiegelt."

„Die Mäusebrod ist todt? Na, dann gratulire ich unserem Oberstlieutenant und den jungen Damen. Es heißt ja, daß sie Universalerbinnen wären. Wöhfen thut da, glaub' ich, einen guten Zug oder angelt wenigstens. Er ist höllisch hinter ihnen her."

Die beiden jungen Damen waren in das Haus eingetreten, und die beiden Herren sahen ihnen noch nach, als eine offene Droschke vor dem andern Eckhause vorfuhr und dort hielt. In demselben Augenblick traten auch von Schaller und Hans, zur Jagd gerüstet, aus dem Hause, stiegen ein und rasselten dann die Straße hinunter.

„War das nicht der junge Solberg, der erst kürzlich von Amerika herübergekommen ist?"

„Ja," sagte Dürrbeck, „er ist jetzt oft bei Schallers."

„Er soll heidenmäßig viel Geld von drüben mit herübergebracht haben; wäre jedenfalls eine gute Partie, denn der alte Solberg steckt selber im Gelde."

„Das glaub' ich," nickte ein Anderer. „Graf Rauten, der Bräutigam der einzigen Tochter, bekommt am Hochzeitstage fünfzigtausend Thaler baar ausbezahlt."

„Den Teufel auch — das ist ja nicht möglich!"

„Ich weiß es sehr genau," sagte der junge Husaren-Capitain, „denn der alte Solberg hat es vor nicht langer Zeit mir und mehreren Kameraden selber gesagt, und er würde das wahrhaftig nicht gethan haben, wenn es nicht wirklich so wäre."

„Der kann sich gratuliren," meinte ein Anderer — „und Rauten soll selber sehr reich sein."

„Ist ein prächtiger Kerl," nahm der Erste das Wort wieder, „und hat etwas verteufelt Cavaliermäßiges."

„Und ein Bärenglück im Spiel! Wenn er Bank legt, ist man jedesmal verloren."

„Er hat kaltes Blut und ist überhaupt nie aufgeregt oder selbst bewegt. Ich erinnere mich nicht, jemals gesehen zu haben, daß er laut oder herzlich gelacht hätte. Ich glaube, er hält das für unpassend."

„Ja, darin gefällt er mir aber nicht. Wenn wir manchmal unsere Witze zusammen machen, sitzt er ganz still dabei, und seine großen, blauen Augen schweifen nur von Einem zum Andern. Uebrigens reitet er magnifique und ist der beste Pistolenschütze, den ich in meinem Leben gesehen habe."

„Das macht eben seine Ruhe — aber, Kameraden, ich muß fort!"

„Ein Rendezvous?"

„Ja, aber mit meinem alten Onkel, dem ich versprochen habe, ihn noch in's Museum und nachher in's Theater zu führen — Prosit!"

„Prosit!" riefen ihm die Anderen zu. Die Meisten standen ebenfalls auf, denn die Stunde, die sie hier gewöhnlich zubrachten, war verflossen, und sie zerstreuten sich jetzt, um ihren Beschäftigungen oder Vergnügungen nachzugehen.

Nur Dürrbeck war noch zurückgeblieben; er hatte überhaupt an dem letzten Gespräche gar keinen Antheil genommen, sich wenigstens mit keinem Worte dabei betheiligt, sondern nur still vor sich niedergesehen und die verschiedenen Bemerkungen mit angehört. So saß er auch noch eine ganze Weile am Fenster und schaute auf die Straße hinaus. Jetzt stand er auf, schnallte seinen Säbelgurt etwas fester und verließ dann ebenfalls das Haus.

Indessen waren die beiden jungen Damen, Henriette und Flora, in ihrer Etage angelangt und brannten darauf, ihre Herrlichkeiten auszukramen und mit den Eltern zu besprechen, fanden diese dazu aber nicht in der rechten Stimmung. Der Oberstlieutenant war nämlich ebenfalls kurz vorher nach Hause gekommen und hatte gemeldet, daß die Gerichte die Wohnung seiner verstorbenen Schwester in Besitz genommen. Es war

ein Inventarium über die vorhandenen Gegenstände aufgestellt worden. Ebenso hatte man alles an Schränken und Commoden versiegelt und nur das eben Nothwendigste für die Leiche herausgenommen, und dann noch außerdem einen Beamten dort gelassen, der da gewissermaßen auf Posten stand, während er — der eigene Bruder der Verstorbenen — vollkommen bei Seite geschoben wurde.

Aber das Alles stellte sich noch als Kleinigkeit gegen die Thatsache heraus, auf wessen Veranlassung das geschehen sein sollte, und der Vater constatirte da, daß er natürlich augenblicklich bei Gericht nachgefragt und hier erfahren habe, daß er dieses rasche und, wie er meinte, rücksichtslose Eingreifen der Gerichte nur dem Missionsverein verdanke, der schon früh am Morgen den Antrag gestellt haben mußte.

„Siehst Du,“ rief seine Frau, als die beiden jungen Mädchen gerade in's Zimmer traten, „hab' ich es Dir nicht immer gesagt? Mich sollte es keinen Augenblick wundern, wenn sie diesen Vereinen ihr ganzes Hab und Gut vermacht hätte; was galt der Frau die Familie!“

„Aber, Veronica,“ sagte der Oberstlieutenant, „sie ist noch nicht einmal unter der Erde, und Du urtheilst schon so lieblos über sie; wir haben dazu doch wahrlich keine Veranlassung!“

„Aber was ist nur vorgefallen, Mama?“ rief Flora erschreckt, und selbst Henriette blickte ihre Eltern angstvoll an. „Ist das Testament eröffnet worden?“

„Nein, noch nicht,“ sagte der Oberstlieutenant, mit dem Kopfe schüttelnd, „so rasch geht das nicht und würde sich auch nicht schicken, so lange sie noch nicht einmal beerdigt ist.“

„Aber was sonst?“

„Der Missionsverein hat Beschlag auf das Vermögen gelegt!“ platzte die Mutter heraus.

„Wär's möglich!“ riefen die beiden Mädchen zu gleicher Zeit.

„Unsinn!“ brach aber der Vater dazwischen. „Mach' mir die Kinder nicht verrückt! Der Missionsverein hat in diesem Augenblicke so wenig Anrechte an das Vermögen, wie der Apotheker Semmlein unten im Hause. Er hat nur den Antrag gestellt, daß ein Curator für die Hinterlassenschaft an-

genommen wird, um zu verhüten, daß fremde Hände darüber kommen. Denselben Antrag hätte auch der Nachtwächter stellen können."

„Aber dem Nachtwächter würde es nie einfallen," warf seine Frau ein, noch lange nicht gewillt, sich für besiegt zu erklären, „weil er weiß, daß er gar nichts damit zu thun und noch weniger davon zu hoffen hat; jene Leute aber wissen, was sie thun, und wenn ihnen die Tante nicht bestimmte Zusicherungen gegeben hätte, würden sie sich wohl schwerlich darum bekümmert haben. Lehr' Du mich die Menschen kennen, und Deine Schwester — Gott habe sie selig — hatte ich gleich vom ersten Anfang an durchschaut!"

„Aber ihr oft Unrecht gethan, Veronica," seufzte ihr Gatte, „und wirst es ihr noch in den nächsten Tagen an ihrem Grabe abbitten."

„Und mit Vergnügen, wenn ich mich geirrt," antwortete seine Gattin, gerade nicht in der Stimmung, ihre Worte auf die Wagschale zu legen.

„Also es ist noch nichts entschieden, Papa?" fragte auch Henriette.

„Nein, Kinder, nein; beruhigt Euch."

„Und wann wird das Testament eröffnet?" fragte Flora.

„Kinder," sagte der Oberstlieutenant mit einem recht wehen Zug in dem guten Gesicht, „das ist doch wohl kein passendes Gespräch für uns, wo Eure selige Tante noch kalt und starr auf ihrem Sterbebette liegt; Ihr seid auch nicht bei ihr gewesen, um sie noch einmal zu sehen!"

„Ach, Papa, wir fürchten uns so entsetzlich vor Leichen!"

„Ich will Euch wünschen, daß Ihr nie gezwungen werdet, ihnen nahe zu treten!" sagte der kleine Mann ernst, stand auf und ging in sein Zimmer hinüber, um dort eine Weile allein zu sein.

Ein paar Minuten, nachdem er das Zimmer verlassen, saßen die Töchter und selbst die Frau Oberstlieutenant noch ruhig und auch sogar etwas bestürzt über die mahnenden Worte des Vaters. Sie mochten doch in ihrem Herzen fühlen, daß er Recht habe: sie hätten etwas mehr Rücksicht zeigen sollen, schon seinethalben. Aber das dauerte trotz-

dem nicht lange, denn die Pakete mit den Stoffen lagen neben ihnen auf dem Tische, und wirkliche Liebe zur Tante hatte ja doch keins von ihnen je gehabt — so brauchten sie sich denn auch untereinander nicht besonders zu geniren.

„Sieh 'mal, Mama," brach Flora zuerst das Schweigen, indem sie zu den mitgebrachten Sachen trat und die Bänder daran löste; „glaubst Du, daß das jetzt so gut sein wird?"

„Der Stoff ist sehr hübsch," sagte Henriette und hatte jetzt auch alles Andere darüber vergessen. „Von den Ohrringen haben wir auch die größeren genommen, Mama; die anderen waren wohl recht hübsch, aber doch zu klein und stachen deshalb zu sehr gegen die Broche ab."

„Die Broche," rief Flora, „blitzt und funkelt wie Diamanten!"

„Habt Ihr Euch denn auch ein paar Spitzentücher mitgebracht?"

„Gewiß, Mama, wir haben gar nichts vergessen, müssen nur noch Einiges zurückschicken und können Alles umtauschen."

„Und was kostet das jetzt?"

„Sie mögen's aufschreiben," bemerkte Flora etwas kurz abgebrochen, „das arrangiren wir dann Alles später."

Der Gegenstand war in der That zu unbedeutend, um sich länger damit zu beschäftigen, und die jetzt auf dem Tische ausgebreiteten Sachen nahmen ihre Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch. Mußten sie doch besprochen, anprobirt und verglichen werden, und Einiges wurde denn auch zum Umtausch zurückgelegt. Es ist überhaupt schwer, in Toilettesachen Damen vollkommen zu befriedigen. Nachher mußte noch das Capitel über die Näherinnen weitläufig und ausführlich erörtert werden. Die „Mamsell oben", wie sich Flora äußerte, war zu vornehm, um in einer andern Familie zu nähen, und wenn sie selbst in dem nämlichen Hause wohnte. Das alberne Ding hatte das liebe Brod nicht, aber trotzdem die Nase immer in der Luft — aber man konnte sie eben nicht entbehren und mußte die Arbeit wenigstens von ihr zuschneiden lassen — ihre Kleider saßen zu gut.

Indessen war es vollständig dunkel und schon lange Licht

angezündet worden, und Henriette zeigte eine ganz eigene Unruhe. Als das Mädchen gerade in's Zimmer kam, um den Tisch zu decken, sagte sie:

„Ich möchte doch einmal zu der Näherin hinaufgehen, Mama, und noch Einiges mit ihr besprechen."

„Thu das, mein Kind," sagte die Mutter, „denn es wäre mir sehr lieb, wenn Ihr mit Euren Anzügen bald in Ordnung kämt."

Henriette war auch schon im Begriff, hinaus zu huschen, als die Hanna sagte:

„Die is nich zu Hause, gnä' Fräule, sie ging eben fort, wie ich Wasser holte; sie trägt immer Abends ihre Arbeit aus."

„Schicklicher wäre es, das am Tage zu thun," bemerkte die Mutter, und Henriette nahm ihre kleine Unterlippe zwischen die Zähne — es schien ihr so unangenehm. Sie sann und sann.

„Ach, Mama," sagte sie plötzlich, „ich glaube doch, daß wir die kleinen Ohrringe hätten nehmen sollen — ich möchte sie Dir wenigstens einmal zeigen, damit Du beide mit einander vergleichen kannst."

„Nun gut, Hetty, dann bringe sie morgen noch einmal mit — das Umtauschen müssen sich die Leute gefallen lassen."

„Ach, ich springe gleich hinüber," sagte Henriette — „es ist ja das zweite Haus von hier, fast neben uns an..."

„Aber, Kind, das hat ja Zeit!"

„Ja, es waren nur noch die drei Paar da, und wenn er indessen eins davon verkaufte..."

„Aber, Hetty," sagte Flora, „einen ganzen Kasten voll hatte er noch außer denen — weißt Du denn nicht, es war ja immer ein halbes Dutzend auf Einer Karte!"

„Ach, die mein' ich ja gar nicht!" warf Henriette ärgerlich ein. „Du sollst einmal sehen, Mama, wie hübsch sie sind — ich bin gleich wieder da."

„Aber, Kind, bei Nacht und Nebel kannst Du doch nicht allein über die Straße gehen, da nimm wenigstens die Hanna mit — begleite Sie einmal meine Tochter hinüber zum Kaufmann, Hanna!"

„Aber, beste Mama,“ rief Henriette, der jetzt das Weinen näher war als das Lachen, „ich bin ja doch kein kleines Kind, daß ich für zwanzig Schritt einen Schutz haben müßte! Ehe die Hanna nur die Treppe hinunterkommt, bin ich drüben“ — und rasch ihren Hut aufsetzend, wollte sie eben zur Thür hinaus, als es draußen klingelte.

„Seh Sie 'mal, wer da ist, Hanna!“

Die junge Dame mochte jetzt ebenfalls nicht hinaus, wo vielleicht ein Fremder an der Thür stand. Das Mädchen ging denn auch hinaus, und die Thür blieb indessen halb offen, damit sie hören konnten, wer so spät noch kam. Da vernahmen sie draußen eine bekannte Stimme, die fragte:

„Gnädige Frau und Herr Oberstlieutenant zu Hause?“

„Ja, zu Hause sind sie,“ erwiderte die Hanna; „ich will's gleich drinne sagen — wen hab' ich die Ehre?“ (Die Formel war ihr oft genug einstudirt worden.)

„Graf Rauten...“

„Oh Du mein Himmel,“ rief Flora, die an der Thür gehorcht hatte, indem sie zurücksprang — „und wie sieht es hier aus!“

„Führe den Herrn Grafen nur hinüber.“

„Aber da ist ja Alles stockfinster, Mama...“

Es entwickelte sich jetzt eine jener Familienscenen, wie wir sie häufig bei unerwarteten Besuchen in Häusern erleben können, wo sich ein nur zu dem Zweck bestimmtes Empfangszimmer befindet, das dann auch natürlich nie in Ordnung ist, wenn es einmal plötzlich gebraucht werden soll. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht: die Lichter anzünden — aber das nahm zu viel Zeit weg; und hier herein — das ging nicht; oder zum Vater hinüber — aber wo war nur der Vater, und weshalb kam er nicht? — und indessen stand Graf Rauten mit der liebenswürdigsten Geduld draußen auf dem von einer düstern Lampe erleuchteten Vorsaal und lächelte nur leise vor sich hin, denn es konnte ihm gar nicht entgehen, welche Verwirrung er angerichtet hatte. Er wäre auch wohl am liebsten wieder fortgegangen, denn er fühlte, daß er in diesem Augenblicke nicht gelegen kam — das ging aber doch auch nicht; erstlich schickte es sich nicht, und dann hätte es die

Familie nur noch mehr in Verlegenheit gebracht. Die Zeit, die man ihn da draußen stehen ließ, dauerte aber wirklich ein wenig lange, und der Oberstlieutenant indessen, mit keiner Ahnung, wer da sei und seine Gegenwart verlange, saß in seiner Stube, in seinem Lehnstuhl ausgestreckt, rauchte seine Pfeife und las das officielle Blatt, das Rhodenburger Journal.

Wer sich aber, als Gegensatz zu diesem Bilde der vollständigen Ruhe und Behaglichkeit, in einer wahrhaft verzweifelten Stimmung befand, war seine Tochter Henriette. Sie hatte, gleich wie der Graf gemeldet wurde, ihren Hut abgerissen und würde ihn in der Hand zerknittert haben, wenn es nicht der „neue" gewesen wäre. Die kleinen weißen Zähne biß sie dabei fest zusammen, die Lippen preßten sich mit Gewalt übereinander, und sie hätte in dem Augenblick wirklich Jemanden kratzen können, wenn sie nur gleich gewußt hätte wen — vielleicht den Grafen Rauten selber.

Die Situation wuchs ihnen Allen aber über den Kopf; es blieb nichts mehr übrig, als einen entscheidenden Schritt zu thun, und während die Frau Oberstlieutenant Flora zuflüsterte: „Schaff' den Kram weg!" — brach sie jetzt selber aus der Thür hinaus, um den Besuch zu empfangen.

„Ach, mein lieber Herr Graf — wie freundlich von Ihnen..."

„Gnädige Frau," sagte der Graf, der jetzt wirklich die Thürklinke schon wieder in der Hand hatte, „ich würde unendlich bedauern, Ihnen zu unpassender Zeit zu kommen; wenn ich nur eine Ahnung hätte, daß..."

„Aber ich bitte Sie, wie können Sie so etwas denken — oh, wollen Sie denn nicht näher treten?" (Der Graf stand hier in den letzten zehn Minuten in der alleinigen Absicht.) „Hanna, rufe Sie doch meinen Mann! — Wir sind ganz unter uns, Herr Graf; Sie finden uns freilich ein wenig derangirt..."

„Aber ich hoffe doch nicht meinetwegen?..."

„Oh, gewiß nicht," rief die Frau Oberstlieutenant, die in dem Augenblicke ganz den eigentlichen Trauerfall vergaß, an den sie überhaupt nur wenig dachte — „die Kinder waren

gerade dabei, einige Toilettegegenstände auszusuchen; aber wollen Sie nicht näher treten?..."

Aus seiner Stube heraus kam der Oberstlieutenant geschossen:

„Ach, mein lieber Graf, was machen Sie — bitte, kommen Sie mit herein! Wie geht's immer?"

„Mein lieber Herr Oberstlieutenant," sagte Graf Rauten, der jetzt natürlich mit in die Stube trat, wo Henriette und Flora wenigstens nothdürftig den Tisch abgeräumt hatten, „ich habe mit Bedauern gehört, daß Sie in voriger Nacht ein so herber Verlust betroffen hat, und wollte nicht versäumen, Ihnen mein inniges Beileid darüber auszusprechen." Er nahm dabei des kleinen Mannes Hand und drückte sie herzlich, während Klingenbruch, den Druck erwidernd, sagte:

„Ja, Herr Graf, es war hart — und meine Schwester noch so rüstig und lebensfrisch, daß ich keine Ahnung hatte, sie könne uns so rasch entrissen werden."

„Ach ja, Herr Graf," sagte jetzt die gnädige Frau mit leiser, wie schmerzgepreßter Stimme, „es war recht hart und kam uns so überraschend — mitten in der Nacht eigentlich — wir glaubten, es wäre eine telegraphische Depesche."

„Sie hat aber jedenfalls einen sanften Tod gehabt?" sagte Graf Rauten.

„Der Schlag hat sie gerührt," erwiderte die gnädige Frau; „die Kinder waren außer sich darüber."

„Das läßt sich denken; ein Schmerz, der uns so rasch überkommt, ist um so peinlicher — ah, da sind ja die jungen Damen! Meine Gnädigen, ich habe die Ehre Sie zu begrüßen! Wir sprachen gerade über das große Leid, von dem Ihre Familie heimgesucht wurde..."

„Ach ja, Herr Graf," sagte Flora, „es hat uns so ergriffen..."

„Sie dürfen aber Ihren trüben Gedanken nicht so sehr nachhängen," fuhr der Graf fort, „und die Zeit lindert ja auch jeden Schmerz."

Henriette und Flora wußten eigentlich nicht recht, was sie für ein Gesicht zu der Anrede machen sollten; aber die Gesellschaft giebt uns ja die Form für jede Situation im Leben,

und da der Graf viel zu viel Tact besaß, um länger als nöthig bei dem für Alle peinlichen Thema zu verweilen, so wandte sich das Gespräch bald einer andern Richtung zu.

Während nun Graf Rauten seine Condolenz-Visite machte, spielte sich unten, parterre, eine andere Scene ab.

Apotheker Semmlein saß gerade in seinem Comptoir und revidirte seine Bücher, als der jüngste Lehrling, ein pausbäckiger Junge mit stets kurz abgeschnittenen und struppigen Haaren, den Kopf in die Thür steckte und leise flüsterte:

„Herr Hofapotheker, es hat sich Jemand hinten bei uns in den Hof geschlichen!"

„Was hat sich?" sagte Herr Semmlein, der so in seine Berechnungen vertieft war, daß er die Hälfte der Anrede überhörte.

„Jemand hat sich in den Hof geschlichen," wiederholte aber der Junge seine Meldung, „und der will wahrscheinlich wieder Süßholz stehlen!" (Es hatte nämlich in der vorigen Woche eine ganze Quantität von diesem dort aufgeschichteten Holze gefehlt, ohne daß man wußte, auf wen sich der Verdacht lenken solle.)

„So?" sagte jetzt Herr Semmlein, aufmerksam werdend, indem er sich emporrichtete, die Feder fortlegte und die Brille abnahm. „Das wäre ja recht hübsch, und da wird er sich meinswegen wieder einen Arm voll holen wollen!"

„Ja," sagte der Junge verdutzt, „ich glaubte, Sie wollten es nicht leiden..."

„Nein, Caspar," erwiderte Herr Semmlein, indem er rasch seinen Schlafrock aus- und seinen Rock anzog, „das wollen wir auch nicht, aber zuseh'n, ob wir den Patron erwischen können. Wo hast Du ihn geseh'n?"

„Ich stand am Brunnen," sagte der Junge, „hatte aber noch nicht gepumpt..."

„Wie gewöhnlich — Du träumst immer..."

„Und da fuhr auf einmal die dunkle Gestalt an mir vor-

über und den Gang hinunter, wo hinten im Schuppen das Süßholz liegt."

„Zwischen den Gärten und dem Hause durch, wie?"

„Ja gewiß, das hab' ich deutlich geseh'n."

„Und wo glaubst Du denn, daß er meinswegen hingeschlichen ist?"

„Ja, das weiß ich nicht, Herr Hofapotheker," sagte der Lehrling; „ich drückte mich nur gleich wieder in's Haus zurück, um es Ihnen zu sagen."

„Bravo," nickte Herr Semmlein, „dann haben wir ihn auch — wo ist der Hausknecht?"

„Er streicht Pflaster in der Apotheke."

„Er soll gleich das Hausthor zuschließen, und die Hofthür wird auch von innen verriegelt; der erste Provisor soll einmal zu mir herüberkommen. Du bleibst in der Apotheke, wenn etwas gebraucht werden sollte."

Die Anordnungen waren bald getroffen, denn Semmlein betrieb die Sache außerordentlich praktisch. Befand sich wirklich ein Dieb im Hofraum, so war er jetzt gründlich abgesperrt und mußte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dann ging es an die unmittelbare Untersuchung, und die unternahm Herr Semmlein selber, und zwar mit dem großen stählernen Pflasterstreicher in der Hand, der allerdings keine Spitze hatte, aber doch wie ein großes Dolchmesser aussah und Effect machen konnte. Mit sich aber nahm er den ersten Provisor, einen noch jungen, kräftigen und sehr gewandten Mann, der, mit einer ziemlich wuchtigen Mörserkeule in der Hand, allerdings ein gefährlicher Gegner schien.

Der Hofraum selber war nur schmal, da der Garten den größten Theil des freien Raumes einnahm. Rechts an dem Garten hin aber führte der schmale Weg, von dem der Lehrling vorher gesprochen, zu den jetzt freilich nicht benutzten Ställen und einigen Kellern, in welchen Herr Semmlein allerhand Chemikalien und sonstige Waarenvorräthe liegen hatte. Von dort heraus war ihm nun allerdings, und zwar zu verschiedenen Zeiten, Einiges gestohlen worden, und man hatte schon gefürchtet, daß es ein Hausdieb sei, gegen den man sich natürlich nur so viel schwerer schützen kann. Jetzt

schien sich aber doch das Gegentheil heraus zu stellen, und mit verschlossenem Hofthor, an dem der Hausknecht stand, war an ein Entrinnen des Diebes nicht zu denken.

In dem schmalen Hofgange zeigte sich übrigens nichts Lebendes, und es befand sich auch kein Platz dort, an dem sich ein Mensch hätte verstecken können. Ebenso fanden sich auch die Thüren noch alle fest verschlossen, selbst die Vorhängeschlösser davor; also war noch nicht einmal ein Versuch gemacht worden, dort einzudringen, und im Innern konnte sich eben so wenig Jemand befinden. Es blieb deshalb keine andere Möglichkeit, als daß sich der Eingeschlichene, als er vielleicht das Geräusch gehört, in den Garten geflüchtet und dort Schutz gesucht habe — in dieser Jahreszeit aber immer noch ein schwieriges Stück Arbeit. Nur in einer der Lauben konnte er stecken, und Herr Semmlein begann auch ohne Weiteres die Visitation, die nicht lange ohne Erfolg bleiben sollte.

Schon in der zweiten Laube — die erste gehörte zu Herrn Semmlein's Garten — bewegte sich eine Gestalt.

„Halt, oder ich schieße!“ rief der Hofapotheker und streckte seinen Pflasterstreicher vor.

„Herr Semmlein,“ sagte aber als Antwort eine halb unterdrückte Stimme, ohne deshalb besondere Furcht zu verrathen — „auf ein Wort!“

„Auf ein Wort?“ rief der Hausbesitzer mißtrauisch. „Wer sind Sie und was machen Sie hier?“

„Bitte, kommen Sie 'mal herein!“

„Daß ich meinswegen ein Esel wäre!“ sagte Herr Semmlein. „Für wie dumm halten Sie mich eigentlich? Kommen Sie heraus, oder ich rufe die Polizei!“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie keinen Skandal,“ sagte der Ertappte wieder, der sich aber noch immer im Schatten hielt — „ich bin ein Bekannter von Ihnen und kein Dieb — ich will Ihnen Alles erklären; hören Sie mich nur ruhig an und schicken Sie die Leute fort.“

„Das wollen wir denn doch vor der Hand bleiben lassen,“ sagte der Apotheker, welcher der Sache noch immer nicht recht

traute, aber auch keine besondere Furcht mehr verspürte. Es schien nur ein einzelner Mensch, und fort hätte er doch nicht gekonnt, wenn er ihn selber auch über den Haufen rannte. „Und kein Dieb", sagte der Erwischte — also vielleicht eine Liebesintrigue? Nun, das wollte er bald herausbekommen und jedenfalls klar in der Sache sehen. Er mußte wissen, was in seinem eigenen Hause vorging, und solche „Husche-muscheleien", wie er es nannte, paßten ihm überhaupt nicht. Herr Semmlein hielt den Pflasterstreicher, den er mitgenommen, noch immer fest in der Hand und überlegte sich rasch, wie er hier am besten handeln könne. Eine Liebesintrigue war möglich, er hatte eine Anzahl junger Damen im Hause — aber die gnädigen Fräuleins von Klingenbruch — das war nicht denkbar. Also vielleicht — hm — mit irgend welchem Dienstboten; jedenfalls schien ihm die Sache ganz ungefährlich. Er winkte aber doch seinen Oberprovisor heran, um etwas dicht bei der Hand zu bleiben, und dann, den Pflasterstreicher etwas vorgehalten, trat er in das Dunkel der Laube hinein.

„Und wen haben wir hier?" sagte er, als er sich unmittelbar vor der dunkeln Gestalt sah, „wenn ich bitten darf."

„Mein lieber Herr Hofapotheker," flüsterte die Stimme, „ich bitte Sie recht freundlich, Ihre Leute fortzuschicken. Seien Sie versichert, daß Ihr Eigenthum in keiner Gefahr ist, ich habe nicht die geringsten Absichten darauf."

„Schön," sagte Herr Semmlein, „aber dann muß ich doch meinswegen erst wissen, mit wem ich es hier zu thun habe, denn in der Stockdunkelheit kann man kein Gesicht erkennen."

„Ich bin Officier..."

„Kann sein, aber auch nicht; wenn ich nicht den Namen höre und die Stimme erkenne, mach' ich, hol mich der Deubel! meinswegen Skandal, und dann wollen wir schon seh'n, wer da drinnen steckt — Officier kann Jeder im Dunkeln sein!"

„Aber, bester Herr Hofapotheker..."

„Na, wenn Sie nicht wollen — Herr Müller, bitte, kommen Sie einmal..."

„Lassen Sie — Sie kennen mich ja — ich heiße von Wöhsen — Lieutenant von Wöhsen."

„Ih, seh'n Sie 'mal an," sagte Herr Semmlein — „ist mir ja recht angenehm, den Herrn Lieutenant..."

„Bitte, schicken Sie die Leute fort."

„Na, Herr Müller, es ist Alles in Ordnung, Sie können wieder hineingehen — und behalten Sie den Jungen drinne, nehmen Sie Behrens gleich mit, und der Johann soll die Hofthür wieder aufschließen und gleich wieder an seine Arbeit gehen — das Pflaster wird so schon ganz kalt geworden sein. So, Herr Lieutenant," setzte er dann, aber noch immer mit unterdrückter Stimme hinzu, „die Luft ist wieder rein; wenn Sie mich aber los werden wollen, so müssen Sie mir meinswegen sagen, auf wen Sie hier gepaßt haben, denn dies hier ist mein Haus — ich bin meinswegen nur ein einfacher, schlichter Bürger, aber ich dulde doch solche Geschichten nicht und muß wenigstens wissen, wie ich hier stehe."

„Aber, bester Herr Hofapotheker," sagte Lieutenant von Wöhsen, „Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich indiscret genug wäre..."

„Mein lieber Herr Lieutenant," sagte der Apotheker, „das hilft mir Alles nichts und Ihnen auch nicht. Ich muß wissen, auf wen in meinem Hause Sie hier gewartet haben. Schockschwerenoth, ich habe meinswegen auch eine Tochter, und das wäre mir ein verfluchter Spaß!"

„Beruhigen Sie sich darüber, Herr Semmlein, ich habe gar nicht die Ehre, Ihr Fräulein Tochter zu kennen."

„Ist mir sehr angenehm," sagte Herr Semmlein; „also wen sonst?"

„Ich darf Niemanden compromittiren..."

„Das sollen Sie auch nicht. Ich gebe Ihnen mein Bürgerwort, daß kein Mensch von mir eine Silbe erfährt. Ich aber muß es wissen."

„Sie versprechen mir das?"

„Ich habe Ihnen mein Wort gegeben."

„Gut denn, ich will Ihnen glauben — die hübsche Näherin, die bei Ihnen im Hause wohnt."

„So — ih, seh'n Sie 'mal an," sagte Herr Semmlein — „na, meinswegen muß mir die Person morgen aus dem Hause."

„Aber, bester Herr Hofapotheker, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich das junge Mädchen in allen Ehren kenne — sie ist brav und unbescholten...“

„Danke Ihnen,“ sagte Herr Semmlein — „meinen Sie, wenn sie zu einem Officier hinunter in den Garten läuft!“

„Es soll nie wieder geschehen — aber bitte, kündigen Sie dem armen Mädchen nicht...“

„Nun, wissen Sie, Herr Lieutenant,“ sagte der Hofapotheker, „das ist meinswegen mein eigenes Geschäft, und ich muß da selber wissen, was ich zu thun oder zu lassen habe. Aber ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten, die Luft ist jetzt rein, wünsche Ihnen einen recht guten Abend.“

„Guten Abend, Herr Hofapotheker,“ sagte Lieutenant von Wöhfen in einer Stimmung, daß er den kleinen Mann hätte erwürgen können, zog sich seinen Mantel bis an die Ohren hinauf und verließ mit raschen und hastigen Schritten den Hofraum.

„Also die Nähmamsell,“ sagte Herr Semmlein, als ihn der Officier verlassen hatte, indem er nachdenkend mitten im Dunkeln stehen blieb und seinen Gedanken Audienz gab. „Wer hätte das der kleinen scheinheiligen Person zugetraut! Auf die hätte ich geschworen, aber man darf meinswegen keinem einzigen Menschen mehr trauen auf der ganzen Welt; nichts als Lumperei — nichts als Lumperei! Hm, und 's scheint mir doch undenkbar, denn wenn das kein braves Mädchen ist... — Höre einmal, Semmlein, der Sache mußt Du auf die Spur kommen; der Abend ist warm, und wenn Du Dich meinswegen dort in die Ecke auf eine von den Bänken setzt, die morgen in den Garten kommen sollten, so kann Dir das nicht so viel schaden.“

Daß von seinen Leuten jetzt Keiner wieder herauskam, wußte er recht gut, und dem Entschlusse die That folgen lassend, drückte er sich in die Ecke auf eine der Gartenbänke und blieb dort eine Weile regungslos sitzen. Er mochte aber kaum eine halbe Stunde seinen Platz behauptet haben, vielleicht nicht so lange — aber die Minuten schleichen, wenn man auf etwas wartet —, als er plötzlich die Thür gehen hörte und eine dunkle Gestalt herausshuschte.

„Na ja, mein Schatz," dachte Herr Semmlein — „also doch — aber dann mußt Du mir auch morgen aus dem Quartier."

Die Gestalt blieb einen Moment am Brunnen stehen. Horchte sie, ob Alles ruhig sei? Der Hofapotheker rührte sich nicht, er saß, als ob er in dem Augenblick photographirt werden sollte. Jetzt glitt der Schatten über den Hof hinüber und der Gartenpforte zu — er befand sich dort kaum fünf Schritt von der Stelle, wo Semmlein saß. Dieser hustete leise; die Gestalt blieb wie in den Boden gewurzelt stehen. Jetzt erhob sich auch der Hofapotheker und schritt auf sie zu, und — Henriette konnte kaum einen Aufschrei unterdrücken.

„Ach, Herr Hofapotheker, wie Sie mich erschreckt haben!"

„Jh, seh'n Sie 'mal an, mein gnädiges Fräulein! Ich wußte gar nicht, wer hier noch so spät eine Promenade machte..."

„Oh, das Wetter ist heute so wundervoll!"

„Ja, deshalb habe ich mich auch dort ein bischen auf die Bank gesetzt. Es wird jetzt in den Stuben so schwül..."

„Ganz entsetzlich — ich hielt es auch oben nicht aus und wollte mir nur am Brunnen ein Glas recht frisches Wasser holen."

„Jh, seh'n Sie 'mal — und das thun Sie meinswegen selber?"

„Nur um einmal für ein paar Minuten die frische Luft zu athmen. Aber ich muß wieder hinauf — Gute Nacht, Herr Hofapotheker!"

„Wünsche Ihnen eine recht angenehme Ruh', mein gnädiges Fräulein!"

Henriette glitt von ihm fort zum Brunnen, füllte sich dort das Glas, welches sie mit heruntergebracht, und eilte dann so rasch sie konnte die Treppe wieder hinauf.

Unten aber stand Hofapotheker Semmlein, beide Hände in den Hosentaschen, und pfiff leise zwischen seinen Zähnen durch. Erst als er oben die Glocke bei Klingenbruchs wieder gehen hörte, brummte er halblaut vor sich hin: „'s ist doch die Möglichkeit, meinswegen die hellblaue, plümerantene Möglichkeit, — was man nicht Alles erlebt, wenn man alt wird!

Ne, ne, ne, ne — ih Du mein liebes Herrgottchen, also das war die Nähmamsell von oben, drei Treppen hoch! O Du ganz miserabler Lump, Du!" — und ohne weiter ein Wort zu sagen, stieg er wieder in seine Apotheke zurück.

17.

Das Testament.

Eine Woche war nach dem letztbeschriebenen Abend verflossen, Hans schon lange von seiner Jagd, auf welcher er wirklich ein paar Enten und einen Auerhahn erlegt, zurückgekehrt und in Rhodenburg indessen nichts Besonderes vorgefallen. Nur der heutige Tag wurde insofern namentlich für Klingenbruchs wichtig, als heute das Testament eröffnet werden sollte, und zwar wiederum auf Antrag des Missionsvereins, der vor Gericht aussagte, daß er die feste Versicherung der selig Verstorbenen habe, einen namhaften Zuschuß für seine „wohlthätigen Zwecke" ausgesetzt zu erhalten.

Auf diesen Antrag hin wurde dann der Tag bestimmt, und Verwandte wie sonst dabei Interessirte erhielten die Aufforderung, bei der Testaments-Eröffnung zu erscheinen.

Hans war, mit keiner bestimmten Beschäftigung, an dem Morgen durch die Stadt geschlendert, hatte in Baumann's Restauration ein Glas Bier getrunken, aber keine Bekannten angetroffen, und schritt eben wieder langsam nach Hause zurück, als er am Brink, wie er die Hofapotheke gerade passirte, plötzlich stehen blieb und leise vor sich hin ausrief: „Caramba, wohnt denn hier oben nicht Käthchen und wollt' ich sie nicht einmal besuchen? Daß ich das auch so lange vergessen konnte! Aber Du lieber Gott, mich wird sie gar nicht mehr wiedererkennen — und ich sie wahrscheinlich auch nicht. Zehn Jahre sind eine lange Zeit, und das Kind von damals weiß sich

vielleicht gar nicht mehr zu erinnern, daß ein Hans Solberg überhaupt existirt. Aber Guten Tag muß ich ihr jedenfalls sagen" — und mit dem Entschlusse sprang er auch in's Haus und die ihm von Claus bezeichneten drei Treppen hinauf, wo er freilich so vollkommen unter das Dach gerieth, daß er kaum noch in dem niedern Gange aufrecht gehen konnte. Den Hut mußte er wenigstens abnehmen, um nicht oben anzustoßen. Es war dort auch ziemlich dunkel, denn die wenigen Dachfenster brauchte man nothwendig zur Erhellung der kleinen Zimmer; aber sein Auge gewöhnte sich bald an das hier herrschende Dämmerlicht, und schon an der zweiten Thür fand er den ihm von Claus bezeichneten Zettel: „Katharina Peters, Näherin", mit ein paar kleinen Stiften befestigt, und klopfte auch dort ohne Weiteres an.

„Herein!" sagte eine jugendliche Stimme, und wie er die Thür öffnete und auf der Schwelle stand, sah er sich fast erschreckt in dem engen Raume um, denn so ärmlich hatte er sich Käthchen's jetzigen Aufenthalt doch nicht gedacht.

Das junge Mädchen saß, emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, am Fenster und mochte den Besuch eines jungen Herrn wohl am wenigsten erwartet haben. Sie fuhr erschreckt von ihrem Sitz empor, und die Arbeit noch immer in den Händen haltend, ohne sich aber weiter zu bewegen, stand sie, die Anrede erwartend. Jedenfalls beruhte der ganze Besuch auf einem Mißverständniß — der Herr war vielleicht in die falsche Thür gerathen.

Hans stand auf der Schwelle, aber sprach kein Wort, denn mit Staunen hing sein Blick an dem jungen Mädchen, das schüchtern, erröthend ihm gegenüber in seiner regungslosen Stellung verharrte, dem aber dieses Schweigen und stumme Anstarren natürlich mit jeder Secunde peinlicher werden mußte.

Und das war Käthchen, das Kind, mit dem er früher gespielt, ja das er in frühester Zeit sogar auf seinen Armen herumgetragen?

„Was steht Ihnen zu Diensten?" brach endlich das junge Mädchen das ihr unheimlich werdende Schweigen.

Hans antwortete noch immer nicht gleich; ein wehmüthiges

Lächeln stahl sich über seine Züge, und mit weicher, aber herzlicher Stimme sagte er endlich: „Kennen Sie mich nicht mehr, Käthchen?“ — Er hatte sie früher mit dem traulichen „Du“ genannt, brachte aber die Anrede jetzt nicht mehr über die Lippen.

Käthchen sah erschreckt zu ihm auf. Sie war wirklich blaß dabei geworden, aber nur für kurze Momente; dann schoß ihr das Blut in einem Strahle wieder in die Schläfe zurück: „Herr von Solberg?“

„Früher sagten Sie Hans, Käthchen...“

„Ja, früher,“ flüsterte Käthchen leise — „ich hörte, daß Sie zurückgekommen wären, und bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben.“

„Gewiß nicht, Käthchen; aber nie im Leben hätte ich Sie wiedererkannt, so sehr haben Sie sich verändert. Sie waren noch ein Kind, als ich das Vaterhaus verließ...“

„Lange Jahre sind darüber hingegangen,“ sagte das junge Mädchen scheu — „aber wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen, Herr von Solberg? Ich freue mich so, Sie nach Ihren langen und gefahrvollen Reisen wieder zu sehen.“

Sie hatte ihre Arbeit auf den kleinen Tisch vor sich gelegt, der ihr zum Nähtisch diente, und ging nach einem Stuhle; Hans kam ihr zuvor.

„Und ist das der ganze Gruß, Käthchen?“ sagte er herzlich. „Bekomme ich nicht einmal eine Hand? Ich habe erst ganz kürzlich erfahren, daß Sie überhaupt noch hier in der Stadt sind; ich hörte, Sie wären mit einer Familie nach Italien gegangen.“

„Nach Italien?“ — Käthchen schüttelte langsam mit dem Kopfe, reichte aber doch dem früheren Spielgefährten, wenn auch nur schüchtern, die Hand, und Hans, der sie in seiner rechten hielt und mit der linken streichelte, sagte herzlich:

„Käthchen, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie weh es mir that, Sie nicht mehr bei uns im Hause zu finden — ich weiß nicht, was vorgefallen ist,“ setzte er rasch hinzu, als er den schmerzlichen Zug erblickte, der durch ihr Antlitz zuckte, „aber ich weiß, daß Sie keine Schuld tragen. Ich brauche

Sie nur anzusehen, und ich fühle das — mir glauben Sie das gewiß, Käthchen, denn wir sind ja von früh auf Gespielen gewesen, und wenn wir uns auch manchmal gezankt haben," setzte er wehmüthig hinzu, „blieben wir doch immer gute Freunde."

„Herr von Solberg" — sagte Käthchen und suchte ihre Hand frei zu machen; Hans ließ sie aber noch nicht.

„Herr von Solberg," sagte er leise — „wie fremd und unnatürlich das klingt! Aber ich fühle auch recht gut, daß ich kein Recht auf einen andern Namen habe. Nur das glauben Sie mir, daß, was auch in unserem Hause vorgefallen sein mag, ich demselben fern stehe. Für mich sind Sie noch immer mein kleines Schwesterchen aus jener Zeit, und wenn ich Sie jetzt hier sehe" — und sein Blick schweifte beklommen in dem ärmlichen, ja dürftigen Raum umher — „kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie weh mir dabei um's Herz ist."

Er ließ jetzt ihre Hand frei, und Käthchen, die ihrige zurückziehend, flüsterte:

„Bitte, lassen Sie das, Herr von Solberg; ich danke Ihren Eltern so viel, so unendlich viel — ich könnte es ihnen nie, nie vergelten, und seien Sie versichert, daß allein das Gefühl in meinem Herzen vorherrscht und vorherrschen wird, so lange ich lebe. Was dort vorgefallen? Nichts, wenigstens nichts, wegen dessen ich mir auch nur den leisesten Vorwurf zu machen hätte. Es muß allein ein Mißverständniß gewesen sein, ich wüßte nichts Anderes; aber es war zu meinem Glück, denn ich fühle jetzt recht gut, daß mich das Schicksal in eine Stellung gehoben hatte, in der ich mich doch auf die Länge der Zeit nicht halten konnte. Der Zeitpunkt, wo ich daraus schied, mußte einmal kommen und hätte mich vielleicht schwer betroffen, wenn ich in Jahren weiter vorgerückt gewesen wäre. Jetzt, da ich noch jung bin, wurde es mir leicht, und durch die Güte ihrer Eltern, die mich in Allem unterrichten ließen, bin ich in den Stand gesetzt, mir mein Brod in ehrenvoller Weise zu erwerben."

„Aber, liebes Käthchen," sagte Hans, dem noch immer in dem ärmlichen Raume ein beängstigendes Gefühl auf der Brust lag, während er doch nicht wußte, wie er dem Worte geben

sollte, ohne das arme Kind zu verletzen — „wie schwer müssen Sie jetzt arbeiten und waren das doch sonst nicht gewohnt!“

„Und soll ich ein Vorrecht vor Anderen meines Gleichen haben?“ sagte Käthchen ernst. „Ja, ich muß arbeiten, Herr von Solberg, aber wenn Sie das Gefühl kennten, sich selber zu erhalten und ehrlich, keinem Menschen für Hülfe zu Dank verpflichtet, durch's Leben zu bringen, Sie würden mich wahrlich nicht bedauern.“

„Ich kenn' es, Käthchen, ich kenn' es,“ rief Hans bewegt, „und ich kann begreifen, wie sich ein starker Geist davon gehoben fühlt! Aber trotzdem,“ setzte er leiser hinzu, „ist es mir ein bitteres Gefühl, daß ich Sie gerade darauf angewiesen sehe. Daß Sie es können, haben Sie gezeigt, aber, liebes Käthchen, zürnen Sie mir nicht, wenn ich die Frage an Sie richte — denken Sie, daß Ihr Bruder zu Ihnen spricht —, sollte es nicht ein Mittel geben, Ihnen Ihre Anstrengungen zu erleichtern, ohne daß sie das Geringste an ihrem Werth verlören? Haben Sie noch ein klein wenig Vertrauen zu mir, noch eine Spur von der alten geschwisterlichen Liebe, so sagen Sie mir so frei und offen, wie ich Ihnen hier gegenüberstehe: kann ich Ihnen in irgend etwas helfen, und sind Sie nicht zu stolz, meine Hülfe anzunehmen?“

Käthchen's Antlitz hatte sich bei diesen Worten wieder mit Purpurröthe gefärbt. Es war, als ob sie hastig darauf erwidern wollte; aber wie sie dem jungen Mann in das ehrliche, treue Auge sah, hielt sie inne, und nur mit leiser Stimme sagte sie: „Ich glaube, daß Sie es gut mit mir meinen, Herr von Solberg; ja, ich bin es fest überzeugt, und wenn von irgend einem Menschen auf der Welt, würde ich Hülfe von Ihnen annehmen — wenn ich eben deren bedürfte. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß mich irgend welche Sorgen quälten oder gar der Mangel bei mir eingekehrt sei; ja,“ setzte sie mit einem freilich erzwungenen Lächeln hinzu, „ich habe sogar so viel über das verdient, was ich zum Leben brauche, daß ich in allernächster Zeit im Stande sein werde, mir eine gute Nähmaschine anzuschaffen, und wer sich solche Ausgaben erlauben darf, ist sicher nicht in Noth.“

„Darf ich Ihnen eine Nähmaschine schicken, Käthchen?“ bat Hans. „Machen Sie mir die Freude...“

Das junge Mädchen schüttelte leise mit dem Kopfe. „Nein,“ sagte sie, „das geht nicht, und ich darf es nicht annehmen; aber eine Bitte habe ich doch an Sie — wenn Sie mir deshalb nicht zürnen wollen...“

„Was ist es, Käthchen?“ rief Hans rasch. „Sprechen Sie es frei heraus! Sie glauben nicht, wie glücklich Sie mich damit machen!“

„Sie dürfen mich aber auch nicht mißverstehen,“ sagte das junge Mädchen leise. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Sie wiedergesehen zu haben. Es ist nicht allein eine Erinnerung aus alten, lieben Zeiten, nein, es ist mehr, es beweist mir, daß Sie das Kind nicht ganz vergessen haben, das damals in Ihren Kreisen weilen durfte. Weiter dürfen wir aber nicht gehen, und die Bitte, die ich an Sie richte, Herr Baron, ist die, daß Sie nicht wieder hier herauf in meine Stube kommen.“

„Käthchen!“ rief Hans, wirklich erschreckt.

„Ich habe nichts auf der Gotteswelt, als meinen guten Namen,“ fuhr das junge Mädchen mit leiser Stimme fort, „und die Beweise sind mir aufgedrungen worden, daß die Menschen nun einmal immer gleich das Schlimmste von ihren Nebenmenschen denken. Thun Sie mir die Liebe, Herr von Solberg...“

„Es wäre das Letzte gewesen, was ich gewünscht hätte, daß Sie von mir erbäten, Käthchen,“ sagte Hans wehmüthig; „aber ich fühle auch, daß Sie Recht haben, und ich hätte vielleicht gar nicht heraufkommen sollen — ich hatte mir ja nichts Böses dabei gedacht.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ rief Käthchen rasch, „und ich bin Ihnen für diesen Besuch recht von Herzen dankbar!“

„Gut denn, hier haben Sie meine Hand, Käthchen. Ich sage freilich nicht auf Nimmerwiedersehen, denn es würde mir zu weh thun, gar nichts wieder von Ihnen zu hören, aber ich werde Ihre Wohnung nicht wieder, ausgenommen in Damengesellschaft — den Vorbehalt müssen Sie mir gestatten — betreten.“

„In Damengesellschaft, Herr von Solberg?“

„Ich meine, nicht allein oder mit einem andern Herrn — es ist nur eine Clausel, Käthchen —, aber in dem Sinne, wie Sie es verlangt haben, soll Ihre Bitte vollständig und ohne Hintergedanken erfüllt werden; befriedigt Sie das?“

„Ja, Herr von Solberg, vollkommen.“

„Und nun leben Sie wohl, mein liebes, gutes Käthchen, und seien Sie fest versichert, daß die Erinnerung an unsere Jugendzeit und an die Tage und Jahre, die wir dort zusammen verlebten, noch zu den schönsten gehört, die ich im Herzen trage — und die hat mich auch besonders herüber und zurück geführt in die Heimath. Ich glaubte, ich fände Alles so wieder, wie ich es verlassen, und sehe erst jetzt, wie ich mich getäuscht. Es ist Alles anders geworden, aber nichts besser, und die Leute haben Recht, die da behaupten, der Mensch bekäme nur einmal das Heimweh und dann nie mehr im Leben. Ich glaube, wenn ich jetzt wieder zurück nach dem Stillen Meere gehe, sehne ich mich nie zum zweiten Mal zurück in's liebe deutsche Vaterland.“

„Sie haben Ihre Eltern...“

„Ja, und trotzdem — aber leben Sie wohl, Käthchen, ich sehe, daß Ihnen meine Gegenwart peinlich ist; das darf nicht sein.“

„Herr Baron, Sie sind mir böse geworden...?“

„Ich Ihnen, Käthchen? Nein, bei Gott nicht, und ich wollte nur, daß ich es Ihnen beweisen könnte! Aber Eins versprechen Sie mir — das ist die Bitte, die ich an Sie richte —: wenn Sie jemals eines Menschen Hülfe brauchen, dann wenden Sie sich getrost an mich — wie an einen Bruder. Wollen Sie das?“

„Ja, Herr Baron,“ sagte Käthchen bewegt, indem sie ihre Hand in die seine legte, „ich verspreche Ihnen das.“

„Schön, das ist mir wenigstens eine Beruhigung — und nun, mein liebes Schwesterchen, auf Wiedersehen!“

Er drückte ihr herzlich die Hand, die er noch in der seinen hielt, und verließ dann rasch die Stube, um sich jetzt die etwas sehr dunkle Treppe wieder hinunter zu fühlen. —

Unten bei Klingenbruchs ging es indessen nicht so ruhig zu wie in dem stillen Stübchen der armen Näherin.

Das Testament sollte heute Morgen im Beisein der Verwandten wie aller Solcher, die Anspruch daran zu haben glaubten, geöffnet und vorgelesen werden, und der Oberstlieutenant war deshalb hinüber in die Wohnung der Verstorbenen gegangen, um dem wichtigen Acte als nächster Verwandter beizuwohnen. Die Frauen blieben indeß zu Hause, aber in welcher Spannung und Erwartung, läßt sich denken, und mit fast peinlicher Angst horchten sie nach der Klingel, ob denn der Vater, der ihrer Meinung nach ewig lange ausblieb, noch nicht zurückkäme.

Die drei Damen waren in tiefer Trauer. Schon bei der Beerdigung der Tante, deren Sarg sie in einer großen Glaskutsche folgten, hatten sie die neuen Kleider fertig gehabt — die Stadt mußte doch sehen, daß sie den Tod der nahen Verwandten auch beweinten —, und wie reizend waren die neuen Hüte geworden, und wie hübsch stand das Schwarz dem überdies zarten Teint der beiden jungen Damen! Henriette hatte sich doch noch schließlich für die großen Ohrringe entschieden. Und der Vater kam noch immer nicht — konnte denn irgend etwas vorgefallen sein, was die Eröffnung des Testaments verhindert hätte? Es ließ sich das doch nicht gut denken. Hätten sie den Oberstlieutenant gesehen, wie er ganz ruhig bei Baumanns saß und ein Glas Bier trank, es wäre ihm trotz der Trauer bös daheim ergangen! Aber die Thatsache war, daß er selber keinen großen Drang fühlte, nach Hause zurückzukehren, denn die Kunde, die er dahin brachte, war auf der einen Seite wohl gut, hatte aber auf der andern auch einen bedeutenden Haken, und er mußte erst ein klein wenig mit sich in's Klare kommen — er hoffte das wenigstens —, um die Sache, so viel es anging, zu mildern.

Leider fiel ihm aber in der Restauration auch kein Ausweg ein; es gab eben keinen, denn ein Geheimniß konnte das Testament nicht bleiben, und da er schließlich nicht länger zögern durfte — wußte er doch recht gut, wie sehnsüchtig und ungeduldig er zu Hause erwartet wurde —, stand er endlich

mit einem Seufzer auf, zahlte seine kleine Zeche und schritt dann langsam seiner eigenen Wohnung zu.

„Da kommt der Vater!“ rief Flora, die wohl schon fünfzigmal aus dem Fenster gesehen hatte, um sein Nahen anzumelden. „Aber er geht so langsam, als ob er Blei unter den Füßen hätte!“

„Oh Du lieber Gott, das ist ein böses Zeichen!“ rief Henriette und wurde todtenblaß.

„Na, ich hab' es vorhergesagt,“ nickte die Frau Oberstlieutenant in böser Ahnung mit dem Kopfe; „wundern sollt' es mich gar nicht.“

„Aber, beste Mama, es ist ja doch gar nicht denkbar — gar nicht möglich!“

„Möglich ist Alles, meine Tochter!“ sagte die Frau Oberstlieutenant bestimmt, „und bei der Frau, Deiner Tante — Gott hab' sie selig —, nun schon einmal gar! Aber wir werden es ja jetzt gleich hören; ist denn der Vater noch nicht in's Haus? Der Mann kann Einen zur Verzweiflung treiben!“

„Eben tritt er herein, Mama!“ rief Flora, die schon wieder im Fenster lag; „nein, er spricht erst noch unten in der Thür mit dem Apotheker.“

„Mit Herrn Semmlein?“ rief Henriette rasch.

„Ja, da unten stehen sie zusammen, jetzt kommt er herein. Ich sage Dir, Mama, mir klopft das Herz in der Brust wie ein Schmiedehammer.“

Flora hatte das Fenster geschlossen, und Henriette war aufgesprungen, um den Vater einzulassen. Sie öffnete die Vorsaalthür und hörte dabei, wie Jemand von oben die Treppe herunterkam. Er mußte ganz oben gewesen sein, denn er war schon auf der zweiten Treppe — und der Vater ließ sich noch immer nicht sehen. Die Mutter hatte Recht: er konnte Einen wirklich zur Verzweiflung treiben.

Jetzt bog der schwere Schritt von oben um den letzten Treppenabsatz, und — „Herr von Solberg!“ rief Henriette wirklich erstaunt aus, als sie in dem Herrn den jungen Mann erkannte, „wollten Sie zu uns?“

„Mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte Hans, der sich jetzt

gar nicht in der Stimmung fühlte, eine gleichgültige Unterhaltung anzuknüpfen, „ich freue mich, Sie begrüßen zu können, aber ich wollte Sie nicht belästigen; ich hatte oben eine Besorgung auszurichten. Sie haben so schweren Verlust erlitten“ — die Trauerkleider mahnten ihn daran.

„Ach Gott, ja!“ sagte Henriette; „aber da ist der Vater, wir haben ihn schon so erwartet.“

„Ich will Sie nicht stören. Guten Morgen, lieber Oberstlieutenant!“

„Ah, guten Morgen, Herr von Solberg! Wie geht es? Waren Sie bei mir?“

„Nein, ich hatte nur hier im Hause etwas zu thun. Auf Wiedersehen, später;“ und mit einer Verbeugung gegen die junge Dame, während er ihrem Vater die Hand schüttelte, sprang er jetzt die von hier an hellen Stufen hinab.

Henriette sah ihm etwas verdutzt nach. Wo in aller Welt war der junge Solberg da oben gewesen? In der zweiten Etage nicht, denn sie hatte ihn ja schon auf der obern Treppe gehört. Aber des Vaters Anwesenheit lenkte auch in diesem Moment ihre Gedanken rasch in eine andere Bahn.

„Aber, Papa, wir haben Dich schon so lange erwartet!“

„Ja, mein Kind,“ sagte der Oberstlieutenant, „es liegt mir heute so schmählich im Kreuz, ich kann kaum von der Stelle, sonst wäre ich schon vor einer Viertelstunde da gewesen. Ist die Mutter zu Hause?“

„Gewiß, Papa, sie ist in der Stube.“

„Schön, mein Kind, schön.“

„Und ist das Testament eröffnet?“

„Gewiß, es war ja Termin angesetzt — versteht sich. Na, dann komm nur herein,“ sagte er mit einem Seufzer, denn er wußte, daß er jetzt in's Feuer mußte.

„Aber, Heinrich, wo, um Gottes willen, bist Du so lange gewesen? Nun, wie ist es?“ rief ihm seine Frau schon auf der Schwelle entgegen.

„Ja, mein liebes Herz,“ sagte der Oberstlieutenant, indem er seine Dienstmütze auf die Commode legte und den Degen abschnallte und in die Ecke stellte — „die Gerichte nehmen sich bei so etwas Zeit, das muß Alles seinen geregelten Gang gehen,

und dann ließ uns der Präsident oder Director des Missionsvereins auch wohl noch eine halbe Stunde warten."

„Aber ich bitte Dich um Gottes willen, was hat denn der damit zu thun? Und auf den brauchten sie doch wahrhaftig auch keine Minute zu warten; das hätte ich gar nicht gelitten!" rief die Frau.

„Ja, mein Herz, ich hatte nur gar nichts dabei zu bestimmen und mußte mich dem fügen, was die Gerichte anordneten."

„Und was haben die bestimmt, Mann? Laß nicht jedes Wort aus Dir herausziehen — es ist ja rein um wahnsinnig zu werden! Was steht in dem Testament? Wie viel hat die Tante hinterlassen?"

„Nun, mein Kind," sagte der Oberstlieutenant mit einem Seufzer, „das Vermögen ist eigentlich nicht so groß, als man hier und da erwartet hatte."

„Nun, was hab' ich gesagt?" rief die Frau Oberstlieutenant und ihre Augen blitzten wie in unheimlichem Feuer. „Mir wolltet Ihr aber immer nicht glauben!"

„Aber klein ist es auch nicht," sagte von Klingenbruch; „das Ganze, ohne das Silberzeug, beläuft sich auf achtzigtausend Thaler."

„Achtzigtausend Thaler?" rief seine Frau. „Nun, das ist mehr, als ich erwartet hatte! Und hat sie noch einen andern Erben, außer uns?"

„Allerdings, mein Herz, noch verschiedene," sagte der Oberstlieutenant mit einem Seufzer, „und es scheint, als ob der Missionsverein sehr gut gewußt hätte, sich in ihrer Gunst festzusetzen."

„Oh, diese scheinheiligen Creaturen! Also denen wirft sie das Geld in den Hals?"

„Ich bin ebenfalls der Meinung, daß sie es besser hätte anwenden können; aber hier habe ich den Zettel, auf den ich mir Alles notirte, wie es vorgelesen wurde."

„Laß einmal sehen," rief seine Frau ungeduldig und wollte ihm den kleinen Papierstreifen abnehmen.

„Du wirst es nicht lesen können, Schatz," sagte aber ihr Gatte, „ich habe es mir nur durch Zeichen notirt. Also vor

allen Dingen bekommen drei noch lebende Verwandte ihres seligen Mannes zwanzigtausend Thaler."

„Zwanzigtausend? Das ist ja schon der vierte Theil!"

„Aber ich glaube, sie hat recht dabei gehandelt, denn aus deren Familie hat sie ja doch das ganze Geld."

„Und das Andere?"

„Zehntausend bekommt der Missionsverein."

„Es ist scheußlich!"

„Fünftausend das Alte-Weiber-Spital hier, das sogenannte Frauen-Asyl."

„Und das ist so schon eine reiche Stiftung!"

„Dreitausend, mit Leinenzeug und Möbel, ihre alte Magd, mit der Bedingung, den Hund und die Katze bis an ihr Ende zu pflegen."

„Mit dem ganzen Leinenzeug?" rief seine Frau, die Hände zusammenschlagend, während die beiden jungen Damen in peinlichster Spannung dem Berichte lauschten.

„Sechstausend Thaler sind noch für verschiedene kleine Legate ausgesetzt."

„Na, das sind ja aber schon achtzigtausend!"

„Nein, noch nicht, mein Herz, erst vierundvierzigtausend. Dann bekomme ich ein Legat von sechstausend Thalern, oder vielmehr nur die Zinsen, da es allein auf meine Person und nach meinem Tode auf den Missionsverein zurückfällt."

„Und die Kinder? Hat denn das alte — Gott verzeih' mir die Sünde — hat denn die alte Person — Gott hab' sie selig — gar nicht an die Kinder gedacht?"

„Oh ja, mein Herz, Henriette und Flora bekommen jede fünfzehntausend Thaler."

Die beiden jungen Damen athmeten hoch auf.

„Aber bis zu ihrem fünfzigsten Jahre nur die Zinsen," fuhr der Oberstlieutenant fort; „dann wird ihnen das Capital ausgeliefert, weil dann, wie es ausdrücklich im Testament bemerkt ist, eine Heirath nicht mehr stattfinden kann."

„Na, wenig genug ist es," sagte die Mutter.

„Aber es hat noch eine böse Clausel," setzte der Oberstlieutenant mit einem etwas scheuen Blick auf die Töchter

hinzu: „die Zinsen werden ihnen nur ausgezahlt, so lange sie — unverehelicht bleiben."

„Was?" schrieen alle Drei wie aus Einem Munde.

„Sobald sich Eine von ihnen, gegen den Willen der Erblasserin, verehelichen sollte, fällt ihr Antheil zurück und ebenfalls an den Missionsverein."

„Aber das ist ja gar nicht möglich — nicht denkbar!" kreischte die Frau Oberstlieutenant, während die beiden jungen Mädchen todtenbleich geworden waren. „Wer kann ihnen wieder etwas wegnehmen, was sie einmal geerbt haben?"

„Nach dem fünfzigsten Jahre nicht mehr, bis dahin aber behält ein Curator das Capital in Händen," sagte seufzend ihr Gatte; „das Testament ist einmal so gemacht, und wenn ich es auch selber hart finde, ändern läßt sich kein Titelchen daran."

„Nun — was hab' ich gesagt?" rief jetzt die Frau Oberstlieutenant mit wild aufkochendem und nicht mehr zurück zu dämmendem Zorn. „Hatt' ich Recht oder nicht? Und deshalb hat der alte Drache die Kinder bis auf's Blut gepeinigt und geärgert!"

„Aber, Veronica!"

„Ach was, Veronica!" — Die Frau war einmal im Gange, und nichts Anderes als ein Schlagfluß hätte sie in diesem Augenblick können verstummen machen. „Deine Schwester, ja wohl — ein alter, frommthuender Geizteufel war es, so hat sie sich gezeigt, als sie noch lebte, und so setzt sie's im Grabe fort!"

„Aber ich bitte Dich — vor den Kindern!"

„Ach was, vor den Kindern — gerade an den Kindern hat sie sich versündigt, versündigt in schmählicher, nichtsnutziger Weise, und wenn sie ihren Mann in die Grube hinein ärgern konnte, muß sie dann noch hinterher alle Männer schlecht machen und ihren eigenen Nichten eine Heirath verbieten?"

„Aber sie verbietet ihnen ja doch keine Heirath und kann das nicht!"

„Und von was sollen sie heirathen, heh? Von Deinen paar hundert Thalern jährlich, die Du selber nothwendig zum Leben brauchst? — und wenn Du einmal stirbst, sitze ich da

mit gar nichts. Oh, diese alte Gifttrude, wie sie sich das Alles ausgerechnet und zusammengezählt hat, und wie freundlich sie immer that, wenn sie einmal hierher kam — so eine falsche Katze!"

„Sie ist todt, Veronica, und liegt in ihrem Grabe!"

Die Frau hatte ein recht häßliches Wort auf den Lippen, aber selbst in ihrem Hasse und Zorn fühlte sie, daß sie das nicht vor dem Gatten aussprechen durfte. Sie klemmte ihre Unterlippe fest zwischen die Zähne und zog die buschigen Brauen fest zusammen. Aber ihre Gedanken schweiften rasch nach etwas Anderem hinüber, das ihr ebenfalls durch den Kopf ging.

„Und wer bekommt das Silberzeug? Sie hatte ganze Schränke voll davon."

„Das soll eingeschmolzen und ein Crucifix davon gegossen werden, das für den Altar der Sebastianskirche bestimmt ist."

„Das ist recht," sagte die Frau Oberstlieutenant mit bitterem Tone und stechenden Augen, „die alte Heuchlerin! Und damit glaubt sie, daß sie sich einen Sperrsitz im Himmel kauft — ob sie sich aber nicht irrt — ob sie sich nicht irrt! Und die Kinder will sie mit Gewalt zu alten Jungfern machen — nein, es ist scheußlich — es ist himmelschreiend!" — Und jetzt waren ihre Wuthausbrüche erschöpft, und ihr Taschentuch herausreißend, warf sie sich in die Sophaecke und überließ sich ihrem Schmerze — ihrer Enttäuschung.

Den beiden jungen Mädchen wäre es weit eher wie Weinen zu Muthe gewesen, aber das Ganze brach noch zu neu, zu überwältigend über sie herein; sie konnten das ganze Unglück noch nicht fassen, nicht begreifen, und nur mit stieren Blicken hingen sie an den Lippen des Vaters, immer noch neues Unheil, eine neue Bosheit dieser Rabentante erwartend. Dem Vater aber wurde es jetzt selber unheimlich bei den Seinen, denn wenn er sich auch tief verletzt durch die rohen Aeußerungen über die Verstorbene fühlte, so wußte er einmal, daß er selber keine Macht über die Zunge seiner Frau hatte, und war andererseits auch wirklich selber schmerzlich in seinen Hoffnungen enttäuscht worden. Die Schwester hatte nicht hübsch an der Familie gehandelt, sagte er sich; aber wie hatte es

früher die Familie mit dieser nämlichen Schwester gemacht? Sie war einfach einem alten, reichen Manne geopfert worden, um sie erstens zu versorgen und aus dem Wege zu bekommen, und dann auch wieder in der Hoffnung, durch jene Heirath Geld und Capital in das etwas sehr heruntergekommene Geschlecht der Klingenbruchs zu bringen. Sollte sie, die Geopferte, der Familie etwa dafür dankbar sein? Ihr Leben war ihr verbittert und gestohlen worden, und die Geistlichen, die das rasch herausgefunden, wußten solche Stimmung gut zu benutzen und auszubeuten.

Der Oberstlieutenant hatte sich übrigens kaum in sein Zimmer zurückgezogen, als sich auch der starre Schreck seiner beiden Töchter löste. Worte fanden sie allerdings nicht gleich, aber dafür Thränen, und während sie sich in die Arme fielen und einander fest umschlangen, schluchzten sie laut und heftig und konnten sich gar nicht wieder zufrieden geben.

Mux, der kleine Schreiber des Notars Püster, hatte mehrere Wege in der Stadt gehabt und kehrte eben nach Hause zurück, war auch zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sich viel um die ihm Begegnenden zu kümmern. Es passirte ihn jetzt ein Mann, sah ihn genau an, blieb stehen, als er vorüber war, sah ihm einen Moment nach und rief dann:

„Oh Sir — holla! Sie da!“

Mux, mit der Stimme so nahe hinter sich, drehte sich unwillkürlich um und bemerkte jetzt, daß der Fremde wirklich ihm zuwinke und ihn zu sprechen wünsche; er blieb also stehen, um ihn zu erwarten.

„Sie da, little fellow,“ sagte der Fremde, wie er heran war, „sind Sie das nicht, der einmal an Purpeß (on purpose, absichtlich) zu mir in mein lodging kam und sich nach einem Namen erkundigte?“

„Ach ja,“ rief Mux, der sich bei der sonderbaren Ausdrucksweise rasch auf den Mann besann — „wohnen Sie nicht beim Herrn Rentamts-Kassirer Bollig?“

„Of course, thu' ich — aber was ich Sie fragen wollte, wie war der Name gleich — ich habe es in meinem mind herüber und hinüber getürnt (to turn in one's mind, sich auf etwas besinnen) und ich komme nicht wieder drauf."

„Der Name?" sagte Mux, sich jetzt selber besinnend. „Ja, warten Sie einmal, wie hieß denn der Mann gleich — ich komme jetzt selber nicht darauf, aber ich muß ihn mir damals in mein Taschenbuch geschrieben haben. Wenn Sie mir erlauben, sehe ich einmal gleich nach."

„Seh'n Sie nur zu," sagte der Mann, indem er — beide Hände in den Taschen — seinen Tabakssaft bis ziemlich mitten auf den Fahrweg spritzte — „ich habe plenty Zeit und gar nichts zu thun."

Mux hatte indessen sein kleines Taschenbuch herausgenommen und fing an darin zu blättern; aber es standen so viele Notizen darin, daß er nicht gleich auf die richtige kam. „Strohmeier?" sagte er endlich — „der Name steht hier."

„No," erwiderte der Amerikaner kopfschüttelnd, „der war es nicht — „einen Strohmeier habe ich in meiner ganzen acquaintance nicht."

„Hm — Christoph Busch — nein, der war es auch nicht, der wohnt hier — ich habe es mir doch notirt, denn ich konnte ihn selber nicht behalten — halt, ich glaube, das muß er sein — war es nicht Rehberg?"

„I'll be damn'd, if that aint him!" rief der Amerikaner, indem er beide Hände zugleich aus der Tasche zog und mit der rechten, geballten Faust in seine linke, offene Hand hineinschlug. „Jetzt weiß ich, wie er heißt, und auf den Namen habe ich mich schon so lange besonnen, daß ich Abends manchmal gar nicht einschlafen konnte und mich im Bette herüber und hinüber getürnt habe! Riberg (Rieberg, die englische Aussprache von Rehberg), that's the name, that's the fellow!"

„Und erinnern Sie sich vielleicht, was aus ihm geworden ist?" fragte Mux, der sich jetzt ebenfalls wieder auf alle die Einzelheiten besann.

„Was aus ihm geworden ist? No," sagte der Amerikaner; „aber er ist hier — in der Stadt."

„Hier in Rhodenburg?"

„To be sure — eben vor fünf Minuten, keine Minute vorher, ehe wir mit einander miteten (to meet, begegnen), begegnete ich ihm wieder.“

„Und wohin zu ging er?“ fragte Mux rasch.

„Dort hinüber; wollen wir einmal dahin gehen? Vielleicht ketschen (to catch, fangen) wir ihn. Ich habe ihn schon früher einmal angeredet, er kam mir gleich so bekannt vor...“

„Und fragten Sie ihn nicht nach seinem Namen?“

„Yes, of course, aber er nannte mir einen ganz andern.“

„Und welchen?“

„Well, den hab' ich natürlich vergessen; der Henker soll alle die fremden Namen in mind behalten! Aber das thut nichts, vielleicht treffen wir ihn noch einmal — hierhinzu ist er.“

Die beiden Männer waren indeß, der von dem Amerikaner angegebenen Richtung folgend, zurückgegangen und suchten dort mehrere Straßen ab, aber sie begegneten dem Herrn nicht wieder.

„By the bye,“ sagte der Amerikaner, „was ich Sie gleich fragen wollte, haben Sie denn eine Suht (suit, Klage) gegen den Mr. Riberg, daß Sie ihn so gern finden wollen?“

„Nein,“ sagte Mux, mit dem Kopf schüttelnd, „es hat sich nur Jemand bei uns nach ihm erkundigt und Auskunft über ihn verlangt, und deshalb kam ich auch neulich zu Ihnen, weil mir erzählt wurde, daß Sie lange in Amerika gewesen wären.“

„Yes,“ nickte der Mann selbstgefällig vor sich hin; „ich war einen ganzen stretch drüben und gehe auch wieder hinüber, denn hier in dem Tschermany ist es doch eigentlich nichts — kein business, kein Leben, kein nothing — es ist nirgends besser als drüben.“

„Ja, mein lieber Herr,“ sagte jetzt Mux, der doch wohl einsehen mochte, daß sie einen vergeblichen Weg gemacht hatten, „hierher scheint sich der Herr Rehberg nicht gewandt zu haben, oder er ist auch vielleicht in irgend ein Haus oder in einen Laden getreten, und darauf kann ich nicht warten, denn ich habe zu Hause zu thun. Aber glauben Sie nicht, daß es Ihnen möglich sein wird, den betreffenden Namen des Herrn zu erfahren?“

„Nun, ich denke, er heißt Rieberg...“

„Ja, allerdings; aber es wäre doch möglich, daß er sich hier anders nennt.“

„Well, jetzt haben Sie wieder Recht, und das thut er auch; aber das krieg' ich 'raus, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“

„Und dürfte ich Sie dann bitten, wenn Sie es heraus haben, vielleicht beim Herrn Notar Püster den Namen anzugeben? Sie thun ein gutes Werk.“

„Notar Püster — verfluchter Name! Aber den behalt' ich; wo wohnt er?“

„Im Eckfenster.“

„Im Eckfenster?“

„Das spitze Haus am Brink...“

„Oh, jetzt weiß ich's — wo das Kaffeehaus unten drin ist! Well, das wollen wir schon fixen.“

„Aber irren Sie sich nicht auch vielleicht?“

„Irren — wie so? Einen mistake meinen Sie? No, das glaub' ich nicht, es müßten denn zwei Menschen herumlaufen, die Einer genau so ausseh'n wie der Andere, und das giebt's nicht. No, das krieg' ich jetzt heraus — habe so weiter nichts in der Gotteswelt on hand, und passire meine Zeit (pass my time) dabei.“

„Also guten Morgen, Herr... — wie war doch gleich Ihr Name?“

„Mr. Hummel — Philipp Hummel, Esquire...“

„Danke Ihnen — also guten Morgen, Herr Hummel!“

„Guten Morgen, guten Morgen — wie heißen Sie eigentlich?“

„Mux...“

„Mux? — bless my soul, das nimmt nicht viel Zeit, um den auszusprechen, der ist gleich fertig — also guten Morgen, Mr. Mux!“ — Damit schüttelte er ihm die Hand, während er ihm in dem nämlichen Moment den Tabakssaft wieder fast über die Schulter hin auf die Straße spritzte, schob dann seine Hände in die Taschen und schlenderte die Gasse hinab.

18.

Notar Püster.

Notar Püster saß in seiner Stube, und zwar im Eckfenster, dessen Vorhang zurückgeschlagen war, allein an einem kleinen Tische; er hatte einige Briefe vor sich ausgebreitet, die er aufmerksam durchlas, wobei er den Blick oft auf die Straße hinaus warf. Er sah aber wohl kaum, was dort vorging, denn die Briefe interessirten ihn viel zu sehr, um seine Aufmerksamkeit von denen abzulenken.

So mochte er ungefähr eine halbe Stunde gesessen haben, als es leise an seine Thür pochte; er hörte es aber gar nicht, oder achtete wenigstens nicht darauf. Und wieder pochte es — jetzt etwas lauter und herzhafter.

„Wer ist da? Herein!" rief Püster nicht in bester Laune.

Die Thür öffnete sich, aber keiner seiner Clienten trat herein, sondern ein liebes Mädchenangesicht zeigte sich, die braunen, vollen, ja reichen Haare auf der Stirne gescheitelt, sonst ohne Schmuck oder andern Zierrath, ja selbst ohne Hut.

„Stör' ich Sie, Herr Notar?"

Püster warf den mürrischen Blick hinüber, aber er klärte sich rasch auf, als er seinen Besuch erkannte.

„Fräulein Peters? Nein, mein Kind, *Sie* stören mich nicht, wenn ich auch den Kopf manchmal ein bischen voll habe — Kommen Sie herein! Was bringen Sie mir?"

„Geld, Herr Notar," sagte das junge Mädchen schüchtern, indem es aber doch der Einladung folgte, „und noch dazu recht viel Geld, denn ich habe wenig Ausgaben gehabt und bin in der letzten Zeit sehr fleißig gewesen."

„Ja, ich weiß es, mein Kind," sagte der alte Notar vorwurfsvoll; „aber Sie arbeiten auch fast die ganze Nacht durch. Ich mag so spät zu Bett gehen, wie ich will, bei Ihnen da drüben ist gewiß noch Licht; das sollten Sie nicht thun."

„Aber es macht mir ja auch Freude," sagte das junge Mädchen weich, „wenn ich sehe, wie ich so ganz aus mir

selber heraus etwas vor mich bringe, und habe ich erst dann die Nähmaschine, dann brauche ich mich ja auch nicht mehr so anzustrengen und bringe das in der halben Zeit fertig, wozu ich jetzt den Tag und die halbe Nacht brauche."

„Nun, wie viel haben Sie sich denn wieder erübrigt? Lassen Sie einmal schauen!"

„Sehen Sie, Herr Notar," sagte die Näherin, indem sie aus ihrer Tasche ein kleines, aus Baumwollenzeug zusammengenähtes Säckchen nahm, „hier ist erst einmal ein ganzer Fünfthalerschein, dann hier noch vier Silberthaler und ein Thaler in kleinem Geld, also volle zehn Thaler zusammen; und meine Miethe und Feuerung und Alles bezahlt, und keinem Menschen bin ich einen Pfennig schuldig."

„Das ist mehr, als viele Andere von sich sagen können," nickte der Notar; „da müssen Sie aber schmählich gearbeitet haben!"

„Verdient ist doch nicht Alles," sagte Käthchen erröthend; „Sie zum Beispiel haben mir immer mehr geschickt, als ich verlangen konnte."

„Ich?" fragte Püster verwundert.

„Ja, gewiß; es ist so gut von Ihnen, aber es hat mich doch gedrückt, und ich wollte viel lieber, Sie thäten es nicht."

„Aber wie so denn, ich verstehe Sie nicht."

„Nun, das vorletzte Mal schon waren es zwanzig Groschen mehr, als ich verlangt hatte, und das letzte Mal, wo ich Ihnen für die Hemden fünf Thaler fünfzehn Groschen aufgeschrieben — und sie waren reichlich damit bezahlt, denn man bekommt nirgend anders höheren Arbeitslohn —, schickten Sie mir einen vollen Thaler mehr."

„So?" sagte Püster.

„Ja; ich bat auch Herrn Mur, er möchte den Thaler wieder mit hinüber nehmen, aber er meinte, Sie hätten es ausdrücklich so gewollt."

„So? Hm — nun, dann wird es wohl auch in Ordnung sein," brummte der Notar; „Sie machen außerdem ein paar tausend Stiche mehr in Ihrer Arbeit, wie die anderen Näherinnen. Wie viel Geld haben wir denn aber nun eigentlich beisammen?"

„Ach,“ sagte Käthchen leise, „es fehlt immer noch ein ganzes Theil; es werden jetzt wohl im Ganzen zweiundfünfzig Thaler sein.“

„Lassen Sie uns einmal Ihr Conto nachsehen, mein Kind; das wollen wir gleich herausbekommen.“

„Ach, ich mache Ihnen so viel Mühe, Herr Notar! Aber seit der böse Mensch da oben bei mir einbrach, als ich eben eine Arbeit austrug, und mir die ersten sechs sauer genug ersparten Thaler fortnahm, hatte ich keine Ruhe mehr, und am Ende hätten sie mir ja auch das Andere gestohlen.“

„Unsinn — reden Sie nicht von Mühe machen! Andere Leute machen mir Mühe — Sie nicht. Nun wollen wir einmal nachsehen, was Ihnen hier gutgeschrieben ist; zehn Thaler haben Sie jetzt, und aufgeschrieben für Sie sind hier dreiundvierzig Thaler, also das stimmt.“

„Dreiundvierzig? Nein, Herr Notar, es können nur zweiundvierzig gewesen sein; ich habe mir Alles so genau aufgeschrieben, und um einen ganzen Thaler hätte ich mich gewiß nicht geirrt. Sie müssen sich da verschrieben haben. Es waren nur zweiundvierzig und sind jetzt zweiundfünfzig.“

Der Notar schüttelte mit dem Kopfe. „Mur hat die verschiedenen Posten ausgefüllt, und ich selber habe das Geld nachgezählt und für Sie angelegt. Etwas von Zinsen kommt ja auch noch dazu, und es werden jetzt also jedenfalls über vierundfünfzig, vielleicht nahe an fünfundfünfzig Thaler sein.“

„Aber das begreife ich nicht!“

„Und jetzt will ich Ihnen 'was sagen, mein liebes Kind,“ nickte der Notar gutmüthig vor sich hin, „jetzt wollen wir auch mit dem Ankauf der Maschine nicht länger warten. Verstehen Sie denn damit umzugehen?“

„Oh gewiß — so gut!“

„Nun schön, dann sollen Sie eine — und ich suche Ihnen gewiß eine gute aus — noch heute zugeschickt bekommen.“

„Noch heute?“

„Gewiß, je eher, desto besser.“

„Aber dann komme ich in Schulden — und das möchte ich gar nicht gern.“

„Erstlich werden es nicht viel Schulden werden, und dann verdient sie ja die Maschine auch selber mit ab.“

„Der Kaufmann borgt mir gewiß nicht,“ sagte Käthchen, „und ich möchte ihn auch nie darum bitten. Ich brächte es nicht über die Zunge.“

„Aber mir borgt er, Kind; deshalb machen Sie sich auch keine Sorgen. An mich zahlen Sie es dann, wie es Ihnen gerade paßt, ab, und dazu können Sie sich Zeit nehmen und brauchen jetzt nicht mehr bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das je danken soll!“

„Danken? Unsinn — mir haben Sie gar nichts zu danken, nur sich selber! Also ich gehe nachher aus, und dann wundern Sie sich nicht, wenn Ihnen auf einmal eine Nähmaschine in's Haus gebracht wird. Sie haben auch den Leuten gar nichts zu zahlen, ich mache Alles ab, auch das Trinkgeld, denn Sie würden doch nur geprellt werden.“

„Mein guter Herr Notar!“

„Schon gut, Kind, schon gut; die Sache wäre also abgemacht, und ich habe jetzt zu thun, kann auch nicht eher fortgehen, bis Mux zurückkommt. Weiß der liebe Gott, wo der Mensch so lange steckt! Na, bei Ihnen im Hause ist wohl große Freude über die Erbschaft?“

„Erbschaft?“ sagte Käthchen verwundert. „Ich weiß von nichts — von welcher Erbschaft denn?“

„Nun, Klingenbruchs haben von der verstorbenen Schwester des Oberstlieutenants, der Frau Mäusebrod, bedeutend geerbt.“

„Dann können sie es wohl noch gar nicht wissen,“ sagte Käthchen, „denn als ich an der Thür vorüberging, schienen sie da drinnen zu zanken und zu weinen.“

„So, heh?“ sagte der Notar und zog die Augenbrauen, mit einem drolligen Zug um die Lippen, hoch in die Höhe. „Haben sich also gezankt und geweint? Gewiß — werden noch gar nichts von der Erbschaft gehört haben“ — und aufstehend, schritt er in seiner Stube auf und ab und rieb sich wie vor innerlichem Vergnügen die Hände. Er beachtete jetzt auch gar nicht, daß ihn Käthchen mit einem freundlichen Gruße verließ, er nickte ihr nur flüchtig zu und setzte seinen

Spaziergang noch wohl eine Viertelstunde ununterbrochen fort, bis Mux zurückkam.

Dieser trat wie gewöhnlich ohne weiteren Gruß — denn sie hatten sich ja schon an dem Morgen gesehen, und er selber war nur auf einem Geschäftswege ausgewesen — in's Zimmer, hing seinen Hut an den dafür bestimmten Nagel und ging dann schweigend wie immer zu seinem Pult.

Püster hatte ihn, schon als er das Zimmer betrat, scharf beobachtet. Der junge Bursche achtete aber gar nicht darauf und nahm, ohne ein Wort weiter für nöthig zu halten, seine Arbeit wieder auf.

„Alles besorgt, Mux?“ sagte der Notar endlich.

„Ja, Herr Notar.“

„Ist die Rechnung in Ordnung?“

„Alles.“

„Die Acten auf's Gericht gebracht?“

„Gewiß; es war gleich mein erster Weg.“

„Und die Briefe abgegeben?“

„Alles pünktlich besorgt; auf den einen Brief mußte ich noch eine Marke kleben, er war doppelt.“

Der Notar nickte langsam vor sich hin, schien aber schon wieder mit seinen Gedanken abwesend, bis sich sein Blick fest auf Mux heftete und er nach einer Weile sagte: „Apropos, Mux, was ich Dich fragen wollte: wie viel Geld hast Du denn neulich der Näherin da drüben, der Mamsell Peters, hinübergetragen?“

„Was Sie mir gaben, Herr Notar; ich weiß es nicht mehr genau — war es etwa nicht richtig?“

„Nein,“ sagte Püster kurz.

„Ich weiß doch nicht,“ stotterte Mux und wurde feuerroth — „ich bin fest überzeugt, daß es richtig gewesen sein muß. Ich habe es ihr selber vorgezählt...“

„Und es war trotzdem nicht richtig,“ sagte der Notar und ließ den Blick nicht von seinem Schreiber; „es war zu viel.“

„Zu viel, Herr Notar?“

„Ja, und ist schon früher auch einmal zu viel gewesen, und war auch ein Thaler mehr hier in der Kasse, als sie eingeliefert hat.“

„Das begreife ich nicht," stammelte Mur.

„Aber ich begreife es," sagte Püster; „das hast Du selber aus Deiner Tasche zugelegt, und wie kommst Du dazu, Mur?"

Mur schwieg; sein Gesicht war jetzt wirklich feuerroth geworden. Endlich sagte er leise: „Als Geschenk hätte sie es von mir doch nie im Leben angenommen, und sie ist so arm, sie lebt so erbärmlich — ich kam einmal zu ihrem Mittagessen, es bestand nur aus einer Tasse Kaffee ohne Zucker und einem Stück Schwarzbrod..."

„So?" sagte Püster.

„Und es ist ein so braves Mädchen und immer so zufrieden und genügsam, mit nie einer Klage..."

„So, und da hast Du den Wohlthäter gespielt?"

„Wohlthäter — mit den paar Thalern, Herr Notar?"

„Und weshalb hast Du ihr da nicht mehr gegeben?"

„Von den paar Thalern, Herr Notar?"

Ein eigenes Lächeln zuckte um die Lippen des Alten, aber er sagte nichts weiter, und Mur, der selber das Gespräch nach anderer Richtung zu lenken wünschte, erzählte jetzt sein Zusammentreffen mit dem Amerikaner und was dieser ihm mitgetheilt. Püster hörte aufmerksam zu.

„Und Ihr habt den Betreffenden nachher nicht mehr angetroffen?"

„Nein, Herr Notar."

„Hast Du schon im Adreßbuch nachgesehen?"

„Ja, schon damals, Herr Notar; da steht aber nur ein Rehberger angegeben, und das ist ein Seifensieder hier in der Stadt und auch wohl schon lange hier ansässig, denn in dem alten Adreßbuch steht er ebenfalls. Wäre es nicht vielleicht gut, wenn ich ein paar Zeilen nach Hamburg schriebe, um wenigstens die Andeutung zu geben?"

„Hm, ich weiß nicht, die Spur ist noch verteufelt schwach; denn wirklich angenommen, daß der Mann so heißt und in Amerika war, ist es noch immer sehr die Frage, ob nicht eine Menge seines Namens dort herumgelaufen sind und noch herumlaufen."

„Wie Sie meinen..."

„Nun, schreiben können wir immer — und noch Eins:

frag' doch gleich einmal an, ob die Dame keine Photographie des Betreffenden hat; das würde die Sache außerordentlich erleichtern, und man brauchte nicht auf das Gerathewohl hin zu handeln."

„Sehr wohl, Herr Notar..."

Draußen klopfte es wieder, und auf den gewöhnlichen Anruf trat Hauptmann Dürrbeck in's Zimmer und sagte nach freundlichem Gruße:

„Mein lieber Herr Notar, darf ich Ihre Zeit für ein paar Momente in Anspruch nehmen?"

„Gewiß, Herr Hauptmann; womit kann ich Ihnen dienen?"

„Es ist nur vor allen Dingen eine Anfrage. Sie wissen doch, daß eine Heirath jeden beim Theater abgeschlossenen Contract löst?"

„Ich weiß eigentlich nicht, daß das ein bestimmt ausgesprochenes Gesetz ist," sagte der Notar, „ich habe es wenigstens, so weit ich mich erinnere, noch in keiner Gesetzsammlung gefunden; aber ich weiß, daß es von allen Theater-Directionen als bestehend angenommen wird, und das ist dann das Nämliche."

„Ja," sagte von Dürrbeck, „die Sache ist nur die, daß meine Braut — Sie wissen doch, daß ich mit Fräulein Blendheim verlobt bin?" — (der Notar verbeugte sich leicht, als Bestätigung) „daß meine Braut also," fuhr der Hauptmann fort, „unvorsichtiger Weise eine Clausel in ihren Contract hat einschmuggeln lassen, wonach sie sich dieses Vorrechts begiebt und verspricht, selbst im Falle einer Verheirathung ihren noch auf mehrere Jahre laufenden Contract bei einer Conventionalstrafe von zweitausend Thalern, die auch auf „Durchgehen" lautet, einzuhalten."

„Das ist freilich fatal," sagte der Notar sinnend — „und Sie wollen natürlich Ihre Fräulein Braut, oder später Ihre Frau Gemahlin, nicht länger beim Theater lassen."

„Natürlich nicht; ich kann das schon nicht in meiner Stellung, besonders mit dem boshaften Recensentenpack hier, das einem anständigen Mädchen selten Gerechtigkeit werden läßt. Ich würde da vielleicht in höchst unangenehme Conflicte gerathen."

„Sicher, sicher," sagte der Notar; „die Clausel ist nun allerdings fatal, und zweitausend Thaler sind auch keine Kleinigkeit. Ich sehe aber nicht ein, wie Director Sußmeyer, mein liebenswürdiger, wenn auch etwas exaltirter Nachbar, den Contract selbst mit der Clausel halten will. Wir haben gewisse Fälle im bürgerlichen Leben, die jeden Contract lösen, mag er clausulirt sein, wie er will. Verbindet sich zum Beispiel ein Commis in einem Geschäft und wird militärpflichtig, so ist der Contract für die Zeit wenigstens suspendirt; Krankheit löst ebenfalls, und wenn Ihr Fräulein Braut auch eine Clausel in ihren Contract aufgenommen hätte, daß sie sich in der Zeit gar nicht verheirathen wolle, so würde sie der Director nie daran hindern können. Verheirathen Sie sich aber jetzt wirklich, und Ihre Frau Gemahlin kommt in den Fall, nicht auftreten zu können oder zu wollen, so kann der Director nichts dagegen machen. Haben Sie schon mit Herrn Sußmeyer darüber gesprochen?"

„Ja," lächelte Hauptmann von Dürrbeck, „er ist aber ein äußerst komischer und sehr exaltirter Kauz, so daß man ihm wirklich nicht beikommen kann."

„Hat er wieder gedonnert?" lächelte der Notar; „das haben wir ihm doch gelegt."

„Nein, aber er verschwand durch eine Versenkung."

Der Notar lachte. „Den seh' ich auch noch im Irrenhause," sagte er; „aber wenn Sie noch einmal zu ihm gehen und ihm fest erklären, daß Sie Fräulein Blendheim ohne Weiteres heirathen und dann mit Ihrer Frau verreisen werden, so glaube ich nicht, daß er es hindern kann. Die Frau muß allen bürgerlichen Gesetzen nach dem Manne folgen, und das Allereinfachste wird dann sein, Sie accordiren mit ihm über die Conventionalstrafe. Ich bin fest überzeugt, daß er sich mit Vergnügen fügen wird."

„Aber ich kann nicht mit ihm handeln."

„Das brauchen Sie nicht; bieten Sie ihm ein Maximum, das er annehmen oder ablehnen muß, und weigert er sich, so kommen Sie wieder zu mir. Ich werde mich indessen genauer über den Fall informiren."

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich den Herrn nicht gern zum zweiten Mal besuche.“

Püster sah still lächelnd vor sich nieder; endlich sagte er: „Wissen Sie 'was, ich möchte den komischen Löwen gern selber einmal in seiner Höhle sehen, ich werde zu ihm hinübergehen.“

„Sie würden mir dadurch einen großen Dienst erweisen.“

„Und wollten Sie ihm etwas als Abstandssumme bezahlen?“

„Wenn es nicht anders möglich ist, würde ich ihm die ganze Conventionalstrafe zahlen, denn meine Frau darf unter keiner Bedingung wieder auf der Bühne erscheinen, ja, ich möchte am liebsten ihr Engagement sobald als möglich lösen.“

„Also Sie sind willens, im schlimmsten Falle die Hälfte der Strafe zu zahlen?“

„Wenn ich es damit in Güte abmachen kann, mit Vergnügen.“

„Sehr schön, das Weitere überlassen Sie mir.“

Dürrbeck war an das Eckfenster getreten und sah über die Straße hinüber. Oben am Fenster saßen wie gewöhnlich die beiden jungen Fräulein von Klingenbruch, sahen aber nur wenig heute nach der Straße hinab und auch etwas bleich und niedergedrückt aus, so weit man das wenigstens von hier aus beobachten konnte.

„Die jungen Damen da drüben,“ sagte er, „scheinen über den Tod ihrer Verwandten doch sehr niedergeschlagen zu sein. Apropos, Herr Notar, ist es denn wahr, was man sich in der Stadt über das Testament erzählt?“

„Also erzählt man sich schon davon?“ fragte Püster.

„Die Stadt ist voll davon. Die beiden Fräulein von Klingenbruch galten bis jetzt für eine glänzende Partie, aber sie sind jedenfalls durch das wunderliche und eigentlich ungerechte oder doch unfreundliche Testament enttäuscht worden — wenn es eben begründet ist.“

„Begründet ist es allerdings und auch kein Geheimniß mehr,“ sagte Püster, „denn es wissen zu viele Menschen darum.“

„Und kann das Testament nicht angefochten werden?“

„Nein,“ sagte der Notar; „die Frau Mäusebrod hatte das volle Recht, über ihr Geld zu verfügen, wie sie wollte,

und außerdem jetzt sämmtliche Pfaffen zu ihren Freunden — daran läßt sich nichts thun."

„Ach, sagen Sie mir, wer ist das wunderhübsche junge Mädchen, das da oben an dem einen Dachfenster seine Blumen gießt? Ich bin ihm schon mehrmals auf der Treppe, wenn ich zu Klingenbruchs ging, begegnet."

„Das ist eine junge Näherin, ein braves, wackeres Kind, das sich schwer, doch ehrlich durch's Leben arbeitet und sein Brod mit der Nadel verdient."

„Wahrlich, ein hartes Brod! Aber das Gesicht kommt mir so merkwürdig bekannt vor, und doch kann ich mich nicht besinnen, wem es gehört. Wie heißt sie?"

„Peters — Katharina Peters. Sind Sie mit Solbergs befreundet?"

„Ja — ich — war früher dort oft im Hause."

„Dann werden Sie sie auch dort gesehen haben; sie ist in dem Hause als Waise angenommen und erzogen worden."

„Jetzt besinne ich mich," rief Dürrbeck rasch, „das liebe junge Wesen, das dort immer aus- und einging! Und sie ist fort von dort?"

„Ja," sagte Püster trocken.

„Ach, ich erinnere mich," nickte der Hauptmann düster vor sich hin, „ich habe damals davon gehört. Apropos, lieber Notar, kennen Sie den Grafen Rauten?"

„Von Ansehen, ja, sonst nicht."

„Was halten Sie von ihm?"

Der Notar zuckte die Achseln. „Er ist ein gar vornehmer Herr und hier mit den angesehensten Familien befreundet, ja, wie ich höre, wird er in kurzer Zeit sogar die einzige Tochter des reichen Solberg heirathen."

„Und wo stammt er her?"

Der Notar zuckte mit den Achseln. „Herr von Solberg wird sich doch jedenfalls darüber informirt haben, ehe er ihm seine Tochter gab."

Dürrbeck schwieg, und wieder schweifte sein Blick nach dem Fenster hinauf, wo sich das junge Mädchen noch immer mit seinen Blumen beschäftigte. Das Wetter war heute wieder

so warm geworden, daß man sie recht gut im Freien lassen konnte.

„Und ist das junge Mädchen da oben im Nähen geschickt?“

„Nicht allein im Nähen, Herr Hauptmann; sie hat eine Erziehung weit über ihre jetzigen Verhältnisse erhalten, und um so ehrenvoller daher, daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit durchbringt.“

„Meine Braut hat jetzt so viel zu nähen,“ sagte Dürrbeck, „und ich weiß, daß sie um gute Arbeiterinnen verlegen ist.“

„Das junge Mädchen arbeitet aber nicht außer seiner Wohnung.“

„Auch das läßt sich vielleicht vereinen; ich werde meine Braut jedenfalls darauf aufmerksam machen. Aber jetzt habe ich Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen. Also auf Wiedersehen, Herr Notar!“ Und mit freundlichem Gruße wandte er sich dem Ausgang zu.

Notar Püster ging noch eine Weile, nachdem ihn der Hauptmann verlassen hatte, mit einem sehr vergnügten Gesicht in seinem Zimmer auf und ab und rieb sich dabei, still vor sich hin lächelnd, die Hände scharf zusammen. Er hatte sich schon lange gewünscht, den Director da drüben einmal in seiner eigenen Klause zu überraschen, und die Gelegenheit bot sich jetzt in vortrefflicher Weise. Aber wann sollte er gehen — morgen? Und warum nicht gleich? War aber der Director zu Hause? Er trat an sein Fenster und schaute hinüber; das Fenster drüben war geschlossen, aber er sah sich trotzdem dort etwas bewegen, das fast einem wehenden Federbusch glich, und ohne Weiteres seinen Hut aufgreifend, sagte er zu Mux: „Ich komme gleich wieder,“ und ließ dem Entschlusse auch rasch die That folgen.

Als er unten an der Hausthür von Director Sußmeyer geklingelt und dem Glockenspiel da drinnen eine Weile gelauscht hatte, öffnete ihm endlich eine alte Frau, die Haushälterin des Mimen.

„Herr Director zu Hause?“

„Ja, der Herr Director sind oben. Wen soll ich melden?“

„Wissen Sie, Sie brauchen mich gar nicht zu melden. Ich bin der Notar Püster von nebenan und komme in einer

Geschäftssache, die seine Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen wird."

„Aber er spielt heut Abend..."

„Das schadet nichts, die Sache ist wichtig. Eine oder zwei Treppen hoch?"

„Ah, er steckt wieder oben, zwei Treppen, gleich die erste Thür rechts; klopfen Sie nur an! Ich bin jetzt fünfmal hintereinander die Treppen gestiegen, und meine alten Beine wollen nicht mehr mit."

Püster hatte ein so ehrwürdiges Aussehen, daß die alte Frau es ihm selber überließ, sich hinauf zu finden; kam er dem Herrn dann nicht gelegen, so konnte der ihn ja einfach wieder fortschicken. Der hatte seine Manier, die Leute los zu werden. Der Notar indessen stieg die enge Treppe hinan, fand die bezeichnete Thür und klopfte herzhaft an.

„Wer geht da?" donnerte eine Stimme von innen heraus, und das als eine Art von „Herein" betrachtend, öffnete er ohne Weiteres die Thür und fand sich auch im nächsten Augenblick — nicht etwa dem Director, sondern dem wirklichen Grafen Wetter von Strahl gegenüber, der ihm in voller Rüstung, mit geschlossenem Visir und gezogenem Degen so gegenüber stand, als ob er ihm die geflammte, wuchtige Klinge ohne weitere Warnung in's Herz stoßen wollte.

Püster, sonst und im gewöhnlichen Leben nicht im Geringsten scheu oder selbst nur schüchtern, fuhr doch fast unwillkürlich einen halben Schritt zurück, denn auf eine solche Erscheinung war er nicht vorbereitet gewesen, und Sußmeyer sah auch in der That imposant genug aus. Er war von Kopf bis zu Füßen in eine blitzende, vorn mit Messingzierrathen ausgelegte Blechrüstung gekleidet. Auf dem Kopfe trug er einen mächtigen Helm, dessen blau und weißer, hoher Federbusch sogar die Decke des nicht sehr hohen Zimmers streifte. Die Füße staken in spitzen Schnabelschuhen, auch mit Blech belegt, und Arm- wie Beinschienen mit den dazu gehörenden Handschuhen vollendeten den Ritter wie er leibte und lebte; ja selbst die blau und weiße Schärpe fiel von seiner Schulter nieder.

War denn das der Director? Denn sein Gesicht konnte

er durch das geschlossene Visir natürlich nicht erkennen; aber er sollte darüber nicht lange im Zweifel bleiben, denn hohl aus dem Blech heraus tönten die Worte:

„Wo willst Du, kühner Fremdling, hin,
Wen suchst Du hier im Heiligthum?"

„Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Director Sußmeyer zu sprechen?"

Der Ritter zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Noch stand er, das nur etwas gesenkte Schwert vor sich ausgestreckt, den rechten Fuß vor, den Kopf zurückgeworfen, und den linken, mit dem Schilde bewehrten Arm wie zu augenblicklicher Vertheidigung halb gebogen. Er hatte aber jedenfalls seinen Nachbar, den Notar, erkannt, mit dem er außerdem schon mehrere Beziehungen gehabt. Plötzlich nahm er das Schwert, wie er es mit einem Regenschirm gethan haben würde, unter den linken Arm, und mit der rechten Hand das Visir emporschiebend und sich dabei artig und modern verneigend, sagte er, indem er dem Advocaten die gepanzerte Rechte entgegenstreckte: „Herr Notar, ist mir sehr angenehm, Sie begrüßen zu können! Sie müssen entschuldigen, ich habe eben meine Rüstung anprobirt; wir geben heut Abend das „Käthchen von Heilbronn"."

„Es sollte mir leid thun, wenn ich Sie gestört hätte!"

„Bitte!" sagte Graf Wetter von Strahl sehr artig, und die großen, weiß und blauen Federn schwankten auf seinem Helm. „Aber womit kann ich Ihnen dienen?"

Püster, dessen Aufmerksamkeit bis dahin nur allein von der geharnischten Gestalt gefesselt gewesen, warf den Blick jetzt im Zimmer umher und entdeckte noch eine andere Figur, die allerdings gegen den Ritter bedeutend abstach. Es war das Factotum des Directors, der Theaterdiener Pichler, der, in Hemdärmeln, mit großcarrirten, aber sehr fleckigen Hosen, verschobener Halsbinde und darunter vorgerutschtem, nicht neugewaschenem Hemd, im Schweiße seines Angesichts gearbeitet zu haben schien, um seinen Vorgesetzten in die blechernen Schienen einzuzwängen. Er trocknete sich jetzt wenigstens, in Ermangelung eines Taschentuchs, mit seinem Aermel den

Schweiß von der Stirn, hielt aber dabei die Augen immer noch mißtrauisch auf die Rüstung geheftet, um zu sehen, ob Alles passe und nicht etwa im entscheidenden Moment „los-gehen" könne. Für einen Knappen sah er sicherlich zu modern und nicht hübsch genug aus; übrigens genirte er den Notar, denn was er mit dem Director zu sprechen hatte, bedurfte keiner Zeugen.

„Ich — hätte ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen zu reden, Herr Director," bemerkte er auch jetzt mit einem Blick auf den Diener; „ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen."

„Darum müßte ich allerdings bitten," erwiderte Graf Wetter von Strahl, „denn meine Zeit ist gemessen; die Kunst ruft mich, und der verfluchte Blechschmied muß mir auch die linke Beinschiene noch etwas weiter machen. Pichler — ab!"

Er sagte das mit einer wegwerfenden Handbewegung, als ob er den armen Teufel ohne Weiteres von der Erde zu vertilgen wünsche. Pichler verschwand aber noch nicht gleich, sondern sah erst mit einer fragenden Bewegung und einem leisen Herunterzucken des Kopfes nach links seinen Herrn an.

Dessen Auge haftete fest auf ihm; er schien etwas zu über-legen und warf dabei einen halb mißtrauischen Blick auf den Besuch. Endlich nickte er langsam mit dem Kopfe, und Pichler glitt dann wie eine Schlange aus der Thür.

„Ist es Ihnen nun gefällig," sagte der Director mit einer vornehm einladenden Handbewegung, „so treten wir in mein Studirzimmer; wir sind dort ungestörter." Er öffnete dabei die Thür, und während Püster in den geheiligten Raum trat, folgte ihm die gepanzerte, von Blech klappernde Gestalt, schob aber dem Advocaten sehr verbindlich einen Stuhl bis ziemlich mitten in die Stube und setzte sich dann nicht weit von ihm in einen Rohrstuhl mit hoher Lehne, was aber wegen der Rüstung seine Schwierigkeiten hatte.

„Herr Director," begann jetzt Püster, „Sie wissen, wir Advocaten beschäftigen uns wenig mit unseren eigenen Ange-legenheiten, sondern fast nur mit denen anderer Leute."

„Das thun sehr viele Menschen," erwiderte Graf Wetter von Strahl.

„Aus Neigung, ja; bei uns ist es aber Geschäft. So komme ich denn auch heute in der Angelegenheit eines Andern.“

„Als Advocat oder als Freund?“

„Sagen wir als Freund, auch Ihnen gegenüber, um einen Ausgleich zu finden, einen vorliegenden Gegenstand zu arrangiren.“

„Kommen wir zur Sache,“ sagte der Director — er hielt noch immer das blanke Schwert in der Hand, stemmte es jetzt vor sich auf den Boden und hielt beide Hände auf das Kreuz, gerade so, wie wir es auf alten Ritterbildern häufig abgebildet finden.

„Ich komme im Namen des Hauptmanns von Dürrbeck.“

„Ha!“ rief Graf Wetter von Strahl, von seinem Stuhl emporfahrend und mit der rechten Hand wieder das Schwert ergreifend, als ob er einen Schlag damit führen wolle.

„Schon wieder klingt der Name an mein Ohr
Und treibt das Blut mir rascher durch die Adern.
Wirft denn ein bös' Geschick den Unglückseligen
Mir wieder stets und wieder in den Weg —
Zur Hölle fahre er —“

„Bitte um Entschuldigung, Herr Director,“ sagte der Notar, der nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte, denn er mochte den exaltirten Menschen nicht reizen — „Hauptmann von Dürrbeck ist in jeder Hinsicht ein Ehrenmann, und ich bin gerade deshalb zu Ihnen gekommen, um einen Vergleich herbei zu führen.“

„Einen Vergleich!“ sagte der Graf Wetter von Strahl mit einer wegwerfenden Bewegung des Kopfes — „wozu ein Vergleich? Ich habe den Contract. Machen Sie mir den Kopf nicht warm, Herr Notar!“

Sein Kopf schien ihm wirklich warm zu werden, aber der Notar war es nicht, der das that, sondern der ungewohnte Helm, und in seiner Aufregung nahm er ihn ab und stellte ihn neben sich auf den Boden. Jetzt mußte Püster aber wirklich an sich halten, denn darunter vor kam der Kopf in Papilloten und bildete über dem Harnisch einen etwas seltsamen Aufsatz. Der Director schien das aber nicht zu fühlen, oder

dachte er in dem Augenblick vielleicht gar nicht an die Papilloten.

„Mein lieber Herr Director," sagte Püster jetzt mit der größten Ruhe, „Sie haben allerdings den Contract, aber es giebt Contracte, die vor Gericht, wenn bestimmte Zwischenfälle eintreten, null und nichtig sind. Jeder Mann ist verpflichtet, seine Schulden zu bezahlen; aber sobald er nichts mehr hat und Bankerott macht, hört diese Verpflichtung auf, denn die Unmöglichkeit tritt ein, seine Schulden abzutragen."

„Und was hat das hiermit zu thun?"

„Viel. Sie können doch Fräulein Blendheim nicht daran hindern, sich zu vermählen, wie?"

„Nein, ich glaube nicht; habe auch nicht die Absicht."

„Schön; aber in unseren christlichen Gesetzen ist auch die Form aufgenommen, die Frau soll dem Manne folgen — und was dann, wenn sich Fräulein Blendheim jetzt verheirathet und ihr Mann eine Reise macht? Sie wären nicht durch irgend einen Contract der Welt im Stande, sie daran zu verhindern; ja, ich weiß nicht einmal bestimmt, ob Sie dadurch selbst der Verpflichtung entgingen, ihr regelmäßig ihre Gage zu zahlen."

„Ha!" schrie der Director wieder und fuhr klappernd von seinem Stuhl in die Höhe; zu gleicher Zeit aber trat er mit dem rechten Fuße auf einen dicht neben ihm befindlichen Knopf, und der Notar, der ja wußte, daß er allerlei tollen Spuk in seinem Hause treibe, erwartete jetzt wirklich nichts Anderes, als daß er wieder zu seinem alten Hülfsmittel die Zuflucht nehmen wollte. In dem nämlichen Momente fühlte er aber seinen eigenen Stuhl, auf dem er saß, schwanken, und behielt eben noch Zeit, sich davon ab und eine Strecke fortzuschnellen, als der Stuhl wirklich in die Tiefe sank und ein Loch an dessen Statt heraufgähnte.

„Alle Teufel, Herr," rief er in der That erschreckt aus, „was treiben Sie da für Unsinn!"

„Sie müssen still sitzen," sagte Graf Wetter von Strahl ruhig, „Sie hätten den Hals brechen können."

„Ich danke Ihnen, aber das ist außer dem Spaß; ich komme in der besten Absicht" (die Klappe schloß sich wieder,

und Pichler stand unten und betrachtete den leeren Stuhl) „und Sie verüben ein Attentat!“

Graf Wetter von Strahl hob abwehrend die Hand:

„Nicht weiter, Herr Notar! Vermengen wir nicht zwei ganz unvereinbare Geschäfte; Sie wollen mich bewegen, von meinem Contracte abzustehen — ich habe nicht die geringste Veranlassung dazu, ein Vergleich ist unnöthig.“

„Aber was verstehen Sie unter einem Vergleich?“ sagte der Notar gereizt. „Ich verstehe darunter, daß uns der Gegenpart ein Anerbieten macht . . .“

„Ich hätte gewünscht,“ sagte Graf Wetter von Strahl, indem er sich in Gedanken mit der Hand in die Papilloten fuhr und dann bestürzt einen Blick in den Spiegel warf — er griff auch wieder nach seinem Helm hinunter und stülpte ihn sich auf's Neue auf den Kopf; er mochte fühlen, daß es den Eindruck der Rüstung abschwäche —, „ich hätte gewünscht, daß unsere Unterredung vorhin auf geeignete Weise abgebrochen wäre.“

„Ja wohl, wenn ich in das Loch da unten hineinfiel!“ sagte der Notar.

„Aber nennen Sie mir den Vergleich,“ fuhr der Director unerschüttert fort —

„Ein warmer Anwalt ist Graf Shrewsbury
Für meine Feindin und des Reichs. — Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Director,“ sagte der Notar, „aber ich glaube, daß der Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe, auch Ihre Wohlfahrt einbegreift. Herr Hauptmann von Dürrbeck könnte vielleicht durch einen Proceß — und er hat viele Chancen für sich — den ganzen Contract umstürzen; aber er ist, wie gesagt, ein Ehrenmann. Er will weder Ihnen Schaden noch ein Unrecht thun und bietet Ihnen deshalb, da das Fräulein, der Gesetze unkundig, den Contract eingegangen ist, eine Abstandssumme von eintausend Thalern, während die Conventionalstrafe auf zweitausend festgesetzt ist. Was sagen Sie dazu?“

Der Director sann einige Minuten nach; dann declamirte er leise vor sich hin:

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher —

Baar ausgezahlt, meinen Sie?"

„Baar ausgezahlt an dem Tage, wo sie aus ihrem Contracte tritt."

Graf Wetter von Strahl stand nachdenkend vor dem Notar. Er hatte sich wieder auf das Schwert gestützt und schien das Anerbieten reiflich zu überlegen. — „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Notar," begann er endlich; „ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich Fräulein Blendheim zwingen könnte, mir die zweitausend Thaler Conventionalstrafe zu bezahlen, falls sie wirklich gewillt sein sollte, ihren Contract zu brechen."

„Aber sie bricht ihn gar nicht, sie verheirathet sich nur — doch machen Sie, was Sie wollen."

„Trotzdem," fuhr der Director fort, „bin ich nicht abgeneigt, auf eine solche Beilegung des Streites einzugehen — Sie haben keinen Begriff von der wahren Kunst..."

„Mein lieber Herr Director, die Familie geht doch immer vor."

„Sie haben keinen Begriff von der wahren Kunst," wiederholte der Director kalt und streng; „Sie sind ein Alltagsmensch, praktisch vielleicht in Allem, was die Spitzfindigkeiten der Gesetze betrifft, aber Sie haben kein Herz..."

„Herr Director!"

„Kein Herz für das Höhere, für das Reine und Unantastbare — Sie hören von einem Contract, und das genügt Ihnen. Welche Verbindlichkeit aber die Künstlerin gegen das kunstsinnige Publikum übernommen, wie sie durch ihren Austritt das Ensemble stört und die Bühne zu einer Fabrik herabwürdigt, aus der man einen Tagelöhner entläßt und einen andern dafür wiedernimmt — das fühlen Sie, das verstehen Sie nicht."

„Ich will gern eingestehen, daß Sie die Sache von einer andern Seite auffassen..."

„Von der allein richtigen; aber lassen wir das. Tausend Thaler will mir Hauptmann von Dürrbeck baar auszahlen, wenn Fräulein Blendheim ihren Contract bricht — sagten Sie das nicht, und übernehmen Sie die Bürgschaft?"

„Ich sage das und übernehme die Bürgschaft, Herr Director. Sind Sie also vollkommen damit einverstanden, und haben wir später von Ihrer Seite keine weiteren Schwierigkeiten zu erwarten?"

Der Director hatte seine gepanzerten Arme, unter denen er das Schwert jetzt hielt, auf der Brust gefaltet, und sinnend senkte sich sein behelmtes Haupt. Er nahm dabei eine vollkommen heroische Stellung ein, den rechten Fuß etwas vorgesetzt, und das leise Neigen seines Kopfes machte auch die Federn anmuthvoll schwanken; endlich sagte er:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher steht, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal —

aber soll ich eine Jüngerin der Kunst zwingen, ihr göttliches Talent, das jetzt auf jeder Bühne wenigstens dreitausend Thaler werth ist, zu benutzen? Nein, meine Seele denkt nicht an solche Engherzigkeit. Außerdem würde aller Wahrscheinlichkeit nach doch sehr bald der Fall eintreten, daß sie mir furchtbare Störungen im Repertoire machte — oh Weiber, Weiber! Aber das geschieht mir schon recht — ich hätte es voraussehen können — jetzt ist es vorbei. Nehmen Sie sie hin — sie sei die Ihre."

„Bitte um Verzeihung, Herr Director," lachte Püster, „ich denke gar nicht daran, meinen Junggesellenstand mit der heiligen Ehe zu vertauschen, und Hauptmann von Dürrbeck möchte auch wohl schwerlich damit einverstanden sein."

„Spotten Sie noch meiner?" rief der Director und griff wieder krampfhaft nach seinem Schwerte. „Alles habe ich Ihnen geopfert, und **das** mein Dank?"

Er stampfte dabei heftig den Boden, und Püster stand schon wieder auf dem Sprunge, denn er traute dem Boden hier nicht, weil selbst die Dielenspalten eine Versenkung verbergen konnten.

„Herr Director," rief er auch, halb im Aerger, halb in wirklicher Sorge für seine Gliedmaßen, „ich mache Sie für Alles verantwortlich, was mir hier geschehen könnte! Treiben Sie Ihren Unsinn, mit wem Sie wollen, aber nicht mit mir!"

„Er hatte übrigens nichts zu fürchten; das Stampfen war nur ein Zeichen für den Theaterdiener gewesen, denn während Graf Wetter von Strahl in hochtragischer Stellung auf sein Schwert gestützt dastand, steckte Pichler den Kopf in die Thür und fragte:

„Befehlen der Herr Director etwas?"

Director Sußmeyer hob, den Kopf zurückwerfend, die linke gepanzerte Hand gegen den Notar auf.

„Fort, stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht!" sagte er — und Püster, die offene Thür benutzend, zögerte keinen Moment, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen.

„Wenn der Kerl nicht verrückt ist, murmelte er dabei vor sich hin, „so bin ich es!" — Aber er hatte keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, denn Pichler rannte hinter ihm die Treppe hinunter. Püster traute dem Einen so wenig wie dem Andern und ruhte auch nicht eher, bis er sich wieder auf freier Straße fand.

19.

Besuche.

Rhodenburg war eigentlich eine ziemlich stille Stadt, wenn sich der Hof nicht dort für die kurze Zeit aufhielt, wonach dann, wie die Rhodenburger sagten, die Butter theurer wurde. Sonst schien das aber auch keinen besondern Einfluß auf die Stadt zu haben, denn die Herrschaften residirten dann auf dem Jagdschlosse draußen, und nur ihre zahlreichen Begleiter wie eine Anzahl von Gästen wurden in der Stadt einquartiert; auch fanden einzelne Paraden statt, und die höheren Beamten durften sich einer gelegentlichen Einladung im „Schloß" versehen.

Aber diese Zeit war noch nicht herangerückt; im Monat Mai ruht die Jagd, und bei den jetzt prachtvollen Tagen und

Abenden strömte halb Rhodenburg hinaus vor die Thore, um dort draußen der dicken Luft der Stadt enthoben zu sein und dünnen Kaffee mit ledernem Kuchen zu verzehren. Die Leute nannten das eine „Landpartie“ und kehrten dann Abends, über und über bestaubt, in hellen Schwärmen in die engen Straßen der Stadt zurück.

Die beiden Hochzeitstage, Dürrbeck's sowohl als der in der Solberg'schen Familie, rückten mit jedem Tage näher, denn Frau von Solberg hatte Rauten's Bitten, die Trauung zu beschleunigen, nicht nachgegeben. Die gnädige Frau schien sich nun einmal in den Kopf gesetzt zu haben, daß die Ehe ihrer Tochter keine glückliche sein könne, wenn sie nicht an dem bestimmten Tage gefeiert würde, und gegen solche Vorurtheile kann man natürlich nicht mit Vernunftgründen ankämpfen. Der Glaube, in welcher Weise er auch auftritt, — denn wer überhaupt ist im Stande, über Glauben und Aberglauben zu entscheiden? — wird unantastbar und bildet sich immer seine eigene Welt.

Fröhliche Tage verlebte in dieser Zeit Hauptmann von Dürrbeck in der Gewißheit seines nahen Glückes. Die Sache mit dem Director war in der That arrangirt worden. Dürrbeck, der ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, hatte die tausend Thaler für Director Sußmeyer deponirt, die ihm dann an dem nämlichen Tage, wo Fräulein Blendheim aus ihrem Contract trat, ausgezahlt werden sollten, und Constanze Blendheim sich bei ihrem Bräutigam nur ausbedungen, noch einmal außer ihrem Engagement, und zwar zum Besten der in ihrer Gage sehr schlecht gestellten Choristen, aufzutreten und damit Abschied von dem Publikum zu nehmen. Ob dabei nicht eine kleine Künstlereitelkeit mit im Spiele war, wer kann es sagen — denn der Director, in einer kleinlichen Rancune, daß sie überhaupt die Bühne verließ, hatte sie in der letzten Woche absichtlich entsetzlich wenig beschäftigt. Diese Vorstellung aber, die den ganzen Chor betraf und noch außerdem an einem Abend stattfinden sollte, an welchem sonst nicht gespielt wurde, konnte er ihr nicht weigern, er hätte sonst nicht allein das ganze Personal, sondern auch die ganze Stadt gegen sich gehabt, und er war klug genug, das zu vermeiden.

Dürrbeck hatte indessen auch seinen Freund Hans von Solberg bei seiner Braut eingeführt und dieser, mit keinem der albernen Vorurtheile seines Standes, ihm von Herzen Glück zu einer solchen Verbindung gewünscht. Sie waren eben wieder bei ihr oben gewesen, denn Dürrbeck, der sich ein reizendes Quartier in der Stadt gemiethet, hatte natürlich noch so Manches mit seiner Braut zu besprechen, und Hans, eine äußerst praktische Natur, konnte ihm dabei vortreffliche Rathschläge geben. Die beiden jungen Leute schritten jetzt Arm in Arm wieder die Straße hinab, und jeder von ihnen war eine Weile mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, bis Hans endlich das Schweigen brach.

„Ich kann Dir nicht sagen, Bernhard, wie sehr ich Dein Glück fühle; Du hast da eine Perle gefunden und — gewonnen, und ich bin überzeugt, daß Du glücklich mit Deiner Constanze leben wirst.“

„Und hast Du je daran gezweifelt, Hans?“ rief Dürrbeck mit leuchtenden Augen. „Giebt es ein reizenderes, geistvolleres Wesen auf der Welt? Und dann solltest Du sie näher kennen lernen, wie wirthschaftlich sie ist, wie sie sich sorgt und müht, und der Geschmack dabei, den sie im Arrangiren zeigt! Sie ist eine Perle, und wenn Du meinem Rathe folgst, so suchst Du Dir bald ein Gegenstück dazu.“

„Hm,“ sagte Hans, „möchte aber vielleicht nicht so bald zu finden sein. Ich weiß nicht, was ich bis jetzt hier von Brautpaaren gesehen habe, reizt mich auch gerade nicht besonders, meine Freiheit mit diesen „Rosenketten“ zu vertauschen. Du allein könntest mich wieder schwankend machen...“

„Du bist oft bei Schallers,“ sagte Dürrbeck und sah den Freund von der Seite an — „Kathinka ist wirklich ein prächtiges Mädchen.“

„Ja,“ nickte Hans, „das ist sie in der That, aber ich werde nicht aus ihr klug, und so herzlich sie manchmal sein kann, daß es Einem das Blut rascher durch die Adern jagt, so kalt und abstoßend ist sie dann wieder — und ihre Eltern — apropos, Bernhard, was hältst Du von Schaller selber?“

Dürrbeck zuckte mit den Achseln. „Wenn mich irgend Jemand in der Stadt danach fragen wollte, so würde ich

ihm jedenfalls eine ausweichende Antwort geben; Dir aber gegenüber, Hans, möchte ich nicht mit meiner Meinung zurückhalten, und die ist dem Schaller'schen Ehepaare gerade nicht besonders günstig."

„Aber in welcher Weise?"

„Soll ich aufrichtig sein, so kann ich Dir einen eigentlichen Grund dafür nicht angeben. Ich weiß wenigstens nicht das geringste Nachtheilige über sie, aber auch nicht das geringste Gute. Er ist jedenfalls ein sehr kluger Geselle, der sich durch alle Lebensverhältnisse geschickt durchzuwinden weiß."

„Und glaubst Du, daß er das nöthig hat?"

Dürrbeck schwieg eine Weile. — „Ich wiederhole nicht gern, was in der Stadt gesprochen wird, aber seit etwa acht Tagen bin ich hier und da nach Schallers gefragt worden, ob ich etwas Näheres über ihre Lebensverhältnisse wisse und ob sie „reich" wären."

„Junge Leute fragten danach?" lächelte Hans.

„Doch nicht so ganz, wie Du meinst," sagte Dürrbeck, „und dennoch macht mich wieder die Tochter irre. Ich weiß aus sehr guter Quelle, daß sich vor wenigen Tagen ein sehr wohlhabender und anständiger Herr aus guter Familie um ihre Hand beworben und einen Korb bekommen hat."

„Aus *guter* Familie?"

„Aus sehr guter Familie und noch in den besten Jahren. Schaller selbst soll außer sich darüber gewesen sein und eine heftige Scene mit seiner Tochter gehabt haben."

Hans hatte anfangs an seine tausend Thaler gedacht, die ihm Schaller allerdings noch nicht zurückgezahlt; die letzten Worte des Freundes lenkten seine Aufmerksamkeit aber wieder auf einen andern Punkt.

„Es ist in der That ein merkwürdiges Wesen," sagte er, „und ihren beiden Eltern so unähnlich wie nur irgend möglich. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich sie seit einiger Zeit gar nicht gesehen habe, und eigentlich hatte ich die Absicht, heute Morgen einmal dort vorzusprechen. Hast Du nichts Besonderes vor, Bernhard, so können wir ja einmal zusammen hinaufgehen."

„Gern, wir sind überhaupt hier in der Nähe; nur ver-

hüte Gott, daß wir der Frau von Schaller allein in den Weg laufen, denn die kann wirklich fürchterlich sein."

„Sie ist überspannt..."

„Ja, sie ist fast mehr als das, und ich glaube auch fest, ihr höchster Wunsch schon deshalb, Kathinka bald aus dem Hause zu bekommen, damit sie nicht mehr als Mutter einer erwachsenen Tochter dasteht und wieder einmal als „junge Frau" glänzen kann. Sie leistet darin Außerordentliches."

„Lieber Gott," lachte Hans, „jeder Mensch hat eigentlich seine kleine Schwäche, und ich will gern zugestehen, daß sie davon eine etwas größere Portion besitzt als manche andere Leute, sonst aber scheint sie mir auch wieder seelensgut, und ich habe noch nie ein unfreundliches Wort von ihr gehört — aber da sind wir!"

Die beiden jungen Leute stiegen die Treppe hinauf und wurden oben ohne Weiteres eingelassen. Das Mädchen erklärte ihnen aber, daß die „gnädigen Herrschaften" nicht zu Hause seien. Der gnädige Herr wäre schon früh weggegangen und die gnädige Frau erst vor einer halben Stunde, sie käme auch vielleicht bald wieder, aber das gnädige Fräulein wäre „drinnen".

„Und wollen Sie anfragen, ob uns das gnädige Fräulein empfangen will? Von Solberg und Hauptmann von Dürrbeck."

Das Mädchen kam nach wenigen Minuten wieder heraus und bat die Herren, nur gefälligst einzutreten, das gnädige Fräulein würde gleich erscheinen. Dabei öffnete sie die Thür des Salons, und die beiden Herren fanden sich gleich darauf in dem jetzt gewissermaßen verödeten Raume, denn die Möbel waren von weißen Ueberzügen verdeckt und die Rouleaux noch nicht einmal emporgezogen. Das Mädchen ging übrigens augenblicklich daran, wenigstens den letzten Uebelstand zu verbessern, und Dürrbeck betrachtete sich indessen die beiden Portraits der Familie Schaller, die in großen Rahmen an der Wand hingen.

Frau von Schaller mußte in der That einmal hübsch gewesen sein, obgleich die Zeit schon ziemlich fern lag. Wenn auch nicht in ihrem Angesicht, das die darüber hingegangenen Jahre nicht Lügen strafte, so hatte sie sich aber jedenfalls in

ihrer Toilette außerordentlich conservirt, denn sie ging heute noch genau so gekleidet und trug genau so ihre Haare, wie als junge, damals vielleicht achtzehn- oder neunzehnjährige Frau, ja, hatte sogar noch das etwas kindlich affectirte Wesen, das sich auch deutlich in diesem sonst vortrefflich gemalten Bilde ausprägte.

Kathinka von Schaller gab ihnen aber nicht lange Zeit, sich in dem Saal allein zu beschäftigen.

„Mein gnädiges Fräulein," rief Hans, sie begrüßend, „wir wollten uns das Vergnügen nicht versagen, Sie wieder einmal heimzusuchen, um uns persönlich zu überzeugen, wie es Ihnen und Ihren Eltern geht."

„Sie sind sehr freundlich," sagte Kathinka, aber doch mit einem forschenden Blick auf Hans, als ob sie noch etwas Anderes hinter seinen Worten suche; „doch wollen die Herren nicht hier in das Wohnzimmer treten? Zu einem freundschaftlichen Besuche brauchen wir ja keine Form, und es ist drüben viel gemüthlicher."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen," sagte Hans herzlich; „denn ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, ich persönlich mag diese Empfangssäle auch nicht leiden. Sie kommen mir immer vor wie ein Wartesalon erster Klasse auf einer Eisenbahnstation. Sie sind stets leer und kalt und dabei so ungeheuer ordentlich gehalten."

„In einem Wohnzimmer ist es auch mir immer gemüthlicher," versicherte Dürrbeck, indem sie zusammen hinüberschritten, das Mädchen ihnen etwas verdutzt nachsah und dann mit einem: „Na, meinswegen lasse ich sie wieder 'runter!" die eben aufgezogenen Rouleaux wieder niederließ. — „Es darf nicht zu ordentlich aussehen, es muß wenigstens eine Arbeit, ein offenes Buch oder sonst etwas da liegen, daß man sieht, es wird von Menschen benutzt. Ihre Eltern sind ausgegangen?"

„Ja, der Vater schon heute in aller Frühe; die Mutter wird aber gewiß bald zurückkommen. Aber, Herr von Dürrbeck," setzte sie leise erröthend hinzu, „ich glaube, man darf Ihnen ja jetzt Glück wünschen, denn wie ich höre, ist der Tag Ihrer Verbindung fest angesetzt und wird noch in diesem Monate liegen."

„Ich hoffe ja und danke Ihnen herzlich für Ihren freundlichen Wunsch."

„Und wollen Sie uns nicht einmal Ihre Braut zuführen? Wir sind so nahe Nachbarn."

„Mein gnädiges Fräulein," sagte Dürrbeck, und seine Augen leuchteten dabei, „ich kann ihr nichts Besseres wünschen, als gerade Ihre Bekanntschaft zu machen, und wenn ich darf, sollen Sie nicht lange darauf zu warten haben."

„Wir könnten so hübsch zusammen musiciren."

„Und wie gern wird Constanze einer solchen Einladung folgen!"

Das Gespräch wurde jetzt allgemein und wandte sich zuerst auf das Theater, dann nach anderer Richtung zu; Hans von Solberg konnte aber nicht umhin, zu fühlen, daß sich Kathinka vorzugsweise nur dabei an den Hauptmann wandte und auf einzelne Bemerkungen, die er machte, entweder gar nicht einging oder doch nur flüchtig darüber hinwegglitt. So kalt hatte sie sich ihm eigentlich noch nie gezeigt, und zwar so auffällig kalt, daß es selbst Dürrbeck bemerkte und sich später darüber gegen den Freund äußerte.

Noch während sie zusammen sprachen, entstand ein Tumult auf der Straße, und alle Drei traten an die Fenster, um zu sehen, was es da draußen gäbe. Es ließ sich aber von hier aus nichts weiter erkennen, als daß die Leute von rechts so rasch sie konnten den Brink hinab liefen, wo sich eine Menschenmenge gesammelt zu haben schien.

Hans hatte das Fenster geöffnet, sah hinaus und bemerkte jetzt, wie auch Herr Hofapotheker Semmlein, in voller Flucht und ein paar Flaschen in der Hand, dem Schauplatz zueilte. Da er schräg über die Straße rannte, bemerkte ihn Kathinka ebenfalls und sagte scheu:

„Oh, um Gottes willen, da ist gewiß wieder ein Unglück geschehen! Die armen Menschen, die das betroffen hat!"

Drüben an den Fenstern sammelten sich ebenfalls die Bewohner. Constanze Blendheim sah heraus und grüßte freundlich, als sie den Hauptmann sich gegenüber bemerkte. Auch Director Sußmeyer stand, jetzt ohne Rüstung, wieder in seinem rothseidenen Schlafrocke und den Kopf voll Papilloten,

am offenen Fenster und zog sich zurück, als ihn die Straßenjungen bemerkten und Interesse an ihm nahmen.

„Kiek emal den Keerl an mit de witten Locken!“ Einer der Jungen hatte auch unglücklicher Weise ein kleines, kurzes Blasrohr und Thonkugeln und sandte eine davon so geschickt nach dem geweihten Haupte, daß sie den Director gerade oben auf die Nasenwurzel traf. Wie er sich erschreckt mit der Hand dahin fuhr, brachen die Jungen in ein wahres indianisches Jubelgeheul aus, hatten aber keine Zeit, sich länger mit ihm aufzuhalten. Sie mußten wissen, was dort vorging, während Director Sußmeyer nicht mehr neugierig zu sein schien, denn er verschwand spurlos von seinem Fenster.

„Ich glaube, es sind Pferde durchgegangen,“ sagte Hans; „ich sehe da wenigstens einen Wagen führen, von dem man die Pferde abgespannt hat.“

„Die Menschen sind auch so unvorsichtig, und besonders mit Pferden. Sie, Herr von Solberg, ritten auch neulich ein so wildes Thier hier vorüber, daß ich in Todesangst war, es könne ein Unglück geschehen.“

„Der Rappe ist etwas wild,“ lachte Solberg. „Sonderbar, daß die schwarzen Pferde, und mehr fast noch die Füchse, einen harten, die letzteren sogar häufig einen boshaften Charakter haben, während weiße und braune Thiere fast immer gutmüthiger Art sind. Ja, man will sogar behaupten, daß sich selbst bei den Menschen der Charakter im Haar auspräge oder ihn wenigstens andeute. Das aber würde nur für Europa maßgebend sein, denn alle anderen Völker tragen allein schwarzes Haar, und darunter doch die verschiedensten Charaktere, die sich denken lassen.“

„So lassen Sie uns einmal unsere Bekannten durchgehen,“ lachte Dürrbeck, der, als sich Constanze drüben vom Fenster zurückgezogen, ebenfalls seinen Platz wieder eingenommen hatte. „Sie, mein gnädiges Fräulein, haben sehr schönes kastanienbraunes Haar, also einen milden Charakter — das würde stimmen. Deine Schwester, Hans, hat schwarzes Haar, aber es ist wahr, auch, wenn ich nicht irre, einen etwas härteren Charakter; ich glaube, sie wird ihrem Manne einmal zu schaffen machen.“

„Und Rauten ist blond,“ sagte Hans.

„Ja,“ meinte Dürrbeck, „ich weiß nur nicht, ob wir blonde Haare da hineinziehen dürfen, denn diese sind besonders eine Eigenschaft des Nordens, wie das schwarze Haar eine des Südens ist.“

„Dann kommen wir aber zu keinem Resultat,“ lächelte Kathinka, „denn als Mittelfarbe würden nur rothe und braune gelten können.“

„Warten Sie einmal,“ sagte der Hauptmann, „wer hat denn eigentlich von unseren Bekannten rothe Haare, gegen die doch immer ein Vorurtheil besteht?“

„Mein Vater,“ lachte Kathinka; „wissen Sie das nicht?“

„Wahrhaftig,“ rief Dürrbeck und wurde doch ein wenig verlegen, „daran habe ich im Augenblick gar nicht gedacht; aber die Sache stimmt auch nicht und mag auf Pferde passen, aber nicht auf Menschen. Außerdem ist auch noch die Farbe der Haare erblich, während der Charakter des Menschen das nie sein kann.“

„Und doch arten viele Kinder den Eltern nach.“

„Das gebe ich zu; dann liegt es aber in der Erziehung, nicht in einem angeborenen Vorzug oder Fehler.“

„Darin bin ich Deiner Meinung, Bernhard,“ warf Hans ein, der sich aber heute auffallend schweigsam zeigte; „das Antlitz des Menschen, der Ausdruck in seinen Zügen kann und mag sich dem Charakter anpassen, aber nie das Haar, denn blonde Menschen müßten sonst die sanftesten sein, und doch finden wir in Norwegen und Schweden unter den Tausenden von blonden Köpfen eben so viel rohes und wüstes Volk, als hier bei uns, als im Süden bei den schwarzlockigen Völkern. Ich trat auch gar nicht für die Hypothese auf, sondern erwähnte nur einen Volksglauben, der ja so leicht zum Aberglauben wird und dennoch seine Consequenzen zieht. Doch wir gerathen da auf ein viel zu ernstes Capitel. Was sagen Sie dazu, gnädiges Fräulein, wenn Sie uns, bis Ihre Eltern kommen, eins Ihrer reizenden Lieder spielten? Es wäre zu liebenswürdig!“

Kathinka zögerte. „Ich muß bitten, daß mich die Herren heute entschuldigen,“ sagte sie; „ich weiß nicht, es hat mich

eine so eigene Unruhe erfaßt, vielleicht trägt der Tumult vorhin auf der Straße die Schuld. Es ist für mich etwas gar so Unheimliches, wenn ich weiß, es ist irgendwo ein Unglück geschehen, und sehe, wie sich Alles hinzudrängt, um nur den fürchterlichen Anblick nicht zu versäumen. Ich kann mir dann nicht helfen; ich male mir im Geiste das Geschehene immer viel gräßlicher aus, als es vielleicht in Wirklichkeit war."

„Aber, gnädiges Fräulein," lachte Hauptmann von Dürrbeck, „wir wissen noch gar nicht, ob ein Unglück vorgefallen ist, denn unsere guten Rhodenburger begnügen sich für eine augenblickliche Erregung selbst mit dem Unbedeutendsten. Gestern zum Beispiel ging ich über den Markt und sah an der einen Ecke vor einem großen Prellsteine, der dort angebracht ist, damit die Wagen nicht die Ecke des Hauses selber streifen, eine Menge von Menschen stehen. Da mich mein Weg dort gerade vorüber führte, so fragte ich einen der Umstehenden, was es hier gäbe. „Ja, sehen Sie," antwortete mir der gute Mann, „an den Prellstein da fuhr eben ein Wagen an; das Rad ging wenigstens so hoch daran hinauf, und beinahe wäre er umgeschlagen." Das war das ganze Unglück, und die Leute sammelten sich nun dort in Schaaren und betrachteten den einfachen Stein, den sie alle Tage mit viel weniger Mühe sehen konnten."

Draußen die Vorsaalthür klingelte und Kathinka horchte hinüber.

„Ich glaube, da kommt der Vater," sagte sie.

Und in der That kamen auch die Schritte rasch näher, die Thür öffnete sich, und mit einem fröhlichen: „Holla, da finde ich Gesellschaft!" stand der alte Herr auf der Schwelle und schüttelte auch schon im nächsten Augenblick die Hände der beiden Herren aus Leibeskräften.

„Das ist vernünftig," rief er dabei, „und nicht einmal im Besuchszimmer, sondern freundschaftlich, wie es sich gehört, in der Wohnstube! Aber Du, Kathinka, bist mir eine schöne Wirthin, keine Cigarren, kein Glas Sherry — pfui, schäme Dich!"

„Aber, lieber Vater, ich wußte nicht..."

„Was wußtest Du nicht? Daß die Herren rauchen und

trinken? Das Kind ist wirklich göttlich naiv; aber nun auch rasch, Schatz, mache Deinen Fehler wieder gut."

Kathinka trat hinüber an das Buffet, holte Flaschen und Gläser und brachte dem Vater dann die Cigarrenkiste, während Schaller indessen fortplauderte und in der That Niemanden weiter zu Worte kommen ließ.

„Apropos," rief er dabei, „eben haben wir dort an der Ecke eine kleine Scene gehabt — es giebt doch immer 'was zu sehen in Rhodenburg —, Doctor Potter ist eben überfahren worden."

Hans hielt zufällig den Blick auf Kathinka geheftet, die gerade im Begriff stand, aus der Sherryflasche die Gläser zu füllen, und er hörte dabei kaum die Worte, die von Schaller sprach, denn in demselben Moment deckte Leichenblässe Kathinka's Züge, der Wein quoll über das Glas, und das junge Mädchen mußte sich mit der linken Hand und der Flasche auf den Tisch stützen, oder sie wäre wohl selber umgesunken. Hans sprang augenblicklich auf, um ihr beizustehen — Schaller und Dürrbeck schienen gar nicht auf sie geachtet zu haben —, aber sie hatte sich schon selber wieder gefaßt, schüttelte den Kopf, sagte: „Wie ungeschickt!" und wandte sich ab, um ein Tuch herbei zu holen und das übergegossene Getränk wieder aufzuwischen.

„Doctor Potter?" rief Dürrbeck rasch. „Und ist er verunglückt? Das würde Viele in Rhodenburg schwer betreffen."

„Verunglückt?" lachte Schaller. „Gott bewahre! Die Pferde des Grafen Donnersmark gingen durch, der Kutscher scheint sie wenigstens nicht mehr in der Gewalt gehabt zu haben; unglücklicher Weise war aber gerade eine Schule aus, und drei oder vier Kinder trieben sich mitten in der Straße herum. Wie sie den herandonnernden Wagen nun bemerkten, wollten sie allerdings auf die Seite laufen, wußten aber in der Angst nicht, ob rechts oder links, und wären jedenfalls unter die Hufe und Räder gekommen; aber der Doctor, der gerade vorüberpassirte, sprang noch zur rechten Zeit ein. Wie ein Wetter fuhr er dem Sattelpferd nach dem Kopf, dieses prallte zur Seite und riß das andere mit; dadurch gerieth das Handpferd in die Barrière da oben, über die es mit dem

einen Beine hinübersprang und sich nicht unbedeutend verletzte, aber auch nicht mehr fortkonnte, und damit war die ganze Sache abgemacht."

„Und der Doctor?" fragte Hans, dessen Blick aber noch immer an Kathinka hing.

„Ja," lachte Schaller, „dem Doctor hätte es schlecht gehen können! Das Pferd konnte er natürlich mitten im wilden Rennen nicht aufhalten, und es riß ihn um, so daß Vorder- und Hinterrad der Equipage über ihn weggingen; aber das leichte Fuhrwerk wurde so rasch über ihn hingerissen, daß es ihm keinen Knochen brechen konnte. Nur eins der Pferde mag ihn mit dem Huf vielleicht gestreift haben, denn er blieb besinnungslos liegen, und wir trugen ihn rasch in das nächste Haus, wo er sich aber schon nach drei oder vier Minuten so vollständig erholte, daß er hätte allein nach Hause gehen können. Der Rock war ihm aber bei der Geschichte vollständig zerrissen worden, und wir mußten erst nach einer Droschke schicken, denn so konnte er sich vor keinem Menschen sehen lassen."

Kathinka hatte die ganze Zeit, während der Vater sprach, am Buffet gestanden und sich nicht umgewandt.

„Aber, Kind," rief dieser jetzt, „wo bleibt der Wein? Und das Feuerzeug hast Du uns auch noch nicht herüber gegeben!"

Das junge Mädchen trat wieder zum Tische. Sie sah so ruhig aus als vorher, nur ihr Antlitz war noch ein wenig blaß, und als sie dann den Wein credenzte und den Herren die Cigarren anbot, hätte sicher Niemand vermuthen können, daß sie fast noch vor wenig Secunden so heftig bewegt gewesen. Sie mußte eine merkwürdige Gewalt über sich besitzen.

Die jungen Leute hatten aber ihren Besuch länger ausgedehnt, als es anfangs ihre Absicht gewesen. Sie nahmen wieder Abschied, und erst an der Thür faßte Schaller noch einmal Hans' Arm, zog ihn ein wenig bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Unser Geschäft machen wir in den nächsten Tagen ab."

„Schon gut," sagte Hans lächelnd, „es hat keine Eile."

Und mit dem Freunde stieg er wieder die Treppe hinab. Als sie unten waren, blieb Hans in der Hausthür stehen, und des Hauptmanns Arm ergreifend, sagte er: „Weißt Du, Bernhard, daß ich heute eine Entdeckung gemacht habe?"

„Wo — dort oben?“

„Ja.“

„Und welche?“

„Kathinka liebt den Doctor Potter.“

„Bah, Unsinn — was Dir einfällt! Vielleicht weil sie erschrak, als sie von dem Fall hörte? Dann liebt Constanze auch den Maurergesellen, der neulich von einem Steine erschlagen wurde, denn als ich ihr davon sagte, schauderte sie ebenfalls zusammen.“

„Das war etwas Anderes, Bernhard,“ sagte Hans nachdenkend; „glaube mir, ich täusche mich darin nicht so leicht. Kathinka hat auch keine so schwachen Nerven, um so rasch außer sich zu gerathen, und besonders bewies mir das zuletzt die Gewalt, die sie gegen sich selber ausübte. Hast Du sie nicht beobachtet? Es könnte Dir dann nicht entgangen sein.“

„Nein, meine Seele dachte natürlich nicht daran — aber das wäre auch eine hoffnungslose Liebe, denn zu der Verbindung bekäme sie nie die Einwilligung ihrer Eltern — ich glaube, ich kenne Schaller da genau genug.“

„Und würde das ein Hinderniß für sie sein?“

„Das wäre eine andere Frage; aber ohne Vermögen — ich weiß nicht, ob der Doctor genug verdient, um eine Frau und später eine Familie zu ernähren; außerdem würde er, wie ich ihn kenne, nie um Kathinkens Hand anhalten, nur aus Furcht, eine abschlägige Antwort zu erhalten.“

„Und wo gehen wir jetzt hin?“

„Wollen wir einmal zu Klingenbruchs hinauf? Wir sind doch jetzt beim Besuchemachen, und ich selber bin seit dem Todesfalle in der Familie noch nicht bei ihnen gewesen.“

„Du hast von der Erbschaft gehört?“

„Ja, es war malitiös von der alten Tante.“

„Wollen wir also hinaufgehen?“

„Da wir gerade hier sind, en avant!“

Unten in der Thür des nächsten Hauses stand Hofapotheker Semmlein, der eben mit einigen Nachbarn den Unglücksfall besprochen hatte und gerade wieder in seine Wohnung einbiegen wollte, als er die beiden Freunde bemerkte, mit denen er die Neuigkeit doch ebenfalls besprechen mußte.

„Wissen Sie es schon, meine Herren — Doctor Potter ist eben überfahren worden!“

„Wir haben es gehört — aber er soll gut davongekommen sein.“

„Der Mensch hat ein Heidenglück!“ rief Herr Semmlein. „Aber er hätte auch meinswegen seine gesunden Gliedmaßen einbüßen und jeden Knochen im Leibe zerbrechen können!“

„Er hat sich also wirklich nicht beschädigt?“

„Keinen blauen Fleck; aber den Rock hätten Sie sehen sollen — er war meinswegen mitten von einander, und Graf Donnersmark wird eine Freude gehabt haben über das geschundene Pferd! Ja, weshalb lassen sie solche Bestien in eine menschengefüllte Stadt, und wenn gerade die Schule aus ist! Mein Junge war auch bei den Rangen! Der Doctor ist aber ein tüchtiger Kerl, und Courage hat er, das muß man ihm lassen!“

Hauptmann von Dürrbeck grüßte, und als sich Semmlein danach umdrehte, sah er, wie ein anderer Officier — Lieutenant von Wöhsen mit einer jungen, sehr elegant gekleideten Dame (es war Fräulein von Noltje) — vorüberging. Fast unwillkürlich trat er aber zu gleicher Zeit einen Schritt von der Thür zurück und sah nach oben — richtig, das älteste Fräulein von Klingenbruch lag im Fenster und schaute dem Paare nach; den Wirth unten am Hause bemerkte sie gar nicht. Hans und Dürrbeck aber, mit keiner Ahnung, welches kleine Privatdrama da unter ihren Augen vorüberzog, stiegen die Treppe hinauf.

Schon auf den ersten Stufen hörten sie indeß eine heftige Stimme, die jedenfalls einer Dame angehören mußte, und Hans faßte Dürrbeck's Arm und hielt ihn für kurze Zeit fest.

„Aber, mein gnädiges Fräulein,“ sagte jetzt eine sanfte, beschwichtigende Stimme, „ich habe die letzte Nacht lange bis nach Mitternacht gearbeitet und mußte es endlich aufgeben, weil mich meine Augen zu sehr schmerzten — ich bin auch heute Morgen seit Tagesanbruch wieder dabei, aber nicht im Stande, es zu erzwingen.“

„Das glaub' ich,“ sagte die vorherige keifende Stimme, „wenn Sie über Tags Herrenbesuch empfangen, so wird es

mit der Arbeit nicht viel werden! Wenn ich aber mein Geld zahle, so verlange ich auch meine Arbeit gethan zu haben!"

„Aber Sie haben mich noch nicht einmal bezahlt," sagte die erste Stimme wieder, und der Ton schien etwas gereizter — „ich bat Sie schon zweimal um eine kleine Abschlagssumme..."

„Und wollen Sie auch noch unverschämt sein!" kreischte die erste Stimme — und Hans war jetzt mit drei Sätzen oben an der Treppe. Die sehr hörbaren Schritte hatten aber dem Zank ein rasches Ende gemacht. Hans sah nur noch, wie eine schlanke Frauengestalt scheu über den Gang huschte und die Biegung der nach oben führenden Treppe erreichte, während die andere Dame — es war richtig Flora von Klingenbruch — ebenfalls in ihre Etage hineinglitt und die Thür hinter sich schloß.

Hans blieb einen Moment oben an der Treppe stehen; als ihn aber Dürrbeck, der ihm langsamer gefolgt war, jetzt erreichte, sagte er: „Höre, Bernhard, hier hat eben ein kleiner Streit stattgefunden; die jungen Damen scheinen erregt, und ich fürchte fast, wir haben keine passende Zeit zu unserem Besuch gewählt. Ich muß Dir auch gestehen, daß ich gerade jetzt kein besonderes Bedürfniß fühle, der Familie meine Aufwartung zu machen."

„Wie Du willst, Hans; mich zieht es auch nicht hinein" — und wieder umwendend, verließen sie das Haus.

20.

Eine Photographie.

Die Promenade um Rhodenburg bildete eigentlich den Glanzpunkt der Stadt, denn es war außerordentlich viel Fleiß darauf verwendet und das Ganze selber mit vielem Geschmack angelegt worden. Ueberall, wohin auch das Auge fiel, sah

man geschickt arrangirte Bosquets der verschiedenartigsten Bäume, und Alles so trefflich zusammengestellt, daß jede einzelne Gruppe auch ein kleines Bild gab. Bald offen, bald durch dichtes Gebüsch versteckt, zog sich der Weg da hindurch, und selbst an den heißesten Sommertagen konnte man hier überall Schatten finden.

Diese Promenade wurde auch von den Bewohnern von Rhodenburg außerordentlich fleißig benutzt. Sie war fast nie leer von wenigstens einzelnen Spaziergängern, denn selbst bei schlechtem Wetter konnte man unter dem Schutze der Bäume trocken und angenehm seinen Weg verfolgen. Heute, bei freundlichem Sonnenschein, lebte und webte es von geputzten Menschen; es war Sonntag, und jetzt, nach dem Mittagsmahl des Bürgerstandes, etwa um ein Uhr, passirten Hunderte theils herüber und hinüber, theils zogen sie sich den nächsten Thoren zu, um dort verschiedene vor denselben gelegene Vergnügungsorte aufzusuchen. Alle diese hielten sich aber zumeist auf der Hauptpromenade, die einen breiten, beschatteten Weg um die ganze Stadt bildete, während die inneren, verschlungenen Wege weit weniger besucht schienen. Heute, als an einem Sonntage, lag aber auch nicht Vielen daran, sich nur mit einem kurzen Spaziergange in der unmittelbaren Nähe der Stadt zu begnügen; sie wollten weiter und wählten dazu natürlich den kürzesten Weg.

Nichtsdestoweniger fand man aber doch auch in den Seitengängen überall Lustwandelnde, vornehme und geringe, aus dem Adels- wie aus dem Handwerkerstande, und selbstverständlich schlenderte auch viel Militär dazwischen herum.

Zwei große, stattliche Herren, die ein Officier eine Strecke lang begleitet hatte, betraten jetzt, gerade als sich der letztere von ihnen verabschiedete, einen der beschatteten Gänge und schienen selber diesen stilleren Platz gesucht zu haben.

„Gott sei Dank, daß uns der langweilige Peter verlassen hat!“ sagte Herr von Schaller — denn er und Graf Rauten waren die beiden Spaziergänger —, indem er den Arm seines Begleiters nahm und ihn den schmalen Gang entlang führte. „Das weiß doch der liebe Gott, was für schauerliches, todtmachendes Volk auf der Welt herumläuft! Hat

nun der Mensch in der ganzen letzten Viertelstunde auch nur ein anderes Wort gesprochen, als von seinem verfluchten Goldfuchs? Was geht uns denn das Beest an, mit dem er sich hat anschmieren lassen?"

„Eben weil er das selber fühlt," lächelte Graf Rauten, „klammert er sich noch an die Möglichkeit an, Jemanden zu finden, der den Werth seines Pferdes zu erkennen weiß — oder wenigstens so thut."

„Lassen wir den Patron," brach Schaller, dem andere Dinge im Kopf lagen, kurz ab. „Rauten, ich sage Ihnen, ich bin hier in Rhodenburg in eine Sackgasse hineingerathen, und wenn ich nicht bald Hülfe bekomme, so geht die Geschichte faul!"

„Mein lieber Schaller," sagte Graf Rauten achselzuckend, „Sie wissen, daß ich Alles gethan habe, was in meinen Kräften stand, um uns Beide rasch an's Ziel zu führen, denn in meinem Interesse liegt es noch weit mehr, als Sie überhaupt ahnen können. Aber war es denn möglich? Meine sehr liebenswürdige, aber sehr hartköpfige Schwiegermutter in spe ist nun einmal von ihrer verrückten fixen Idee nicht abzubringen, und was kann ich thun, als eben den Zeitpunkt geduldig zu erwarten? Daß ich dabei auf Kohlen sitze, würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen all' die Einzelheiten so genau erzählen könnte."

„Die Frauen haben rein den Teufel im Leibe!" rief Schaller mit einem halb verbissenen Fluch zwischen den Lippen — „meine Alte ist genau so; aber das ist mir ein schmählicher Strich durch die Rechnung."

„Aber, bester Schaller," sagte Graf Rauten, „Sie haben doch den Termin von Anfang an gekannt und waren vollständig damit einverstanden."

„Weil ich die Zwischenfälle nicht berechnen konnte," rief Schaller; „jetzt ist es aber gerade, als ob die Hölle los wäre, denn jeder Tag bringt fast etwas Anderes, und ich kann die Katastrophe nicht so lange mehr hinausschieben, wenn nicht bald Hülfe kommt. Wenn es nur möglich wäre, wenigstens einen Theil..."

„Das ist eben nicht möglich, lieber Schaller," sagte Graf

Rauten sehr ruhig und bestimmt. „Aber was ist denn an dem Gerücht? Ich hörte heute Morgen in der Stadt, Solberg habe um Kathinka's Hand angehalten.“

„Unsinn,“ sagte Schaller, „ist ihm nicht eingefallen, nicht wenigstens, daß ich etwas davon wüßte — möchte auch wissen, wie! Das Mädel hat ihn jedesmal so kühl behandelt, daß ihn in ihrer Nähe ordentlich eine Gänsehaut muß überlaufen haben; warm konnte 'er aber wahrhaftig nicht dabei werden. Ich habe auch meinen Verdacht,“ zischte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen durch, „aber gnade ihr Gott, wenn ich darüber Gewißheit erhalte!“

„Was ist es?“

„Nichts — nichts, das wenigstens mit unserem Geschäft in Berührung stände, obgleich es mich selber nahe genug betrifft. Bis wann ist also endlich dieser verzweifelte Tag, der Sie, Rauten, zum Glücklichsten der Sterblichen machen soll?“

„Am sechsundzwanzigsten.“

„Beinahe noch vierzehn Tage — es ist rein zum Verrücktwerden! Und Sie wissen bestimmt, daß an dem Tage Alles arrangirt wird?“

„Gewiß weiß ich das, denn ich reise noch an dem nämlichen Abend mit meiner Frau ab.“

Schaller schritt nachdenkend eine Weile neben dem Freunde hin.

„Glücklichsten der Sterblichen,“ murmelte er dabei in einer Art von Galgenhumor, „wer das verfluchte Wort nur erfunden hat — Glücklichsten der Sterblichen! Wenn ich dabei meine Rosamunde ansehe — Ro—sa—mun—de — welcher wahnsinnige Häring die Idee gehabt hat, meine Gattin Rosamunde zu taufen; und mit dem Namen läuft sie nun den ganzen Tag herum und ärgert mich jedesmal, wenn ich daran denke!“

Graf Rauten lachte. „Sie scheinen sich in eine Art von Dolch- und Giftstimmung hineingearbeitet zu haben.“

„Hab' ich auch,“ brummte Schaller, „und verdammt gute Ursache dazu, denn wenn Einem das Feuer dermaßen auf den Nägeln brennt, und man kann die Hände nicht wegziehen, so ist das eine jämmerliche Geschichte.“

„Aber, bester Freund, das Ganze handelt sich jetzt nur

noch um zehn Tage, das ist Alles, und es wird Ihnen doch wahrhaftig nicht so schwer werden, die kurze Zeit noch zu überstehen — und dann, wissen Sie, sind Sie geborgen."

„Rauten, ich traue Ihnen auch nicht," platzte Schaller, der jedenfalls der Idee gefolgt war, plötzlich heraus.

„Sie sind wirklich zu komisch!" lachte der Graf. „Und habe ich Ihnen schon je die geringste Veranlassung gegeben, mir zu mißtrauen?"

„Nein," sagte Schaller, „das haben Sie, so lange ich Sie kenne, nicht."

„Also wozu die Ungerechtigkeit? Seien Sie vernünftig, Schaller; je älter man wird, desto rascher fliegen die Tage. Die anderthalb Wochen werden herumgehen, ohne daß wir wissen, wo sie geblieben sind, und alle Forderungen, die an Sie in der Zwischenzeit gemacht werden, ist es wahrlich kein Kunststück, auf eine Woche hinaus zu schieben."

„Aber wissen Sie auch, Rauten, wie lange ich schon auf diese Art geschoben habe?" sagte der Baron. „Bei Gott, die Arme thun mir weh!"

„Sie sind ein komischer Kauz, Schaller," lachte Rauten; „aber Sie haben jedenfalls Talent, und deshalb zweifle ich auch gar nicht, daß Sie schließlich doch noch reussiren müssen."

„Den Teufel auch!" sagte der Baron — „Talent? Ja, vielleicht haben Sie Recht, aber ein so unglückliches, daß ich nur immer für andere Leute arbeite."

Er warf sich dabei auf die nächste Bank — er war müde geworden — und stützte den Kopf auf die Lehne derselben. Rauten, mit seinen eigenen Gedanken vielleicht eben so voll beschäftigt, nahm auf der andern Seite Platz, und eine Weile saßen die beiden Männer schweigend neben einander. Plötzlich horchte Schaller auf; dicht hinter der Stelle, wo sie saßen, und davon nur durch ein dichtes Bosquet geschieden, führte ein anderer Weg durch die Anlagen, der ebenfalls von dem nächsten offenen Platze auszweigte, mit diesem Pfade eine kurze Strecke parallel lief und dann mehr nach rechts aufbog, um später in einer andern Richtung auszumünden. Dort kamen andere Spaziergänger vorüber, die sich ziemlich laut mit einander unterhielten, da sie Niemanden in der Nachbar=

schaft sehen konnten und sich deshalb für unbelauscht hielten. Schaller glaubte aber, daß er die Stimme kenne, die jedenfalls einer jungen Dame angehörte, und unterschied jetzt deutlich die Worte:

„Das sind leere Ausflüchte, Herr von Heidewald; drei Tage schon bin ich im Park spazieren gegangen, ohne Ihrer werthen Person zu begegnen, und alle Ihre Redensarten helfen mir nichts.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein,“ sagte eine männliche Stimme — also jedenfalls der besagte Herr von Heidewald — „Sie thun mir wahrlich Unrecht; ich war verreist und bin erst vor einer Stunde zurückgekehrt.“

„Und das wagen Sie mir zu sagen?“ rief die junge Dame wieder. „Sind Sie nicht gestern noch über den Markt gegangen? Ich stand allerdings in einer Modewaarenhandlung und Sie konnten mich nicht sehen, aber ich habe Sie gut genug erkannt!“

„Aber, beste Flora, das muß wahrhaftig eine Täuschung gewesen sein!“

„Nennen Sie mich nicht Flora,“ rief die Schöne entrüstet, „ich will den Namen nicht mehr von Ihnen hören, denn ich weiß doch, daß nur Falschheit und Hinterlist dahinter steckt!“

„Aber, mein gnädiges Fräulein, Sie wissen nicht, wie sehr Sie mir Unrecht thun — ich habe...“

Die Stimme wurde hier undeutlich, und Schaller, Rauten's Arm ergreifend, flüsterte: „Kommen Sie, wir wollen dort herumgehen — ich glaube, das ist Fräulein von Klingenbruch's Stimme, und ich möchte gern sehen, wer in ihrer Gesellschaft geht.“

„Es scheint ein Zank unter Liebenden,“ sagte Rauten; „was kümmert uns das! Ich muß Ihnen gestehen, Schaller, daß ich an den jungen Damen gerade kein besonders tiefes Interesse nehme.“

„Ich auch nicht, Rauten,“ sagte der Baron, „aber ich bin neugierig geworden. Wir haben ja außerdem nichts zu versäumen und gehen dort so gut wie hier.“

„Ich wollte nach Hause; es ist spät geworden...“

„Nur die paar Schritte dort hinüber; nachher begleite ich

Sie, wohin Sie wollen.“ — Er trieb auch, daß sie rasch dem Wege folgten, der weiter oben mit dem andern Pfad zusammenlief, und gerade an der Spitze trafen sie die kleine Gesellschaft, und zwar nicht Flora allein mit dem jungen Herrn, wie es Schaller vermuthet hatte, sondern Henriette mit ihnen; Flora und Herr von Heidewald gingen aber einige Schritte voraus, Henriette schwebte nur wie als schützender Geist etwa zehn oder zwölf Schritt hinter ihnen her.

Flora erschrak übrigens sichtlich, als die beiden Herren so plötzlich und unerwartet um die Ecke bogen. Es war auch, als ob sie sich unwillkürlich zurück auf die Schwester ziehen wollte; aber das wäre doch nicht gegangen. Schaller und Graf Rauten, ohne jedoch von Herrn von Heidewald Notiz zu nehmen, grüßten auch schon achtungsvoll, besaßen aber Tact genug, um nicht gerade in diesem Moment ein Gespräch anzuknüpfen. Sie gingen vorüber und bemerkten nur noch, daß auch Fräulein Henriette ihre Schritte beschleunigte, um etwas mehr in die Nähe der Schwester zu kommen — es sah doch sonst eben gar zu auffällig aus!

„Das ist nun einmal so der Lauf der Welt,“ sagte Schaller, als sie vorüber waren. Früher: „Himmlisches Wesen, Glücklichste der Sterblichen“ — da haben wir die Geschichte wieder — „ewige Liebe“ — bah, was ist ewig! Kaum geht ihnen die Erbschaft aus der Nase, da schrumpft das Wort Ewigkeit wie eine Gummihose zusammen, an der man die Strippe unten durchschneidet! Wie stehen Sie denn mit Ihrer Braut, Rauten? Man sieht Sie eigentlich nie zusammen gehen, und etwas Hochschwärmerisches fehlt Ihnen ebenfalls. Es ist wohl keine erste Liebe mehr?“

„Nein,“ sagte Graf Rauten trocken; „Franziska ist aber ein sehr liebes und sehr gescheidtes Wesen und — für mich eine große Hauptsache — fern von Ueberspannung. Ich bin überzeugt, daß wir eine sehr glückliche Ehe zusammen führen werden.“

Schaller warf einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber, den Rauten aber gar nicht beachtete; er schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Ihnen gerade entgegen kam ein junger, auffallend blasser

Mann, das Gehen schien ihm noch schwer zu werden — wahrscheinlich ein Kranker oder ein Reconvalescent, der den milden Frühlingstag benutzte, um hier in den freundlichen Anlagen frische Luft zu schöpfen.

Graf Rauten schaute über ihn hin, ohne ihn zu bemerken oder wenigstens zu beachten. Der Mann gehörte augenscheinlich dem Handwerkerstande an; er sah auch dabei nicht, daß dieser plötzlich stehen blieb und mit weit aufgerissenen Augen den Grafen anstarrte, als ob er einen Geist gesehen hätte. Schaller jedoch, der die Augen überall zu haben schien, entging das nicht, und unwillkürlich fast blieb er stehen und hielt dadurch seinen Begleiter ebenfalls zurück. Jetzt wurde Rauten natürlich auch auf den vor ihm stehenden bleichen Menschen wie dessen Anstarren aufmerksam. War der Mann betrunken oder verrückt — aber die Gesellschaft schien ihm nicht angenehm.

„Weshalb bleiben wir stehen, Schaller?"

„Kennen Sie den Burschen da?"

„Woher soll ich ihn kennen? Wahrscheinlich ein Betrunkener oder Geisteskranker, denn für einen Trunkenen sieht er zu blaß aus! Lassen Sie uns umkehren, ich muß wirklich nach Hause, denn Franziska erwartet mich jetzt schon seit etwa einer halben Stunde — kommen Sie doch einen Augenblick mit bei uns vor!"

„Das könnte ich machen," nickte Schaller, indem er der Führung von Rauten's Arm folgte und mit ihm im Wege umwandte, „zu versäumen hätte ich doch nichts, das weiß Gott, denn die nächsten zehn Tage bin ich zu vollständiger Unthätigkeit verdammt."

Die beiden Herren waren der neuen Richtung übrigens nur eine kurze Strecke gefolgt, als Schaller Schritte dicht hinter sich hörte und, wie er nur den Kopf wandte, auch schon die Hand des bleichen Menschen auf seinem Arm fühlte. Im ersten Momente erschrak er wirklich und fuhr etwas zurück, und auch Rauten, der im Nu den Menschen wieder erkannte, riß seinen Arm aus Schaller's, um den Burschen, falls er eine drohende Miene machen sollte, zu fassen. Dieser aber schien nicht die geringste feindliche Absicht zu haben, er

sah auch in der That zu schwach und gebrochen aus, so daß man ihm schon nichts Böses zutrauen konnte.

„Was wollen Sie?“ rief ihn Schaller jetzt rauh an.

„Nichts Unrechtes, lieber Herr,“ sagte der Blasse, „nur eine Bitte hätte ich an Sie...“

„Und ist das eine Manier, Spaziergänger hier am Arme zu fassen und dann auch noch auf offener Promenade anzubetteln?“ rief Schaller, wie aus einer obern Etage auf ihn herabsehend.

„Nicht betteln, Herr, nicht betteln will ich — nur — nur eine Frage an Sie richten. Wie heißt der Herr da neben Ihnen?“

„Wie ich heiße?“ rief Rauten erstaunt aus — „und wenn Sie das wissen wollen, weshalb fragen Sie mich da nicht selber? Graf Rauten ist mein Name! Was wollen Sie von mir?“

„Graf Rauten,“ stammelte der Fremde, ohne den stieren Blick von dem jungen Mann zu nehmen.

„So 'was ist mir doch noch nicht vorgekommen!“ sagte Schaller ärgerlich. „Kommen Sie, Rauten, der Mensch ist verrückt.“

„Nun, was wollen Sie von mir?“ fragte aber der Graf noch einmal, indem er den vorwärts drängenden Schaller zurückhielt.

„Ich? Nein — nichts,“ stammelte der Mann verwirrt — „nur eine Aehnlichkeit...“

„Er ist verrückt,“ sagte Schaller noch einmal und zog Rauten jetzt mit sich fort. „Haben Sie denn den Burschen schon einmal gesehen?“

„Nie in meinem Leben,“ lachte Rauten; „übrigens muß ich irgend Jemandem sehr ähnlich sehen, denn das ist jetzt das zweite Mal, daß ich hier in Rhodenburg von mir wildfremden Menschen angeredet werde.“

„Und Sie haben doch eigentlich gar so kein allgewöhnliches Gesicht,“ meinte Schaller, indem er seinen Begleiter von der Seite ansah.

„Ich weiß nicht, woher es kommt; aber dieser Mensch schien mir wirklich seiner Sinne nicht mächtig. Er sah bleich

und elend aus, und die Augen lagen ihm stier im Kopfe. Die Polizei hier in Rhodenburg ist so ruhiger Natur, daß sie nie einen Menschen für gefährlich hält, bis er nicht wirklich einmal irgendwo eingebrochen ist und ein paar andere Leute todtgeschlagen hat — von was sprachen wir zuletzt, Schaller?"

„Ja, ich weiß es wahrhaftig nicht mehr; der verrückte Mensch hat mich selber confus gemacht — hol' ihn der Teufel! Was brauchen wir uns auch darüber den Kopf zu zerbrechen, ob er in ein Narrenhaus gehört oder nicht!"

Advocat Püster kehrte von einem Ausgange zurück und fand auf seinem Pulte die indeß für ihn eingetroffenen Briefe und Zeitungen. Die letzteren schob er noch zurück und brach einen der Briefe nach dem andern auf. Aus dem vierten fiel eine Photographie, die Mux, der gerade neben ihm stand, aufhob und auf das Pult legte.

„Hm," brummte Püster, „das ist der Brief von Hamburg, Mux, und die Photographie kannst Du einmal Deinem Herrn — wie heißt er gleich: Bummel?"

„Hummel, Herr Notar."

„Ach ja — Hummel, zeigen; das ist ein ellenlanger Brief, und noch dazu Englisch; den kann ich nicht einmal lesen. Wenn Frauenzimmer etwas zu sagen haben, was sie in zwei Worte bringen könnten, müssen sie immer gleich ein Actenstück daraus machen. Lies den Brief und übersetze mir dann die wichtigen Punkte. Laß einmal die Photographie sehen — hm, das Gesicht kommt mir selber bekannt vor — Donnerwetter, den Menschen habe ich doch schon hier gesehen! Kennst Du ihn nicht, Mux? Wo habe ich denn meine Lupe?"

Mux nahm das kleine Bild und betrachtete es einen Augenblick aufmerksam; dann sagte er mit seiner leisen, weichen Stimme: „Ist das nicht Graf Rauten?"

„Weiß es Gott, ich glaube auch," rief Püster, indem er ihm das Bild wieder aus der Hand riß — „oder doch wenigstens eine fabelhafte Aehnlichkeit! Das könnte er beim

Himmel für sein eigenes Bild ausgeben, und den wird Dein Herr Bummel oder Hummel auch wohl hier gesehen haben! Na, lies nur erst einmal den Brief und schreib dann wieder zurück, es wäre einfach ein Irrthum gewesen...“

„Aber soll ich nicht lieber einmal dem Mr. Hummel das Bild zeigen?“ fragte Mux. „Es ist am Ende vielleicht nur eine Aehnlichkeit, und das wirkliche Original befindet sich noch außerdem in der Stadt.“

„Das ist keine Aehnlichkeit,“ sagte Püster kopfschüttelnd, „das ist der wirkliche Graf Rauten, wie er leibt und lebt — da unten geht Hauptmann von Dürrbeck vorbei — spring doch hinunter und sage, ich ließe ihn bitten, einmal auf einen Augenblick herauf zu kommen. Der kennt den Grafen genau — Du wirst sehen, daß ich Recht habe.“

Der Notar hatte das Bild schon wieder bei Seite gelegt und einen andern Brief aufgerissen und angefangen zu lesen, als Dürrbeck zu ihm in's Zimmer trat.

„Mein lieber Herr Notar, Sie haben mich zu sprechen gewünscht — irgend etwas vorgefallen?“

„Nein, mein Herr Hauptmann. Entschuldigen Sie nur, wenn ich Sie einen Augenblick belästigt habe, aber ich wollte Ihnen ein Bild zeigen und Sie fragen, wer das sei — kennen Sie den Herrn?“

„Das ist ja Graf Rauten!“ rief Dürrbeck, wie er nur einen Blick darauf geworfen. „Aber woher haben Sie das Bild?“

„Es ist mir geschickt worden,“ sagte Püster ausweichend, „und muß da jedenfalls eine Verwechselung stattgefunden haben, oder es ist in der That eine merkwürdige Aehnlichkeit. Graf Rauten war über See, wie?“

„Ja, in Indien.“

„In Amerika nicht?“

„Ich glaube nicht; doch nein, ich weiß es gewiß, denn ich erinnere mich jetzt, daß die Frage einst in meiner Gegenwart an ihn gerichtet wurde und er sie auf das Bestimmteste verneinte.“

Er hatte das Bildchen, während er sprach, umgedreht und las die dort aufgedruckte Firma G. W. Burlingham brothers,

photographers, New-York city. — „Haben Sie hier eine Lupe, lieber Herr Notar?“ fragte er dann nach einer Weile, nachdem er das Bild wieder aufmerksam betrachtet hatte.

„Ja, hier ist sie,“ sagte Püster; „ich habe es mir auch dadurch angesehen.“

„Es ist insofern merkwürdig,“ sagte der Hauptmann, „daß Graf Rauten hier in Rhodenburg noch nie hat bewogen werden können, sich photographiren zu lassen, und ich weiß bestimmt, daß seine Braut schon mehrmals den dringenden Wunsch dahin ausgesprochen. Es ist doch vielleicht nur eine Aehnlichkeit...“

Er trat, während er sprach, mit dem Bilde zum Eckfenster und betrachtete es jetzt scharf und aufmerksam durch das Vergrößerungsglas. Wie er sich aber wieder aufrichtete, sagte er auch ganz zuversichtlich und bestimmt: „Das ist keine Aehnlichkeit, lieber Notar, das ist Rauten wirklich selber, denn hier an der linken Backe können Sie deutlich mit der Lupe die kleine, schmale Narbe erkennen, die er ebenfalls trägt und die besonders sichtbar wird, wenn er lacht. So weit geht aber keine bloße Aehnlichkeit, oder es müßte noch ein ganz merkwürdiger Zufall damit zusammentreffen.“

„In der That?“ sagte der Notar und sah den Hauptmann aufmerksam, aber doch nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, an. „Ja, das kann sein; aber dann ist es doch auch nur, wie ich vorhin bemerkte, ganz gewiß eine Verwechselung der Einlage, ein allerdings merkwürdiger Irrthum, da sich das Original des Bildes gerade hier in der Stadt befindet; es ist sonderbar, wie ich selber gestehen muß.“

„Und darf ich nicht erfahren, um was es sich handelt, Herr Notar? Sie wissen doch, daß ich eng befreundet mit Hans von Solberg bin.“

„Mit dem Grafen Rauten nicht?“

„Weniger,“ sagte Dürrbeck nach einigem Zögern; „wir kennen uns natürlich, sind aber noch nie näher zusammen gekommen.“

„Mein lieber Herr Hauptmann,“ erwiderte ihm Püster, „es betrifft hier allerdings einen ganz eigenthümlichen Fall, der aber nichts mit dem Grafen Rauten zu thun haben kann,

wenn das auch wirklich hier ein von ihm nach der Natur aufgenommenes Bild wäre. Vor der Hand ist aber nur erst eine Frage an mich gestellt worden, und Sie werden begreifen, daß ich darüber noch keine Erklärung abgeben kann. Sollte sich aber in der That irgend etwas Factisches herausstellen, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich Sie ohne Säumen davon benachrichtigen will. Was ich Sie nur noch fragen wollte: auf welchen Tag ist die Verbindung des Grafen mit Fräulein von Solberg festgestellt?"

„Auf den Sechsundzwanzigsten — weshalb?"

„Es fiel mir nur so ein," sagte Püster ausweichend. „Es soll ja wohl ein großes Fest im Solberg'schen Hause stattfinden?"

„Wie mir Hans sagte, am Polterabend, also am Tage vorher. Das junge Ehepaar wird unmittelbar nach der Trauung seine Reise nach den Gütern des Grafen antreten. Rauten drängt sehr, da sein Administrator dort, glaub' ich, krank geworden ist und sich die ganze Verwaltung augenblicklich in den Händen eines noch sehr jungen und unerfahrenen Mannes befindet."

„In der That? Also früher findet die Trauung auf keinen Fall statt, meinen Sie?"

„Nein, sicher nicht, denn es ist der Hochzeitstag der Eltern und Großeltern, und Frau von Solberg besteht fest darauf, den Tag gewissenhaft einzuhalten. Aber weshalb erkundigen Sie sich so genau danach?"

„Neugierde, blanke Neugierde, Herr Hauptmann. In einem so kleinen Neste, wie Rhodenburg ist, hat man ja doch weiter nichts zu thun, als sich immer nur um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern."

„Was aber doch eigentlich, ohne einen bestimmten Zweck zu haben, gewöhnlich Ihre Sache nicht ist, lieber Notar."

„Ich werde alt," sagte Püster lächelnd, „und falle da in den Fehler aller alten Leute wie meiner lieben Nebenmenschen. Wir merken das aber gewöhnlich nie früher, als bis wir durch diese darauf aufmerksam gemacht werden."

Dürrbeck schwieg; er fühlte recht gut, daß der Notar weiteren Fragen absichtlich auswich, und hatte Tact genug,

ihn nicht zu drängen, und doch hätte er gern mehr erfahren, und zwar nicht etwa aus unbescheidener Neugierde. Er liebte Hans Solberg wie einen Bruder, und ein dunkler, wenn auch noch vollkommen unbestimmter Verdacht war in ihm erwacht, der aber trotzdem schon anfing, ihn zu beunruhigen. „Also auf Wiedersehen, mein lieber Notar!“ sagte er und verließ das Comptoir, in dem der Notar aber jetzt mit auf den Rücken gelegten Händen und den Kopf gesenkt nachdenkend und rasch eine Weile hin und her ging. Mux störte ihn auch nicht darin und hatte nur indessen den Brief aus Hamburg aufmerksam und zweimal hintereinander durchgelesen, und erst beim zweiten Male machte er darauf die ihm anbefohlenen Bemerkungen, die sich aber ebenfalls nur auf zwei Punkte bezogen. Das Andere bestand, wie Püster ganz Recht gehabt, allerdings nur aus hier überflüssigen Klagen und allgemeinen Betrachtungen.

„Wenn Sie die Stellen jetzt lesen wollten, Herr Notar . . .“

Püster trat zum Pulte, stemmte den Kopf in die Hand und las sie durch; endlich sagte er: „Das ist blanker Unsinn, Mux, und wir müssen uns verdammt in Acht nehmen, daß wir da keine Dummheit machen. Darauf hin können wir die Frau doch keinenfalls nach Rhodenburg citiren, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir es sonst machen sollten. Bah, Du wirst erst noch einmal hinschreiben, das Bild wieder mitschicken und anfragen, ob es das richtige sei — sie müssen es jedenfalls verwechselt haben! Ist das dann wirklich nicht der Fall, so können wir uns ja noch immer überlegen, was wir thun wollen.“

„Und wollen wir das Bild nicht lieber hier behalten?“

„Was sollen wir damit? Sie mag es uns im nächsten Briefe wieder einlegen — herein!“

Draußen hatte es angeklopft, und auf seinen Ruf öffnete sich die Thür und Hofapotheker Semmlein, der Tischlermeister Handorf und ein blasser, elend aussehender Mensch standen auf der Schwelle — Semmlein aber nicht lange.

„Mein lieber Herr Notar,“ sagte der kleine Mann fast außer Athem, „können wir ein paar Worte mit Ihnen allein und ganz im Vertrauen sprechen?“

„Und warum nicht, mein lieber Herr Nachbar — wie geht es, Meister? Bitte, nehmen Sie Platz.“ Sein Blick haftete dabei auf dem jungen, bleichen Menschen, den er nicht kannte.

„Das, Herr Notar,“ sagte Handorf, der den Blick wohl bemerkte, mit halb unterdrückter Stimme, „ist mein armer Sohn, von dem ich Ihnen schon früher gesprochen habe. Er war recht krank, er hat sich das Elend und die Schande zu sehr zu Herzen genommen, und ein paar Tage fürchtete ich schon, daß ihn der liebe Gott abrufen würde.“

„Er sieht noch recht leidend aus,“ sagte Püster — „aber was haben Sie eigentlich?“

Semmlein warf einen Blick auf Mux — „meinswegen,“ sagte er, „möchten wir ganz allein mit Ihnen sprechen.“

„Mux ist mein Geheimsecretär,“ lächelte Püster, „und wenn auch noch jung, ein ganz gewandter und verschwiegener Bursche. Wenn es nicht gerade eine persönliche Frage betrifft ...“

„Aber meinswegen“ — sagte der Hofapotheker.

„Na, Mux, dann geh so lange hinunter; Du kannst die Acten da gleich mitnehmen, den Brief laß sein bis nachher, das hat Zeit, denn so drängt die Sache nicht. Und nun, meine Herren,“ fuhr er fort, als Mux mit dem Actenbündel unter dem Arm aus der Thür glitt — „bitte, setzen Sie sich, Meister, und auch Ihr Sohn darf nicht stehen, er sieht schwach und abgemattet genug aus —, und nun erzählen Sie mir, was Sie haben; aber, nicht wahr, lieber Herr Nachbar, Sie fassen die Sache ein bischen kurz, denn ich habe noch eine ganze Menge zu thun.“

„Ja, lieber Herr Nachbar,“ begann Herr Semmlein, „das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, und meinswegen sollte man gar nicht glauben, daß sie menschenmöglich wäre.“

„Wollen Sie mir die Sache einfach erzählen und mir die Beurtheilung dann selber überlassen?“

„Ja, mit dem größten Vergnügen, aber dann erzählte sie am besten der Karl selber — meinen Sie nicht, Meister?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Handorf, „ob sich der Herr

Notar noch auf das erinnern, weshalb ich Sie neulich einmal um Ihren Rath bat."

„So viel ich mich besinne, erzählten Sie mir die unglückliche Geschichte Ihres Sohnes, aber ich weiß nicht, daß Sie mich dabei um Rath fragten."

„Doch, Herr Notar, ich wollte meinen Jungen damals nach Schlesien schicken, um zu sehen, ob er den Menschen dort wiederfinden könnte, dem er an jenem Unglückstage den Stock verkauft, und Sie riethen mir damals ab."

„Ja, jetzt besinne ich mich — ganz recht — was hätte es ihm auch genützt, wenn er ihm selbst wieder begegnet wäre? Beweisen konnte er ihm doch nichts mehr und sich selber nur neue Ungelegenheiten bereiten. Ueber die Sache ist jetzt Gras gewachsen und nichts mehr darin zu thun. Hat er durch ein unseliges Zusammentreffen feindseliger Umstände unschuldig eine so schwere Strafe verbüßt, so könnte ihm keine Macht der Welt die Zeit wieder ersetzen."

„Aber seinen guten Namen, Herr Notar," fiel der Vater bewegt ein.

„Das ist richtig," nickte Püster, „und wäre viel, jetzt vielleicht Alles werth; aber wie wäre das möglich? Wo wollen Sie jenen Menschen, wenn er überhaupt noch lebt, wieder auftreiben?"

„Aber er ist ihm ja heute begegnet!" platzte Semmlein heraus.

„Wem? dem Mörder?" fragte Püster rasch, und Herr Semmlein nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe; aber jetzt nahm Karl selber das Wort und sagte mit matter und vor Aufregung kaum verständlicher Stimme:

„Ja, wie ich im Anfang glaubte; aber dann bin ich auch wieder irre geworden, denn es kann ja fast nicht sein, und doch möchte ich den heiligsten Eid ablegen, daß es das nämliche Gesicht ist, dem ich schon einmal an jenem Tage gegenüber gestanden."

„Daraus werde ich nicht klug," sagte Püster kopfschüttelnd, „erzählen Sie mir einfach, wie die Sache war, und wenn möglich, etwas lauter, junger Mann, denn mein Gehör fängt doch an mit den Jahren ein wenig nachzulassen."

„Ich will es versuchen," sagte Karl. „Der Arzt hatte mir verordnet, frische Luft zu athmen und mir besonders Bewegung zu machen, die mir die langen Jahre gefehlt. Ich suchte deshalb die einsamsten Gänge in den Anlagen, wo ich hoffen durfte, den wenigsten Menschen zu begegnen; ich wollte nicht gern gesehen werden und wich auch, wo ich konnte, mir Begegnenden aus. Da bogen plötzlich zwei Herren um das vor mir befindliche Gebüsch, und ich wäre auch jetzt am liebsten wieder umgekehrt, aber das würde zu auffallend gewesen sein. Sie waren außerdem sehr elegant gekleidet und konnten mich nicht kennen. Ich habe nicht die Gewohnheit, die Leute unterwegs zu betrachten, aber fast unwillkürlich wandte sich mein Blick diesen zu, um zu sehen, ob sie mich beobachteten. Das Gesicht des Kleineren — der Andere war ein auffallender langer Herr — fesselte aber plötzlich meine Aufmerksamkeit. War es ein Bekannter? Das Ganze kam zu schnell, um in mir zu überlegen, daß das nicht möglich sei; aber ich hielt doch das Auge auf ihn, und plötzlich stach es mir wie ein Messer durch's Herz, denn die Gestalt, die mich Tag und Nacht nicht verlassen seit Jahren, weil ich in ihr nur den allein Schuldigen glauben konnte, stand auf einmal vor mir, dieselbe Größe, die nämlichen blonden Haare, dasselbe unruhige blaue Auge, die ganze Haltung. Ich blieb, meiner Sinne kaum mächtig und immer nur den Einen anstarrend, mitten im Wege stehen, als sich die Beiden umdrehten und wieder von mir fortschritten. Jetzt packte mich die Angst, daß mir der, dessen Anblick ich vom lieben Gott so oft erbeten, wieder fortkommen könne, ohne daß ich ihn gesprochen, ohne daß ich erfahren, wer er sei, und in fast athemloser Hast, denn die beiden Herren gingen jetzt sehr rasch, folgte ich ihnen. Als ich sie endlich erreichte, faßte ich — ich wußte kaum selber was ich that — den Arm des langen Herrn und fragte ihn nach dem Namen seines Begleiters.

„Nun, wie hieß er?" fragte der Notar.

„Der lange Herr wurde böse und glaubte auch wohl, ich wollte betteln; auch der Andere schien nicht besonderer Laune und sah dabei sehr vornehm aus. Aber er nannte mir selber seinen Namen."

„Und...“

„Er hieß Graf Rauten.“

Der Notar sprang wie von einer Natter gestochen in die Höhe und von seinem Stuhl empor.

„Graf Rauten?“ wiederholte er und starrte den Sprecher dabei ganz verdutzt an. „Sie haben sich doch nicht verhört, junger Mann?“

„Verhört?“ sagte Karl wehmüthig. „Auge und Ohr faßte jede Silbe, die er sprach, und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Namen könnte ich nun und nimmer wieder vergessen.“

„Graf Rauten“ — wiederholte der Notar, als ob er die Worte in einem Traume nachspräche.

„Das stimmt,“ sagte aber Semmlein jetzt. „Graf Rauten und Herr von Schaller gingen vorhin an meinem Fenster zusammen vorüber, und der Baron ist meinswegen ein sehr langer Herr. Der war jedenfalls mit ihm zusammen.“

„Und wie wurde es weiter?“ fragte jetzt der Notar, der die Züge des jungen Mannes in äußerster Spannung betrachtete.

„Ja, weiter,“ sagte Karl gedrückt — „was konnte ich weiter thun? Er glich allerdings dem Manne, der mir damals den Stock abgekauft, auf ein Haar; aber dann ein so vornehmer Herr, ein Graf, es war ja doch nicht möglich, nicht denkbar, und ich selber stand auch so verdutzt und wußte mir so gar keinen Rath, daß die beiden Herren mich dann stehen ließen und weiter gingen. Sie hielten mich wohl für verrückt, ich glaube wenigstens, der Eine von ihnen sprach etwas, das so klang; aber ich begriff nicht einmal den Sinn gleich und war gar nicht im Stande ihnen zu folgen. Wozu auch, was in der Welt hätte ich machen wollen?“

Püster nickte langsam mit dem Kopfe. „Nein,“ sagte er endlich, „machen konnten Sie da nichts, und ich fürchte fast, jetzt auch nicht. Einmal liegt die Möglichkeit vor, daß Sie sich doch geirrt; ja, es ist sogar das Wahrscheinliche, denn das kann ich mir selber nicht denken, und dann auch, selbst den Fall angenommen, daß Sie Ihre alte Bekanntschaft in dem Herrn wieder gefunden, wie um Gottes willen wollten

Sie das je beweisen? Ich glaube auch nicht, daß irgend ein Gericht die Klage nur annähme, denn wie viele Jahre sagen Sie, daß es her ist?"

„Sieben Jahre — und schon darüber."

„Nun, sehen Sie wohl; ein Mord kann allerdings nicht verjähren; aber wenn schon damals nicht der geringste Verdacht auf den wirklichen Thäter gefallen ist, oder man hätte Sie nicht verurtheilt, so wäre es jetzt selbstverständlich vollkommen unmöglich, auch nur den geringsten Beweis zu führen; denn daß Jemand, der ein solches Verbrechen verüben kann, es nachher auch selber und ohne Zwang eingestehen würde, darauf können wir doch nicht rechnen."

„Und glauben Sie nicht, Herr Notar," sagte jetzt der alte Tischlermeister, der kein Wort bis dahin gesagt und nur in peinlicher Spannung die Züge des Advocaten beobachtet hatte, „glauben Sie nicht, daß man dem Gericht wenigstens die Anzeige machen müßte?"

Püster schüttelte mit dem Kopfe. „Was sollte Ihnen das nützen? Wollen Sie es einfach zu Protokoll geben? Das ist gar nichts, und weiter würden Sie nie etwas damit erreichen. Hm, hm, hm, hm —" Er war aufgestanden und ging mit raschen Schritten in seinem Gemach auf und ab, trat an's Eckfenster, blickte eine Weile hinaus in's Leere, kam dann wieder zurück und nahm seinen Spaziergang von Neuem wieder auf. Endlich blieb er vor Karl — denn sein Besuch hatte sein Nachdenken durch keinen Laut unterbrochen — stehen und sagte: „Wie heißt der Ort, wo sich jenes Unglück zugetragen?"

„Ja, Herr Notar, es war mitten im Walde."

„Wie hieß das letzte Dorf, das Sie verlassen hatten?"

„Wedeschütz!"

„Und das andere, wohin Sie wollten? — Warten Sie einmal einen Augenblick, ich kann mir auch die Namen notiren. Er trat dabei an sein Pult und nahm seine Feder und ein Blatt Papier. — „Also Wedeschütz in Schlesien?"

„Ja, Herr Notar, aber es war nur ein ganz erbärmliches Nest, kaum ein paar Häuser und das Wirthshaus."

„Das thut nichts — und das andere, auf das Sie zuhielten?“

„Ja, wie das andere Dorf hieß, habe ich jetzt vergessen; aber ich wollte nach einem kleinen Städtchen, Otibor, und es war nicht mehr weit dorthin.“

„Otibor hieß das?“

„Ja, Herr Notar, und ich war auch früher schon dort gewesen, als ich nach Schlesien hineinmarschirte.“

„Und ist dort ein Gericht?“

„Dort bin ich ja verhört worden und habe so lange in Untersuchungshaft gesessen.“

„Ach so!“ sagte Püster.

„Das war auch der Ort, wohin ich eigentlich jetzt zurückzukehren wünschte, um mich selber zu erkundigen,“ fuhr Karl fort, „denn ich hatte ja doch keine Ahnung, daß ich dem Menschen hier begegnen konnte.“

„Vor allen Dingen, lieber Freund,“ sagte der Notar, „wissen wir noch gar nicht, ob es wirklich der Mensch ist, und wenn ich aufrichtig sein will, so kann ich mir gar nicht denken, wie wir es herausbekommen wollen. Eine kurze Zeit aber überlassen Sie die Sache einmal mir, und wenn Sie einen guten Rath von mir annehmen wollen, so sprechen Sie vor der Hand mit keinem Menschen weiter über dieses Begegnen. Oder haben Sie das etwa schon gethan?“

„Der Schwester und der Mutter, ja,“ sagte Karl kleinlaut.

„Na, das ist gerade genug für ein Geheimniß, wenn zwei Frauen darum wissen,“ nickte Püster vor sich hin.

„Aber die sprechen gewiß mit keinem Menschen darüber,“ sagte Meister Handorf jetzt. „Meine Alte wird todtenbleich, wenn sie nur jenes Unglück erwähnen hört, und die Grethe ist gar nicht wie ein Mädchen, sondern immer still und verschlossen, und wenn man von der etwas erfahren will, muß man es Wort für Wort aus ihr herausziehen.“

„Desto besser; dann gehen Sie jetzt nur gleich wieder nach Hause und befehlen Sie den Beiden festes Schweigen an, und auch Sie, Herr Nachbar...“

„Na, vor mir sind Sie sicher,“ rief Herr Semmlein, „ich

rede meinswegen mit keinem Menschen darüber, und wenn es meine Frau nicht erfährt, thut die's auch nicht."

„Sehr schön! Also wenn ich etwas höre, sage ich Ihnen Antwort — und noch Eins: der Stock, mit dem das Verbrechen damals verübt wurde, stand auf dem Gericht, nicht wahr?"

„Ja, Herr Notar, in Otibor, wo ich verhört wurde."

„Und können wir nicht einmal wieder vorfragen?" sagte der Tischlermeister.

„Das hilft Ihnen nichts. Hoffnung kann ich Ihnen keine geben, aber einen Versuch wollen wir wenigstens machen — einen Versuch wollen wir machen."

Er trat damit wieder zu seinem Pult und nahm die dort liegenden Briefe auf, und Semmlein, der dies als ein vollgültiges Zeichen ansah, daß er nicht länger gestört sein wollte, gab seinen Begleitern einen Wink und verließ nach kurzem Gruß, den aber Püster schon gar nicht mehr beantwortete, mit den Beiden das Zimmer.

Der Notar schrieb jetzt einen Brief, schob ihn dann in ein Couvert, adressirte ihn und steckte ihn in die eigene Tasche; dann erst rief er durch sein im Zimmer angebrachtes Sprachrohr Mux wieder herein, und dieser ging auch ohne Weiteres an seinen alten Platz, um die vorhin angefangene Arbeit zu vollenden.

„Haben Sie die Photographie hier weggenommen, Herr Notar?"

„Ja, Mux. Du kannst mit dem Brief nach Hamburg noch warten. Ich will mich erst einmal nach etwas erkundigen. Ich gehe jetzt aus, Mux, wenn Jemand nach mir fragen sollte, in einer Stunde bin ich wieder zurück."

„Sehr wohl, Herr Notar," und Püster war schon, seinen Hut rasch aufgreifend, draußen vor der Thür.

21.
Verschiedene Interessen.

Das Testament der alten Frau Mäusebrod war insofern in Kraft getreten, als ein Justizrath Bärwald, ein alter Freund des Mäusebrod'schen Hauses und ein anerkannter Ehrenmann, als Testamentsvollstrecker von der Verstorbenen selbst ernannt, die Sache in die Hand genommen hatte und sie nun rasch und nach dem Buchstaben abwickelte. Frau Oberstlieutenant von Klingenbruch, da ihr Mann trotz mehrerer Scenen im Hause nicht dazu bewogen werden konnte, die nöthigen Schritte zu thun, hatte es allerdings unternommen, das Testament umzustoßen, oder doch wenigstens den Versuch zu machen, aber keinen Advocaten gefunden, der es übernehmen mochte, da sie die Erfolglosigkeit einer solchen Handlung einsahen. Nur ein kleiner Winkeladvocat ging darauf ein, aber die Frau Oberstlieutenant wurde selber gegen ihn mißtrauisch, und da er auch noch einen Vorschuß auf die Kosten von ihr verlangte, sah sie sich endlich gezwungen, es aufzugeben und sich dem Unvermeidlichen zu fügen.

Es war ein Sonntagmorgen. Der Oberstlieutenant saß drüben in seinem kleinen Kämmerchen, denn ein Zimmer konnte man es eigentlich gar nicht nennen, und las das Sonntagsblatt, das alle acht Tage die Fortsetzung eines englischen Romans in der Uebersetzung brachte. Die gnädige Frau war noch bei ihrer Toilette, die jungen Damen befanden sich allein in der großen Wohnstube, natürlich in tiefer Trauer um die verstorbene Tante, und ihr ganzes Aeußere wie der Ausdruck in ihren Zügen paßte genau zu der düstern Farbe des Anzuges. Ja, selbst auffallend bleich sahen die beiden jungen Mädchen aus, und Flora, deren Arbeit in ihrem Schooß ruhte und die das Köpfchen in die linke zarte Hand stützte, hatte sogar Thränen in den Augen. Nahmen sie sich den Tod der Tante so zu Herzen?

„Die Tante war doch ein rechtes Scheusal,“ brach da

Flora das Schweigen, „und die Mutter hat es immer gesagt, aber wir wollten es nur nicht glauben!"

„Wenn wir ihr nur damals, als wir zum letzten Mal bei ihr waren, die alten häßlichen Tücher in das dicke Gesicht geworfen hätten!" bemerkte Henriette in ihrer tiefen Trauer.

Wieder schwiegen die beiden Mädchen, aber ihre Gedanken schweiften ab nach anderer Richtung, und Flora, auch viel leidenschaftlicher von Temperament als ihre etwas ruhigere Schwester, hatte ihre zarte Unterlippe zwischen die Zähne gefaßt und sagte endlich, indem sie finster und mit einem recht häßlichen Blick vor sich nieder schaute:

„Aber in einer Hinsicht hatte die Tante Recht. So lange sie lebte, habe ich's nicht geglaubt; aber 's ist wahr, 's ist bitter wahr!"

„In was hatte sie Recht?" sagte Henriette finster; „sie stak voll Gift bis obenhin..."

„Aber was sie von den Männern sagte, ist wahr!" rief Flora heftig; „sie mag auch wohl da eine Anzahl Erfahrungen gemacht haben. Oh, wenn wir ihr nur wenigstens darin geglaubt hätten!"

Jettchen zog auch die Stirn in düstere Falten; sie hätte gern widersprochen, aber die Worte wollten ihr nicht über die Lippen. Sie ärgerte sich darüber, daß die Tante in irgend etwas sollte Recht gehabt haben, aber im Herzen mußte sie trotzdem zustimmen, denn wenn sie auch gerade noch keine wirklichen Beweise hatte, so fürchtete sie doch schon das Schlimmste. Wie oft war sie jetzt Abends unter den verschiedensten Vorwänden in den Garten hinunter gegangen, aber immer und immer vergebens, ihr „Julius" ließ sich nicht mehr blicken, und nur dem Hofapotheker Semmlein war sie zweimal begegnet, der sie immer wieder auf das Widerlich-Freundlichste grüßte. Was der Mensch nur fast jeden Abend im Dunkeln auf dem Hof zu thun hatte; er war zu unausstehlich! Aber Julius kam nicht mehr, und auch in der Stadt wie im Park war sie ihm nicht mehr begegnet. Und ob er ein einziges Mal wieder an ihrem Fenster vorübergegangen wäre und heraufgegrüßt hätte? Nein, dicht am Hause drückte

er sich hin, wenn er vorbei mußte, und neulich — fast unbewußt ballte sie die kleine Hand.

„Falsches, ehrloses Volk!“ murmelte Flora zwischen den Zähnen durch. „Alle miteinander; aber mir sollen sie nur wieder kommen mit ihren Lügen und faden Schmeicheleien! Jetzt weiß ich, was ich davon zu halten habe, und wir können Beide Gott danken, Hetty, daß wir die Erfahrung gemacht, oder wir wären vielleicht Beide unglücklich für unser ganzes Leben geworden.“

„Weshalb könnt Ihr Gott danken?“ sagte die Mutter, die in diesem Augenblick in's Zimmer trat und die Worte hörte, „was habt Ihr denn? Und Du, Flora, hast geweint?“

„Um die Tante, Mama,“ sagte Flora und wandte den Kopf halb zur Seite, denn ihre Mutter sah sie ganz verwundert an.

„Um die Tante?“

„Ja, Mama; um Frau Mäusebrod, wenn Dir das besser klingt,“ erwiderte schnippisch das junge Mädchen. Sie waren jetzt durch die Erbschaft ihre eigenen Herrinnen geworden, und Flora dachte nicht daran, sich noch als Kind behandeln zu lassen. Mama aber that das gar zu gern, weil sie den Oberbefehl im ganzen Hause führte, und es wurde Zeit sie merken zu lassen, wie dies doch eigentlich nicht mehr am Platz wäre.

„Na?“ sagte die Frau Oberstlieutenant und sah erst Flora und dann Jettchen verwundert und eben nicht freundlich an. „Was soll denn das jetzt heißen? Glaubt Ihr, weil Ihr schlechter Laune seid, Ihr könntet Euren Aerger dabei an mir auslassen? Ich will's mir ausgebeten haben. Was ist das für eine alberne Bemerkung, Mamsell, „Frau Mäusebrod, wenn das besser klingt“; jetzt seh' ein Mensch so einen Gelbschnabel an, wie sie da sitzt und die Nase rümpft! Ist mir denn je im Leben schon so etwas vorgekommen? Untersteh Du Dich das noch einmal!“

„Aber, Mama!“ rief Flora, jetzt doch gewillt, nicht wieder klein beizugeben, wo sie wußte, daß sie den Boden dann für alle Zeit verloren hatte, „ich bin alt genug, um auch einmal übler Laune zu sein und meine Gründe dafür zu haben, ohne daß ich gezwungen wäre, die Jemandem anzugeben.“

„Alt genug magst Du sein," rief aber die Mutter, in der der Zorn schon kochte, „alt genug um einzusehen, daß Du eine alberne Gans bist; aber Du hast keinen Verstand dazu, das ist der Fehler, und nun sag' ich Dir Eins, Mamsell Spitzmaul, hüte Dich und mach' mich nicht böse, denn ich bin gerade in der rechten Stimmung, um Dir heimzuleuchten!"

„Mutter," rief Flora, als liebenswürdige Tochter, „ich verbitte mir das Schimpfen; ich brauche es mir nicht mehr von Dir gefallen zu lassen, und ich will es nicht — und Henriette ist auch meiner Meinung!"

Die Frau Oberstlieutenant war wie vom Schlage gerührt — so etwas war ihr wirklich noch nicht in ihrem ganzen Leben vorgekommen. Die beiden Arme in die Seiten gestemmt, den Oberkörper vorgebeugt, stand sie da und starrte eine ihrer Töchter nach der andern vor Verwunderung an. Endlich aber brach es los: der lange zurückgehemmte Strom ihrer Rede sprengte die Dämme, und eine solche Fluth von größtentheils nicht adeligen Wörtern ergoß sich über ihre Zunge, daß Flora, obgleich sie ein paar Mal den trostlosen Versuch wagte, dagegen doch nicht anschwimmen konnte, die Fluth schwemmte sie rein und spurlos fort. Wie sich aber die Frau Oberstlieutenant in immer größeren Zorn hineinredete und zuletzt, in einen wahren Paroxysmus ausbrechend, rief: „Wenn's Euch denn nicht mehr hier im Hause gefällt, ei, warum geht Ihr denn nicht, Ihr Gänse? Ihr habt ja geerbt; oder glaubt Ihr, daß Ihr mir ein Vergnügen macht, wenn ich Euch hier als lebenslängliche alte Jungfern sitzen habe, heh?" — Da sprang Flora von ihrem Stuhl empor, und sie wie Henriette verließen rasch das Zimmer.

Der Oberstlieutenant hatte den Skandal drüben in seinem Kämmerchen recht gut gehört, war aber gar nicht neugierig zu erfahren, um was es sich hier handle, und dachte noch weniger daran, sich irgendwie einzumischen. Ja, er stand sogar von seinem Stuhl auf, schob so geräuschlos als möglich den Riegel vor und setzte sich dann wieder behaglich in seinem Lehnstuhl zurecht. Die Zugbrücke war aufgezogen, und es konnte ihm nichts passiren.

Die Vorsicht schien auch in der That nicht so ganz nutz=

los gewesen zu sein, denn kaum war drüben die Thür gegangen und wieder scharf in's Schloß geworfen worden, als sie sich noch einmal öffnete und unmittelbar danach Jemand auf seine Klinke drückte.

„Mach' einmal auf, Heinrich!“ rief die Stimme seiner Frau draußen.

„Ich kann nicht, mein Kind,“ sagte der Oberstlieutenant, indem er wohlgefällig ein Bein über das andere schlug, das Zeitungsblatt aber vorsichtig bei Seite legte, damit ihn das Knittern nicht verrieth — „ich bin gerade beim Anziehen!“

„Du ziehst Dich aber eine Ewigkeit an — ich muß Dir etwas sagen!“

„Warte nur ein wenig, mein Kind, ich komme dann hinüber.“

„Aber so mach' doch nur auf!“ rief die Frau Oberstlieutenant ärgerlich und drückte wiederum auf die Klinke.

„Es geht absolut nicht, mein Schatz,“ sagte ihr Gatte mit der größten Gemüthsruhe — denn er wußte sich hier vollkommen sicher — „ich komme dann hinüber.“

Was die Frau Oberstlieutenant draußen murmelte, konnte man allerdings nicht genau verstehen, aber ein Segenswunsch war es nicht. Uebrigens mußte sie die Belagerung aufheben, denn die Festung weigerte sich, zu capituliren und die Schlüssel zu überreichen, und der Sturm zog diesmal harmlos vorüber. Andere Truppen wurden nämlich in's Feld geführt und kamen zum Entsatz, denn es klingelte jetzt draußen an der Vorsaalthür, und seine Gattin fuhr in die Thür zurück, um nicht in dieser Aufregung irgend einem Besuche zu begegnen.

Die Hanna mußte nach einer längeren Weile, da sie sich eigentlich nie beeilte, öffnen, und draußen stand Hauptmann von Dürrbeck, der den Herrn Oberstlieutenant zu sprechen wünschte. „Ist er zu Hause?“

„Ja; ich glaube, er zieht sich gerade an — die gnädige Frau hat eben eine Weile an der Thür gedonnert,“ sagte das Mädchen in seiner liebenswürdigen Unschuld.

„Aber ich möchte nicht stören...“

„Ne, Sie stören nicht, kommen Sie nur herein; er wird wohl gleich fertig sein.“

Die Hanna machte solcher Art die Honneurs und führte

den Hauptmann ohne Weiteres in die „gute Stube“. Dort blieb er eine Zeit lang allein, denn die jungen Damen hüteten sich, ihm in dieser Stimmung zu nahe zu kommen, und die gnädige Frau fühlte sich ebenfalls nicht aufgelegt, jetzt einen Besuch zu empfangen, der noch dazu nicht einmal ihr selber galt. Aber auch der Oberstlieutenant mußte eine kurze Zeit verstreichen lassen, ehe er sich zeigte, denn er durfte sich selbst nicht Lügen strafen, daß er beim „Anziehen“ gewesen wäre, späterer Consequenzen wegen. Endlich aber, und auf doppelte Mahnung der Hanna, zeigte er sich doch und traf nun Dürrbeck, der in voller Ruhe an dem einen Fenster saß und mit der größten Geduld von der Welt nach der Wohnung seiner Constanze hinüber schmachtete.

„Mein lieber Herr Hauptmann, entschuldigen Sie, wenn ich Sie so lange warten ließ, aber ich war gerade bei meiner Toilette...“

„Mein lieber Herr Oberstlieutenant, ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie zu so ungelegener Zeit belästige; aber ich will Sie nicht lange aufhalten und möchte nur eine Frage an Sie richten, an deren Beantwortung mir viel liegt, die Sie mir aber nicht weigern werden, da Sie ja auch ein Freund des Solberg'schen Hauses sind...“

„Bitte, bitte, mein bester Herr Hauptmann, gewiß nicht, wenn es in meinen Kräften steht — aber wollen Sie nicht wieder Platz nehmen? Womit kann ich Ihnen dienen — aber halt, kommen Sie lieber mit hinüber in mein Zimmerchen, dort ist es gemüthlicher, und wir rauchen unsere Cigarre.“

Dürrbeck nahm den Vorschlag an, und drüben eingetroffen, begann er ohne Weiteres sein Anliegen.

„Sie kennen den Grafen Rauten näher, Herr Oberstlieutenant, nicht wahr? Es wurde mir wenigstens gesagt, daß Sie einmal in der Gegend gewesen wären, wo seine Güter liegen.“

„Das ist allerdings der Fall,“ lächelte der Oberstlieutenant verlegen; „aber, lieber Gott, das Land ist entsetzlich groß, die Verbindungswege sind sehr schlecht, und Verkehr zwischen den einzelnen Theilen herrscht der verschiedenen Schwierigkeiten wegen fast gar nicht. Ich muß auch gestehen, daß ich die Güter des

Grafen nie selber betreten habe. Der Name Rauten ist aber dort ziemlich bekannt, es scheint eine sehr angesehene Familie zu sein."

„Also Sie sind nie mit Jemandem aus der Familie näher zusammengekommen und wissen nichts Genaueres über die einzelnen Glieder derselben?"

„Nein, mein lieber Herr Hauptmann, das weiß ich allerdings nicht."

„Seit wann kennen Sie unsern Grafen?"

„So lange er hier ist, etwa seit sechs oder sieben Monaten, glaub' ich."

„Darf ich dann eine recht indiscrete Frage thun, deren Beantwortung ich Ihnen aber vollständig anheimstelle — wie gefällt er Ihnen?"

„Graf Rauten?" sagte der Oberstlieutenant, doch etwas erstaunt, denn er wußte nicht, was er daraus machen sollte — „ih nun, ganz gut, denk' ich; es ist ein sehr gewandter, liebenswürdiger Mann, mit einem ganz außerordentlich entwickelten gesellschaftlichen Talent."

„Das läßt sich nicht leugnen — aber sonst?"

„Sonst?" wiederholte der Oberstlieutenant und sah den Hauptmann verdutzt an. „Ich weiß nicht, wie Sie das verstehen."

„Ich meine in seinem ganzen Wesen, in seinem — ich weiß eigentlich selber nicht, wie ich mich ausdrücken soll..."

„Er beträgt sich immer sehr anständig und hat etwas wirklich Nobles gerade in seinem Wesen."

„Ja, das meine ich nicht, das läßt sich aneignen — aber halten Sie ihn für einen guten Menschen?"

„Ja, mein lieber Herr Hauptmann," sagte der Oberstlieutenant, aber augenscheinlich etwas verlegen, „das ist freilich wieder ein anderes Capitel, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich darüber noch nicht einmal ernsthaft nachgedacht habe."

„Und wenn Sie darüber nachdächten?"

„Aber wie kommen Sie überhaupt zu der Frage?"

„Ich habe Ihnen im Voraus gesagt, lieber Herr Oberstlieutenant, daß ich Ihnen die Beantwortung völlig freistelle;

ich will nicht in Sie dringen und habe kein Recht dazu, aber Hans von Solberg ist mein intimster Freund; ich bin dem ganzen Hause Solberg vielen Dank schuldig, und es liegt, wie ich Ihnen vorher gestehen will, um Ihnen zu zeigen, daß ich volles Vertrauen in Sie setze, für mich etwas Unheimliches, Lauerndes in dem Blicke des Grafen, dem ich umsonst einen Ausdruck zu geben versuche."

„Hm," nickte der Oberstlieutenant langsam vor sich hin, „Sie mögen in einer Hinsicht Recht haben, lieber Herr Hauptmann. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe schon selber manchmal ein ähnliches Gefühl gehabt; aber was will das sagen? Wir dürfen doch einen Menschen nicht nach dem Eindrucke beurtheilen, den er gerade auf uns macht."

„Und weshalb nicht? Gerade der Eindruck sollte maßgebend sein, denn unser Gefühl täuscht uns selten. Wie ich Ihnen aber im Vertrauen sage — denn ich habe nicht den geringsten Anhalt für meine Behauptung —, so hat Graf Rauten für mich etwas, um das mildeste Wort zu gebrauchen, Unsympathisches, und ich könnte mich nie mit ihm befreunden."

„Aber, lieber Gott," sagte der Oberstlieutenant gutmüthig, „die kurze Zeit, die er überhaupt noch hier sein wird, können wir schon mit ihm auskommen, und außerdem treffen wir doch auch nur in Gesellschaften oder einmal bei einem flüchtigen Besuch mit ihm zusammen."

Dürrbeck schwieg eine Weile und sah still vor sich nieder; seine Gedanken schweiften jedenfalls nach anderer Richtung ab; endlich sagte er: „Was ich Sie fragen wollte, Herr Oberstlieutenant: lebt Ihr Freund noch in Galizien?"

„In Galizien? Gewiß — er müßte denn ganz kürzlich gestorben sein — aber auch das hätte ich erfahren, denn er ist ein naher Verwandter meiner Frau, und vor etwa sechs Wochen haben wir noch Briefe von dort gehabt."

„Schön — wollen Sie mir dann persönlich einen Gefallen thun, der ganz unverfänglich ist?"

„Aber, mein lieber Herr Hauptmann, mit dem größten Vergnügen," sagte Klingenbruch gutmüthig — „nur heraus damit!"

„Gut, dann schreiben Sie an Ihren Freund ein paar Zeilen,

bitten ihn um umgehende und ausführliche Auskunft über die auf diesem Zettel benannte Familie und den Erben derselben, Leopold — die Adresse ist hier vollkommen genau angegeben —, und lassen mich, wenn Sie die Antwort erfahren, das Resultat augenblicklich wissen.“

„Sie trauen Rauten nicht?“ sagte der Oberstlieutenant und sah den Hauptmann verwundert an.

„Nein,“ erwiderte Dürrbeck nach einigem Zögern, — „aber selbstverständlich Alles unter uns. Ich möchte Graf Rauten nicht Unrecht thun, wenn sich Alles so verhält, wie er es erzählt hat; ich möchte aber auch Gewißheit über einen Fall haben, der mich jetzt beunruhigt, und da diese Nachfrage vollkommen ehrenhaft und berechtigt ist, so glaubte ich auch unbedingt, Sie um Ihre Hülfe dabei ersuchen zu dürfen.“

Klingenbruch streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Das ist Alles so ehrenhaft, wie es sein soll, uud ich verspreche Ihnen mit Vergnügen meine Hülfe. Ich theile allerdings den Verdacht nicht, den Sie zu haben scheinen, aber das schadet keinem Menschen, nicht einmal dem davon Betroffenen, wenn er eben schuldfrei ist, wie ich es fest überzeugt bin.“

„Das also ist abgemacht, und Sie versäumen keine Zeit, nicht wahr?“

„Ich gab Ihnen mein Wort,“ erwiderte Klingenbruch; „aber beantworten auch Sie mir eine Frage — es giebt doch nichts Natürlicheres auf der Welt, als daß sich Herr von Solberg schon selber nach der Familie erkundigt hat, denn man kann nicht gut annehmen, daß er seine Tochter einem wildfremden Menschen geben wird?“

„Das ist allerdings geschehen,“ sagte Dürrbeck, „aber, wie ich von Hans ganz bestimmt weiß, nicht direct, weil Solbergs nicht den geringsten Anhaltspunkt dort haben, sondern durch Herrn von Schaller, der, wie es scheint, in Galizien bedeutende Verbindungen hat. Die Nachrichten sind, wie ich von Hans von Solberg gehört habe, außerordentlich günstig ausgefallen.“

„Ja, aber mein bester Hauptmann,“ sagte Klingenbruch, „andere Nachrichten werde ich Ihnen auch wohl schwerlich liefern können.“

„Es kommt das eben auf einen Versuch an, und ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich es recht von Herzen wünsche.“

„Dann sind wir einig,“ rief Klingenbruch herzlich, „und nun können Sie sich auch darauf verlassen, daß ich noch am heutigen Tage an meine Freunde schreibe!“

„Und die Antwort ein wenig beeilen, wie?“

„Das werde ich sicher thun.“

„Wie geht es Ihren Damen? Sie hatten kürzlich einen schmerzlichen Trauerfall in Ihrer Familie...“

„Meine arme Schwester — ja, Gott hat sie eigentlich zu früh abberufen, denn sie war noch in ihren rüstigsten Jahren.“

„Sie hat es überstanden — eine einsame Wittwe führt auch kein beneidenswerthes Dasein, eben so wenig wie ein alter Junggeselle.“

„Nun, wissen Sie,“ sagte der Oberstlieutenant, der eben an seine Frau dachte, „der alte Junggesellenstand hat doch auch wieder seine Annehmlichkeiten, wenn ich ihn auch im Ganzen nicht vertheidigen möchte — aber da kommt neuer Besuch,“ unterbrach er sich, hoch aufhorchend (denn draußen that es wieder einen kurzen, aber entschiedenen Zug an der Klingel), „und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist das Graf Rauten selber.“

„Graf Rauten?“ wiederholte Dürrbeck, und wie es schien, eben nicht besonders erfreut darüber — „der hätte auch zu einer andern Zeit kommen können.“

„Bester Hauptmann,“ sagte Klingenbruch gutmüthig, „wenn es Ihnen gerade nicht paßt, so lassen Sie ihn nur einfach eintreten, und er braucht gar nicht zu wissen, daß Sie überhaupt hier waren.“

„Nein,“ sagte Dürrbeck nach kurzem Ueberlegen, „das geht nicht. Wenn er es nachher zufällig erführe — und die Damen wissen sämmtlich, daß ich da bin —, so könnte er am Ende gar glauben, ich hätte mich gescheut, ihm zu begegnen, und einen solchen Wahn möchte ich doch nicht in ihm aufkommen lassen.“

„Schön, dann kommen Sie mit hinüber, denn er darf auch nicht vermuthen, daß wir Heimlichkeiten mit einander haben — richtig er ist's,“ setzte er hinzu, als draußen geöffnet

wurde und er die Stimme des Grafen erkannte —, „übrigens hat er sich gegen unsere Familie immer sehr liebenswürdig benommen und meine Frau schwärmt für ihn.“

„Lassen Sie uns also hinübergehen, denn ich möchte den Damen ebenfalls guten Tag sagen.“

Die beiden Herren schritten augenblicklich in das Besuchszimmer hinüber und fanden hier die Damen vom Hause, welche Graf Rauten eben begrüßte, schon versammelt. Dem Oberstlieutenant streckte der eben gekommene Besuch auch herzlich die Hand entgegen, dem Hauptmann neigte er sich nur kalt und förmlich, was dieser aber auch in gleicher Weise erwiderte. Das Gespräch aber, bei dem sich dann auch Dürrbeck betheiligte, wurde allgemein; man unterhielt sich über Tausenderlei, und die jungen Damen, mit dem Aerger hinter sich, suchten jetzt trotz der Trauerkleider ihre heitersten Mienen vor.

Dürrbeck war, obgleich er sich dann und wann in das Gespräch mischte, doch ziemlich schweigsam geblieben, wenigstens im Vergleich zu Graf Rauten, der heute ordentlich ausgelassen schien und die jungen Damen ein paar Mal zum wirklich lauten Lachen brachte.

Henriette und Flora hatten sich natürlich gleich in ihren Trauerkleidern photographiren lassen, denn wenn sie es auch nicht gerade äußern mochten, so fanden sie doch, daß ihnen die dunkle Tracht zu ihrem blüthenweißen Teint wirklich vortrefflich stand. Da man nun gerade auf Bilder zu sprechen kam, wurden auch diese hervorgeholt, um das Urtheil der Herren natürlich darüber zu hören. Die Lichtbilder waren auch vortrefflich gerathen, und ein wenig Farbe und Touche des Künstlers hatten, mit einer geschickt gewählten Stellung, ein wirkliches kleines Genrebild daraus gemacht.

Hauptmann Dürrbeck nahm eins der auf dem Tische liegenden Bilder auf, und sich plötzlich an Rauten wendend, sagte er: „Das muß man den Amerikanern lassen, in der Photographie sind sie außerordentlich weit. Haben Sie das nicht auch gefunden, Herr Graf?“

„Ich bedaure, darüber kein Urtheil zu haben,“ sagte dieser ziemlich kühl; „ich war nie in Amerika.“

„Nie in Amerika?" wiederholte Dürrbeck erstaunt, hielt aber seinen Blick fest auf Rauten's Züge geheftet, „das wäre überraschend. Ich habe erst vor kurzer Zeit eine Photographie von Ihnen in Händen gehabt, die der Firma nach dort an Ort und Stelle aufgenommen ist, und die Firma lautete auf New-York."

Rauten sah ihn erstaunt an, und Dürrbeck glaubte zu bemerken, daß er sich ein klein wenig entfärbe; aber das konnte auch recht gut Täuschung sein, denn der junge Graf blieb vollkommen ruhig. Nur ein eigenes, fast spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, und er sagte, von dem Hauptmann aber halb abgedreht und seine Aufmerksamkeit wieder den Bildern zuwendend: „Das wäre allerdings überraschend, denn ich habe mich in meinem Leben noch nicht photographiren lassen."

„Und doch existirt ein Bild von Ihnen?" lachte Flora.

„Der Herr Hauptmann sagte es," erwiderte Rauten, den Ton aber so geringschätzig auf das Wort Hauptmann gelegt, daß diesem rasch das Blut in die Wangen stieg. Er wäre auch schwerlich in seiner Bemerkung weiter gegangen, denn er hatte nur beobachten wollen, ob die hingeworfene Erwähnung des Bildes einen Eindruck auf den Grafen machen würde. Darin sah er sich nun allerdings getäuscht, aber der Hohn lag auch zu klar in den Worten des ihm überhaupt nicht angenehmen Mannes zu Tage und verlangte jedenfalls eine Rüge.

„Wenn es nur eine Aehnlichkeit wäre," fuhr er fort, „daß sich sogar die kleine Narbe, die Graf Rauten an der linken Seite trägt, deutlich und unverkennbar darauf abgedruckt findet, und es läßt sich doch kaum annehmen, daß zwei verschiedene Menschen eine so fabelhafte Aehnlichkeit mit einander, und dann auch noch außerdem eine solche Narbe gemeinsam haben."

„Also glauben Sie meinen Worten nicht?" fragte der Graf kalt.

„Ich wollte nur, daß ich Ihnen das Bild zeigen könnte."

„Und wo haben Sie es gesehen?"

„Bei einem Freunde. — Der Name thut nichts zur Sache," erwiderte Dürrbeck, jetzt ebenfalls durch das wegwerfende Benehmen gereizt. Klingenbruch aber, der natürlich einem weiteren

Wortwechsel vorbeugen wollte, denn man konnte dann nie wissen, wie weit er ging, gab dem Gespräch rasch eine andere Wendung, und da Rauten darauf einging, war der leise Mißton bald verhallt.

Dürrbeck fühlte sich übrigens in der Gesellschaft nicht mehr wohl. Die Frau Oberstlieutenant saß ebenfalls mit einem Gesicht dabei, als ob sie hätte Brunnen vergiften können, Rauten plauderte jetzt mit Henriette, und aufstehend reichte Hauptmann von Dürrbeck dem Oberstlieutenant die Hand, sprach noch ein paar Worte mit ihm, empfahl sich dann den Damen und verließ mit einer sehr kalten und eben so erwiderten Verbeugung gegen den Grafen das Haus.

„Ach, lieber Herr Klingenbruch," sagte der Graf, wie Jener kaum die Thür hinter sich geschlossen, „ich wollte den Gegenstand vorher und in Gegenwart des Hauptmanns von Dürrbeck nicht erwähnen, ich weiß nicht, wir Beide sympathisiren nun einmal nicht mit einander, aber ich habe eine Bitte an Sie."

„Mit Vergnügen, mein Herr Graf; was ist es?"

„Ich gebe in den nächsten Tagen und noch vor meiner Verheirathung," fuhr Rauten fort, „eine kleine Herrengesellschaft, denn da ich jetzt noch keine eigene Heimath habe, muß ich leider auf die Damen verzichten. Ich wollte aber doch auch, bevor ich Rhodenburg verlasse, alle meine hier gewonnenen Freunde, von denen ich so freundlich aufgenommen bin, gern noch einmal bei mir sehen und bewirthen, und da bitte ich Sie denn recht herzlich, daß auch Sie mir die Freude machen und Theil nehmen. Sie hauptsächlich gehören dazu, und ohne Sie würde der ganzen Sache die Spitze abgebrochen sein."

„Mein lieber Herr Graf," sagte der kleine Mann verlegen, indem er einen fast fragenden Blick nach seiner Gattin hinüberwarf, „Sie sind wirklich zu freundlich; ich weiß nur nicht, ob nicht vielleicht der Dienst..."

„Sie werden das gewiß arrangiren können. Wir kommen überhaupt erst um drei Uhr zusammen, und ich habe das Rendezvous in das reizend gelegene Belvedere, etwa eine Stunde von der Stadt, verlegt. Außerdem können Sie mit mir und meinem Schwiegervater hinausfahren; Hans will reiten, und

wir bilden dann vielleicht einen kleinen Zug; daß wir uns aber amüsiren werden, dafür steh' ich Ihnen, vorausgesetzt, daß Sie Ihre gewöhnliche gute Laune mitbringen."

„Das soll also noch einmal zuguterletzt ein richtiges Junggesellen-Essen werden?" sagte die gnädige Frau.

„Wir könnten es beinahe so nennen, meine Gnädige," lachte Rauten, „aber es ist sehr harmloser und allein freundschaftlicher Art, und ich verspreche Ihnen außerdem, daß ich Ihren Gatten noch vor zehn Uhr Abends richtig und wohlbehalten wieder bei Ihnen abliefere."

„Und auf welchen Tag ist das bestimmt?" fragte die Frau Oberstlieutenant, und ihr Gatte fühlte, daß sie ihre Zustimmung dazu gegeben hatte, immer ein nicht unwichtiger Punkt bei derlei Angelegenheiten.

„Der Tag ist noch nicht genau bestimmt, gnädige Frau," sagte Rauten, „aber jedenfalls in der allernächsten Zeit. Ich muß mich erst erkundigen, wann wir den Saal dort draußen ganz und bestimmt für uns allein bekommen können, damit wir nicht von ungebetenen Gästen gestört werden. Ich bringe Ihnen aber, so wie ich nur etwas Bestimmtes weiß, augenblicklich Kunde; also Sie sagen zu, lieber Klingenbruch, nicht wahr?"

„Das kann er ja gar nicht abschlagen," bemerkte die Frau Oberstlieutenant, und Klingenbruch, seine Hand in die ihm gebotene legend, rief: „Topp denn! Ich komme jedenfalls."

Draußen klingelte es wieder. „Heute geht es bei uns zu wie in einem Bienenstock," bemerkte die Frau Oberstlieutenant, und Rauten lächelte leise vor sich hin. Draußen wurde aber eine bekannte Stimme laut.

„Das ist Hans," sagte der Graf emporfahrend. „Ei, ei, ei, ei, er sucht mich, und ich weiß auch weshalb; ich habe einen faux pas gemacht."

„Meine Herrschaften," sagte Hans, der in diesem Augenblick das Zimmer öffnete, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen so ohne Weiteres in Ihre Häuslichkeit breche, aber ich suche einen Deserteur. — Rauten, bei Gott! Mensch! Meine Schwester steht daheim in ihrem Reitkleid und vergeht fast vor Ungeduld, und Du sitzest hier ganz gemüthlich bei anderen schönen Damen als ein wort- und treubrüchiger Cavalier."

„Bester Hans!“ rief Graf Rauten, der indeß schon aufgesprungen und eben im Begriff war, zu gehen, „wie ich nur Deine Stimme hörte, fielen mir alle meine Sünden ein. Franziska ist wohl böse auf mich? Aber die Zeit verging mir hier so schnell, daß ich die besprochene Stunde wirklich versäumt habe. Aber ich hole es jetzt nach. Hast Du einen Wagen unten, den ich benutzen kann?“

„Gott bewahre; ich hatte ja keine Ahnung, wo ich Dich finden sollte, und hörte nur eben zufällig drüben im Eckfenster, daß Du hier in's Haus gegangen wärest. Die da drüben sehen Alles.“

„Kommst Du mit?“

„Ich denke nicht daran; ich befinde mich hier vollkommen wohl, und Ihr reitet doch gleich in's Weite; es müßte denn sein, daß mich die Damen hier nicht haben wollten.“

„Aber, lieber Herr von Solberg!“ sagte der Oberstlieutenant.

„Schön!“ rief Hans, während sich Graf Rauten von der Familie verabschiedete, „dann setze ich mich hier eine kleine Weile zu Fräulein Flora her und sehe ihrem Sticken zu. Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, wie ich mich wieder danach gesehnt habe, diese feinen weiblichen Arbeiten beobachten zu können, wenn die zarten Finger darüber hingleiten und schaffen und fördern. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie heimisch und heimlich mir bei einer solchen Arbeit zu Muthe wird.“

„Und hat man da drüben keine solche Arbeiten?“ fragte die Frau Oberstlieutenant, aber mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln gegen den jungen Mann.

„Nein, gnädige Frau. Sie finden das dort sehr selten, denn die südlichen Damen sind überhaupt keine Freunde von häuslichen Arbeiten.“

„Aber was in aller Welt thun sie den ganzen Tag?“

„Sie brauchen sehr viel Zeit zu ihrer Toilette und verplaudern dann die übrigen Stunden zu Hause oder auf einem Spaziergange.“

„Das ist ja entsetzlich!“ sagte die Frau Oberstlieutenant.

„Und was wird das, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Hans, der sich seinen Stuhl zu Flora's Arbeit gerückt hatte

und ihr dabei auf die zierlichen und wirklich gewandten Finger sah.

„Können Sie es nicht aus der Form errathen?“ lächelte Flora.

„Sie müssen mich entschuldigen,“ entgegnete Hans, „denn ich habe darin gar keine praktische Erfahrung.“

„Aber Ihre Schwester stickt doch auch?“

„Nie. Sie hat Nadeln überhaupt vollkommen abgeschworen und beschäftigt sich nur allein mit Musik und Malerei.“

„Ach, Malen hätte ich auch so gern gelernt,“ seufzte Flora, „und ich glaube gewiß, daß es mir nicht an Talent dazu fehlt, denn im Blumenzeichnen war ich in der Schule immer die Beste.“

„Also was wird das, mein gnädiges Fräulein?“

„Wenn Sie's denn nicht rathen können: eine Cigarrentasche.“

„Für den Papa?“

„Dann würde ich's doch nicht so offen sticken!“

„Also diese Arbeiten sind immer lauter Heimlichkeiten; auch das hat wieder einen besondern Reiz, denn es folgt demselben eine Ueberraschung, und man erfreut einen Andern, während man selber eine Genugthuung dabei fühlt. Haben solche Geschenke aber nicht auch etwas Egoistisches, denn man macht sich doch wohl selber dabei eben so viel Freude, wie dem, der sie geschenkt bekommt? Eigentlich ist das nicht der Sinn einer Gabe.“

„Geben ist überhaupt seliger, denn Nehmen,“ sagte die Frau Oberstlieutenant.

„Und besonders bei Rückenkissen,“ seufzte ihr Gatte; „mir haben sie wenigstens mein Zimmer so damit ausgestopft, daß ich um mein Sopha schon herumgehen muß und nur noch die Rohrstühle benutzen kann.“

„Du wirst keins wieder bekommen, Heinrich,“ bemerkte seine Gattin mit einem etwas scharfen Tone.

„Ja, mein Herz,“ sagte der unverwüstliche Klingenbruch, „das hast Du mir schon einige Mal versprochen. Du vergißt es aber immer wieder.“

„Du bist das undankbarste Geschöpf, Heinrich, das auf der Welt lebt.“

Hans plauderte indeß mit Flora und fragte sie bald nach Dem und Jenem, bis er endlich nach der Uhr sah und fand, daß er wieder nach Hause müsse.

„Das ist ein recht netter, anständiger Mensch geworden, der junge Solberg," sagte die Frau Oberstlieutenant, als sich draußen die Vorsaalthür hinter ihm schloß, „und was war das früher für ein unbändiger, wilder Junge!"

„Ich weiß nicht," sagte Henriette, „er kommt mir immer noch ein wenig roh und rücksichtslos vor; Graf Rauten hat jedenfalls viel feinere Manieren."

„Aber in dem Hans steckt dafür kein falscher Blutstropfen," nahm der Oberstlieutenant seine Partei; „er ist offen und ehrlich mit Wort und Blick, und wenn er Ja sagt, meint er wahrhaftig nicht Nein."

„Aber das thun andere Leute auch nicht, Papa."

„Na, man weiß nicht; es soll vorkommen," sagte der Oberstlieutenant.

„Mit wem spricht denn Herr von Solberg da unten?" fragte jetzt die Mutter, die an's Fenster getreten war.

„Das ist das unausstehliche Geschöpf, die Bertha."

„Fräulein von Noltje?"

„Ja; den ganzen Tag treibt sich die Person auf der Straße herum, und ich habe dabei nie in meinem Leben ein koketteres Frauenzimmer gesehen."

„Alle Wetter, so auf einmal?" sagte der Vater; „früher waret Ihr doch die besten Freundinnen und Ein Herz und Eine Seele!"

„Das ist nichts als eine falsche Katze," bestätigte auch Flora, „und mir soll sie nur erst recht zehn Schritt vom Leibe bleiben — so, das ist recht," lachte sie plötzlich still vor sich hin und rieb sich die Hände, „jetzt hat er sie mitten auf der Straße stehen lassen und ist weggegangen — der gönn' ich's!"

Bertha von Noltje sah in diesem Augenblick herauf und entdeckte die Familie. Sie grüßte freundlich, und mit lächelndem und raschem Kopfnicken grüßten die beiden Damen wieder — man durfte doch äußerlich nicht die Form verletzen.

22.

Freud' und Leid.

Es war wieder Sonntagnachmittag, auch im Hause des Tischlermeisters Handorf, der jetzt eine vollkommen getheilte Wirthschaft führte — eigentlich etwas Unnatürliches in dem sonst so einfachen Hause. Er lebte mit seiner Familie ganz allein, während die Gesellen und selbst die Lehrburschen abgesonderte Räume für sich hatten, in denen sie verkehrten. Es wurde auch für beide Theile verschieden gekocht, das heißt nicht etwa in der Güte der Speisen, denn beide bekamen genau dasselbe — nur in verschiedenen Töpfen. Es kostete das allerdings mehr als im gewöhnlichen Leben, aber Meister Handorf hatte es so angeordnet, denn er fühlte, daß er nur dadurch seinem armen Sohn eine neue Demüthigung — und wenn es durch ein einzelnes Wort, durch einen Blick selbst gewesen wäre — ersparen könne. Er war ein einfacher Handwerker, aber ein streng rechtlicher, braver Mann, mit einer vollen Empfindung für das Gute und Ehrenhafte. Wie er sich aber jetzt fest überzeugt hielt, daß sein einziger Sohn an dem ihm schuldgegebenen Verbrechen unschuldig gewesen sei, so begriff er doch auch, wie die Masse noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt sein könne, und dachte an seine eigene Jugend zurück, wie er in einem solchen Falle gehandelt haben würde. Er verlangte deshalb von den Gesellen nicht, daß sie an die Unschuld seines Sohnes glauben sollten; es ging sie das ja auch eigentlich gar nichts an. Sie hatten nur ihre Arbeit zu thun, und um die Familie sollten und durften sie sich nicht bekümmern.

Nur Einer seiner Leute hatte ihn verlassen, und zwar der Altgeselle, derselbe, der sich damals zuerst geweigert, mit Karl an Einem Tische zu essen, wonach auch die anderen Gesellen zu ihm hielten. Es war ein tüchtiger Arbeiter und sonst braver Mensch, auch aus guter Familie, und vierzehn Tage später, da er sich in einer benachbarten Stadt etabliren wollte,

hielt er um Gretchen's Hand an, denn er glaubte zu wissen, daß ihm das Mädchen ebenfalls gut sei. Gretchen war es auch vielleicht gewesen, jetzt aber hatte er eine schlechte Zeit gewählt. Wie er sie bat, seine Frau zu werden, sagte sie ihm ruhig, er möchte sich eine Familie suchen, bei der er auch am Tische essen könne, und drehte ihm einfach den Rücken zu, und der Altgeselle verließ noch an demselben Tage die Werkstätte und das Haus.

Wer sich aber um die Familie in der Zeit bekümmerte, war der kleine Hofapotheker Semmlein, der, selber ein durchweg rechtlicher und braver Mann, auch den Meister Handorf als solchen kannte — sie waren sogar zusammen in die Schule gegangen — und dessen Erzählung über das unglückliche Schicksal seines Sohnes unbedingt glaubte. Er nahm sich auch seiner an, wo er nur irgend konnte, und war selber untröstlich, daß ihnen der Notar Püster so jede Hoffnung genommen hatte, den ehrlichen Namen des jungen Mannes auch von Regierungswegen wieder hergestellt zu sehen. Das nämlich galt ihm als die Hauptsache, denn das Andere würde sich, wie er meinte, nachher auch rasch von selber finden.

Um so mehr bemühte er sich aber jetzt, dem armen jungen Menschen, den er einmal unter seinen Schutz genommen, eine neue Zukunft zu bereiten, die er denn allerdings nur in einem andern Welttheile für ihn schaffen konnte: Amerika — er kannte kein anderes Ziel, dorthin mußte er, und als er vor kurzer Zeit vom Calculator Obrichter erfuhr, daß der Rentamts-Kassirer einen ächten Amerikaner bei sich wohnen habe, einen Mann, der sieben Jahre drüben gewesen sei und „jedes Kind" in Amerika kenne, setzte er sich auch augenblicklich mit diesem in Verbindung, um vor allen Dingen die nöthigen Schritte einzuleiten.

Allerdings galt es hier erst, dem Fremden die Unschuld des Verurtheilten darzulegen, denn verheimlichen ließ sich nichts an der Sache, und mit Heimlichkeiten gab er sich überhaupt nicht ab. Das hatte aber insofern seine Schwierigkeiten, als der Calculator selber nicht daran glauben wollte, ein wirkliches Gericht könne einen solchen Irrthum begehen und einen unschuldigen Menschen zu Zuchthaus verdammen;

das fiele nicht vor und könne nicht vorfallen, wie er meinte, denn dann wäre es keine Gerechtigkeit mehr. Mr. Hummel war dadurch auch stutzig geworden, denn einen „Zuchthäusler" mochte er natürlich nicht nach Amerika recommandiren; es galt daher, ihn selber bei Handorf einzuführen, damit er nicht allein Karl, sondern auch die ganze wackere Familie kennen lerne, und er erreichte damit, was er wollte.

Hummel's Vater war selber ein Tischler gewesen, er fühlte sich dort gleich heimisch, wie er sich äußerte, und wie er erst einmal mit Karl gesprochen, hielt er es selber für unmöglich, daß der einen Raubmord begangen haben könne. Was aber die Gerichte betraf, so wären dem Herrn Calculator wohl die Haare zu Berge gestanden, wenn er gehört hätte, wie sich Mr. Hummel über die äußerte: das war Alles Lumperei, fauler aristokratischer Kram hier in dem „Tschermanie", wo ein armer Mann nie Recht bekam, sondern eingespunnt wurde, während die großen Lumpen frank und frei draußen herumliefen. Der junge Handorf aber war ein ehrlicher Kerl, der eben „bad luck" gehabt hatte — das kam vor, und wenn sie ihn hier über die Achsel ansahen, so sollte er nur getrost nach den „states" gehen, und wenn er dahin ein paar hundert Thaler mitnähme, so wolle er ihm garantiren, daß er sich in ein paar Jahren herausarbeiten und ein „gemachter Mann" werden würde.

Hummel hatte, seit er in Handorf's Familie eingeführt worden, sie oft besucht, und nur Eins genirte ihn noch im Hause: die Reinlichkeit in der Stube, die immer blank gescheuert und mit weißem Sande bestreut war. Dahinein konnte er natürlich nicht spucken, und er mußte dann immer vor die Thür gehen, wo der Vorsaal aber eben so blank aussah. Margarethe hielt darauf und hatte nur dem Manne noch nichts darüber gesagt, weil er sich ja ihres Bruders annehmen wollte. Nur als er das letzte Mal dagewesen, wo wieder das Gespräch natürlich auf Amerika kam — denn Mr. Hummel kannte eben kein anderes —, äußerte er über das Tabakskauen, daß es alle Amerikaner thäten, reiche und arme, und Margarethe sagte da: „Dann möcht' ich mein Lebtage keinen Amerikaner zum Manne haben!"

Mr. Hummel, der auch nur mit geringen Mitteln nach Amerika gekommen war, besaß jetzt eine große Farm in Illinois und schien, indem er seinen Bruder in seiner Abwesenheit darauf gelassen, allein nach Deutschland herübergekommen zu sein, um seine Mutter abzuholen und mit dorthin zu nehmen. Die alte Frau, wie er Handorfs erzählte, machte ihm anfangs vielen „trouble“, denn sie fürchtete sich vor der Seereise und behauptete trotz der Einwendungen des Sohnes, sie hielte das nie im Leben aus. Endlich aber hatte er sie doch überredet, und nun konnte sie wieder mit ihren Vorbereitungen nicht fertig werden. Jetzt aber schien er sich auch da hinein gefunden zu haben. Das Ganze war ja auch bei ihm, nach Jahre langer schwerer Arbeit, eine Art von Vergnügungs- und Erholungsreise gewesen, um einmal Deutschland und alte Bekannte wieder zu sehen, und er meinte selber, es käme dabei auf ein oder zwei Wochen nicht an.

Das letzte Mal, als er bei Handorfs gewesen, hatte er ihnen eine genaue Beschreibung des dortigen Ackerbaues und der Feld- und Viehwirthschaft, die er aus dem Grunde verstand, gegeben und Karl den Vorschlag gemacht, mit ihm zu gehen und erst einmal ein halbes oder ganzes Jahr auf seiner Farm zu arbeiten, damit er Amerika erst ordentlich kennen lerne. Nachher könne er ja noch immer machen, was er wolle, wirklich Farmer werden oder auf sein eigenes Geschäft arbeiten. Uebrigens sei es auch für einen Farmer von sehr großem Vortheil, wenn er etwas von Tischlerei und Zimmermannsarbeit verstände, denn „da drüben“ müsse man eben Alles selber machen und jeder richtige Farmer wäre auch eigentlich sein eigener Schlosser, Schmied, Tischler, Bäcker, Schneider und Schuster, was dem Meister Handorf nun allerdings nicht in den Kopf wollte.

Die kleine Familie saß heute Nachmittag beim Kaffee zusammen und ihr Gespräch drehte sich natürlich um Amerika, von dem die Mutter freilich nichts wissen wollte. Auch Karl hatte keine rechte Lust dazu, aber was anders blieb ihm übrig?

„Es mag ein schönes, großes Land sein,“ sagte er, „und Sehnsucht habe ich schon immer gehabt, es einmal zu sehen; aber Du glaubst nicht, Vater, welch ein peinliches Gefühl es

für mich ist, daß ich jetzt dort hinüber muß, um mich vor den Menschen hier in Deutschland zu verstecken."

„Ach was, verstecken!" brummte der Vater vor sich hin, „wenn Du selber ein gutes Gewissen hast, so brauchst Du Dir deshalb auch keine Sorgen zu machen und Du gehst ja als freier Mann."

„Es war immer mein sehnlichster Wunsch gewesen," fuhr Karl leise fort, „hier einmal in meiner Vaterstadt auch als Meister einzutreten; ich hatte einen Stolz darein gesetzt, und daß nun Alles so kommen mußte..."

„Und bist Du gewiß, Karl," fragte der Vater nach einer längeren Weile, in der Alle ihren eigenen Gedanken gefolgt waren, „daß jener Mann, den Du neulich gesehen, der Nämliche gewesen, der Dir damals den Stock abgekauft hatte? Man kann sich so leicht täuschen, und so lange Jahre sind darüber hingegangen..."

„Ja, Vater, das ist wohl wahr," sagte Karl, „aber in dem Gesicht täusch' ich mich nicht, oder es müßte ein Zwillingsbruder gewesen sein. Die langen Jahre habe ich die Gestalt, das Gesicht vor meinen Augen gehabt und fast an nichts Anderes gedacht, während ich die furchtbare Strafe verbüßte. Ich wußte dabei, daß ich es wieder erkennen würde, wo ich ihm auch begegnete; aber was hilft's, der Notar hat vollkommen Recht, ich kann ihm nichts mehr beweisen, wenn er es nicht selber eingestehen wollte, und daß er das thun würde, daran ist natürlich nicht zu denken. Jetzt hab' ich den Menschen wiedergefunden, der, wie ich immer glaubte, allein im Stande gewesen wäre, mir meinen ehrlichen Namen zurück zu geben, und nun sehe ich selber ein, daß es mir nichts hilft und daß ich, wenn ich hier in Deutschland bliebe, mein ganzes langes Leben herumlaufen müßte wie Kain, der seinen Bruder Abel erschlug."

„Aber, Vater," sagte die Margareth, die den Bruder indessen mit mitleidigen Blicken betrachtet hatte, „der Mensch soll ja, wie Herr Semmlein neulich erzählte, in ganz kurzer Zeit hier ein vornehmes Weibsen aus der Stadt heirathen. Müßte man denn da nicht eigentlich hingehen und es den Leuten sagen, was sie für einen Schwiegersohn bekämen?"

„Verbrenne Du Dir das Maul," sagte der Tischlermeister,

finster vor sich hin mit dem Kopfe nickend. „Erstlich, was hilft's Dir, denn kein Mensch würde es glauben und der Karl könnt's nicht einmal beschwören, und dann wäre das nur ein gefundenes Fressen für das Gerede in der Stadt; dann zög' ich selber von hier fort, denn die Leute würden mit Fingern auf uns weisen. Nein, Grethel, der ist ein vornehmer Mensch, der die gute Meinung der Anderen schon allein für sich hat; es klingt auch zu merkwürdig, daß ein vornehmer Graf einen armen Juden auf der Straße todtschlagen und berauben sollte, ich würd's selber nicht glauben; er mag jenem Schurken ähnlich sehen, aber ich kann mir's nicht denken, daß er's selber gewesen ist. Also fang Du da mit denen etwas an! Wo aber der Hummel heute bleibt; er wollte doch den Nachmittag herkommen, vielleicht ist er noch gar nicht zurück."

„Das ist ein recht braver Mensch," sagte die Mutter leise, „wenn man ihn nur besser verstehen könnte, aber er hat eine solche Menge von kauderwälschen Worten, daß ich manchmal gar nicht herauskriegen kann, was er nur will."

„Ja," sagte Margarethe, „und mit dem häßlichen Tabakkauen. Immer hat er einen gelben Rand um den Mund, und das ewige Spucken, brrrr, mich graust's, wenn ich daran denke. Wie sich ein Mensch nur so etwas Häßliches angewöhnen kann, was ihn allen anderen Menschen verhaßt machen muß!"

„Ja," sagte der Vater, „das ist nun einmal so in dem Amerika Mode, und wer's einmal angefangen hat, kann's nicht wieder lassen. Mir gefiel's aber auch nicht und das Rauchen wär' jedenfalls reinlicher."

„Ich glaub', da ging Herr Hummel g'rad vorbei," sagte die Frau Handorf, „mir war's, als ob ich ihn eben vor dem Fenster gesehen hätte."

In demselben Moment knarrte auch die Hausthür, und Mr. Hummel, mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, stand in der Thür.

„How do you do, alltogether?" rief er dabei, „glücklich wieder eingetroffen in Rhodenburg! Na, wie geht's?"

„Ja, wie soll's gehen, Herr Hummel," sagte der Meister, indem er aufstand und ihm die Hand reichte, die der „Ameri=

kaner" derb schüttelte — „noch immer in der alten Weise; dem Karl geht die Reise im Kopfe herum. Er möchte gern hier bei uns bleiben, und die Alte da läuft mir immer mit verweinten Augen herum, aber es wird doch wohl nicht anders werden, und wenn es denn sein muß, nun, dann mit Gott! Wir Menschen sind ja doch schwache Geschöpfe und können seinen Rathschlägen nicht entgegen arbeiten."

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Mister Handorf," sagte Hummel; „der Karl wird die states schon „leiken" (to like, Gefallen daran finden) und dort bald 'was vor sich bringen, und jetzt geht auch die Reise bald fort. Meine Mutter hat endlich ihre Vorbereitungen so ziemlich zu Ende gebracht, und ich denke, ich werde mit dem nächsten Schtiemer (steamer, Dampfer) fortkönnen."

„Aber trinken Sie nicht eine Tasse Kaffee, Herr Hummel?" fragte die Mutter.

„Na, wenn noch eine da ist, why not? please, Madam — aber Eins hab' ich der Mutter versprechen müssen, daß ich da drüben nämlich nicht sterben möchte — hehehe, wenn ich's eben verhindern kann! Zehn Jahre wollen wir noch da drüben bleiben — und Mutter ist gar nicht so alt, daß sie die nicht noch recht gut abwarten könnte —, dann hab' ich genug, wenn die Jahre nur middling sind, und dann verkauf' ich meine Farm für cash und ziehe wieder mit ihr nach Deutschland herüber."

Margarethe hatte Hummel indessen erstaunt angesehen, denn sie bemerkte gar nicht, daß er kaute. Er spuckte nicht ein einziges Mal aus, und wie er seine Tasse bekam, ging er auch nicht, wie er es sonst immer gethan, erst an die Thür, um das ekelhafte Priemchen hinaus zu werfen. Er machte allerdings noch, wohl aus alter Angewohnheit, die Bewegung mit den Lippen, aber es stak wirklich kein Tabak dahinter, und zuletzt konnte sie es nicht über's Herz bringen — sie mußte ihn fragen.

„Aber, Herr Hummel, Sie kauen ja heute keinen Tabak?"

„No, miss," sagte Hummel, indem er sie von der Seite anblinzelte — „I'm done with."

„Was?" fragte Gretchen.

„Ich habe es mir abgewöhnt,“ sagte Hummel.

„Wirklich?“ rief Margarethe, und man sah ihr an, daß sie sich darüber freute. „Aber wie ist das eigentlich gekommen?“

„Ja, seh'n Sie,“ meinte Hummel — und er wurde ein wenig verlegen dabei — „erstlich hat mich the old woman — meine Mutter wollt' ich sagen — auch schon ein paar Mal gebeten gehabt, ich möcht's stoppen, und dann — dann meinten Sie auch neulich, es wäre so häßlich und Sie würden nie einen Husband nehmen, der tschuhte (to chew, kauen).“

„Was?“ sagte Gretchen, welcher der Kopf von all' den fremden Worten wirbelte. „Ich verstehe ja gar nicht, was Sie meinen!“

„Nun,“ wiederholte Mr. Hummel und wurde dabei feuerroth, „ich dächte, Sie hätten damals gesagt, das Tschu —, das Kauen wäre häßlich...“

„Ja, gewiß...“

„Und Sie würden nie einen Mann nehmen, der kaute...“

Jetzt war es an Margarethe, roth zu werden. — „Ja da hat er Recht,“ lachte sie verlegen der Mutter zu, „das hab' ich auch gesagt und ich meint's auch so; es paßt sich hier nicht in Deutschland, und Ihre Mutter ist eine ganz kluge Frau, weil sie auch darum gebeten hat, daß Sie das Kauen sollen sein lassen.“

„Das ist sie,“ rief Hummel, „und eine gute, brave Frau dazu, und ich will Gott danken, wenn ich sie erst einmal auf meinem eigenen property sitzen habe und sie pflegen kann!“

„Und wann wollen Sie wieder fort?“ fragte die Frau Handorf.

„Well, wissen Sie,“ sagte Hummel, „es kommt mir so nicht drauf an, daß ich mich auf einen bestimmten Schtiemer verlassen hätte, wenn ich auch noch einen andern abwarte. Kriegen Sie nur Ihren Sohn indessen a going, daß er Alles fertig hat, wenn es fortgehen soll, und glauben Sie mir, Mister Handorf, ich wäre der Letzte, der Ihrem Sohne zuredete, auszuwandern, wenn ich nicht wüßte, daß es ihm drüben gut gehe und er 'was Tüchtiges vor sich bringen würde.“

„Ich glaub's Ihnen, Herr Hummel, daß Sie es ehrlich und rechtschaffen mit dem armen Jungen meinen, und was ich dazu beitragen kann, ihn durch die Welt zu bringen und ihn wieder glücklich zu machen, soll gewiß geschehen. Ich sehe auch selber ein, daß ihm nichts Anderes übrig bleiben wird, als eben über See zu gehen, denn hier quält und grübelt er sich zu Schanden, während er dort freien Raum für seine Arbeit hat. Was Sie also denken, das er an Geld brauchen wird, das sagen Sie mir; ich bin gerade nicht reich, aber so viel hab' ich doch immer übrig, und wir bringen uns hier schon durch, besonders wenn mir die Sorge nicht mehr am Leben frißt."

„Hm, ja," sagte Mr. Hummel und nickte still vor sich hin, „das wollen wir schon besorgen und das wird sich Alles schon fixen — aber ..."

„Hatten Sie noch ein Bedenken?" fragte die Mutter.

„Ich?" rief Hummel ordentlich erschrocken. „Nein, ich wüßte nicht; es war nur — ich wollte sagen — hahaha," unterbrach er sich dann, selber laut auflachend, „das kommt davon, wenn man von einer Sache spricht und an eine andere denkt — damn it, ich bin ganz confus geworden! Aber es wird sich schon Alles machen, I'll fix it, darauf können Sie sich verlassen; wir wollen das schon Alles in Ordnung bringen, ich — ich habe nur noch eine Kleinigkeit für mich selber zu besorgen, ehe ich wieder hinübergehe, und bis jetzt noch immer keine Zeit dafür gehabt."

„Und kann ich Ihnen vielleicht dabei helfen?" sagte der alte Handorf freundlich. „Sie haben sich unsertwegen so sehr bemüht, und ich möchte Ihnen so gern dafür auch in etwas beistehen ..."

„Hm," lächelte Hummel verlegen, „I d'ont know, vielleicht doch — man kann in der Welt nie wissen, wo gerade Einer dem Andern helfen mag. Ich war eigentlich nur wegen Zweierlei hier nach Tschermanie gekommen — einmal wollte ich meine alte Mutter abholen, und dann mich auch ein bischen hier in Tscher —, in Deutschland umsehen."

„Nun, und das haben Sie doch beides jetzt so ziemlich fertig gebracht."

„Not by a long way,“ rief Hummel rasch, „das zweite wenigstens noch lange nicht, denn Sie wissen ja noch gar nicht, nach was ich mich umsehen wollte! Nach — nach einer Frau!“

Jetzt war's heraus — Hummel, dabei puterroth geworden, guckte keinen Menschen an, sondern sah gerade in die Ecke hinein, und Gretchen, der es siedendheiß über den Rücken lief, die sich aber nicht um die Welt hätte etwas merken lassen, griff rasch nach der Kaffeekanne und sagte: „Nicht noch eine Tasse, Herr Hummel? Er ist nicht so stark und schadet Ihnen gewiß nichts.“

„Thank you,“ sagte Hummel und schob ihr die Tasse hin.

Der Vater sah Gretchen und dann Hummel an, und der Mutter schnitt es wie ein Messer durch die Seele. Was war das? Sollte sie beide Kinder mit Einem Schlag verlieren?

Hummel stak für einen Moment gründlich fest, aber er war auch nicht der Mann danach, ein Wort wieder zu verschlucken, das er erst einmal auf die Zunge gebracht. „Seh'n Sie, Mister Handorf,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort und ehe Gretchen eigentlich hatte zu Athem kommen können — „ich bin, was man so sagen kann, „gut ab“ in der Welt, ich verdiene mehr als ich brauche, und es fehlt mir eigentlich nichts als eine Frau, denn ein Farmer ohne Frau ist just about wie eine Kirche ohne Pfarrer oder ein Thurm ohne Glocke. Wo ich mich aber auch umgeguckt habe, war's immer nichts; ich bin vielleicht ein bischen particular und die Amerikanerinnen sind auch ganz saubere Frauenzimmer, aber es geht doch nichts über die Deutschen, und wenn mich die Margareth wollte...“ — jetzt stak er noch gründlicher fest, und Margarethe war so roth geworden, als ob alle Adern ihres Gesichts auseinander bersten müßten.

„Aber, mein lieber Herr Hummel!“ sagte der Vater wirklich selber erschreckt über den Antrag, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die Familie schlug.

„Seh'n Sie, Margareth,“ wandte sich aber Hummel jetzt — und es war das Vernünftigste, was er thun konnte — an das Mädchen selber, „Ihnen zu Liebe habe ich das Tabak-

kauen gelassen und werde es nie im Leben wieder versuchen, denn ich habe auch hier in Deutschland erst eingesehen, wie nasty es eigentlich ist. Außerdem bin ich aber ein ehrlicher Kerl, das kann ich mit gutem Gewissen von mir selber sagen, und was ich Ihnen zu Lieb' thun könnte, wenn Sie erst einmal meine Frau wären, das thät' ich gewiß. Gut sollten Sie's schon haben, und mit meiner alten Mutter hätten Sie auch nicht viele Plage, denn die ist noch rüstig genug auf den Füßen; aber," setzte er mit einer rauhen Art von Zartgefühl hinzu, indem er sah, wie die Farbe auf des Mädchens Antlitz wechselte und ihr Auge einen fast fieberartigen Glanz annahm, „glauben Sie nicht, daß ich Sie jetzt drängen will. Als ehrlicher Kerl wollte ich Ihnen nur meinen mind sagen, das heißt, wollte Ihnen nur sagen, wie ich gesinnt bin und daß meine alte Mutter vor Freuden wieder jung würde, wenn ich ihr eine solche Schwiegertochter in's Haus brächte. Jetzt überlegen Sie sich die Sache," fuhr er fort, indem er aufstand und sich nach seinem Hut umsah, „der Herr Rentamts Kassirer Bollig, bei dem ich wohne — er hat einen verwünscht langen Titel, aber es ist ein braver Mann —, kann Ihnen jede Auskunft über mich geben, denn er kennt meine Familie genau. Also nichts für ungut, Mr. Handorf — ist es nix, na, dann muß ich mich hineinfinden; mit dem Karl da bleibt's aber immer dasselbe, der geht mit mir, und daß ich ihn dort auf den richtigen track bringe, darauf können Sie sich verlassen. Haben Sie sich's aber überlegt, dann komme ich morgen früh wieder vor und hole mir Antwort, ich habe heut überdies noch business in der Stadt. Good bye, Margaret," sagte er dann, dem jungen, jetzt wieder tief erröthenden Mädchen die Hand reichend — „good bye, Mr. Handorf und Mrs. Handorf — good bye, Charles!" — und mit einer etwas ungeschickten Verbeugung, denn er wußte nicht recht, wie er jetzt am geschwindesten aus der Thür käme, verließ er das Zimmer.

Fräulein Constanze Blendheim war an diesem Abend zum letzten Mal als Julia in der Oper Romeo und Julia, so

weit ihr Engagement ging, aufgetreten, und wenn man auch wußte, daß sie noch am nächsten Abend — auf den Dienstag war die Trauung angesetzt — das Benefice für den Chor geben würde, so hatte man ihr doch auch schon bei dieser Gelegenheit manche Ovation bereitet. Es waren ihr zahlreiche Blumensträuße und Kränze zugeworfen worden, und ein stürmischer Herausruf folgte dem andern. Das Publikum bedauerte wirklich, daß sie schied. Es war, wie das sonst fast stets der Fall ist, nichts Gemachtes und Künstliches dabei, es kam aus dem Herzen der Menge, und das junge Volk in Rhodenburg hatte sich sogar schon verabredet, ihr morgen Abend nach der Vorstellung, wo sie auf immer von der Bühne schied, ein Ständchen und einen Fackelzug zu bringen — etwas Außerordentliches für die sonst so stille Stadt.

Schon heute hatte man ihr aber am Theater aufgepaßt, und als sie dasselbe verließ und in den ihrer harrenden Wagen stieg, empfing sie ein lautes, sich über den ganzen Platz verbreitendes Hoch! Sie war so tief ergriffen, daß sie kaum den ihr Nächsten danken konnte, dann lehnte sie sich zurück, drückte ihr Tuch gegen die Augen und weinte sich recht herzlich aus.

Es war das nicht Rührung allein über die lebhafte Theilnahme des Publikums, das sie stets freundlich, ja herzlich aufgenommen — es war auch ein bitterer Tropfen Wermuth mit in den Kelch ihrer Freude gemischt, daß sie jetzt, noch so jung und in ihrer vollen Kraft, inmitten ihrer Triumphe inne halten und die Laufbahn verlassen sollte, an der bis jetzt ihre ganze Seele gehangen.

Sie wußte und fühlte, daß sie an Dürrbeck's Seite glücklich werden würde, sie begriff auch vollkommen, daß sie in ihrer künftigen Stellung nicht mehr dem öffentlichen Leben angehören könne und dürfe und hatte nicht einmal in sich selbst auch nur den leisesten Wunsch dazu gehabt; aber trotzdem erfaßte sie jetzt, wo dieser Abschied von der Bühne, von der Kunst eine Wahrheit werden sollte, doch ein recht wehes, drückendes Gefühl. Als ob sie zum zweiten Mal aus dem Vaterhause scheiden sollte, war es ihr, und als der Wagen bald darauf vor ihrer Thür hielt und Hauptmann von Dürrbeck sie noch dort erwartete, um ihr gute Nacht zu sagen, brachte sie

kein Wort über die Lippen, drückte ihm nur stumm die Hand und eilte dann in ihre Wohnung hinauf.

Dürrbeck war selber bewegt; er begriff recht gut, welches Opfer sie ihm brachte, und zürnte ihr wahrlich nicht, daß sie es empfand — es wäre sonst keine ächte Künstlerin gewesen. Es hatte ihn selber ergriffen, das Zujauchzen der Menge, die augenscheinliche Rührung der Geliebten, und mit raschen Schritten, um seiner Gefühle Herr zu werden, ging er die Straße hinab und kehrte erst oben wieder um, um wenigstens noch einmal, ehe er selber seine Wohnung aufsuchte, Constanzens erleuchtete Fenster zu sehen und sie dann dort hinter den niedergelassenen Rouleaux zu wissen.

So stand er noch an der andern Seite der Straße eine Weile und sah, in seine Träume versunken, hinauf, als Jemand, der eben aus dem nächsten Hause trat, seinen Arm berührte und ausrief:

„Hauptmann — alle Wetter, stellen Sie astronomische Betrachtungen an? Was machen Sie hier?“

„Mein lieber Oberstlieutenant!“ rief Dürrbeck, wirklich erstaunt den kleinen Mann noch so spät auf der Straße zu sehen, denn sonst liebte die Frau Oberstlieutenant derlei „Nachtschwärmerei‘, wie er recht gut wußte, eigentlich nicht; es mußte da also etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, „aber — wie ist mir denn?“ lächelte er auch, „Sie gehen um diese Abendstunde noch aus? Wie kommt denn das? So spät sieht man Sie eigentlich selten draußen...“

„Ja,“ lachte Klingenbruch leise vor sich hin, „das hat heute seine guten Gründe. Meine Damen sind bei Noltjes eingeladen, wo nur junges Volk und die Mütter als Ehrendamen hinkommen — ältere Herren sind Gott sei Dank ausgeschlossen und werden nur zum Abholen verwandt. Ich war deshalb heute im Eckfenster drüben, wo wir noch eine hübsche Gesellschaft hatten, bin dann nur zu mir hinaufgegangen, um ein wenig Abendbrod zu essen — denn das ist dort mordschlecht —, und will nun noch eine Partie Domino spielen und ein Glas Grog trinken. Kommen Sie mit hinüber — was thun Sie jetzt schon zu Hause!“

„Ich fühle mich eigentlich heute nicht mehr recht in der

Stimmung, noch in ein Café zu gehen," sagte Dürrbeck; „ich bin überdies schon etwas aufgeregt."

„Dann regen Sie sich wieder ab," lachte der kleine Mann, indem er seinen Arm ohne Weiteres in den des Hauptmanns schob — „kommen Sie, thun Sie's mir zu Liebe! Sie machen eine Partie Domino mit und sollen einmal sehen, wie gut Sie danach schlafen."

„Lange bleib' ich auf keinen Fall..."

„Aber, komischer Mensch! Jeder ist sein eigener Herr und bleibt eben so lange, wie es ihn freut. Ich halte übrigens heute bis halb ein Uhr aus, denn dann muß ich zu Noltjes, um meine Damen abzuholen — und jetzt wollen wir erst noch ein Glas Grog trinken."

Dürrbeck fügte sich — allerdings nur ungern, aber er fügte sich, denn er mochte den überhaupt seelensguten Oberstlieutenant nicht kränken, da er noch außerdem wußte, wie selten der einmal einen freien Abend hatte. „Also gut," sagte er, „trinken wir noch ein Glas Grog zusammen" — und einen letzten Blick nach Constanzens Fenster hinaufwendend, schritt er mit ihm über die Straße hinüber dem Café zu.

Dort drinnen saß indeß noch eine ganz lebendige Gesellschaft fast ausschließlich von Officieren oder ihnen näheren Freunden. Die meisten von ihnen waren aber erst nach dem Theater hier zusammengekommen, um ihr Abendbrod zu verzehren und noch ein Glas Wein oder einen Grog zu trinken, die wenigsten, um zu spielen, denn gerade eine solche Vorstellung lieferte ihnen nachher trefflichen Stoff zu Unterhaltung und Gedankenaustausch und bot ihnen dadurch einen doppelten Genuß.

Um den Tisch im Eckfenster hatte sich besonders eine Gruppe zusammengefunden, meist junge Lieutenants, die noch für das Theater, wenn auch vorzugsweise das Ballet, schwärmten. Diese, die zuerst eingetroffen sein mochten, saßen auf den zwei Fauteuils in der Ecke, mit dem Rücken nach den jetzt fest verschlossenen Fenstern zu, während die letzt Gekommenen die Stühle inne hatten, die den Rücken dem eigentlichen Hauptlocal zuwandten. Unter diesen befand sich Graf Rauten, und

zwar gerade einem der schmalen Pfeilerspiegel gegenüber, von denen zwei die Hauptsäulen des Vorbaues deckten und den ganzen Raum, besonders nach der hell erleuchteten Thür zu, reflectirten.

Das Gespräch beschäftigte sich gerade mit der heute ganz ungewöhnlichen, der Künstlerin gebrachten Ovation, dem Kränze- und Sträußewerfen und dem endlosen Herausrufen, und ein junger Artillerie-Officier, dem man nachsagte, daß er für die zweite Sängerin nicht unempfindlich sei — er wurde wenigstens oft mit ihr geneckt —, behauptete ziemlich bestimmt, daß das Ganze eine gemachte „Geschichte" gewesen wäre. Jede Sängerin und Schauspielerin habe eine Anzahl von Verehrern, die ihr das besorgten; denn würde das Publikum wirklich einmal von dem Spiel oder Gesang einer solchen Dame hingerissen, so hätte es natürlich keine Kränze bei der Hand. Die vorhandenen seien also schon angeschafft gewesen, ehe man wußte, wie sie spielen oder singen würde, und zeichnete sie sich an dem Abend auch noch so wenig aus, der Blumenflor sei dann eben da und müsse geworfen werden, denn mit nach Hause könne man ihn unmöglich wieder nehmen.

Dagegen erklärte ein Anderer, daß das allerdings heut Abend bestimmt der Fall gewesen wäre, aber die Blumen hätten auch nicht dem heutigen Gesang von Fräulein Blendheim, sondern ihren sämmtlichen bisherigen Leistungen auf hiesiger Bühne gegolten. Es sei gewissermaßen der Abschluß ihrer Künstlerlaufbahn gewesen, und wenn irgend Jemand eine solche Auszeichnung wirklich verdient habe, so sei es doch gewiß diese Dame.

Rauten hatte in die ganze Unterhaltung, so lange sie sich um das Theater drehte, noch kein Wort mit eingesprochen. In diesem Augenblick traten Oberstlieutenant von Klingenbruch und Hauptmann von Dürrbeck in das Local, blieben aber, da sie das Eckfenster dicht besetzt sahen, weiter vorn und ließen sich dort an einem der Tische nieder, und Klingenbruch bestellte natürlich gleich zwei Glas Grog.

Rauten hielt seinen Blick eine Weile auf den Spiegel geheftet, dann sagte er mit seiner ruhigen, kalten Stimme: „Meine Herren! Ich weiß nicht, ob es in meinem schlechten

und vielleicht verwöhnten, oder sagen wir verdorbenen Geschmack wurzelt; ich aber habe für meine Person jede Freude am Theater verloren und besuche es nur manchmal, um eine halbe Stunde todt zu schlagen, aber wahrlich nicht, um mich an einem sogenannten und ausposaunten Kunstgenuß zu erfreuen. — Kunst! Was verstehen wir jetzt darunter? Das Ganze ist doch weiter nichts als Komödienspielerei, ein gewisser Charlatanismus, der mehr oder weniger frech auftritt und der eigentlichen Masse vielleicht für den Augenblick imponirt, und auf den Augenblick ist ja auch Alles berechnet, aber nicht im Stande, einen wirklichen Kunstgenuß hervor zu rufen, wenigstens nicht bei mir, wie ich ausdrücklich bemerken muß."

„Aber, lieber Graf," sagte ein junger Rittmeister, „ich glaube, da urtheilen Sie doch zu egoistisch allein nach sich selber. Wir Anderen, und ich könnte Ihnen dafür manche Zeugen stellen, empfinden wirklich das, was Sie entschieden abzuleugnen suchen, einen Kunstgenuß, und ich glaube für Viele zu sprechen, wenn ich Ihnen sage, daß uns den Fräulein Blendheim heut Abend in der That bereitet hat."

„Du, George, da drüben sitzt Hauptmann Dürrbeck," flüsterte ihm ein anderer Officier zu, „der Blendheim Verlobter, laß uns lieber davon abbrechen." Der Rittmeister nickte zustimmend, Rauten aber nahm das Wort auf und fuhr ruhig und mit keineswegs unterdrückter Stimme fort:

„Ja, sehen Sie, lieber Herr Rittmeister, da tritt wieder die Verschiedenheit des Geschmacks in den Vordergrund. Für mich hat die Blendheim etwas positiv Widerliches, Abstoßendes, und was einige Kunstenthusiasten Leidenschaftlichkeit und Feuer in ihrem Vortrag nennen, dem würde ich den Namen Frechheit und unweibliche Geberden geben."

Der Rittmeister und einige der anderen Officiere hatten versucht, ihn in seiner Rede durch Zeichen und leise geflüsterte Worte aufzuhalten; er mußte das aber nicht verstanden oder auf etwas Anderes bezogen haben; oder wollte er sich eben nicht stören lassen; aber er beendete den Satz mit der größten Kaltblütigkeit und that dann, während sich ein peinliches Schweigen um den Tisch lagerte, einen langsamen Zug aus dem vor ihm stehenden Glase. Nur sein Nachbar, ein junger

Officier, flüsterte ihm jetzt rasch und dringend zu: „Herr Graf, Fräulein Blendheim's Bräutigam ist im Local und kommt gerad' zu uns herüber."

„In der That?" sagte Rauten, ohne sich jedoch beunruhigt darüber zu zeigen.

Hauptmann von Dürrbeck ging langsam an dem Tisch vorüber, es geschah wohl nur mehr, um sich zu zeigen, als um Theil an dem Gespräch zu nehmen. „Guten Abend, meine Herren!" sagte er ruhig, das vorher Gesprochene nicht berührend, oder hatte er es auch vielleicht nicht verstanden und nur gehört, daß von seiner Verlobten die Rede war, wonach er es denn für passend hielt, sich wenigstens zu zeigen; er sah aber sehr bleich und finster aus, und der Blick, den er im Vorbeigehen auf Graf Rauten warf, ohne daß dieser aber selbst den Kopf nach ihm drehte, war nichts weniger als freundlich.

Die übrigen Officiere grüßten in augenscheinlicher Verlegenheit, der junge Husarenrittmeister stand sogar auf und verließ den Tisch und gleich darauf auch das Local. Die Sache schien ihm furchtbar fatal, und er mochte nichts weiter damit zu thun haben. Dürrbeck selber ging ruhig vorüber und wieder zu Klingenbruch, der indessen dort wie auf Kohlen gesessen hatte, denn ihm war kein Wort von dem vorigen Gespräch verloren gegangen, und Dürrbeck mußte es eben so gut verstanden haben.

Der Hauptmann leerte indessen, zum Tisch zurückgekehrt, sein Glas Grog, ohne sich wieder zu setzen, und dann Klingenbruch die Hand hinüberreichend, sagte er freundlich: „Nun gute Nacht, mein lieber Herr Oberstlieutenant, ich habe Ihnen jetzt Ihren Willen gethan, bin aber nun müde und will schlafen gehen."

„Warten Sie, ich gehe mit, Dürrbeck," sagte der Oberstlieutenant, der ebenfalls sein Glas leerte und aufstand — die ganze Sache fing ihm hier an unheimlich zu werden und er wünschte vor allen Dingen unnöthigen Streit zu vermeiden.

„Aber, meine Herren," lachte indessen Rauten am Tisch im Eckfenster, „was ist denn mit Ihnen auf einmal? Haben

Sie einen Geist gesehen? Todtenstille? Wovon sprachen wir denn gleich?"

„Von einem Capitel, das wir lieber fallen lassen," erwiderte ziemlich bestimmt ein Hauptmann von den Jägern, „ich dächte, wir hätten außerdem Stoff genug..."

„Ah, vom Theater! Ja," rief Rauten, „und warum nicht davon, mein Herr Hauptmann? Wenn mir Jemand für einen Thaler Entrée den ganzen Abend etwas vorsingen und vorspielen muß, so erwerbe ich mir für das Geld auch das Recht, darüber zu urtheilen, und weshalb ich loben soll, was mir zuwider ist, weiß ich eigentlich nicht."

Dürrbeck und der Oberstlieutenant verließen in diesem Augenblick das Local, und der Jägerofficier, ein Hauptmann von Soling, sagte jetzt, da er die Luft rein sah: „Das mag Alles recht schön und gut sein, Herr Graf, und ich gebe Ihnen zu, daß viele Leute ein Recht haben, das sie bald bescheiden, bald ohne Rücksicht auf andere Rechte gebrauchen. Hauptmann von Dürrbeck aber, der, wie wir Alle wissen, mit Fräulein Blendheim verlobt ist, befand sich unmittelbar in unserer Nähe und ist uns Allen ein so lieber und allgemein geachteter Kamerad, daß es uns peinlich sein mußte, sein Gefühl verletzt zu sehen."

„Und konnte ich wissen, daß er hinter mir eingetreten war?" sagte Rauten. „Uebrigens scheint er die Sache, wenn er überhaupt meine Worte gehört, was ich noch bezweifle, sehr kaltblütig genommen zu haben. Er kann sich auch gar nicht beklagen, denn so lange seine Braut, wenn wir das denn wirklich annehmen wollen, noch öffentlich auftritt, gehört sie dem Publikum an und nicht ihm."

„Fräulein Blendheim ist eine *sehr* anständige Dame," sagte ein anderer Officier.

„So?" lachte Rauten, „wer von Ihnen war es denn neulich, der mir erzählte, sie habe früher einmal ein Verhältniß mit dem Erbprinzen gehabt?"

„Guten Abend, meine Herren," sagte Hauptmann von Soling, stand kurz auf und verließ den Tisch, und einige der anderen Officiere folgten ihm bald nach; es war überhaupt spät geworden.

23.

Im Eckfenster unten.

Es giebt ein altes deutsches Sprüchwort: „Geld bringt keinen Segen!“ Etwas Wahres mag auch immerhin daran sein, wie an allen derartigen Sprüchen, wenn man sie auch nicht im Allgemeinen gelten lassen darf. Im Klingenbruch-schen Hause schien es aber wirklich sich bewähren zu sollen, denn seit der Erbschaft, die allerdings den Betreffenden die Aussicht auf eine sorgenfreie Existenz bot, aber sonst auch bei den jungen Mädchen jede andere Lebenshoffnung zertrümmerte, schien der Frieden aus dem Hause gewichen zu sein.

Bis dahin regierte die Mutter unumschränkt im Hause, und der Oberstlieutenant schien in der Familie nur als Zahlmeister engagirt zu sein; jetzt dagegen hatte sich das Blatt gewendet, denn die Töchter fingen an sich zu emancipiren, sie besaßen ja — unter welchen Bedingungen blieb sich gleich — gegenwärtig ein Privatvermögen, das nicht mehr von dem Willen ihrer Eltern abhängig war, sondern ihnen nur gegen ihre eigene Quittung von dem betreffenden Testamentsvollstrecker ausgezahlt werden mußte.

Mit einer aufkeimenden Erbitterung gegen das Menschengeschlecht traten sie solcher Art schon mit dem siebzehnten und neunzehnten Jahre in den Stand der „alten Jungfern“, denn ein unbestimmtes Gefühl sagte ihnen, daß wohl ein armes Mädchen einen reichen Mann bekommen könne — und einen andern verlangten sie nicht —, daß aber die Gewißheit des Verlustes ihrer Erbschaft, sobald sie sich verehelichten, die meisten Freier von ihnen fern halten würde.

Daß sich die Frau Oberstlieutenant allerdings einer Unterordnung unter den Willen ihrer Töchter nicht gutwillig fügte, läßt sich denken, aber ändern konnte sie nichts mehr, und täglicher Zank und Streit im Hause war davon die Folge, so daß Klingenbruch selber begann, das Joch seiner Frau ein wenig abzuschütteln und sich etwas freier zu bewegen. Die

gnädige Frau von Klingenbruch fing an, den Boden unter den eigenen Füßen zu verlieren.

Es war Montag Morgen, der Morgen nach der Gesellschaft bei Noltjes und der 24. Mai. Die Einladung hatte in Folge von Bertha's Geburtstag stattgefunden, und man schien sich im Allgemeinen vortrefflich amüsirt zu haben; nur Flora und Henriette nicht, denn an dem kleinen Tanz durften sie, ihrer Trauer wegen, keinen Theil nehmen. Die Tante ärgerte sie noch mehr nach ihrem Tode, wie sie es bei Lebzeiten gethan hatte, und dann war noch allerlei Anderes vorgefallen, was sie irritirt und ihnen die gute Laune genommen haben mußte.

„Nun, Kinder, wie war's?" sagte der Oberstlieutenant, als er am nächsten Mittag aus dem Kriegsministerium nach Hause kam, „habt Ihr Euch recht gut amüsirt?"

„Amüsirt — auch noch," sagte Henriette, den Kopf zurückwerfend, „ich bin nur hingegangen, damit das alberne Ding, die Bertha, nicht nachher ihre boshaften Bemerkungen machen konnte. Die kenn' ich durch und durch."

„Welche Herren waren denn da?" fragte der Vater, der sich auf diese weiblichen Eifersüchteleien kluger Weise nicht einließ.

„Wer da war?" bemerkte, aber auch mit ziemlich wegwerfendem Tone, Flora, „fast Niemand, denn die Meisten hatten absagen lassen, nur der arme junge Mensch, der Hans von Solberg, und noch ein paar Andere scheinen als Opfer in die Falle gegangen zu sein."

„Und Du hättest nur die Bertha gestern Abend sehen sollen, Papa!" rief Henriette. „Nein, aufgetakelt, daß es ein reiner Skandal war, und decolletirt! Es ist schon fast unanständig, es nur zu erwähnen, da kannst Du Dir etwa denken, wie sie ausgesehen hat."

„Aber daß das die Mutter leidet!" sagte der Oberstlieutenant.

„Die ist eben so schlimm wie ihre Tochter," sagte Jettchen.

„Na, Hetty," meinte Flora, „so arg war das auch nicht, so ist es mir wenigstens nicht aufgefallen. Wenn ich aber wie sie wäre, zeigte ich nicht so viel von meinem magern Halse. Das weiß ich gewiß."

„Waren auch Officiere dort?“ fragte der Vater.

„Nun, gewiß,“ sagte Flora schnippisch, „die werden ja immer commandirt, als ob sie auf Wache ziehen müßten. Lieutenants die Hülle und Fülle, und was für Exemplare! Gott bewahre Einen!“

„Herr von Wöhfen war auch da,“ bemerkte Henriette; „er scheint sich jetzt seinen Scheitel mitten über den Kopf weg zu rasiren, er war wenigstens zwei Finger breit.“

„Und der kleine Lieutenant Priesteritz!“ lachte Flora; „er sah zu komisch aus, besonders wenn er um Bertha herumschwänzelte und sie „Königin des Festes“ und die „Fee dieses Zauberpalastes“ nannte.“

„Graf Rauten war auch eingeladen,“ sagte Henriette, „hat aber abgesagt.“

„Da drüben geht er!“ rief Flora, „und noch dazu mit Hauptmann von Dürrbeck. Die beiden Herren habe ich auch noch nie zusammen gesehen.“

„Wer? Rauten mit Dürrbeck?“ rief der Oberstlieutenant rasch und erstaunt aus, indem er an's Fenster trat, „wo?“

„Gerade dort drüben, Papa. Die beiden Herren treten eben zusammen in's Kaffeehaus.“

„Hm, wahrhaftig!“ murmelte der kleine Mann leise vor sich hin, als ob er darüber erstaunt wäre; „aber das freut mich, ich hatte wirklich schon Sorge. Recht begreifen kann ich's aber doch nicht.“

„Was ist denn? Weshalb nicht, Papa?“ fragte Jettchen, welche die Worte gehört haben mußte, „ist etwas vorgefallen?“

„Oh, vorgefallen eigentlich nichts,“ sagte der Oberstlieutenant ausweichend, „Rauten äußerte nur, oder machte vielmehr drüben im Kaffeehaus eine Bemerkung, die sich auf etwas vom Theater bezog ...“

„Auf die Blendheim drüben?“

„Bewahre, nein,“ rief der Vater rasch, denn er war selber viel zu zartfühlend, um ein solches Gespräch weiter zu tragen; „nein, es war mehr eine allgemeine Bemerkung, die sich — die sich aber tadelnd aussprach, und ich fürchtete, daß es Dürrbeck vielleicht übel genommen hätte; er ist überdies nicht besonders gut auf den Grafen Rauten zu sprechen, und

soll ich aufrichtig sein, so wäre mir auch mancher Andere am kleinen Finger lieber, wie der ganze Graf."

„Aber, Papa," rief Flora, „wie kannst Du nur so etwas sagen? Der Graf hat etwas so Nobles, Vornehmes in seinem ganzen Wesen."

„Ja, er ist mir eigentlich ein bischen zu vornehm," sagte der Vater, „und ich weiß nicht, es kommt mir manchmal ordentlich unnatürlich vor. Nehmt dagegen den Hans Solberg, der dem Grafen in jeder Hinsicht gleichsteht."

„Nur nicht im Rang," bemerkte Henriette.

„Ach was," sagte Klingenbruch, „beim Militär habe ich nichts dagegen, da muß eben der Rang gelten, denn ohne den gäbe es keine Disciplin; aber so im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben gebe ich verwünscht wenig auf die Grafentitel. Ein anständiger Baron oder sonst ein braver, rechtlicher Mann ist mir eben so lieb."

„Ja," sagte die Frau Oberstlieutenant, die eben in's Zimmer trat und die letzten Worte gehört hatte, „das sieht Dir gleich, Heinrich, daran erkenne ich meinen Gatten, Du gehst eben so gern mit einem Schuster wie mit einem Baron um."

„Kommt immer darauf an, mein Herz," sagte der Oberstlieutenant, der übrigens nicht daran dachte, den Kampf mit seiner besseren Hälfte aufzunehmen, „was für Leute eben der Schuster und der Baron sind. Aber, Kinder, ich habe etwas mit Dürrbeck zu sprechen, und da er da gerade gegenüber ist, werde ich die Gelegenheit benutzen und ihn abfangen. Ich komme gleich wieder," und seine Mütze aufgreifend, überließ er die Damen sich selber.

Ueber die Promenade von Rhodenburg, still und allein, mit finster zusammengezogenen Brauen, schritt Hauptmann von Dürrbeck — wohin? wußte er selber nicht — er wollte nur in seinen Gedanken nicht gestört werden, und freundlicher Art waren die wahrlich nicht. Er hatte auch die ihm Begegnenden kaum beachtet und ein paar Bekannte so flüchtig und zerstreut gegrüßt, daß sie ihm, als er vorüber war, erstaunt nach-

sahen, denn etwas Derartiges lag ihm sonst so fern. Jetzt fiel sein Blick zufällig, denn er haftete sonst am Boden, auf eine sich ihm nähernde Gestalt — es war Rauten mit seiner steten Nonchalance, der, den Spazierstock zwischen zwei Fingern, über die Promenade schlenderte und, als er dem Hauptmann begegnete, mit einem vornehm flüchtigen Gruße an ihm vorüber wollte. Aber Dürrbeck's Auge haftete rasch und fest auf ihm, und sich halb zu ihm wendend, ohne den Gruß weiter als durch eine leise Hebung der Hand gegen die Dienstmütze zu erwidern, sagte er: „Herr Graf, ich freue mich, Ihnen hier zu begegnen. Ich komme soeben aus Ihrer Wohnung, hatte aber nicht das Glück, Sie dort zu finden — dürfte ich Sie um zwei Worte bitten?"

„Mit Vergnügen, Herr Hauptmann," erwiderte Graf Rauten, indem er sich dabei aber noch wo möglich ein wenig höher emporrichtete, als es sonst seine Art und Weise war — „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Nur mit einer Antwort," sagte Dürrbeck trocken. „Erinnern Sie sich noch, was Sie gestern Abend im Café, als ich mich selber schon in dem Local befand, und über eine Dame vom Theater geäußert haben?"

„Ich muß bedauern," sagte Rauten lächelnd — „Sie werden mir zugestehen, daß ein Gespräch über das Theater oder was damit zusammenhängt viel zu unbedeutend ist, um unsere Aufmerksamkeit länger als für den Moment zu fesseln. Es würde schwer und außerdem eine sehr undankbare Arbeit sein, ein solches Gespräch noch einmal am nächsten Morgen zu recapituliren — doch was bezweckt Ihre Frage?"

„Ich will sehr deutlich sein," sagte Dürrbeck, dem der augenscheinliche Hohn in Rauten's Worten nicht entging, und der sich jetzt wirklich Mühe geben mußte, um nur die nöthige Fassung zu bewahren. — „Sie äußerten sich über Fräulein Blendheim in einer eines Gentleman nicht würdigen Weise..."

„Herr Hauptmann!" fuhr Graf Rauten auf.

„Sie wissen, daß Fräulein Blendheim meine Verlobte ist..."

Rauten hatte heftig werden wollen, gewann aber rasch seine alte, nur um so mehr provocirende Kaltblütigkeit wieder.

„Ich weiß das?“ sagte er ruhig. „Haben Sie mir Ihre Braut vorgestellt oder mir nur eine Karte gesandt? Woher soll ich es wissen? Aus dem Stadtklatsch etwa, der sich mit solchen Dingen befaßt? Ich leihe dem kein Ohr.“

Dürrbeck biß die Zähne fest auf einander. „Ich frage Sie denn hiermit,“ sagte er mit vor innerer Aufregung zitternder Stimme, „ob Sie, als Sie jene Worte äußerten, wußten, daß ich mich im Zimmer befand oder nicht.“

„Mein Herr Hauptmann,“ sagte Rauten mit der größten Ruhe, „ich weiß mich nicht mehr darauf zu erinnern. Es ist möglich, daß ich Sie gesehen oder gehört hatte, aber auch das Gegentheil kann der Fall gewesen sein.“

„Sie weichen mir aus...“

„Nicht im Geringsten; ich erkläre Ihnen nur hier einfach, daß ich, wenn ich Sie auch gesehen hätte, trotzdem keine Aeußerung über irgend eine der dem Publikum vollständig preisgegebenen Theaterdamen, so weit es nämlich ein Urtheil über sie betrifft, zurückgehalten haben würde. Zu diesen aber gehört die Blendheim...“

„Fräulein Blendheim, wenn ich Sie bitten darf!“ fuhr Dürrbeck empor, denn seine Geduld lief aus.

„Und weshalb Fräulein?“ lächelte der Graf. „Bei derlei Personen setzen wir unter uns immer nur den Artikel vor.“

„Schuft,“ knirschte jetzt Dürrbeck zwischen den Zähnen durch, „eigentlich gehörte Dir ein Faustschlag in's Gesicht!“

„Das genügt,“ sagte der Graf lächelnd; „ich glaube, wir sind jetzt auf dem Punkt angelangt, den Sie herbeigesehnt, und es bedarf keiner weiteren pöbelhaften Beleidigungen.“

„Ich werde jetzt nach Hause gehen,“ sagte Dürrbeck, der schon bereute, so weit gegangen zu sein, denn das erste Wort allein hätte den nämlichen Zweck erfüllt — „und dort so lange bleiben, bis Sie mir Jemanden senden, mit dem ich mich verständigen kann. Ich erwarte aber Ihre Antwort bald“ — und damit drehte er sich ab und wollte die Allee hinuntergehen.

Rauten blieb, auf seinen kleinen Stock gestützt, den linken Arm in die Seite gestemmt, stehen und sah still und sinnend vor sich nieder. Hauptmann von Dürrbeck hatte sich aber

kaum sechs oder acht Schritt von ihm entfernt, als er ihn wieder anrief: „Herr Hauptmann von Dürrbeck!"

Dürrbeck blieb stehen, ohne sich aber umzuwenden; nur den Kopf zurückdrehend, sagte er: „Ich glaube nicht, daß noch weitere Worte zwischen uns nöthig sind."

„Doch, Herr Hauptmann," sagte der Graf, ohne daß auch nur ein Muskel in seinem Antlitz gezuckt hätte. „Ich habe Ihnen noch einen Vorschlag zu machen."

„Einen Vorschlag? Mir?" rief Dürrbeck heftig aus. „Schaut die Memme bei Ihnen durch?"

„Sie kennen mich zu wenig," erwiderte sein Gegner mit der nämlichen Ruhe, „und deshalb verzeihe ich Ihnen den unwürdigen Verdacht, zu dem ich Ihnen noch keine Veranlassung gegeben habe. Wir sind Beide fest entschlossen, uns den Hals zu brechen, nicht wahr?"

„Allerdings," sagte Dürrbeck finster.

„Schön, dann lassen Sie uns jetzt ruhig bereden — aber wir erregen hier Aufsehen," unterbrach er sich plötzlich, „denn wir schneiden viel zu ernsthafte Gesichter, als daß die Vorübergehenden an ein freundliches Zwiegespräch glauben könnten. Lassen Sie uns — das letzte Mal in unserem Leben — hier noch ein paar Schritte ruhig zusammen hinuntergehen. Ich erkläre Ihnen dann mit wenig Worten, was ich meine, und es liegt nachher nur an Ihnen, Ja oder Nein dazu zu sagen. Ist Ihnen das angenehm?"

„Ich begreife nicht recht, was Sie mir noch mitzutheilen haben könnten," erwiderte Dürrbeck; „aber es sei — kommen Sie."

Die beiden Herren gingen jetzt wie zwei auf einem friedlichen Spaziergang Begriffene neben einander her die Promenade entlang, und Rauten begann ohne Weiteres: „Sie wissen, mein Herr Hauptmann, wie wir Beide in unseren Lebensverhältnissen stehen. Sie gedenken sich in der allernächsten Zeit zu vermählen, mit mir ist das Nämliche der Fall — wenn ich nicht irre, war sogar der morgende Tag als unser beiderseitiger Hochzeitstag bestimmt."

„Ihr Gedächtniß hat sich wesentlich gebessert, Herr Graf," sagte Dürrbeck kalt — „doch wozu die Vorrede?"

„Es ist keine Vorrede, ich bin bei der Sache, wie Sie mir gleich selber zugestehen werden. Einer von unseren Bräuten nun — welcher, liegt noch in des Schicksals Hand — ist für morgen eine Täuschung zugedacht — aber weshalb sollen wir dieselbe beiden bereiten?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Dürrbeck finster.

„Ich kann es Ihnen kurz erklären. Falle ich, so ist natürlich meine Braut Wittwe noch vor der Vermählung, aber die Ihrige ebenfalls um nichts gebessert, denn Sie müssen entweder flüchten oder werden verhaftet und können ein paar Jahre auf der Festung sitzen. Das Nämliche ist mit mir der Fall...“

„Und läßt sich das ändern?“

„Gewiß. Noch ist die Sache total unter uns — mißverstehen Sie mich nicht,“ setzte er rasch hinzu, als Dürrbeck den Kopf trotzig emporwarf — „von einem Ausgleich kann und wird keine Rede sein, und der heutige Tag muß noch zwischen uns entscheiden; aber wir können die Sache auf eine geschickte Weise anfangen.“

„Ich verstehe noch immer nicht, was Sie meinen.“

„Also kurz das. Die Amerikaner sind, was man ihnen nicht abstreiten kann, ein äußerst praktisches Volk, und was sie angreifen, thun sie mit Geschick und dem möglichst geringsten Zeitverlust. Haben Sie nie von amerikanischen Duellen gehört?“

„Ha!“ sagte Dürrbeck und sah den Grafen starr an.

„Begreifen Sie jetzt, welchen Vorschlag ich Ihnen machen wollte? Bis jetzt weiß, wie gesagt, noch kein Mensch um unsern tödtlichen Zwist, und das Beste ist, es braucht Niemand eine Silbe davon zu erfahren. Sterben Sie zum Beispiel plötzlich, so kann ich unmöglich dafür zur Verantwortung gezogen werden; sterbe ich, wessen Verdacht kann dann auf Sie fallen? Nicht einmal mein Blut klebt an Ihren Händen, doch auch immer eine unangenehme Sache. Der Ueberlebende hält am nächsten Tage mit vollkommen reinem Gewissen seine Hochzeit, und der Todte — bah, der wird einfach begraben!“

Dürrbeck schwieg eine Weile; es war ein eigenes, be-

ängstigendes Gefühl, das ihm durch's Herz zog, denn wenn er auch mit vollem Muthe jedem andern Manne im Kampfe auf Tod und Leben entgegengetreten wäre, dieses drohende Ungewisse machte ihn für einen Moment schwanken — aber auch nur für einen Moment, dann wich der Schatten. „Und welche Entscheidung schlagen Sie da vor?"

„Die einfachste die beste," erwiderte Rauten, die Sache vollkommen geschäftsmäßig betreibend. „Wir gehen in das erste beste Hotel, wo wir Würfel finden — im Eckfenster sind deren zum Beispiel —, und thun gegenseitig einen einzigen Wurf. Um etwaige Gäste nicht aufmerksam zu machen, würfeln wir eine Flasche Champagner aus. Wer die meisten Augen bekommt, ist Sieger und muß den Champagner bezahlen — der Andere schießt sich einfach noch heute bis spätestens vor Mitternacht eine Kugel durch den Kopf."

Dürrbeck fühlte, wie ihm das Herz fast hörbar in der Brust klopfte, und ohne gleich zu erwidern, schritt er schweigend neben dem Grafen hin. Es war ein furchtbarer Ausweg — aber es war ein Ausweg, Rauten hatte Recht. Der Ueberlebende blieb dem Gesetze eine lange Zeit verfallen, und welche Qualen stand dann Constanze seinetwegen aus, selbst wenn er der Ueberlebende blieb — und ihr Duell — er war fest entschlossen gewesen, den Kampf über das Taschentuch mit nur einer geladenen Pistole zu bestimmen, so daß also einer von ihnen unfehlbar bleiben mußte. Und welchen Unterschied bot diese Entscheidung — keinen im Resultat und nur noch dem Sieger den Vortheil, daß er von Niemandem behelligt werden konnte. Außerdem lag für ihn gerade noch der nicht gering anzuschlagende Umstand vor, daß Constanzens Name bei der ganzen Sache nicht genannt wurde und ihr Ruf darunter litt. Wurde die Sache öffentlich betrieben, was sich mit Secundanten nun einmal nicht ändern ließ, was für Gerüchte streute dann die Welt aus, und die tollsten Dinge wären jedenfalls erfunden worden, denn eine Künstlerin glaubt ja Jeder schmähen zu dürfen!

„Topp," rief er aus, „ich nehme Ihren Vorschlag an! Er ist teuflisch erdacht, aber Sie haben Recht, er erfüllt seinen Zweck — und wann soll es geschehen?"

„Wann? Jetzt gleich!“ sagte Rauten. „Wir dürfen schon deshalb nicht so lange zögern, weil der Verlierende alle Hände voll zu thun haben wird, um seine Geschäfte auf dieser Welt noch zu regeln. Ich weiß wirklich nicht einmal, ob ich mit Allem genügend fertig würde, was aber auch wieder in sofern seinen Vortheil hat, daß man sich dann keinem nutzlosen und peinlichen Grübeln überläßt.“

„Und Ihr Ehrenwort, daß Sie die Bedingung erfüllen, wenn der Wurf Sie trifft, wie ich Ihnen hiermit ebenfalls das meine verpfände?“

„Selbstverständlich,“ sagte Rauten — „mein Ehrenwort, und das noch bis vor Mitternacht.“

„Vor Mitternacht!“ wiederholte der Hauptmann dumpf — aber die Männer reichten sich dabei nicht die Hände — Dürrbeck verlangte es auch gar nicht, denn er wußte, daß das Wort genügte, und schweigend verfolgten sie von jetzt ab ihre Bahn, wobei Rauten — denn Dürrbeck folgte ihm willenlos — die Führung übernahm.

So erreichten sie das Café auf dem Brink und fanden es auch jetzt gerade noch von wenigen Gästen, und von diesen die meisten Fremde, besetzt — nicht ein einziger Officier war da.

„Mademoiselle,“ rief Rauten, wie sie nur den Raum betreten hatten, „eine Flasche Champagner und zwei Gläser — und die Würfel, wenn ich bitten darf — wir wollen sehen, wer zu bezahlen hat!“

Die junge Dame im Café, ein dralles Mädchen und sehr elegant gekleidet — denn nur die haute volée besuchte vorzugsweise dieses Local, — brachte bald das Verlangte. Geschah es doch sehr häufig, daß Herren hier ihre Getränke, ihren Kaffee selbst, oder eine Flasche Wein, ausspielten, und die Würfel standen deshalb auch stets in einem mit rothem Sammet gefütterten Lederbecher auf dem Buffet.

„Nur hierher in's Eckfenster, mein Schatz,“ rief ihr der Graf zu, als sie das Brett auf einen der nächsten Tische setzen wollte — „hier ist doch der beste Platz, und die beiden Fauteuils sind wie zu einer traulichen Flasche gemacht.“ Da-

bei nahm er die Flasche und öffnete sie, daß der Pfropfen gegen die Decke knallte.

„So, Herr Hauptmann," fuhr er dann fort, indem er beide Gläser vollschenkte, „der Schaumwein wird uns gerade in die rechte Stimmung zu einem Sprung in's Freie bringen. Wir brauchen nicht mit einander anzustoßen," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu, als er sah, daß Dürrbeck zögerte das Glas zu nehmen — „die Wahrscheinlichkeit ist außerdem vorhanden, daß Sie den Champagner bezahlen werden, denn mein Glück hat mich in der letzten Zeit verlassen, und, aufrichtig gesagt, wär' ich's ganz zufrieden, es ist doch immer nur wieder die nämliche Quälerei, und wer's überstanden hat, am besten dran — also: was wir lieben!" — und er setzte das Glas an und leerte es auf Einen Zug.

Dürrbeck hatte gezögert. Jetzt, da er der Entscheidung gegenüberstand, überkam ihn ein eigenes, fast erdrückendes Gefühl, und wäre er jetzt noch einmal gefragt worden, welche Kampfart er wählen wolle, er würde sich nie mehr zu dieser entschieden haben. Aber sollte er jetzt noch zurücktreten? — — Der Graf schien fast zu errathen, was in seiner Seele vorging, denn ein eigenes spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen. — Nein, es war nicht mehr möglich — zu spät! tönte es ihm durch's Herz, und das Glas aufgreifend, stürzte er den Inhalt mit Einem Zuge hinab.

„Also wer von uns die Zeche bezahlt!" rief Rauten jetzt. „Hier, Kamerad, Sie haben den ersten Wurf — zittern Sie?" sagte er scharf, aber leise, und sein Blick haftete fest und brennend auf ihm.

Dürrbeck erwiderte nichts, nur ein verächtlicher Zug kräuselte seine Lippen. Mit fester Hand nahm er den Becher, schüttelte ihn, und die Würfel rollten auf den Tisch — es waren zwei Sechsen und eine Zwei.

„Alle Wetter," rief Rauten, „vierzehn! Das ging nahe genug an der höchsten Zahl vorüber und ist immer noch ein vortrefflicher Wurf! Ich hab' es vorher gewußt — so viel werf' ich nicht — nun denn zur Entscheidung!"

Er hatte die Würfel vom Tische genommen und wieder in den Becher gethan. Dürrbeck starrte noch immer auf die

Marmorplatte, die schon im nächsten Augenblick über Leben und Tod bestimmen sollte. Auch Rauten schüttelte die Würfel und ließ sie dann mit einem langen Wurf über den Tisch rollen — die Augen lagen. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Von den Gästen hatte außerdem Niemand auf dieses hier so häufig getriebene Spiel geachtet — was kümmerte es sie, wer von den beiden Fremden die Flasche Champagner bezahlen mußte!

Rauten nahm die Würfel langsam wieder auf und ging damit zum Buffet hinüber. „Nun, mein schönes Kind," lachte er dabei, „ich habe es Ihnen vorhergesagt — mein gewöhnliches Pech — ich muß den Champagner bezahlen, und je eher das geschieht, desto besser!" — Damit griff er in die Tasche, nahm einen Doppelthaler heraus und warf ihn auf die Zahlbank.

Dürrbeck schaute ihm nach, aber er sah die Gestalt kaum — wie ein Nebel füllte es den Raum, und die Umrisse der verschiedenen Körper zeigten Regenbogenfarben. Rauten stand schon wieder ihm gegenüber und schenkte die Gläser auf's Neue voll.

„Noch ein Glas, Herr Hauptmann — unsere Sache ist ja jetzt erledigt und kein Groll weiter zwischen uns."

„Meiner Seel'," rief da der eben eintretende Oberstlieutenant, „da finde ich die beiden Herren richtig beisammen und schon beim Champagner!"

„Alle Wetter, Klingenbruch," lachte ihm Rauten entgegen, „Sie kommen wie gerufen, alter Freund — noch ein Glas, Fräulein —, wir feiern gerade ein Versöhnungsfest, und da dürfen Sie nicht fehlen, Oberstlieutenant. Wo kommen Sie her?"

„Eben von drüben. Wir sahen Sie Beide hier in das Café gehen, und ich dachte, ich wollte Ihnen guten Morgen sagen."

Dürrbeck hatte sich gewaltsam gesammelt. Er fühlte, daß er jetzt dem Grafen gegenüber keine Schwäche zeigen dürfe, und auch Klingenbruch sollte nicht merken, daß hier etwas Außerordentliches vorgegangen sei; aber das Lächeln, womit er ihn begrüßte, war trotzdem ein mühsam erzwungenes,

und dem kleinen Manne konnte es nicht entgehen, daß er sich in einem ungewöhnlichen Zustand der Aufregung befand. Alles Blut war ihm wenigstens zu Kopf gestiegen, sein Gesicht glühte, und selbst die Augen schienen roth unterlaufen. Er mochte dies auch wohl fühlen; er faßte sich mit der Hand an die Stirn und sagte: „Ich habe heute schon ein wenig zu viel getrunken, ich vertrage Morgens den Wein nicht, Sie müssen mich entschuldigen.“ Er nahm seine Mütze und wandte sich zum Gehen.

„Also es bleibt bei unserer Verabredung, mein lieber Herr Hauptmann, nicht wahr?“ sagte Graf Rauten.

„Gewiß!“ erwiderte Dürrbeck. „Guten Morgen, meine Herren!“

„Guten Morgen, lieber Hauptmann, guten Morgen!“ sagte Klingenbruch freundlich, sah ihm aber doch erstaunt nach, so lange er ihm mit den Augen folgen konnte. „Was hat denn Dürrbeck heute Morgen?“ wandte er sich dann an Rauten. „Er schien so erhitzt und aufgeregt, und seine Augen hatten auch einen so merkwürdigen Glanz.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Rauten achselzuckend, „aber es ist mir auch aufgefallen und er machte auch einige so merkwürdige Andeutungen. Sie kennen ihn ja näher, Herr Oberstlieutenant, sollte ihn doch vielleicht die Verbindung gereuen, die er im Begriffe steht mit jener Theaterdame einzugehen? Einer Bemerkung nach, die er machte, möchte ich fast etwas Aehnliches vermuthen.“

„Es ist nicht denkbar,“ erwiderte Klingenbruch rasch, „denn nichts wäre ihm leichter geworden, als sie hinaus zu schieben, aber er hat mit wahrer Zähigkeit und dem größten Eifer jedes Hinderniß hinweg zu räumen gewußt. Nein, das kann ich nicht glauben.“

„Dann muß er vielleicht eine unangenehme Nachricht erhalten haben, denn schon wie ich ihn fand, heute Morgen, schien er mir bald gedrückt und niedergeschlagen, bald glitt sein Auge unruhig umher, als ob er irgend Jemanden suche. Er war heute Morgen bei mir.“

„Dürrbeck?“

„Ja, fand mich aber nicht zu Hause, und wir trafen uns

nachher auf der Promenade. Er klagte mir da schon, daß er sich nicht wohl fühle, und ich schlug ihm vor, hier eine Flasche Champagner mit mir zu leeren, was er auch annahm."

„Merkwürdig," sagte Klingenbruch, der an den gestrigen Abend und die Aufregung dachte, in der sich Dürrbeck befunden, und daß er da jetzt schon wieder so freundschaftlich mit dem Grafen, mit dem er nie intim gewesen, verkehren solle, kam ihm ganz eigenthümlich vor.

„Nehmen Sie Ihr Glas, Herr Oberstlieutenant," rief Rauten, „der Frühling soll leben!"

Klingenbruch warf einen Blick nach Dürrbeck's Glas hinüber, der es nicht berührt zu haben schien; aber er wollte auch nicht unhöflich gegen den Grafen sein und that ihm deshalb Bescheid. Rauten schien aber dafür der Wein desto besser zu munden, und er war auch heute gesprächiger, wie ihn Klingenbruch noch je gesehen. Ja, er zeigte sich fast ausgelassen mit dem „Fräulein", mit dem er sich sonst nur sehr reservirt unterhalten, und erst als er die Flasche vollständig geleert und Klingenbruch dringend erklärte, er müsse nach Hause, stand er ebenfalls auf und begleitete ihn bis auf die Straße, wo sich dann ihre Wege trennten.

Klingenbruch schritt quer hinüber und in sein eigenes Haus hinein, aber er konnte den Gedanken an Hauptmann Dürrbeck nicht los werden, den er seit langen Jahren kannte und gern hatte. Sein Betragen dem Grafen gegenüber kam ihm nämlich gar zu räthselhaft vor; er wußte dabei genau, daß der Hauptmann noch nie eine gute Meinung von Rauten gehabt, und war es da denkbar, daß er sich schon heute Morgen, mit der Scene von gestern Abend noch frisch im Gedächtniß, hätte auf solche Weise mit ihm befreunden sollen? Und doch konnte er sich das nicht wegleugnen, da er es mit eigenen Augen gesehen. Was also war inzwischen vorgefallen, um solch' eine Aenderung bei ihm hervor zu rufen?"

Klingenbruch war auf seiner eigenen Treppe in Gedanken stehen geblieben, wer in aller Welt konnte ihm darüber Auskunft geben? Vielleicht drüben im Café? Aber er hatte dort keinen einzigen seiner Bekannten gesehen, und je mehr er darüber nachgrübelte, desto mehr verlangte ihn nach einer Er-

klärung. Selbst Rauten war so auffallend lebendig gewesen, was sonst gar nicht in seiner Natur lag. Sollte ihn nur der Champagner so aufgeregt haben? Das ließ sich doch nicht gut denken.

Er drehte sich noch einmal auf der Treppe um und schritt in das Café zurück; wenn Niemand weiter, konnte er wenigstens das Buffetmädchen fragen, ob sie etwas Auffälliges an den beiden Herren bemerkt habe oder irgend eine Scene im Café selber stattgefunden. Es ging ihn eigentlich nichts an, aber er war doch selber neugierig geworden.

Drüben im „Eckfenster" war das Local fast leer. Nur zwei Herren spielten Domino und ein Dritter las in einer der Ecken die Zeitung.

Das Fräulein war beschäftigt, das gebrauchte Geschirr wieder zu reinigen und wegzustellen. Klingenbruch, um nicht direct mit der Thür in's Haus zu fallen, ließ sich ein Glas Liqueur einschenken, und als es ihm die junge Dame hinschob, sagte er freundlich: „Apropos, liebes Fräulein, hatten die beiden Herren vorher, mit denen ich sprach..."

„Graf Rauten und Hauptmann von Dürrbeck?"

„Oh, Sie kennen die Herren?"

„Soll ich die Herren nicht kennen! Graf Rauten besucht uns fast jeden Tag, und im Hinterstübchen machen sie dann fast stets ihr Spiel. Sie wissen ja wohl..."

„So? in der That; aber die beiden Herren vorher hatten hier keinen Streit zusammen, wie?"

„Streit? Gott soll mich bewahren!" sagte das Fräulein; „sie kamen ganz vergnügt hier herein und haben nur eine Flasche Champagner ausgewürfelt, weiter nichts."

„Ausgewürfelt?"

„Ja, gewiß. Das geschieht ja hier oft genug."

„Und wer hat verloren?"

„Der Herr Graf."

„Graf Rauten? Hm," sagte Klingenbruch — er war jetzt erst recht confus geworden —, trank seinen Liqueur aus, zahlte und ging dann langsam und nachdenkend wieder in seine eigene Wohnung hinüber.

24.
Der erste Verdacht.

Oben an seinem Eckfenster stand Notar Püster und schaute auf die Straße hinab, das heißt: er hielt den Blick dahin gerichtet, sah aber wirklich gar nichts, was da unten vorging, als nur vielleicht vorüberziehende Gestalten, die wie in einem Schattenspiel wechselten, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihnen eine bestimmte Form abzugewinnen.

Unten vorüber ging Herr Hofapotheker Semmlein und grüßte sehr freundlich herauf — Püster starrte ihn an —, aber der Gruß prallte so machtlos an ihm ab, als ob er der nächsten Dachrinne gegolten hätte.

Nebenan im Fenster lag Director Sußmeyer, rauchte seine türkische Pfeife und räusperte sich laut, des Organs wegen — Püster wandte den Kopf nach ihm, hörte aber factisch das Räuspern nicht, noch sah er den Director; nur wie ein Feuerschein flimmerte ihm der rothe Schlafrock und das rothe Gesicht vor den Augen.

Ein Gefühl hatte er aber doch trotzdem behalten, das der Aufmerksamkeit auf seine eigene Thür, und immer wieder drehte er den Kopf dahin. Es war augenscheinlich, daß er Jemanden erwarte, bis endlich Mux eintrat und Püster mit einem: „Nun, hast Du ihn getroffen?“ — nach ihm herumfuhr.

„Nein, Herr Notar,“ sagte Mux, indem er seinen Hut an den betreffenden Haken hing, „ich bin an vier, fünf verschiedenen Stellen gewesen, wo mir die Frau Rentamts-Kassirer sagte, daß ich ihn möglicher Weise finden könnte, aber er war nirgends, weder im Bierhause, noch auf der Post, noch im Keller oder in der Conditorei, und dabei bin ich in vier verschiedenen Bierkellern gewesen.“

„So — und warst selber durstig geworden?“

„Durstig? — vielleicht,“ erwiderte Mux, während aber doch ein bitterer Zug um seine Lippen zuckte; „aber Sie wissen, daß ich nicht trinke.“

„Hm, ja — würde Dir übrigens manchmal gar nichts schaden...“

„Beim Herrn Rentamts-Kassirer habe ich dann hinterlassen,“ fuhr Mux fort, „daß sie ihn herschicken, sobald er nach Hause kommt. Ist Ihnen doch recht?“

„Ja gewiß, kann nichts helfen, wenn er sonst nicht aufzutreiben ist. Aber alle Wetter, Mux, jetzt bricht die Sache los! Hast Du den Brief aus Schlesien gelesen?“

„Nein, Herr Notar.“

„Lies ihn einmal — da liegt er —, lies ihn aber laut, ich möchte ihn selber noch einmal hören.“

Mux öffnete den Brief — „sie schicken ja die Photographie wieder zurück!“

„Allerdings — ich hatte sie auch verlangt —, aber lies nur.“

„Verehrter Herr,“ las Mux, „einen Grafen Rauten kennen wir hier in der Gegend nicht, der Name kommt hier überhaupt nicht vor. Was dagegen die mitgesandte (und anbei zurückgehende) Photographie betrifft, so ist die Person, der dieselbe entnommen wurde, ein allerdings von vielen Leuten noch hier gekanntes Individuum, das sich aber auch schon unserem Districte seit langen Jahren entfremdet hat. Der Mensch, den die Photographie darstellt, ist ein gewisser Kuno von Tröben, der aus hiesiger Gegend stammt und eine sehr wilde und zügellose Jugend — von seinen Eltern vollständig vernachlässigt — verlebt hat. Schulden halber hat er sich von hier entfernt, und die Zeit, die Sie angeben, stimmt in der That ziemlich genau. Das kleine Gut seines Vaters liegt oder lag (denn die Eltern sind schon vor längeren Jahren verstorben und das Gut wurde den Gläubigern überwiesen und ist jetzt in andere Hände übergegangen) etwa eine halbe Stunde von dem durch Sie bezeichneten Dorfe entfernt. Ein Verdacht eines Verbrechens hat indeß nie gegen den jungen Tröben vorgelegen, derselbe auch nie, so weit ich mich erinnere, unter einer Anklage gestanden — Schulden allein ausgenommen. Ich halte ihn auch eines Verbrechens kaum für fähig, es war nur ein entsetzlich leichtsinniger junger Mensch, und die Nachbarschaft dankte damals Gott, als sie ihn los war.

„Jener Stock, mit dem der Mord an dem Juden verübt wurde, folgt, da Sie damit einem weiteren Verbrechen auf die Spur zu kommen hoffen, anbei, mit dem dringenden Ersuchen jedoch, denselben, wenn Sie dessen nicht mehr benöthigt sind, wieder zurück zu senden, da er zu den Acten gehört.

„Dies zur Erwiderung Ihres geehrten Schreibens, womit ich mich zeichne hochachtungsvoll und ergebenst

Friedrich Bertull, Justizrath."

Mux sah den Notar erstaunt an. „Nun?" sagte dieser.

„Das stimmt allerdings," erwiderte der kleine Mann, „aber was soll das dem jungen Handorf helfen? Es macht seine Angaben so viel wahrscheinlicher, aber es ist noch immer kein Beweis."

„Nein," sagte Püster nachdenkend, „darin hast Du Recht, Mux; ein Beweis ist es nicht, wenigstens für kein Gericht, man könnte nicht einmal eine Anklage darauf gründen. Wenn aber das Andere ebenfalls zustimmt, so fällt es doch ohne Zweifel mit in's Gewicht, und ich glaube, es wird meine Pflicht, die Familie Solberg jedenfalls von der Sache in Kenntniß zu setzen — die mag nachher thun, was ihr gefällt."

„Sie wollen den Grafen bei Solbergs verklagen?"

„Nein, ich werde nur den jungen Solberg darauf aufmerksam machen, in welchem allerdings noch keineswegs begründeten Verdachte sein künftiger Schwager steht; nachher mag er selber handeln, wie es ihm gut dünkt. Geh also einmal hin — Du weißt doch, wo Solbergs wohnen?"

„Ja, Herr Notar," sagte Mux, aber mit so leiser Stimme, daß Püster wirklich nur an der zustimmenden Kopfbewegung sah, er habe ihn verstanden.

„Gut; also bestelle dort, ich ließe den jungen Baron — Hans heißt er — bitten, er möchte doch so gut sein und mich heute im Laufe des Tages einmal besuchen; ich hätte ihm etwas mitzutheilen. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Herr Notar."

„Du kannst gleich gehen; vielleicht ist er zu Hause, und viel Zeit haben wir eben nicht zu verlieren, denn die Hochzeit soll in den nächsten Tagen sein."

Mux war auffallend bleich geworden. „Wäre es nicht

besser," sagte er zögernd, „wenn wir ihm ein paar Zeilen schrieben? Ist er nicht zu Hause, so erhält er die Nachricht so viel sicherer, wenn er heim kommt."

„Ich werde Dir meine Karte mitgeben und ein paar Worte darauf schreiben, das verrichtet dann die nämlichen Dienste, während sie mit der Stadtpost den Brief vielleicht erst morgen früh hinschicken. Aber was hast Du nur? Du siehst ja so verstört aus! Ist etwas vorgefallen?"

„Nein, Herr Notar," sagte Mux, mit dem Kopf schüttelnd, „nichts, das ich wüßte, ich glaubte nur — aber ich will gehen," setzte er dann entschlossen hinzu; „geben Sie mir nur die Karte, dann brauche ich ja auch nichts weiter zu bestellen."

„Na, Du fürchtest Dich doch sonst gerade vor keiner Bestellung," sagte Püster, indem er zu seinem Pulte trat und die Karte schrieb. „So, da, und komm bald wieder, denn es ist heute viel zu thun. Apropos, wann hat die Frau geschrieben, daß sie hier eintreffen will?"

„Eigentlich wollte sie schon vor ein paar Tagen hier sein," sagte Mux, „aber sie war ja so krank geworden, und der Arzt ließ sie nicht reisen, wie sie uns meldete. Aber so wie sie sich besser fühlte, gleich..."

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich — nun, dann kann sie eben so gut heute wie morgen eintreffen. Jedenfalls telegraphirt sie aber noch vorher, damit wir ihr ein Zimmer im Hotel bestellen."

Damit ging er wieder an seine Arbeit, und Mux nahm seinen Hut, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen. —

In Solberg's Hause wurde viel gewirthschaftet. Im großen Saale arbeitete der Tapezierer, um den ganzen Raum für die bevorstehende Festlichkeit neu und prachtvoll herzurichten. Da nämlich Graf Rauten seinen festen Entschluß ausgesprochen hatte, mit seiner jungen Frau unmittelbar nach der Trauung abzureisen, so wollte es sich der alte Herr von Solberg auch nicht nehmen lassen, dafür den Polterabend desto glänzender zu feiern. Die Einladungskarten zu dem schon seit langer Zeit bestimmten Tage waren bereits ausgegeben, und es galt jetzt nur noch, den Salon in allem Glanze herzustellen, wie denn auch an jenem Abend die ganze untere Etage von der

Gesellschaft benutzt werden sollte. Es waren Localitäten, die Hunderte von Personen fassen konnten.

Die kleine Familie hatte sich auch heute vor dem Diner im Garten zusammengefunden; der Frühling war in voller Pracht ausgebrochen mit seinen Tausenden von Blumen und Blüthen, die Finken bauten geschäftig an ihren Nestern, und die Schwalben strichen hoch, hoch oben im blauen Aether herüber und hinüber. Alles freute sich der lieben, herrlichen Zeit, und kein Wunder denn, daß auch der Sonnenschein in die Herzen der Menschen eingekehrt war.

Solbergs hatten ein paar junge Baronessen, weitläufige Verwandte, schon seit einigen Tagen zum Besuche bei sich. Es waren allerdings, was man so im gewöhnlichen Leben ein paar „Landgänschen" nennen würde. Ihr Papa hatte sie auch nur herein in die Stadt geschickt, um das Leben dort ein wenig kennen zu lernen und dann den Polterabend-Ball bei seinem Vetter mitzumachen, sonst aber liebe, gute Wesen, heiter und frisch und glücklich in allem Neuen, was sich ihnen bot. Das junge Volk amüsirte sich auch vortrefflich, und während Herr und Frau von Solberg auf der Terrasse saßen und ihnen zuschauten, tummelten sie sich wacker auf dem freien Platz davor herum.

Der Ausgelassenste von Allen schien aber heute der sonst eigentlich viel mehr stille und zurückhaltende Graf Rauten. Er war erst vor kaum einer Viertelstunde von einem Spaziergang, wie er sagte, herausgekommen, sprang aber rasch mitten zwischen das muthwillige junge Volk hinein, und ehe noch fünf Minuten vergangen, hatte er schon ein Gesellschaftsspiel arrangirt, bei dem die jungen Damen nur immer laut aufjubelten, und selbst der alte Freiherr, der sich sonst in seiner Grandezza von solchem Lärmen gern fern hielt, anfing warm zu werden.

Von dieser liebenswürdigen Seite hatte sich eigentlich Graf Rauten noch nie gezeigt, und das gerade Hans auch nicht an ihm gefallen, daß er sich gewöhnlich bei lauter Fröhlichkeit nie mit hinreißen ließ. Heute dagegen riß er sogar Andere hin, und Franziska selber war glücklich darüber.

Drinnen im Hause, an der nach vorn zu führenden Thür,

hatte es indeß geklingelt, und als einer der Diener öffnete, stand ein kleiner, buckeliger, sehr bleicher Mensch draußen und verlangte Herrn von Solberg zu sprechen.

„Kann ich's nicht ausrichten?"

„Nein," sagte Mux leise, „ich habe einen Auftrag an den jungen Herrn von Solberg. Ist er zu Hause?"

„Ja, im Garten."

„Kann ich zu ihm gehen?"

„Nein, es ist Gesellschaft da, treten Sie hier einen Augenblick herein, ich will ihn herrufen," und der Bediente schlenderte langsam fort. Was brauchte er auch auf den kleinen, verkrüppelten Menschen in seinem schon etwas schäbigen Röckchen, der mit dem Hut in der Hand vor ihm stand, besondere Rücksicht zu nehmen — er, als Lakai des Baron von Solberg!

Mux blieb allein in dem großen, geräumigen Vorsaale, der reicher ausgestattet war, als manche „gute Stube" bei eben so vornehmen, aber ärmeren Familien. Große, mächtige Mahogonischränke standen darin, mit Spiegelscheiben statt der Thüren, Tische mit Mormorplatten und massiv geschnitzten Füßen, vergoldete Kleider- und ebensolche Regenschirmhalter, und der mit Eichengetäfel eingelegte Boden war von Spiegelglätte.

Und mitten darin stand die kleine, verkrüppelte, dürftige Gestalt, stand Mux, und hielt seinen Hut mit beiden Händen und beide Hände auf sein Herz gepreßt. Drückte ihn die ungewohnte Pracht, die ihn umgab? Schwerlich wohl. Sein Auge glitt achtlos darüber hin, aber immer heftiger, immer ungestümer hob sich seine Brust; er athmete schwer und gewaltsam und kämpfte augenscheinlich gegen das in ihm aufsteigende Gefühl an, bis es ihn endlich übermannte. Er konnte nicht mehr, und beide Hände mit dem kleinen Hute gegen sein Gesicht pressend, stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Indessen tummelte sich da draußen das junge lustige Volk umher, und wie Kinder hetzten sie sich bei einem Spiel, das, wie Kämmerchen vermiethen, aber mit mehr Variationen, sie zwang, fast unaufhörlich ihre Plätze zu wechseln und einander den Rang abzulaufen.

Herr von Solberg senior stand auf der Terrasse und sah ihnen lächelnd zu, als der Diener zu ihm trat und meldete:

„Herr Baron, es steht ein kleiner, buckeliger Mensch draußen, der den jungen Herrn Baron zu sprechen wünscht.“

„Hat keine Zeit jetzt,“ sagte der alte Herr kurz.

„Er behauptet, einen Auftrag zu haben.“

„Einen Auftrag — also keine Bettelei?“

„Ich glaube nicht, möglich ist's freilich.“

Der Baron schaute für einen Moment dem Spiel da draußen zu. Rauten wollte gerade mit einer der jungen Damen wechseln, als ihm Hans in den Weg kam; noch war ein anderer Platz leer, und wie der Blitz wandte er sich, um diesen zu erreichen. Da sah er schon unter seinen Füßen die etwas zu lange Schleppe Franziska's, und in der Furcht, darauf zu treten, wandte er im Niedersetzen den Fuß zur Seite, verlor dadurch das Gleichgewicht und fiel der Länge nach auf den Rasen, was natürlich mit jubelndem Lachen begrüßt wurde. Rauten aber, seinen Vortheil gewahrend und überhaupt außerordentlich gewandt, entdeckte in demselben Moment auch einen unbewachten Platz, schnellte sich wieder in die Höhe, schoß darauf zu und gewann ihn, ehe sich die jungen Damen von ihrem Lachen erholen konnten.

„Hans!“ rief in diesem Augenblick Baron von Solberg, „Hans!“

„Ja, Papa!“

„Bitte, komm einmal her.“

„Gleich, den Augenblick.“ — Hans hatte bemerkt, daß Rauten bei seinem Sturz etwas Weißes und Blitzendes verlor. War es vielleicht ein Ring? Er sprang der Stelle zu und fand im Grase einen Würfel, den er lächelnd zu sich steckte. Er konnte ihn doch jetzt nicht dem Eigenthümer vor all' den jungen Damen zurückgeben, denn Franziska besonders würde ihn deshalb scharf in's Gebet genommen haben.

„Hans, es verlangt hier Jemand nach Dir!“

„Nach mir, Papa?“ rief der junge Mann und sprang die wenigen Stufen der Terrasse hinan.

„Ich weiß es nicht, ein kleiner, buckeliger Mensch, der einen Auftrag für Dich haben will.“

„Alle Wetter!“ rief Hans, „der ist vom Notar Püster, dem Bevollmächtigten unseres Hamburger Hauses. Da wird

doch nichts vorgefallen sein?“ Und ohne Weiteres sprang er durch den Gartensalon, dem Vorsaal zu, wohin ihm der Diener eben folgen wollte, als er sah, daß sich auch der alte Herr dazu anschickte und er nun ehrerbietig hinter diesem zurückblieb.

Als Hans das Entrée betrat und den Blick darin umherwarf, bemerkte er mit Erstaunen die kleine, schmächtige, zusammengedrückte Gestalt, das Gesicht in den Händen versteckt und anscheinend in Schmerz wie aufgelöst.

„Holla!“ sagte er erstaunt, „was ist das? Was fehlt Ihnen?“

Mux fuhr erschreckt empor; er schien ganz vergessen zu haben, wo er sei, er warf den Blick umher, der dann scheu auf der stattlichen Gestalt des jungen Edelmannes haftete.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron,“ sagte er jetzt mit leiser, wie angstgepreßter Stimme, „ich fühlte mich plötzlich nicht wohl.“

„Wollen Sie ein Glas Wasser?“ rief Hans gutmüthig.

„Ich danke Ihnen, es ist schon vorüber,“ sagte Mux; „ich habe nur einen Auftrag vom Herrn Notar Püster auszurichten, der Sie bitten läßt, sobald Sie können, einmal zu ihm zu kommen, da er Ihnen eine Mittheilung zu machen habe.“

„Ist sie wichtig?“

Mux zuckte mit den Achseln. „Der Herr Notar wünschte, sie Ihnen persönlich zu machen; ich glaube, sie ist wichtig.“

„Was will der Mensch von Dir?“ sagte in diesem Augenblicke der Baron Solberg Vater, der dem Sohne gefolgt war und jetzt sehr erstaunt, aber auch mißtrauisch das thränenüberströmte Gesicht des kleinen Mux bemerkte.

Wie er das erste Wort sprach, hatte Mux sein großes kluges Auge fest auf ihn geheftet und hielt es da, so lange er sich noch in dem Hause befand, als ob ein Zauber seinen Blick dahin zog.

„Nichts, Vater,“ sagte Hans, „es ist der Schreiber des Advocaten; der Notar will mich sprechen, und ich denke, ich werde noch vor Tisch auf einen Sprung zu ihm hinübergehen.“

„Und konnte er da nicht selber zu Dir kommen?“

„Derartige Sachen machen sich am besten in einem Com=

ptoir ab, und man ist dort wenigstens sicher, nicht gestört zu werden."

„Und Du willst die jungen Damen jetzt verlassen?"

„Geschäfte gehen vor, Papa. — Warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich mit, oder gehen Sie auch lieber voraus und sagen Sie dem Herrn Notar, daß ich Ihnen auf dem Fuße folge." Und damit sprang er die von hier in die obere Etage führende Wendeltreppe hinauf, um sich in seinem Zimmer, nach dem Spiel im Garten, erst die Hände zu waschen.

Mux blieb noch wie gebannt einen Moment auf derselben Stelle, der alte Baron aber, mit keinem Interesse weiter für die Sache und ohne von dem kleinen Boten Notiz zu nehmen, drehte sich ab und schritt wieder in den Garten zurück, und Mux, dem der Mensch in Livrée die Thür schon offen hielt, als ob er sagen wollte: „Na, wird's bald?" verließ ebenfalls das Haus, dessen Thür augenblicklich hinter ihm wieder zufiel.

Hans, als er in sein Zimmer und an den Waschtisch trat, fühlte, daß er den gefundenen Würfel noch in Gedanken in der Hand behalten hatte, und warf ihn auf seinen Schreibtisch, wo er aber nicht liegen blieb, sondern darüber hinrollte und auf die Erde fiel. Die Sechs lag oben.

Hans brauchte übrigens zu seiner Toilette nicht viel Zeit, nur die braunen vollen Locken kämmte er sich flüchtig durch, griff dann seine Handschuhe auf und wollte eben fort, als er den heruntergefallenen Würfel bemerkte. Er nahm sich aber nur Zeit, ihn wieder aufzuheben und nochmals auf den Schreibtisch zu werfen, und ging dann, um den Notar aufzusuchen, denn übermäßig viel Zeit bis zum Diner blieb ihm auch nicht mehr.

Mux hatte sein Bureau schon früher erreicht. Als er zurückkam, meldete er, ohne aber den Notar anzusehen: „Der Herr Baron wird gleich hier sein," und trat dann an sein eigenes kleines Pult.

Püster schaute ihn verwundert an, denn das verstörte Aussehen des jungen Menschen konnte ihm nicht entgehen.

„Was hast Du denn, Mux? Du siehst ja käseweiß aus, mit rothen Augen wie ein Kaninchen — bist Du unwohl?"

„Nein, Herr Notar."

„Na, was hast Du dann? Neulich schon einmal war etwas Aehnliches, was, wenn ich nicht irre, auch mit Solbergs in Beziehung stand; ich kann mich nur nicht gleich mehr darauf besinnen, sag' einmal, was ist mit Dir, Mur? Du kommst mir überhaupt jetzt so sonderbar vor."

„Sonderbar, Herr Notar?"

„Ja! Du weißt, daß ich es gut mit Dir meine; Du stehst jetzt, seit Deine Mutter gestorben ist, allein in der Welt und mußt überzeugt sein, daß ich Dir bis jetzt immer stets nach besten Kräften gerathen habe. Also hast Du etwas, das Dir auf dem Herzen liegt, Mur, heraus damit, und wir wollen dann sehen, was wir damit anfangen können."

„Ein ander Mal, Herr Notar," sagte Mur leise, „da ist Herr von Solberg schon," und er hatte in der That Recht. Zu gleicher Zeit klopfte es an die Thür, und ehe nur Jemand „Herein!" rufen konnte, stand Hans auf der Schwelle.

„Mein lieber Notar, Sie haben gewünscht, mich zu sprechen," rief er zu gleicher Zeit, „ist Nachricht von unserem Schiffe eingetroffen?"

„Von Ihrem Schiffe, Herr von Solberg?"

„Von der Kleopatra! — Sie wissen doch, daß wir deshalb in Sorge sind."

„Von der Kleopatra habe ich nichts gehört," sagte Püster trocken.

„Hm!" brummte Hans, „dann hätte ich allerdings auch nicht in solcher Eile zu sein brauchen. Ich glaubte, Sie hätten gute Kunde für mich, denn das Fahrzeug ist nur schwach versichert und bringt eine werthvolle Ladung, oder hat sie wenigstens an Bord. Also, was sonst war es?"

„Haben Sie eine halbe Stunde Zeit, Herr von Solberg?"

„Eine halbe Stunde etwa, aber nicht mehr."

„Die Sache ist sehr wichtig, für Sie sowohl als Ihre Familie."

„Dann heraus damit! Wollen Sie mich allein sprechen?" fügte er hinzu und warf einen Blick auf Mur hinüber.

„Mur kann da bleiben," sagte Püster ruhig, „er ist zu-

verlässig und weiß überdies Alles. Also bitte, lesen Sie vor allen Dingen einmal diesen Brief."

Hans nahm den Brief, den Püster aus Schlesien erhalten. Wie er aber nur den Blick darauf geworfen, sagte er: „Graf Rauten? — Rauten ist, soviel ich weiß, nie in Schlesien gewesen."

„Bitte, lesen Sie den Brief."

Hans trat zum Fenster. Sein erster Blick dort flog allerdings zu der gegenüberliegenden Apotheke und zu den oberen Fenstern empor. Da aber dort Niemand zu erkennen war, warf er sich in einen neben ihm stehenden Stuhl und las die Zeilen aufmerksam durch. Aber er schüttelte dabei immer stärker mit dem Kopfe, und als er geendet, sagte er lachend: „Ja, mein lieber Herr, diese Sache, auf die sich das Schreiben bezieht, mag vielleicht für Sie ein besonderes Interesse haben, aber was sie mich angehen sollte, begreife ich nicht recht. Wer ist überhaupt dieser Herr von — wie ist sein Name gleich? — von Tröben, der hier erwähnt, aber als verschollen bezeichnet wird?"

„Die Photographie lag bei..."

„Sehr gut! Aber was in aller Welt habe ich damit zu thun? Ich kenne keine Familie oder einzelne Person dieses Namens."

„Kennen Sie vielleicht diese Photographie?"

„Rauten — bei Gott!" rief Hans, wie er nur den Blick darauf geworfen, „aber das ist merkwürdig," setzte er rasch hinzu, „Rauten hat mir selber erklärt, daß er eine Aversion vor Photographien habe, und konnte deshalb auch nie bewogen werden, sich hier aufnehmen zu lassen. Noch neulich bat ihn meine Mutter dringend, da sie ein Bild von ihm zurückbehalten wollte, aber er ließ sich trotz alledem nicht darauf ein."

„Das ist jener Herr von Tröben aus Schlesien," bemerkte Püster ruhig, „und der Brief bezieht sich auf diese Photographie."

„Das müßte eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen zwei verschiedenen Menschen sein," sagte Hans, „aber woher haben Sie das Bild?"

„Das Bild," erwiderte Püster, „habe ich aus Amerika zu-

geschickt bekommen, mit dem Auftrage, Nachforschungen nach dem Original anzustellen."

„Dieses Bild mein' ich," lachte Hans. „Lieber Notar, Sie machen mich ganz confus. Von was reden Sie jetzt?"

„Ich, mein lieber Herr von Solberg," sagte der Notar ernst, „rede nur immer von der nämlichen Person, derselben, die das Bild darstellt, denn die Züge lassen sich nicht gut ändern, wohl aber der Name, und es giebt deshalb nichts Unzuverlässigeres auf der weiten Welt, als eben ein Name."

„Aber Rauten war in Indien in englischen Diensten," sagte Hans, „nie in Nordamerika, das weiß ich bestimmt, denn wir haben schon verschiedene Male gerade darüber mit einander gesprochen."

„Aber diese Photographie ist in Amerika selber aufgenommen."

Hans drehte sie um und las die Firma. „Das ist allerdings wahr," nickte er verblüfft, „und ich kenne zufällig den nämlichen Photographen. Die Firma ist jedenfalls ächt."

„Und sollte es das Gesicht da nicht gleichfalls sein?" fragte Püster.

Hans schwieg; er war, wie er das Bild in die Hand bekam, von seinem Stuhl aufgesprungen und ging ein paar Mal mit raschen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich blieb er vor Püster stehen und sagte, indem er ihn fest, aber doch halbscheu ansah: „Ich begreife das Ganze nicht und kann nur glauben, daß hier eine merkwürdige Aehnlichkeit vorliegt."

„Wollen Sie einmal die Lupe nehmen und das Gesicht genau betrachten? Sie kennen doch die kleine Narbe, die Graf Rauten trägt?"

Hans sah aufmerksam hindurch. „Da ist allerdings kein Zweifel mehr," sagte er endlich, „aber dann begreife ich nicht, weshalb er ableugnet, jemals in Nordamerika gewesen zu sein."

„Also das leugnet er?"

„Gewiß."

„Dann kann ich Ihnen vielleicht auch dazu den Schlüssel geben," sagte Püster ernst, „Irrthum natürlich immer vor-

behalten. Es ist das eine Sache," fuhr er nach einer kleinen Weile langsam fort, „die ich mich eigentlich hüten werde, gegen irgend Jemanden zu erwähnen, so lange ich nicht die festen Beweise dafür in Händen habe, und die habe ich noch nicht, wie ich Ihnen vor allen Dingen bekennen muß. Wenn ich aber auch keine Verbindlichkeit gegen Ihre Familie habe, Herr von Solberg, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß mich Ihr ganzes offenes Wesen für Sie eingenommen hat, und nur als Freund mache ich Ihnen die folgende Mittheilung."

„Sie spannen mich auf die Folter, Herr Notar."

„Sie sollen nicht lange darauf liegen. Also wollen Sie wissen, wer mir diese Photographie gesandt hat?"

„Ich wäre allerdings begierig."

„Nun denn, eine amerikanische Dame, die da behauptet, das Original dieses Bildes sei ihr Gatte, der sie nicht allein böswillig verlassen, sondern auch ihr ganzes Vermögen mitgenommen, also gestohlen habe."

„Allmächtiger Gott," rief Hans, „das ist nicht möglich, nicht denkbar! Ein solcher Verbrecher müßte wie gebrandmarkt umhergehen, und ich habe Graf Rauten eben verlassen, heiter und ausgelassen wie ein Kind."

„In der That!" sagte Püster. „Und doch liegt noch eine schwerere Anklage gegen ihn vor, für die aber freilich ebenfalls keine festen Beweise erbracht werden können, während meine eigene feste Ueberzeugung ihn schuldig spricht: Mord und Straßenraub."

„Herr Notar," rief Hans entsetzt aus, „es ist nicht denkbar! Wann — wo?"

„Der Brief aus Schlesien antwortet Ihnen darauf. Der damals unschuldig Eingekerkerte hat ihn hier erkannt. Wollen Sie gefälligst einmal dieses kleine Schriftstück lesen, das Mux aufgesetzt hat? Es ist die einfache Aussage des jungen Mannes, der jenes Mordes wegen sechsjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hatte, und der diesen Grafen Rauten hier, eben als er zurückgekehrt, zufällig auf der Straße traf. Bitte, lesen Sie."

Hans warf sich in den Stuhl zurück und überlas auf-

merksam den kurz und bündig gefaßten Bericht, der sich eigentlich nur mit den wichtigsten Thatsachen beschäftigte.

„Und Graf Rauten?“ fragte er dann, als er zu Ende gelesen und das Papier auf seine Kniee niedersinken ließ.

„Soll jener Fremde gewesen sein,“ ergänzte Püster, „dem der Handwerksbursche damals seinen Stock verkaufte.“

„Ich werde verrückt,“ rief Hans, „wenn ich länger darüber nachdenke, aber es kann nicht sein, es ist unmöglich, undenkbar! Aber er soll mir Rede stehen,“ rief er, wieder in die Höhe springend; „ich will es ihm ansehen, wenn ich ihm die Anklage in's Gesicht schleudere, und beim Himmel! da ist kein Moment Zeit zu verlieren“ — und in furchtbarer Aufregung griff er nach seinem Hut und wollte fortstürmen. Püster trat ihm aber in den Weg.

„Wollen Sie mich einen Moment ruhig anhören?“

„Ruhig?“ lachte Hans wild auf, „wenn meine Schwester die Verlobte eines Räubers, Mörders und Ehebrechers ist?“

„Wollen Sie Alles mit Einem Schlag verderben,“ sagte der Notar dagegen, „oder wollen Sie wie ein verständiger Mann handeln?“

„Aber was kann ich Anderes thun?“

„Mich vor allen Dingen erst einmal ruhig anhören; nachher mögen Sie handeln, wie Sie es für gut finden; aber Ihrer selbst, Ihrer Familie wegen müssen Sie erst den Rath eines Mannes hören, der Ihnen eben bewiesen hat, daß er es gut mit Ihnen meint.“

Hans sah ihm fest und für den Moment noch unschlüssig in's Auge. „So reden Sie,“ sagte er endlich; „Sie haben Recht, ich bin in diesem Augenblick meiner Sinne kaum mächtig und weiß nicht, was ich thue. Ich will mich Ihnen fügen; Sie haben sogar ein Recht dazu, es zu verlangen.“

„Die Hauptsache also,“ fuhr Püster fort, „ist, daß die Verbindung mit Ihrer Fräulein Schwester und jenem Grafen unter keiner Bedingung stattfindet, ehe wir nicht in den beiden Fällen vollkommen klar sehen. Kommt es zum Aeußersten, ehe wir Gewißheit erlangen, so steht Ihrer jetzigen Absicht nichts im Wege, aber es ist das nur ein verzweifeltes und keineswegs untrügliches Mittel. Was den Raubmord

betrifft, so muß ich Ihnen außerdem gestehen, daß ein wirklicher Beweis, ohne das eigene Geständniß des Mörders, jetzt nicht mehr zu führen ist, und wie wenig Aussicht wir haben, ihn dahin zu bringen, werden Sie selber ermessen können. Etwas Anderes ist es dagegen mit der Anklage gebrochener Ehe, denn die Frau ist dem Flüchtigen nach Deutschland gefolgt und ich erwarte sie stündlich in Rhodenburg."

„Sie kommt?"

„Sie wäre schon hier, wenn sie nicht in Hamburg krank geworden wäre und ihre Reise aufschieben mußte; aber wir wissen, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befindet, und daß sie sich selber beeilt, darauf dürfen Sie sich verlassen, und zwar weniger um den treulosen Gatten wieder zu finden, als doch wenigstens noch einen Theil ihres Vermögens zu retten."

„Sie glauben, daß er das noch im Besitz hat?"

„Es war Alles in amerikanischen Bonds."

„Rauten hat erst am Ersten," rief Hans rasch, „eine ziemliche Quantität derartiger Coupons eingelöst!"

„In der That?" sagte Püster, mit dem Kopfe nickend. „Dann kommen wir vielleicht dadurch schon auf seine Spur; ich habe sämmtliche Nummern — es waren zwanzig „Tausend-Dollar"-Bonds."

„Und was verlangen Sie jetzt, daß ich thun soll?"

„Vor der Hand gar nichts, als den Herrn nicht merken lassen, daß Sie den geringsten Verdacht auf ihn haben."

„Sie fordern Unmögliches."

„Weichen Sie ihm aus, so gut das geht. Ich werde augenblicklich noch einmal nach Hamburg telegraphiren und erhalte dann vielleicht noch an diesem Abend Rückantwort, wann wir die Dame erwarten dürfen."

„Und dann?"

„Ja, das weiß ich freilich selber noch nicht, wie wir es dann am besten machen; aber ich glaube, wir dürfen es wohl dem Augenblick überlassen. Kommt Zeit, kommt Rath, ist ein altes, gutes Sprüchwort, und die Hauptsache nur jetzt, daß wir dem Grafen keine voreilige Ursache zu Mißtrauen geben."

„Aber es würde nur die Katastrophe beschleunigen..."

„Für Sie, ja; aber einmal gewarnt, und wir wissen nicht, ob er nicht plötzlich spurlos verschwindet, und trifft die arme Frau dann hier ein, so ist er mit deren Vermögen wenigstens über alle Berge."

„Sie könnten Recht haben."

„Uebrigens bin ich nicht der Einzige," fuhr der Notar fort, „der dem Herrn Grafen schon länger nicht getraut hat. Ich sprach neulich mit Hauptmann von Dürrbeck über ihn, und er äußerte sich ebenfalls nicht günstig. Er kann aber keinen wirklichen Verdacht gegen ihn haben, denn vor ein paar Stunden sah ich die Herren hier die Straße zusammen herunterkommen und in das Café unten gehen."

„Dürrbeck und Rauten?" rief Hans erstaunt aus. „Das ist in der That merkwürdig, denn ich weiß von Beiden, daß sie einander nie leiden konnten!"

„Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen," meinte Püster.

„Aber mit Dürrbeck werde ich mich doch darüber aussprechen können," rief Hans — „ich muß Jemanden haben, dem ich mein Herz ausschütten kann, oder ich vergehe! Großer, allmächtiger Gott, meine arme Schwester, meine armen Eltern! Notar, Sie müssen sich irren, es ist ja nicht anders möglich, und die Frau, wenn sie hier eintrifft, wird uns bestätigen, daß sie den Grafen Rauten nie gesehen!"

„Desto besser dann — aber auch desto besser, wenn wir bis dahin noch keinerlei Verdacht geäußert haben."

„Ich werde ihm nie wieder frei in's Auge sehen können."

„Wir wollen das vor der Hand abwarten; übrigens halte ich es für vollkommen unbedenklich, wenn Sie dem Hauptmann von Dürrbeck das mittheilen, was wir hier mit einander gesprochen. Ich weiß, daß er ein Ehrenmann und Ihr Freund ist, und er wird auch nur das unterstützen, was ich selber Ihnen gerathen habe: für jetzt noch abwarten, bis die Zeit gekommen ist, wo wir einen entscheidenden Schlag führen können."

„Gut," sagte Solberg, „dann kann ich aber auch jetzt nicht nach Hause und zu Tische gehen, wo ich nur fröhliche Menschen treffe — mein Gesicht würde mich im Augenblick verrathen."

„So schreiben Sie ein paar Zeilen, daß Sie eine geschäftliche Abhaltung verhindere, bei Tische zu erscheinen. Dort liegt Feder und Papier, und Mux wird den Brief hinbesorgen.“

Hans zögerte einen Moment, aber es blieb ihm keine andere Wahl. Er trat rasch an das Pult und warf ein paar Zeilen auf ein dort liegendes Blatt, das er dann locker zusammenfaltete.

„Wären Sie so freundlich, Herr Mux, diese Zeilen an meine Eltern zu befördern?“

„Es soll richtig und augenblicklich besorgt werden, Herr Baron,“ sagte Mux leise, ohne zu dem jungen Manne aufzusehen. Er nahm auch ohne Weiteres seinen Hut und verließ das Comptoir.

Hans sah ihm nach. „Das ist ein wunderlicher junger Mensch,“ sagte er. „Vorhin, wie er Ihren Auftrag an mich auszurichten hatte, fand ich ihn in unserem Entrée heftig weinend und, wie es schien, in furchtbarer Aufregung — ist er in irgend einer Hinsicht unglücklich?“

Püster hatte aufmerksam zugehört. „Das ist ja sonderbar,“ sagte er, „und unglücklich kann man ihn gerade nicht nennen, wenn er auch eben nicht zu den glücklichen Sterblichen gehört. Er ist eine Waise, seinen Vater hat er, glaub' ich, gar nicht gekannt. Seine Mutter ist vor wenigen Monaten gestorben, und er braucht also nur für sich allein zu sorgen. Einen Wunsch freilich kenn' ich, der ihm am Herzen nagt, aber weinen habe ich ihn noch nie gesehen, und weshalb er gerade Ihr Haus gewählt haben sollte, um in Thränen auszubrechen, verstehe ich eben so wenig. Sie kennen ihn doch nicht von früher her, oder Ihre Eltern vielleicht?“

Hans schüttelte mit dem Kopf. „Nein,“ sagte er, „und mein Vater kann ihn auch nicht kennen; aber derartige verkrüppelte Menschen haben gewöhnlich etwas sehr Reizbares und sind leicht gekränkt. Möglich, daß ihn der Bediente vielleicht angefahren hatte; aber das sollt' ich nur wissen! Doch ich muß fort — der Kopf brennt mir, und ich bekomme nicht eher Ruhe, bis ich mich mit Dürrbeck über Alles ausgesprochen und seine Meinung gehört habe. Leben Sie wohl, Herr Notar,

und nur die Bitte noch, daß Sie mich augenblicklich benachrichtigen, wenn Sie etwas Näheres hören — darauf kann ich mich verlassen, wie?"

„Das gewiß; indessen werde ich aber doch ein etwas wachsames Auge auf die Effecten des besagten Herrn haben — besser ist besser, und man kann eben nicht wissen, was geschieht."

Hans hörte ihn schon nicht mehr; in seinem Gehirn brauste und wühlte es, und er athmete erst wieder voll auf, als er sich unten auf der Staße und in freier Luft fand.

Gerades Weges ging er jetzt zu Dürrbeck's Wohnung, fand aber dessen Thür fest verschlossen und erhielt auch auf mehrfaches Anpochen keine Antwort. Es konnte Niemand dort zu Hause sein.

25.

Ein Ereigniß.

Als Hauptmann von Dürrbeck das Café verließ, schritt er die Straße wie in einem Traum hinab. Er sah, daß ihm Leute begegneten, und wich aus alter Gewohnheit aus, aber er erkannte Niemanden. So verfolgte er, hoch aufgerichtet, aber todtenbleich seinen Weg, passirte die Promenaden, bis er in den kleinen Park kam, und dort erst, an einer stillen und unbesuchten Stelle, warf er sich auf eine Bank, denn die erschöpften Glieder wollten ihn nicht weiter tragen.

Lange saß er dort, die Blicke stier am Boden haftend, bis er plötzlich in ein wildes, heiseres Lachen ausbrach und dann vor sich hin murmelte: „Bin ich denn verrückt, bin ich wahnsinnig geworden und sehe mich im Traum als eine lebendige Leiche in der Stadt herumgehen? — oder ist das Wahrheit," setzte er mit scheuem Flüstern hinzu, „Wahrheit, daß ich mein Leben, Glück, Liebe, Hoffnung, Jugend, Alles einem Andern

schulde und nur noch auf ein paar Stunden geborgt bekommen habe?"

Er barg das Gesicht schaudernd in den Händen, und Bilder des Schreckens und Entsetzens flutheten an seinem innern Auge vorüber, bis sie ihn zuletzt bewältigten und er scheu von seinem Sitz emporsprang. — „Flucht!" Wenn er jetzt mit dem Abendzug Rhodenburg verließ, um nie mehr hierher zurückzukehren! — Amerika! Dort in der Wildniß konnte er ungekannt leben. Oh, leben! — Rauten, der Teufel, der ihn verführt! Wenn er ihn nur gleich im Café niedergestochen hätte! Man würde ihn mit ein paar Jahren Festung bestraft haben, und das Furchtbare wäre nicht geschehen! — Weshalb hatte er auch sein Leben ausgewürfelt? Warum nicht im männlichen Kampfe Klinge gegen Klinge? Und galt überhaupt ein solcher Kampf vor menschlichen wie göttlichen Gesetzen? Wenn er, wenn jemand Anders die Polizei davon benachrichtigte? — Wie ihm das in den wenigen Minuten durch den Kopf wirbelte! Aber der letzte Gedanke gab ihn sich selber wieder: der Mann erwachte.

Finster und mit zusammengezogenen Brauen kreuzte er die Arme auf der Brust, und leise flüsterte er: „Ich muß wirklich wahnsinnig geworden sein, oder würde sonst nicht auf solche feige Gedanken fallen. Es ist geschehen! Was hilft das Grübeln und Brüten darüber; kann ich's ändern? Kann es ein Mensch auf der weiten Gotteswelt? Jetzt nicht mehr! Und was nun? — Arme, arme Constanze! Oh, Du mein Gott, daß Alles so — so furchtbar enden soll!"

Er blieb lange in tiefen Gedanken stehen, bis er nahende Schritte auf dem Kieswege hörte; es waren Spaziergänger, die dort des Weges kamen, ihm fremde Menschen, aber sie brachten ihn zu sich selber. Es war drei Uhr Nachmittags geworden und ihm die Stunden so rasch, so entsetzlich rasch verflogen; er hatte keine mehr zu vergeben, denn es blieben nur noch neun davon sein eigen.

Mit raschen Schritten eilte er in die Stadt zurück, betrat sein Zimmer und schloß sich dort ein, um Alles, was er noch in diesem Leben zu erledigen hatte, ohne weiteres Säumen zu regeln. Es klopfte indessen mehrmals an seine Thür, aber



Neuer belletristischer Verlag
von Hermann Costenoble in Jena.

Norden, Ernst, Es werde Licht. Eine Erzählung. 2 Bde. 8. eleg. broch. 6 Mark 75 Pf.

Ohorn, A., Der Klosterzögling. Roman eines Wissenden. 8. eleg. broch. 3 Mark 75 Pf.

Penn, Heinrich, Der slavische Bauernkönig. Historischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 6 Mark 75 Pf.

Ring, Max, Der große Krach. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 12 Mark.

Ring, Max, Eine unversorgte Tochter. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 5 Mark 25 Pf.

Ring, Max, Unfehlbar. Zeitroman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 18 Mark.

Schlägel, Max von, Vom Fels zum Meer. Erzählungen. 4 Bde. 8. eleg. broch. 13 Mark 50 Pf.

Inhalt: I. Bd. Eine deutsche Königsfamilie im Süden. — Ein entfesselter Dämon. II. Bd. Ein entfesselter Dämon. (Forts.) III. Bd. Der steinerne Maler. IV. Bd. Das Marmorbild im Palazzo Doro. — Die Lawine. — Strada d'Allemagna.

Schlägel, Max von, Die Gründer. Roman. 8. eleg. broch. 4 Mark 50 Pf.

Schlägel, Max von, Siege der That. Erzählungen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 9 Mark.

Inhalt: I. Bd. Monsieur Max. II. Bd. Duri, der Bärenjäger. — Heiligensand. — Ellen Norbert.

Schlieben, Erwin, Hinter der Front. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 15 Mark.

Stegmann, Rudolf, Ein Oratorium der Zukunft. Komischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 5 Mark 25 Pf.

Tornow, Karl, Leben um Leben. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 9 Mark.

Wichert, Ernst, Schuster Lange. Störungen. **Ein kleines Bild.** Gesammelte Novellen. 2 starke Bde. 8. eleg. broch. 4 Mark 50 Pf.

Wichert, Ernst, Das grüne Thor. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 13 Mark 50 Pf.

Wichmann, Paul Victor, Herzog Heinrich von Rohan. Historischer Roman. 5 Bde. 8. eleg. broch. 20 Mark 25 Pf.

Winterfeld, A. v., Groß-Busekow. Humoristischer Kriegs-Roman. 4 Bde. 8. broch. 16 Mark 50 Pf.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

[G]esammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

108. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble
Verlagsbuchhandlung.



er antwortete nicht; er durfte sich nicht mehr stören lassen, denn Alles, was da draußen sich im Sonnenlicht bewegte, hatte Zeit, — er nicht mehr.

Gegen sechs Uhr faltete er den letzten Brief zusammen und ging nun daran, über sein Eigenthum zu verfügen. Es war dunkel geworden, bis er dies beendet, und wieder stand er in peinliches Sinnen versunken. — Constanze! Der Gedanke allein bewegte noch sein Herz. Sollte er sie noch einmal sehen, um von ihr zu scheiden — auf ewig? Und war er dann im Stande, ihr den qualvollen Zustand seiner Seele zu verheimlichen?

Da durchzuckte ihn ein Gedanke: heute war ja der Abend, an dem sie zum letzten Mal die Bühne betreten sollte zum Benefiz der armen Choristen, und er hatte es vergessen. Wie mochte sie ihn an dem Nachmittag erwartet und sich am Ende gar beunruhigt haben. — Beunruhigt? Arme Constanze! — Aber jetzt war ihm auch dieser Zweifel genommen. Besuchen konnte er sie nicht mehr, sie war jetzt schon lange im Theater, stand vielleicht schon auf der Bühne und ahnte, Gott sei Dank, nicht, welches traurige Ende ihrer Liebe drohte.

Wieder setzte er sich hin, um noch die letzten Worte an die Geliebte zu richten. Und hatte er alles Andere mit kaltem, ruhigem Blute beendet, jetzt flossen seine heißen Zähren, und mehrmals mußte er den Brief unterbrechen, weil quellende Thränen ihm das Auge verdunkelten. Endlich war auch das vollbracht, das Schwerste von Allem, und jetzt schien er mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Es war neun Uhr; er ließ die Lampe auf dem Tisch brennen, zog seine Uniform aus und legte sich, sonst angekleidet, auf sein Bett. —

Im Stadttheater wurde bei drückend vollem und ausverkauftem Hause der Troubadour gegeben. Es war das letzte Mal, daß Constanze Blendheim überhaupt auftrat, und der Liebling des „Publikums“ sollte sich wenigstens überzeugen, daß man sie nicht still und geräuschlos wollte scheiden sehen. Das Publikum überschüttete sie mehr noch als am letzten Abend mit Beifallsbezeigungen, und Blumen und Gedichte flatterten aus den Logen nieder. Junge Enthusiasten der Stadt hatten sogar einen Fackelzug vorbereitet, und es war beschlossen, daß

man, sobald das Theater beendet war, mit den brennenden Fackeln ein Spalier die Straße entlang bis zu ihrem Hause bilden wollte, wo sie dann, in ihrer Wohnung angelangt, mit einem Ständchen begrüßt werden sollte.

Es war die letzte Scene, in der Constanze auftrat. Auf der ersten und zweiten Gallerie, selbst in den vorderen Parquetlogen saßen die Verehrer der jungen Sängerin schon wieder wurfbereit mit ihren Bouquets und Kränzen, an denen sich auch hier und da nicht unbedeutende Geschenke an Schmucksachen befanden.

Die Meldung ging indeß nach der Straße, in der ihre Wohnung lag, die letzte Scene komme, und die Fackelträger möchten sich bereit halten, denn man wußte, daß die Sängerin gewöhnlich stets gleich nach dem Schluß, noch im Costüm, in ihren Wagen sprang, um nur so rasch als möglich nach Hause zu kommen.

Constanze stand mit klopfendem Herzen hinter der Coulisse, um ihr Stichwort abzuwarten. Sie konnte schon sich gegenüber im Proscenium die Vorbereitungen zu ihrem Empfang bemerken, und doch erfüllte ihr heut Abend ein wehes Gefühl die Brust, dem sie nicht Worte und Ausdruck zu geben vermochte. War es, daß sie jetzt für immer von der Bühne schied? das Aufgeben einer Künstlerlaufbahn? Es mochte so sein, denn Constanze Blendheim war wirklich mit Leib und Seele Künstlerin, nicht eine jener theatralischen Größen, die in unserer Zeit leider die Mehrzahl bilden, und deren einziges Streben darin liegt, höhere Gagen, mehr Applaus, längeren Urlaub und größere Blumensträuße als ihre Colleginnen zu bekommen. Solch trauriger Ehrgeiz lag ihr fern; aber so hatte sie es trotzdem noch nie empfunden, und unwillkürlich dachte sie dabei auch an ihren Bräutigam, der sie gerade heute Nachmittag auf das Auffälligste vernachlässigt hatte.

Weder war er vor der Vorstellung, wie er es doch sonst fast stets that, bei ihr gewesen, noch hatte sie ihn auf dem Platze, den er gewöhnlich einnahm, gesehen, und er ihr doch fest versprochen, daß er diese, die letzte Vorstellung nicht versäumen wolle. War etwas vorgefallen? Aber was *konnte* eben vorgefallen sein?

Sie lehnte, tief in Gedanken versunken, an der einen Couliſſe und hörte nur wie in einem Halbtraume das, was draußen auf der Bühne vorging — da flüſterten dicht neben ihr, nur durch die dünne Leinwand der einen zurückgeſchobenen Couliſſe geſchieden, zwei der Theaterarbeiter mit einander.

„Du, haſt Du's ſchon gehört?“ ſagte der Eine — „der Hauptmann von Dürrbeck hat ſich eben erſchoſſen!“

„Was?“ ſagte der Andere, „der Bräutigam von der Blendheim?“

„Ja wohl; eben kam ein Polizeidiener und meldete es dem Director.“

Der Opern-Regiſſeur ſtand vorn in der erſten Couliſſe; der Moment war gekommen, wo Conſtanze hinaus mußte — aber ſie kam nicht. Er eilte an der Seite hin und entdeckte ſie glücklich in der dritten Couliſſe.

„Fräulein Blendheim, Ihr Stichwort iſt ſchon gegeben!“

Das junge Mädchen zuckte empor, ſie war ihrer Bewegung nicht Herr, aber ſie begriff, daß ſie hinaus auf die Bühne mußte. Der Geiſt ihrer Rolle verlangte eine raſche Bewegung, das wußte ſie noch, und mechaniſch folgte ſie dem. Mit raſchen Schritten eilte ſie hinaus — donnernder Applaus empfing ſie: von allen Seiten flogen Kränze und Bouquets, das Publikum jubelte und ſchrie — was kümmerte es ſich um die Scene, es dachte in dieſem Augenblick an nichts als die ſcheidende Sängerin.

Conſtanze blieb ſtehen. Die Lampen vorn umgaben ſie wie mit einem Feuerkreiſe, das Publikum ſelber fing an, ſich mit ihr zu drehen, um ſie her ſchwirrten Blumenbouquets wie farbige, feuerſtrahlende Meteore, vor ihren Ohren ſauſte und brauſte es wie das Heulen der Windsbraut durch den blätterleeren Wald — ſie warf die Hände empor, als ob ſie ſich an irgend etwas, das ſie umgab, feſthalten wollte, drehte ſich halb im Kreiſe und ſchlug dann bewußtlos auf ihre Kränze und Blumen nieder.

Das Publikum glaubte natürlich im erſten Augenblick, daß die freudige Aufregung dieſer Ovation ſie für den Moment überkommen habe, und die Rufe wurden nur noch lauter und

enthusiastischer — es war ja ein zu deutliches Zeichen ihrer Dankbarkeit und Rührung! Mitten aber im tollsten Sturme fiel der Vorhang plötzlich, und als der See noch immer tobte und sein Opfer noch einmal haben wollte, trat der Regisseur heraus und bat das Publikum, Nachsicht zu haben und das Haus still zu verlassen, da Fräulein Blendheim eben eine sehr betrübende Nachricht erhalten hätte und vor Schreck das Bewußtsein verloren habe.

Todtenstille herrschte in dem weiten, menschengefüllten Raum, nur leise flüsternd wurde hier und da die Frage laut: „Was ist vorgefallen, was ist geschehen?" — Daß aber etwas geschehen sein müsse, war klar, und die zunächst der Thür Befindlichen fingen an, die Räume zu leeren.

Indessen war der Theater-Arzt mit Fräulein Blendheim beschäftigt. Er hatte vom Director die furchtbare, das unglückliche Mädchen betreffende Nachricht gehört; eine der Choristinnen, die unfern davon gestanden, als der eine Theaterdiener die Kunde brachte, bestätigte, daß es die Arme an der Stelle, wo sie sich gerade befand, gehört haben müsse, und der Arzt erklärte nun, da er den Wagen vor der Thür wußte, daß die noch immer Bewußtlose augenblicklich in ihre Wohnung geschafft werden müsse. Er selber wollte sie natürlich dahin begleiten, wie er denn zur Unterstützung und Hülfeleistung auch die Garderobière mitnahm. Ihr gegenüber lag außerdem die Apotheke, und sie fand daheim natürlich bessere Bequemlichkeit und Pflege, als hier in der öden Garderobe, in der nicht einmal ein erträgliches Sopha stand.

Der Befehl war auch, kaum gegeben, schon ausgeführt. Die Kranke wurde von einigen Choristinnen aufgefaßt und in den Wagen getragen, die Tochter des Theater-Inspectors erbot sich ebenfalls, mitzufahren, und noch hatte kaum die Hälfte des Publikums das Haus verlassen, als auch die Droschke schon in die Straße einbog, in welcher sich der Fackelzug aufgestellt hatte und die Sängerin erwartete.

Durch die rasche Bewegung des Wagens und die frische Luft vielleicht, welche zu den geöffneten Fenstern einzog, war Constanze wieder zu sich gekommen. Sie sah wohl im ersten Moment erstaunt, erschreckt empor; aber nur zu rasch kam ihr

die Erinnerung des Entsetzlichen, und schaudernd barg sie ihr Antlitz in den Händen, denn diese Flucht aus dem Theater schien ja nur die grauenvolle Wahrheit zu bestätigen.

Der Fackelschein rings umher — was bedeutete das nur? Jetzt bog der Wagen in die Gasse ein.

„Die scheidende Künstlerin, unser verehrtes Fräulein Constanze Blendheim, sie lebe hoch, und nochmals hoch, und nochmals hoch!"

Und „hoch, hoch, hoch!" brauste es von Tausenden von Stimmen, und das Musikcorps, welches bestimmt war, ihr abwechselnd mit einem Männerquartett das Ständchen zu bringen, fiel mit einem rauschenden Tusch ein, so daß die Bewohner der benachbarten Straßen eilig herbeigestürzt kamen, um zu sehen, was es da gäbe. Die Fackelträger schwangen dabei ihre Fackeln, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

„Um des Heilandes willen, was ist das?" rief Constanze, als der Wagen vor ihrer Thür hielt und die Sänger jetzt mit ihren klangvollen Stimmen das Mendelssohn'sche Lied begannen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — „was soll das bedeuten? Wach' ich denn — träume ich?"

„Es sind Bewohner von Rhodenburg," sagte der Arzt verlegen, „die Ihnen noch zu Ihrem Abschied von der Bühne eine Freude machen wollen."

„Eine Freude — oh Du mein großer Gott! Aber, Doctor, um Gottes willen, was ich im Theater gehört, ist es ..."

„Kommen Sie nur mit hinauf in Ihre Wohnung, bestes Fräulein — wir sind vor Ihrem Hause — dort oben ..."

„Vor meinem Hause?" rief Constanze rasch und geisterbleich — der Strahl der Fackeln hatte sie geblendet, daß sie die eigene Straße nicht kannte, — „vor meiner Thür? Aber wo ist denn, wo um Gottes willen ist Dürrbeck, der mir jeden Abend an dieser Stelle gute Nacht sagt?"

„Kommen Sie nur hinauf," drängte der Arzt; „es sind hier heute zu viele Menschen, und sehen Sie, wie sie jetzt herzudrängen. Wir müssen wirklich machen, daß wir hinein kommen, oder sie sperren uns ganz ab."

Darin hatte er Recht, denn Jeder der jungen Leute, die keine Ahnung von dem traurigen Geschick der Sängerin hatten, wollte sie gern noch einmal sehen und drängte heran, und kaum gelang es ihr und ihren Begleitern, hindurch und in das Haus zu kommen.

Der Gesang tönte noch fort, aber indessen lief schon von Mund zu Mund das Gerücht von des Hauptmanns Selbstmord, das sich fabelhaft schnell verbreitete. Die Sänger hörten es ebenfalls; anstatt sie ihr Lied beenden zu lassen, liefen Unberufene hinzu und verkündeten die Schreckensmähr. Einer verstummte — da noch Einer — plötzlich brachen sie mitten darin ab, von den Fackelträgern suchten schon hier und da einzelne ihre Fackeln zu verlöschen oder zogen sich scheu die Straße hinab — das war kein Augenblick zu Triumph und Freude, wie sie recht gut fühlten, aber unheimlich wurde die Ovation durch diese Störung, die sich äußerte, als ob der Tod in eine fröhliche Gesellschaft trat. Die Masse der Neugierigen hatte sich allerdings noch nicht verringert, eher vergrößert, aber das Musikcorps, die Sänger zogen sich scheu zurück, und lautlos zerstreuten sich auch jetzt die Fackeln, hier und da leuchtete noch eine vor — dann lag Alles finster wie die Nacht, und nur die eine an der Hofapotheke angebrachte Gaslampe warf noch ihren matten Schein über den Menschenschwarm, der jetzt zu den Fenstern der unglücklichen Braut hinaufstarrte.

An den benachbarten Fenstern hatte sich natürlich Alles versammelt, wie nur die ersten Fackeln sichtbar wurden, und Klingenbruchs besonders hielten ihre Etage vollkommen besetzt.

„Was das für ein Wesen ist, das um so eine Theatermamsell gemacht wird!“ sagte Henriette, die mit ihrer Mutter zusammen in einem Fenster lag. „Die Männer sind doch wirklich rein verrückt — mit einer Königin könnten sie's nicht ärger treiben!“

„Sie scheint viele Anbeter gehabt zu haben,“ bemerkte die Frau Oberstlieutenant, „und ich begreife eigentlich den Hauptmann nicht.“

„Ich könnte mich nicht so öffentlich auf die Bühne stellen,“

bemerkte die junge Dame, „und dann vor allen Menschen einem wildfremden Manne um den Hals fallen und ewige Liebe schwören, wie sie's alle Abende machen; dazu gehört doch eine merkwürdige Natur."

„Du wirst auch sehr selten Leute aus wirklich guter Familie finden, die sich dazu hergeben," sagte die Mutter wieder; „es ist fast immer hergelaufenes Volk."

„Da kommt der Wagen!" rief Flora, die im Nebenfenster lag. „Oh Du meine Güte, wie sie brüllen; ich werde noch taub davon!"

Jetzt begann der Gesang, und das Ganze hatte etwas so Feierliches, daß selbst die jungen Damen einen Moment schwiegen und den Tönen lauschten. Aber das dauerte nicht lange.

„Das ist ja eine ganze Gesellschaft, die da aus dem Wagen steigt!" rief Flora. „Fräulein Blendheim giebt wohl heut Abend eine kleine Soirée — das schickt sich auch recht für eine einzelne Dame!"

„Konntest Du erkennen, wer das war, Mama?" fragte Henriette.

„Nein; aber Jemand war dabei, der von den Anderen geführt wurde — ich glaube, die Blendheim selber."

„Sie wird wohl eine Ohnmacht gespielt haben, um ihre Rührung zu zeigen," bemerkte die Tochter; „lauter Komödie — daß sich die Menschen nur auf so plumpe Art anführen lassen!"

Wieder horchten sie eine Weile dem Gesange.

„Hörst Du," lachte Flora, „da ist Einer stecken geblieben!"

„Ist es denn schon aus?" fragte die Mutter.

„Sie hören ja auf einmal auf — was laufen denn die Menschen da so herum?"

„Die Polizei wird den Unfug nicht geduldet haben," bemerkte die Frau Oberstlieutenant; „siehst Du, da unten sind Polizeidiener."

„Das wär' recht," lachte Henriette schadenfroh; „es ist auch eine furchtbare Rücksichtslosigkeit gegen die Nachbarn. Wenn nun Jemand krank ist und muß den Spectakel mit anhören — das irritirt ja gesunde Nerven!"

„Da muß etwas vorgefallen sein," sagte jetzt der Oberst=lieutenant, der im dritten Fenster lag, indem er zurück in die Stube trat.

„Schick' doch einmal die Hanna hinunter, daß sie sich er=kundigt," schlug Flora vor. Die Hanna war aber schon unten und stand in der Hausthür, um zuzusehen, denn in die Vorderzimmer durfte sie, wie sie recht gut wußte, nicht kommen. Die Bewegung da unten wurde aber so räthselhaft — das plötzliche Abbrechen des Gesanges, das Zerstreuen der Fackeln, die Versuche, die Einige machten, ihre Fackeln auszulöschen —, daß die Damen Gewißheit darüber haben mußten. Außer=dem bemerkten sie jetzt drüben in den Fenstern von Fräulein Blendheim Licht, und die Schatten verschiedener Personen glitten hastig bald her, bald hin an den niedergelassenen Rou=leaux. In Ermangelung der Hanna wurde deshalb der Oberstlieutenant selber auf Kundschaft ausgeschickt, mit der stillschweigenden Bedingung, nicht eher wieder zurückzukehren, bis er etwas Positives erfahren habe, und die Damen zer=brachen sich indessen vergeblich die Köpfe, das schon von oben heraus zu bekommen.

Der Vater blieb aber nicht lange; er hatte nicht weit zu gehen gebraucht, um das zu erfahren, was da unten von Mund zu Mund lief. Er wollte das Gerücht allerdings nicht gleich glauben, es war zu undenkbar; aber von allen Seiten ward es bestätigt, und ein Unglück mußte geschehen sein, oder die Festlichkeit wäre doch wahrlich nicht auf eine so plötzliche und für die davon Betroffene sonst jedenfalls be=leidigende Weise abgebrochen worden.

Als er zurückkam, war der kleine Mann aschenfahl im Gesicht.

„Nun, Papa, was ist?" stürmten ihm die beiden Töchter entgegen. „Nicht wahr, die Polizei hat dem Skandal ein Ende gemacht?"

„Kinder," sagte der Oberstlieutenant mit fast zitternder Stimme, „ein Unglück ist geschehen..."

„Ein Unglück?" riefen alle Drei zu gleicher Zeit.

„Hauptmann von Dürrbeck hat sich erschossen!"

Die Damen standen ihm sprachlos gegenüber; nur die Frau Oberstlieutenant gewann zuerst die Sprache wieder.

„Ob ich es mir nicht gedacht habe," sagte sie (ihre Seele hatte keine Ahnung davon gehabt), „das konnte nicht ausbleiben. Er mußte sich in der Verbindung unglücklich fühlen. Jetzt sitzt die Mamsell da mit ihrem Fackelzug und Ständchen — Hochmuth kommt immer vor dem Fall! ist ein altes, gutes Sprüchwort."

„Veronika," rief ihr Gatte fast entsetzt aus, „wie kannst Du um Gottes willen nur so etwas sprechen!"

„Ist es nicht die Wahrheit?"

„Und hast Du gar kein Mitleid mit der Unglücklichen?"

„Ach was," sagte die Frau Oberstlieutenant, „derartige Leute fühlen so etwas lange nicht so tief wie Unsereiner. — Dein gutes Herz malt Dir die Geschichte nur so schwarz aus. Dürrbeck hätte aber von Anfang an so klug sein und einsehen sollen, daß die Verbindung für ihn keine passende sein konnte. Jetzt hatte er sich aber schon zu tief eingelassen, er wußte recht gut, daß die ihn nicht wieder frei gab, und da blieb ihm denn freilich keine andere Wahl, als sie zu heirathen oder sich todt zu schießen."

Klingenbruch lief mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in seinem Zimmer auf und ab; er hörte gar nicht mehr, was seine Frau sprach, denn er wußte doch recht gut, daß sie sich nie widerlegen ließ. Dürrbeck — Dürrbeck sich erschossen — und weshalb? Es gab keinen vernünftigen Grund, den er sich denken konnte, denn wenn der Hauptmann nur gewollt hätte, stand er, mit einem sehr bedeutenden Vermögen, vollkommen unabhängig in der Welt, und was um Gottes willen konnte ihn zu einem so verzweifelten Schritt bewogen haben!

Aber es litt ihn auch jetzt nicht länger in seinen eigenen vier Wänden; er mußte sich selber überzeugen, und das auf der Stelle, denn er konnte trotz aller Bestätigung das Unerhörte noch nicht glauben. Bei einer andern Gelegenheit würde nun freilich seine Frau sehr starken Einspruch gethan haben, daß er noch in dieser Stunde der Nacht sein Haus verließ. Heute aber drängte es sie selber, Näheres über den in ihren Kreisen

sicherlich Epoche machenden Fall zu erfahren, und dem Oberstlieutenant wurden deshalb keine weiteren Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Dürrbeck's Quartier war auch nicht so weit entfernt; in zehn Minuten etwa hatte er die kleine, freundliche, an der Promenade gelegene Wohnung erreicht. Es war ein kleines Haus, das der Hauptmann erst vor ganz kurzer Zeit angekauft und nicht gerade reich, aber doch ungemein wohnlich hatte einrichten lassen. Wenn Klingenbruch aber geglaubt, daß er sich ohne Weiteres würde Eingang verschaffen können, so sah er sich darin getäuscht. Er fand allerdings eine Menge von Menschen vor dem Hause, die in alberner Neugierde das Dach anstarrten, unter dem soeben ein Mord verübt worden, aber hinein wurde Niemand gelassen. Das Obercommando, das augenblicklich Rapport erhalten, hatte nämlich ohne Weiteres zwei Posten vor die Thür gestellt, welche die Zugänge bis zum nächsten Morgen besetzt halten sollten. Ein Arzt war allerdings ohne Zeitverlust entsendet worden, um nach dem Unglücklichen zu sehen und zu untersuchen, ob noch Leben in ihm sei; das aber zeigte sich bald als hoffnungslos. Der Schuß war mit furchtbarer Sicherheit auf sein Herz gerichtet gewesen, und das Leben schon lange entflohen.

Klingenbruch selber wurde von den Wachen, wenn auch mit der größten Ehrerbietung, doch mit der bestimmten Aussage zurückgewiesen, daß sie von dem commandirenden Officier strengen Befehl hätten, Niemanden, weß Standes er auch sei, in die Wohnung des Todten zu lassen, daß aber den Freunden des Verblichenen morgen früh gestattet sein würde, ihn zu besuchen. Damit mußte er sich begnügen, denn er wußte selber recht gut, daß die Soldaten keinen selbstständigen Willen, sondern nur den ihnen gegebenen Befehlen zu folgen hatten. Aber er verließ den Platz doch nicht eher, bis er die näheren Einzelheiten des Unglücksfalles erfahren, und zwar durch den Burschen des Hauptmanns selber, den er kannte und der früher in seinem eigenen Corps gestanden.

Der arme Teufel war noch außer sich, die Thränen liefen ihm fortwährend an den Backen nieder, und einem Andern als dem Oberstlieutenant hätte er auch wohl kaum Rede gestanden.

„Oh, Du mein Gott,“ erzählte er, „so ein lieber, braver Herr, und so enden — so enden — es ist schrecklich!“

„Aber hast Du denn nicht schon seit einiger Zeit an ihm bemerkt, ob er schwermüthig oder niedergeschlagen war, Martin?“

„Der schwermüthig und niedergeschlagen?“ schluchzte aber der treue Bursche, „gesungen und gepfiffen hat er den ganzen ausgeschlagenen Tag, und immer nur angeschafft, immer nur herzugeschleppt, um das ganze Haus wie ein Puppenstübchen herzurichten. Gestern Abend, ja, da kam er 'was verdrießlich nach Hause, ging eine Weile in seinem Zimmer auf und ab und legte sich dann zu Bett; heute Morgen aber war das Alles wieder vorüber. Schon um sechs Uhr saß er an seinem Clavier und hat gespielt und gesungen dazu wie eine Haidelerche, und eher hätte ich ja des Himmels Einsturz vermuthet, als daß uns so 'was widerfahren könnte.“

„Und wie war er nachher?“

„Ueber Tag muß es an ihn gekommen sein. Um elf Uhr ging er aus, aber erst um halb vier Uhr kam er wieder zurück und sah merkwürdig blaß und still aus. Ich fragte ihn, ob er krank sei; aber er schüttelte nur mit dem Kopfe und sagte, er hätte viel zu schreiben und ich solle ihn nicht stören — ich könne auch ausgehen, setzte er hinzu, und brauche vor heut Abend zehn Uhr nicht wieder nach Hause zu kommen. Das war mir nun freilich schon merkwürdig, aber ich dachte ja doch natürlich nichts Schlimmes dabei und ging auch; aber so lange litt mich's doch nicht fort, und um acht Uhr etwa kam ich wieder zurück. Mein Hauptmann hatte sich aber eingeschlossen, und wie ich draußen horchte, hörte ich, daß er mit langsamen Schritten in seinem Zimmer auf und ab ging. Ich klopfte nun an, aber er antwortete nicht, und da ich merkte, daß er nicht gestört sein wolle, ging ich hinunter in mein Stübchen nahe bei der Hausthür und legte mich ein bischen auf mein Bett. Ich muß dabei wohl eingenickt sein, denn plötzlich fuhr ich in die Höhe, weil mir's um's Leben so war, als ob mich der Herr Hauptmann gerufen hätte, aber ich hörte nichts, Alles war todtenstill, und ich wollte mich jetzt ausziehen und ordentlich zu Bette gehen. Da fiel auf einmal oben im Hause ein Schuß — Herr Oberstlieutenant, und

wenn ich noch hundert Jahre alt würde, den Schuß vergeſſ' ich in meinem ganzen Leben nicht! Ich wieder in die Stiefeln und an die Thür von meinem Hauptmann gedonnert. Alles ſtill wie im Grabe — und jetzt packte es mich mit der Angſt, und wie ich hinunter und wieder hinauf gekommen bin, weiß ich noch zur Stunde nicht; aber meine alte Muskete hatte ich erwiſcht, und beim dritten Stoß brach auch ſchon das Schloß auseinander und die Thür flog auf. Aber da — oh Du blutiger Herrgott!" — und hier übermannte es den armen Burſchen; er fing laut an zu ſchluchzen und kam nicht weiter.

Aber Klingenbruch wußte auch jetzt genug. Er wandte ſich ſtill ab, denn Troſt konnte er ja doch nicht geben, und ſchritt in tiefem Sinnen ſeiner eigenen Wohnung wieder zu. Er hatte die Thatſache beſtätigt gehört; aber was den unglücklichen Menſchen bewogen haben mochte, ſo plötzlich und ohne vorherige Anzeichen von Schwermuth oder Gram Hand an ſein eigenes Leben zu legen, blieb ihm räthſelhaft wie zuvor. Er konnte es nicht begreifen.

26.

Die Todtenſchau.

Die Nacht ging ruhig vorüber; die Leute in den Straßen hatten es ſatt bekommen, die Häuſer anzuſtarren, in denen ſtatt Glück und Freude der Tod und Jammer ihren Einzug gehalten; die Lichter waren verlöſcht, und nur das in Conſtanzens Schlafzimmer, wo die Garderobière mit Conſtanzens Magd bei der Unglücklichen wachte, brannte noch hell, als ſchon der Morgen dämmerte. Drüben in Dürrbeck's Hauſe aber, auf dem Vorplatze, hielten zwei Poſten die Leichenwacht und wurden nur regelmäßig alle zwei Stunden abgelöſt, bis dann etwa gegen neun Uhr die Beamten kamen, um den Thatbeſtand zu conſtatiren und die nöthigen Vorkehrungen zu

treffen, daß sich keine unberufene Hand an dem jetzt herrenlosen Eigenthum des Geschiedenen vergriff.

Klingenbruch selber litt es nicht zu Hause; er mußte allerdings um zehn Uhr in das Ministerium, aber vorher wollte er doch jedenfalls noch einmal den Versuch machen, den todten Freund zu sehen und vielleicht Näheres über sein Schicksal zu erfahren.

Vor seinem Hause traf er Schaller.

„Haben Sie schon die Unglücksmähr gehört, Herr Oberstlieutenant?"

„Es ist furchtbar," sagte der kleine Mann erschüttert, „ich bin eben im Begriff, meinen armen Hauptmann noch einmal zu besuchen."

„Dann begleite ich Sie," sagte Schaller rasch entschlossen. „Und haben Sie keine Ahnung, was ihn zu dem verzweifelten Schritt getrieben haben kann?"

„Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen," sagte Klingenbruch, „ich habe noch nicht einmal ordentlich darüber nachgedacht, denn das Ganze kam so schnell und unerwartet, daß es mich wenigstens wie vor den Kopf geschlagen hat."

„Seine Vermögensverhältnisse waren doch in Ordnung?"

„Kein Zweifel; er muß sogar ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen haben, und ich glaube nicht, daß er einen Pfennig Schulden in der Stadt hat."

„Und gespielt hat er nicht?"

„Nie; höchstens eine Partie Whist, und auch die nicht hoch."

„Da muß der Teufel drin stecken," sagte Schaller, indem er den Dampf seiner Cigarre in starken Wolken ausblies — „und guter Laune war er auch stets, denn ich habe ihn nie mürrisch oder verdrießlich gesehen."

„Es war ein liebenswürdiger Mensch und ein braver Kamerad," sagte Klingenbruch leise vor sich hin, „und immer freundlich, immer gefällig — nie zänkisch oder streitsüchtig wie so viele Andere, und ich glaube fast, er hinterläßt keinen einzigen..."

Klingenbruch schwieg plötzlich und war, wie seinen eigenen Gedanken nachhangend, stehen geblieben.

„Was wollten Sie sagen, Herr Oberstlieutenant?“ fragte Schaller.

„Ja — von was sprachen wir gleich?“

„Nun, von Dürrbeck.“

„Ach ja — ich wollte sagen: er hinterläßt gewiß keinen einzigen Feind, keinen wenigstens, dem er die Veranlassung dazu gegeben, daß er es geworden.“

Die beiden Herren hatten indessen ihren Weg verfolgt. Klingenbruch war aber jetzt zerstreut; er gab ein paar Mal verkehrte Antworten, und selbst Schaller gingen eine Menge der verschiedenartigsten Dinge im Kopf herum.

Der Posten stand noch unten am Hause und salutirte. Auf des Oberstlieutenants Frage, ob man jetzt hinauf dürfe, sagte der Mann: „Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant — es sind schon mehrere Herren vom Militär und Gericht oben — habe keine Ordre mehr, die Herren Officiere zurück zu weisen.“

„Schön,“ sagte Klingenbruch, „dann wollen wir hinaufgehen; aber ich versichere Ihnen, lieber Schaller, mir ist das Herz so schwer — ich fürchte mich ordentlich, den Raum zu betreten.“

Schweigend stiegen die beiden Herren die Treppe hinauf, und Klingenbruch traf an der Thür noch ein paar Kameraden, die eben wieder herauskamen und ihm nur lautlos und niedergeschlagen die Hand drückten.

Der kleine Oberstlieutenant zögerte auch selbst noch auf der Schwelle, aber es war nur ein Moment, und im nächsten Augenblicke sah er sich der Leiche gegenüber.

Dort lag Dürrbeck, ruhig, als ob er schliefe, aber das Gesicht zeigte die Farbe des Todes und einen wehen, schmerzlichen Ausdruck in den sonst so heiteren und guten Zügen; die Augen, welche man ihm schon gestern Abend zugedrückt, geschlossen, die Lippen halb geöffnet.

Im Zimmer des sonst so ordentlichen Mannes sah es freilich wild genug aus: die vollkommen niedergebrannte Lampe stand noch auf seinem Tische; auf der Erde vor dem Bett lag blutiges Leinenzeug, und auf dem Stuhle neben dem Bett der Revolver, mit dem er sich die tödtliche Wunde gegeben, und zwar fünf Läufe noch geladen.

Die Beamten im Zimmer waren erst vor kurzer Zeit gekommen und schienen überhaupt nicht recht zu wissen, was sie hier eigentlich sollten. Klingenbruch freilich sah von dem Allen nichts; sein Auge, aus dem sich jetzt ein paar einzelne Thränen stahlen, hing an dem bleichen Antlitz des Freundes, und zu ihm tretend und seine Hand auf die kalte Stirn des Todten legend, sagte er mit leiser, schmerzgedrückter Stimme: „Armer, armer Freund, so muß ich Dich wiedersehen! Oh mein Gott, mußte denn das sein, und hattest Du Niemanden, dem Du Dich vertrauen konntest?"

„Es ist ein recht trauriger Fall, Herr Oberstlieutenant," sagte der Beamte. „Sie wissen wohl nicht, ob der Verstorbene hier noch Verwandte in der Stadt hat?"

„Freunde genug," sagte Klingenbruch, „aber keine Verwandten. Seine Eltern wohnen auswärts, aber er hat seine Braut, mit der er in wenigen Tagen verbunden werden sollte — ja, wenn ich nicht irre, war der Hochzeitstag auf heute oder morgen bestimmt — hier in der Stadt."

„Hier liegen Briefe," sagte Schaller, der sich indessen im Zimmer umgesehen hatte, „und aus denen werden wir auch wohl später die Motive der That erfahren. Der eine Brief ist an Fräulein Constanze Blendheim, der andere an den Notar Püster."

„Dort werden wir also Aufschluß und die nöthigen Weisungen erhalten," sagte der Beamte und streckte die Hand nach den Briefen aus. Schaller reichte sie ihm und behielt nur noch den dritten in der Hand.

„Diesen," sagte er, „kann ich gleich selber übergeben, denn ich gehe augenblicklich zu Solbergs hinaus; er ist an den jungen Baron."

„Wenn Sie das übernehmen wollten, Herr von Schaller," entgegnete ihm artig der Beamte — „die anderen werde ich sofort an ihre Adressen befördern. Hier, Müller, wandte er sich dann an Einen der Leute, die ihn begleiteten, „mit dem Briefe gehen Sie direct zu Notar Püster und ersuchen den Herrn Notar, sich so rasch als irgend möglich her zu bemühen — ich werde ihn hier erwarten — den andern Brief an die junge Dame geben Sie nebenan in dem Hause ab."

„Wäre es nicht besser,“ sagte Klingenbruch, „das Schreiben an Fräulein Blendheim ebenfalls dem Notar Püster anzuvertrauen? Wenn sie in ihrem jetzigen Zustande — so ganz unvorbereitet…“

„Sie haben Recht, Herr Oberstlieutenant. — Also geben Sie die beiden Schreiben bei Notar Püster ab, der schon darüber verfügen wird, und eilen Sie sich ein wenig, damit wir unser Geschäft hier rasch erledigen.“

Es war wirklich nur ein Geschäft. Die Worte wurden in Gegenwart der Leiche so laut und rücksichtslos gesprochen, daß es Klingenbruch dabei ordentlich einen Stich durch's Herz gab.

Er stand wieder schweigend vor dem Todten und sah in die stillen Züge, die das Geheimniß seiner letzten Stunde bargen.

„Kommen Sie, Klingenbruch,“ sagte da Schaller, der sich nicht behaglich in dieser Umgebung fühlte, ohne aber besonders erregt zu scheinen, „wir wollen gehen, denn wir können hier doch nichts mehr nützen und stehen nur im Wege.“

Klingenbruch folgte fast willenlos, und als er wieder hinaus in's Freie trat, athmete er tief und wie qualvoll auf. Beide wechselten auch kein Wort mehr mit einander, bis sie die nächste Ecke erreichten. Dort blieb Schaller stehen und sagte, dem Oberstlieutenant die Hand reichend: „Ich will hier nach Solbergs abbiegen, lieber Frennd, bitte, empfehlen Sie mich zu Hause. Das ist wirklich ein trauriger Fall und schmerzt mich tief; doch Alles bei Ihnen zu Hause wohl?“

„Ich danke Ihnen, ja, leben Sie wohl, Herr von Schaller,“ sagte Klingenbruch und schritt langsam der Richtung zu, die nach seiner eigenen Wohnung führte.

Schaller indessen verfolgte den Weg nach Solbergs, weniger aber aus Theilnahme für den Geschiedenen, als aus Neugierde, denn er hoffte durch Hans von Solberg, der ja doch immer das Herz auf der Zunge hatte, gleich Ausführliches über den ihm vollständig unerklärlichen Fall zu hören. Er war aber trotzdem dabei mit seinen Gedanken abwesend, denn eine Menge der verschiedensten Dinge gingen ihm durch den Kopf. Er

schritt auch, ohne sich umzusehen oder einen der ihm Begegnenden zu bemerken, vorwärts, als er sich plötzlich angerufen hörte.

„Hallo Schaller, wohin?“

Als er aufsah, stand Rauten vor ihm.

„Guten Morgen, Rauten! Wohin? Zu Solbergs. Woher? Von Dürrbeck's Leiche. Haben Sie die Geschichte schon gehört?“

„Es wurde heute Morgen davon in der Stadt gesprochen. Er hat sich erschossen.“

„Ja, aber weshalb? Kein Mensch hat eine Ahnung.“

Graf Rauten zuckte mit den Achseln. „Wie mir heute Morgen gesagt wurde, vermuthet man, daß Reue über die geschlossene und nicht mehr rückgängig zu machende Verbindung die Schuld gewesen. Wer weiß denn, was ihn dazu getrieben, denn ohne Grund schießt sich kein Mensch eine Kugel durch den Kopf.“

„Sie waren nie befreundet mit Dürrbeck?“

„Besonders befreundet, nein. Wir sind uns auch nur wenig begegnet; aber was wollen Sie so früh bei Solbergs?“

„Einen Brief an Hans abgeben, der auf Dürrbeck's Schreibtisch lag.“

„Einen Brief an Hans? Zeigen Sie einmal,“ sagte Rauten, viel rascher und theilnehmender, als er bis jetzt gesprochen.

Schaller nahm ihn aus der Tasche. Er bestand augenscheinlich nur aus einem in ein Couvert eingeschlossenen Blatte, und Rauten hielt den Brief einen Moment wie nachdenkend in der Hand.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Schaller,“ bemerkte er endlich, „ich werde den Brief selber an seine Adresse abgeben.“

Schaller sah ihn rasch an. „Der Brief ist mir übergeben und ich habe es übernommen,“ sagte er endlich; „es wäre mir sehr unangenehm, wenn ...“

Rauten steckte den Brief ruhig in seine Tasche. „Haben Sie keine Sorge, Sie sind von aller Verantwortung frei, wenn Sie ihn mir übergeben haben, denn ich gehöre jetzt mit

zum Solberg'schen Hause, und ich gebe Ihnen mein Wort, Hans soll ihn bekommen."

„Aber er würde ihn rascher bekommen, wenn ich ihn jetzt direct hintrüge."

„Wenn — Sie denken aber trotzdem nicht daran, da Sie mich zuerst einmal auf mein Zimmer begleiten."

Schaller sah ihn fragend an.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, und die Straße ist dafür nicht der geeignete Platz. Kommen Sie, Schaller; übermorgen ist meine Hochzeit, und an dem Tage ist uns Beiden geholfen."

„Das gebe Gott!" sagte der Baron mit einem aus tiefster Brust geholten Seufzer, „Zeit wird's, oder die Sache nimmt mit mir ein ganz verzweifeltes Ende. Dürrbeck, der Esel, schießt sich eine Kugel durch den Kopf und hat ein Vermögen von wenigstens sechzig- bis siebzigtausend Thalern. Wenn Jemand Ursache hätte eine solche Dummheit zu begehen, so wär' ich es; aber ich mache meiner Frau die Freude nicht. Neugierig bin ich übrigens, was Sie mir zu sagen haben."

Die beiden Herren waren während des letzten Gesprächs schon scharf neben einander hingeschritten und hatten Rauten's Wohnung jetzt erreicht. Der Graf schloß sein Logis auf, warf seinen Hut auf das Sopha, schob Schaller eine Kiste Havanna-Cigarren und das Feuerzeug zu, nahm dann aus seiner Tasche ein kleines, sehr feines Federmesser, warf sich in einen Stuhl, nahm den Brief für Hans von Solberg aus der Tasche und begann ohne Weiteres ihn an der untern Seite des Couverts, in der Kante, aufzuschneiden.

„Rauten, sind Sie des Teufels?" rief Schaller, von seinem Stuhl wirklich erschrocken aufspringend.

„Weshalb?" sagte der Graf, ohne sich indeß in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Sie haben mir versprochen..."

„Daß Hans den Brief bekommen soll, gewiß, und das soll er auch, aber erst wollen wir einmal sehen, was er enthält, denn Dürrbeck, wenn er auch nichts über mich wußte, hatte

einen Verdacht gefaßt, und der konnte uns Beiden verderblich werden."

„Alle Teufel!" rief Schaller jetzt wirklich erschreckt, „ist das wahr?"

„Lassen Sie uns sehen, was in dem Briefe steht; ich würde mich sehr wundern, wenn wir darin nicht die Bestätigung fänden."

Er überflog die Zeilen mit den Blicken, und ein höhnisches Lächeln legte sich dabei um seine Lippen.

„Hans von Solberg soll den Brief gewiß bekommen," nickte er, „aber erst vierzehn Tage nach meiner Verheirathung, und ich denke, es wird dann noch immer früh genug sein."

„Und was schreibt Dürrbeck?"

„Nicht viel. Die Hand ist auch nicht recht fest und ziemlich undeutlich. „„Lieber Hans! Es ist der Gruß eines Todten, den ich Dir sende. Frage nicht, was mich zu dem Schritt getrieben. Die einzige Antwort, die ich Dir zu geben vermöchte, wäre: ich konnte und durfte nicht anders handeln. Aber Ein Wort habe ich noch für Dich, beherzige es: ich mißtraue Rauten. Ich kann Dir keinen bestimmten Beweis gegen ihn liefern, aber ich halte ihn für keinen guten Menschen. Klingenbruch kennt meine Ansichten darüber; sprich mit ihm, und wenn Du bis zu der Verheirathung Deiner Schwester keine bestimmte Nachricht bekommst, so begleite — es ist meine letzte Bitte an Dich — Deinet-, Deiner Schwester halben, Rauten bis auf seine Güter. Ueberzeuge Dich selber, wo und wie er lebt. Und nun leb' wohl! Meine Zeit ist gemessen. Es grüßt und küßt Dich zehntausendmal Dein armer Bernhard.""

„Nun?" sagte Rauten, als er den Brief zu Ende gelesen, „hatte ich Recht?"

„Sie haben eine sehr gute Nase," versicherte Schaller, der aber doch ein wenig verstört und unruhig schien; „der Brief in den Händen des jungen Solberg jetzt, könnte uns Beiden einen Strich durch die Rechnung machen. Aber zum Henker auch, es waren Zeugen da, als ich ihn an mich nahm! Hätte ich den verdammten Wisch nur gleich so eingesteckt, aber wer konnte davon eine Ahnung haben? Und Klingenbruch

war ebenfalls dabei," setzte er rasch hinzu — „das ist eine verteufelte Geschichte!"

„Sagen Sie nur einfach," bemerkte Rauten ruhig, „daß Sie ihn mir zur Besorgung übergeben haben; das Uebrige werde ich schon machen."

„Dann habe ich nichts dagegen," meinte sein Freund; „denn aufrichtig gesagt, möchte ich mich jetzt gerade nicht in Extra-Unannehmlichkeiten bringen. Es ist so wie so. Und wie wird es mit der Zahlung, Rauten?"

„Das ganze Programm ist zwischen mir und dem alten Herrn auf das Titelchen verabredet worden," sagte Rauten; „Morgens um zehn Uhr empfange ich die Aussteuer, um darüber noch die nöthige Disposition zu treffen. Ich habe ihm nämlich erklärt, ich wünsche nicht auf einer Hochzeitsreise eine solche Summe bei mir zu führen, weil ich sonst aus Angst und Sorge nicht herauskomme. Um elf Uhr bin ich bei Ihnen. Um zwei Uhr ist die Trauung, um drei Uhr ein einfaches Familien-Diner, und um vier Uhr dreißig Minuten geht der Zug, der uns aus Rhodenburg fort in die Weite führt."

Schaller hatte ihm schweigend zugehört und nickte dabei nur immer selbstzufrieden mit dem Kopfe, schien aber doch noch ein Bedenken zu haben und sann eine Weile darüber hin und her.

„Aber wenn Sie nun nicht um elf Uhr, oder um zwölf Uhr wollen wir sagen, zu mir kommen, lieber Rauten?" sagte er endlich und saß dabei, die beiden Ellbogen auf die Lehnen seines Stuhles gestemmt, die Hände gefaltet und die Daumen um einander herjagend.

„Dann kommen Sie zur Trauung," erwiderte Rauten, und ein Lächeln zuckte um seine Lippen. „Sind Sie damit beruhigt?"

„Vollkommen," sagte Schaller, von seinem Stuhl aufstehend, „ich glaube auch jetzt, daß ich Ihnen trauen darf, Rauten, denn Ihr eigenes Interesse ist auf meiner Seite, und dies bleibt ein Hauptfactor bei jedem Geschäft. Apropos, waren Sie schon bei Dürrbeck? Oder ich möchte besser fragen: wollten Sie vielleicht eben hingehen, als ich Sie traf?"

„Nein!" sagte Graf Rauten zögernd; „erstens war Dürrbeck

nur eine ganz oberflächliche Bekanntschaft, und dann — sehe ich auch nicht gern Leichen. Ich habe von Kindheit auf eine Aversion dagegen gehabt. Es verdirbt mir stets den ganzen Tag."

„Das könnte ich nicht sagen," meinte Schaller trocken, „wenn mir weiter nichts den Tag verdirbt; aber ich muß jetzt gehen. Also übermorgen ist der glückliche Moment, machen Sie's nur um Gottes willen nicht wie Hauptmann von Dürrbeck."

„Ich werde mich hüten," lachte Rauten, als sich Schaller zum Gehen wandte, und streckte sich dabei bequem auf seinem Sopha aus. —

Wunderbarer Weise schien die Kunde von Dürrbeck's Tode, selbst noch nicht bis zum Frühstück, Solberg's Haus erreicht zu haben, das übrigens auch nur geringen Verkehr mit der übrigen Nachbarschaft hielt. Erst der Barbier, der Morgens um neun Uhr kam, brachte sie mit und war glücklich darüber, daß er hier wirklich etwas Neues melden konnte, denn in allen übrigen Häusern hatten sie es schon gewußt.

Der alte Herr nahm die Sache übrigens ziemlich kaltblütig auf. Der Hauptmann von Dürrbeck war aus dem Kreise seiner Bekannten und Freunde getreten und existirte eigentlich schon seit der Zeit nicht mehr für ihn. Weshalb sollte er sich also für ein Individuum besonders interessiren, das überhaupt nicht existirte, er sah keine Veranlassung dazu.

„Weshalb?" war die einzige Frage, die er an den Barbier richtete, als dieser gerade im Begriff stand, ihn einzuseifen.

„Bedaure recht sehr," sagte der Höfliche, „dem Herrn Baron keine weiteren Mittheilungen machen zu können, nur was sich die Leute erzählen."

„Weiter wissen Sie überhaupt nichts?" erwiderte Herr von Solberg mit fabelhafter Rücksichtslosigkeit. Der Barbier aber lächelte; er nahm das für eine Eloge und fuhr geschmeichelt fort: „die Heirath mit Fräulein Blendheim, der Sängerin, soll ihn gereut haben; er war doch von Adel und sie nicht, und da hat er sich noch vorher eine Kugel durch's Herz geschossen."

„Ist er schon begraben?“

„Entschuldigen, Herr Baron, er hat sich erst gestern todtgeschossen, und jetzt ist das Gericht bei ihm, um seine Sachen mit Beschlag zu belegen.“

„So? Hatte er Schulden?“

„Muß doch wohl. Die Herren Officiere leben gern ein bischen flott, he, he, he!“

„Nehmen Sie sich in Acht, jetzt haben Sie mich wieder geschnitten!“

„Bitte um Verzeihung, Herr Baron, es ist Ihnen nur ein Haar ausgesprungen, Sie haben einen so sehr starken Bart. — Danke unterthänigst,“ setzte der Bartkünstler hinzu, als er die Serviette abnahm und mit einer tiefen und sehr anstandsvollen Verbeugung zurücktrat.

Baron von Solberg beendete seine Toilette — die übrigen Mitglieder der Familie befanden sich noch auf ihren Zimmern —, las seine Zeitung und wartete geduldig den Moment ab, wo zum Frühstück geklingelt wurde.

Im kleinen Salon traf er die Seinen.

„Apropos, Hans, wo hast Du Dich denn gestern den ganzen Nachmittag herumgetrieben? Du wurdest hier sehr vermißt.“

„Ich hatte Geschäfte, Vater,“ sagte Hans, „unser Agent aus Hamburg war da, mit dem ich viel besprechen mußte.“

„Es klingt mir zu merkwürdig,“ bemerkte die Frau Baronin, „wenn ich den Hans so ehrbar von Geschäften reden höre, und er betreibt das mit einem so fabelhaften Ernst.“

„Es ist das auch oftmals kein Spaß, Mama, denn es handelt sich zuweilen um ganze Schiffsladungen kostbarer Waaren, bei denen es einen bedeutenden Unterschied macht, ob sie zu rechten Zeit oder später eintreffen.“

Die Familie hatte am Tische Platz genommen und der Kaffee wurde servirt; neben der Tasse des Barons lag dabei stets das Rhodenburger Tageblatt, und er nahm es jetzt auf und warf den Blick darüber hin.

„Apropos,“ sagte er plötzlich, von seiner Lectüre aufsehend, „habt Ihr es schon gehört? Hauptmann Dürrbeck hat sich gestern Abend erschossen.“

„Dürrbeck?“ schrie Hans und fuhr von seinem Stuhl wie elektrisirt empor. „Um Gottes willen, Vater, das ist ja doch nicht möglich!“

„Der Barbier hat es erzählt,“ erwiderte sein Vater, „und der ist dem Tageblatt immer volle vierundzwanzig Stunden voraus.“

„Dürrbeck? — Hauptmann von Dürrbeck? — Aber heute ist ja sein Hochzeitstag.“

„Wahrscheinlich eben deshalb,“ sagte Baron von Solberg, indem er langsam seinen Kaffee schlürfte; „man erzählt sich in der Stadt — aber ich berichte nur, was ich von meinem Barbier weiß —, daß er sich aus Reue über dieses Verhältniß das Leben genommen habe.“

„Der Barbier erzählt das!“ rief Hans fast außer sich, „aber ich kenne Dürrbeck genau und weiß, wie er die Stunden schon gezählt hat, die ihn mit seiner Constanze verbinden sollten. Oh Du mein Himmel, was kann da vorgefallen sein? Welcher furchtbare Wahn hat ihn zu so Entsetzlichem getrieben?“

„Mein lieber Sohn,“ sagte der Baron sehr ruhig, „Du urtheilst noch nach dem äußern Schein; wenn Du aber erst mehr Jahre zählst, wirst Du einsehen, wie oft der trügt. Man kann keinem Menschen in's Herz sehen.“

„Dürrbeck, ja,“ rief Hans bewegt aus, „der zeigte sein Herz so offen und wahr, wie es in seiner Brust lag.“

„Wo willst Du denn hin? Du hast ja noch nicht halb gefrühstückt!“

„Nach seiner Wohnung natürlich,“ rief Hans, „darüber muß ich Gewißheit haben, ehe ich mich wieder ruhig niedersetzen kann. Aber es ist auch nicht denkbar! — Stadtklatsch! — Dürrbeck sich erschossen? Eher wollte ich glauben, daß Frau von Schaller in ein Kloster ginge und Nonne würde, oder Frau von Egersheim ihre eigenen Haare trüge. — Es ist zu wahnsinnig!“

„Aber so trinke doch nur erst Deinen Kaffee, wenn Du es überhaupt nicht glaubst, denn in dem Falle liegt nicht die geringste Veranlassung vor, Dich zu übereilen,“ sagte die Schwester.

„Darin hast Du Recht, Fränzchen, aber" — er sah die Schwester düster und wie in tiefen Gedanken an — „es sind noch außerdem eine Menge von Dingen, die mir durch den Kopf gehen und die ich heute Morgen regeln muß."

„Was hast Du nur, Hans?" fragte Franziska. „Du bist schon seit gestern Abend so sonderbar, so still — gestern hast Du nicht einmal Leopold gute Nacht gesagt, als er ging, und heute Morgen habe ich Dich schon ein paar Mal beobachtet, wie Du vor Dich niederstarrtest."

„Geschäfte, mein Herz, Geschäfte," erwiderte Hans zerstreut, trank aber dabei im Stehen die vor ihn gestellte Tasse Kaffee aus und griff dann, ganz in Gedanken, nach seiner Cigarre und Feuerzeug, zündete seine Havanna an und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Haus.

Er mochte etwa eine halbe Stunde fort sein, als Oberstlieutenant von Klingenbruch sich anmelden ließ und nach dem jungen Baron fragte. Die Antwort lautete, daß er ausgegangen sei und man nicht wisse, wann er zurückkehren würde. Er habe jetzt sehr viel außerhalb zu thun. Der Oberstlieutenant hinterließ deshalb, Hans von Solberg möge doch so freundlich sein, ihn, sobald er zurückkehre, in seiner eigenen Wohnung aufzusuchen, er habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen; er solle aber keine Zeit versäumen, denn die Sache sei dringend. —

In der Stadt wurde an dem Morgen fast von nichts gesprochen als dem Selbstmord des Hauptmanns, und was man an gehässigen Vermuthungen für die Ursache auftreiben konnte, wurde aufgetrieben — glauben doch die Menschen im Allgemeinen, so gutherzig sie auch sonst sein mögen, von ihren Nebenmenschen immer viel eher das Schlechte, und nur zu oft schon deshalb, weil sie sich dadurch selber ein klein wenig klüger oder besser hinzustellen denken! Sie hätten natürlich an deß und deß Statt nicht so gehandelt, *sie* würden das viel klüger oder ehrenhafter angefangen haben!

Klingenbruch war von Solbergs gleich wieder nach Hause zu gegangen, aber er fühlte sich so aufgeregt, daß er beschloß, zuerst einmal in dem Café einzukehren und ein Glas Cognac oder Portwein zu trinken. Er that das sehr selten; aber eben

weil er seinen Körper nicht daran gewöhnt hatte, übte es auch, wenn er es einmal gebrauchte, stets eine wohlthätige Wirkung auf ihn aus.

Im Eckfenster drin, wie in dem übrigen Raume, fand er übrigens trotz der frühen Tageszeit schon eine Anzahl von Gästen, meist Officiere, versammelt, die das Bedürfniß gefühlt, sich gegen einander auszusprechen, und als besten Sammelplatz gerade dieses Local gewählt hatten. Das Gespräch drehte sich deshalb auch einzig und allein um den einen Punkt. Ja, selbst das „Fräulein" im Geschäft war in die Unterhaltung hineingezogen, da eigentlich Dürrbeck hier in diesem Locale zuletzt gewesen und später von Niemandem mehr gesehen oder doch wenigstens gesprochen worden war. Auf seinem Heimwege begegneten ihm ja allerdings einzelne Kameraden, denen aber auch schon sein zerstreutes Wesen und bleiches Gesicht auffiel. Und wie hatte er sich hier betragen?

„Ja," sagte das Fräulein, „der Herr Hauptmann war allerdings schon immer ernst und gesetzt und hielt sich, wenn er auch einmal einen Spaß mitmachte, stets sehr ruhig — gestern aber noch mehr."

„Kam er allein her?"

„Nein, mit dem Herrn Grafen Rauten."

„Mit dem hat er sonst eigentlich wenig verkehrt."

„Oh, sie waren aber ganz freundlich mit einander und haben auch eine Flasche Champagner mitsammen getrunken! Der Herr Oberstlieutenant kamen ja auch nachher dazu."

„Ja," nickte der kleine Mann, „das allerdings, aber Dürrbeck schien mir schon damals gedrückt oder niedergeschlagen."

„Das ist mir gar nicht aufgefallen," meinte das junge Mädchen; „der Herr Graf hatte auch die Flasche verloren und zahlte sie."

„Verloren? Wie so?" fragte ein anderer der Officiere.

„Ei, sie würfelten sie aus, wie das die Herren ja oft thun."

„Es ist unbegreiflich," sagte derselbe wieder, „daß er Morgens noch Vergnügen daran finden sollte, eine Flasche Champagner auszuwürfeln, und dann nach Hause zu gehen und sich umzubringen."

„War noch Jemand hier,“ fragte Klingenbruch, „als die beiden Herren hereinkamen und um den Champagner würfelten?“

„Ich glaube, ja,“ sagte die Kellnerin, „ganz leer wird es ja fast nie; aber ich kann mich jetzt nicht mehr besinnen, wer — keinenfalls Bekannte, ich hätte sie mir sonst gemerkt.“

„Und wer warf die höchste Zahl?“ fragte ein Husaren-Rittmeister.

„Ja, das weiß ich nicht — jedenfalls der Herr Hauptmann, da der Herr Graf die Flasche bezahlte, denn sie hatten sie sich schon gleich, wie sie hereinkamen, geben lassen.“

„Und sie waren freundlich mit einander?“

„Nun, gewiß, wie immer die Herren sind,“ sagte das junge Mädchen; „sie werden sich doch nicht zanken, wenn sie zusammen aus einer Flasche trinken! Der Herr Hauptmann kann auch da noch nicht einmal an die schreckliche That gedacht haben, denn wissen Sie wohl noch, Herr Oberstlieutenant, wie der Herr Hauptmann hinausging, rief ihm der Herr Graf noch nach: „Also es bleibt bei unserer Verabredung!“ — ich glaube, sie wollten zusammen ausreiten.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ nickte der kleine Oberstlieutenant mit dem Kopfe und trank dabei das Glas Portwein, welches er sich hatte geben lassen, langsam und auf einen langen Zug, aber wie ganz in Gedanken, aus. Er stand dann auch auf, bezahlte und verließ das Café; er hatte ja bei Solbergs hinterlassen, daß er zu Hause sein würde, wenn Hans käme, und wollte diesen jetzt erwarten. Er hatte sich auf dem Ministerium heute entschuldigen lassen.

27.

Gewißheit.

Hans von Solberg kehrte etwa eine Stunde, nachdem Klingenbruch dort nach ihm gefragt, in seiner Eltern Haus

zurück. Er sah bleich und verstört aus, und seine erste Frage war, ob Herr von Schaller hier gewesen sei und einen Brief für ihn abgegeben habe.

„Nein, Herr Baron," erwiderte der Diener, „Herr von Schaller war nicht da, aber Herr Oberstlieutenant von Klingenbruch, der Sie zu sprechen wünschte. Er schien es dringend zu haben und ließ den Herrn Baron ersuchen, so rasch Sie könnten, zu ihm zu kommen."

„Er hat hier nichts für mich abgegeben?"

„Nein, das weiß ich bestimmt."

„Ist Jemand drinnen?"

„Graf Rauten sind eben eingetroffen."

„So?" sagte Hans und blieb zögernd im Entrée stehen, „aber ich werde jetzt nicht hineingehen. Wenn mein Vater nach mir fragen sollte, ich bin zu Schallers und zu Klingenbruchs gegangen, werde aber zum Mittagessen wahrscheinlich wieder da sein; käme ich nicht, so bäte ich, nicht auf mich zu warten."

„Zu Befehl, Herr Baron," und Hans drehte sich auf dem Absatz herum und verließ wieder das väterliche Haus. Die Unruhe trieb ihn, und direct eilte er zu Schaller, um dort den für ihn bestimmten Brief in Empfang zu nehmen. Weshalb überhaupt hatte er ihn nicht an Ort und Stelle gelassen? Er konnte sich doch denken, daß er nicht säumen würde, den todten Freund aufzusuchen, sobald ihn nur erst einmal die Schreckenskunde erreichte.

Schaller fand er nicht zu Hause. Frau von Schaller war noch bei ihrer Toilette, das Mädchen in der Küche und Kathinka selber öffnete ihm die Thür.

„Herr von Solberg!" rief sie fast erstaunt aus, als sie den jungen Mann erkannte, „das ist ein seltener Besuch."

„Mein gnädiges Fräulein," sagte Hans bewegt, „wenn Sie wüßten, was mir in der letzten Zeit Alles durch den Kopf gegangen ist, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Ist Ihr Papa zu Hause?"

„Nein. Aber wollen Sie nicht eintreten? Mutter wird gleich kommen und auch den Vater erwarte ich zurück, denn er hat noch nicht einmal gefrühstückt."

„Sie sind sehr freundlich," sagte Hans, der Einladung aber doch Folge leistend, „also ist Herr von Schaller schon sehr früh ausgegangen?"

„Sobald er die traurige Nachricht über Hauptmann Dürrbeck erhielt; Sie haben doch schon davon gehört?"

„Ja," seufzte Hans aus tiefster Brust, „allerdings habe ich. Aber Dürrbeck hat einen Brief für mich hinterlassen und ich hoffte, ihn hier zu finden, da ihn Ihr Papa an sich genommen."

„Dann ist er vielleicht damit in Ihre Wohnung gegangen."

„Nein, ich komme eben von zu Hause; wenn ich nur wüßte, wo ich ihn auffinden könnte; aber eine Möglichkeit ist noch," unterbrach er sich plötzlich, indem er wieder aufstand, „Klingenbruch hat mir sagen lassen, daß er mich zu sprechen wünsche, und vielleicht übernahm er den Brief, ich will lieber einmal hinüber gehen."

„Sie wollen schon wieder fort?"

„Nicht gern, liebes Fräulein," sagte Hans freundlich, „ich hätte wohl gewünscht, wieder einmal ein wenig mit Ihnen plaudern zu können. Wir haben uns so lange nicht gesehen."

„Daran sind nur Sie schuld," lächelte Kathinka, aber es lag doch dabei ein eigener wehmüthiger Zug um ihre Lippen, „denn Sie wissen, daß Sie in unserem Hause stets gern gesehen sind."

Hans hatte dem jungen, bildhübschen Mädchen ernst in die Augen geschaut. Jetzt erst fiel ihm auf, wie bleich und abgehärmt, ja fast krankhaft sie gegen früher aussah.

„Sind Sie leidend, mein liebes Fräulein?" fragte er, von dem früheren Gespräch ganz abspringend, „Sie sehen nicht so wohl und so frisch mehr aus."

„Ich war leidend," wich Kathinka aus, „und die Spuren mögen zurückgeblieben sein, jetzt dagegen fühle ich mich wieder vollkommen wohl. Aber da kommt der Vater," unterbrach sie sich rasch und augenscheinlich erfreut über die Störung. „Das ist sein Klingeln. Sie entschuldigen mich einen Augenblick."

Hans war selber mit zur Thür getreten, denn es drängte ihn, die letzten Worte Dürrbeck's zu erhalten. Draußen hörte er schon die laute, fröhliche Stimme Schaller's.

„Hallo, Hans von Solberg! Läßt der sich auch einmal wieder bei uns sehen? Das ist recht, wo steckt er?“

„Mein lieber Schaller,“ sagte Hans, ihm entgegen gehend, „Sie waren so freundlich, heute Morgen das Vermächtniß eines Todten für mich an sich zu nehmen. Dürfte ich Sie um den Brief bitten?“

„Den Brief?“ rief Schaller. „Haben Sie den noch nicht? Rauten wollte ihn mit in Ihre Wohnung nehmen. Waren Sie denn noch nicht zu Hause?“

„Rauten!“ sagte Hans enttäuscht. „Ich war allerdings zu Hause, habe mich aber dort nicht aufgehalten und Rauten selber nicht gesprochen.“

„Er war bei Ihnen?“

„Ja, ich hörte so.“

„Und haben Sie keine Ahnung, was Dürrbeck zu dem verzweifelten Entschluß getrieben haben mag?“

„Keine. — Ich hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet. — Seine arme Braut! Wie sie es nur erfahren haben mag?“

„Auf der Bühne; sie wurde ohnmächtig und der Vorhang mußte fallen. Uebrigens soll sie schwer erkrankt sein. Die Rouleaux sind auch den ganzen Morgen noch nicht aufgezogen worden, und die ganze Nacht brannte Licht dort drüben.“

„Ich will dann gleich wieder nach Hause gehen,“ sagte Hans, „und muß nur noch einmal nach Klingenbruchs hinüber. — Also auf Wiedersehen, lieber Schaller!“

Draußen wurde heftig an der Klingel gerissen und Hans, der sich in diesem Augenblick zu Kathinka wandte, schien es, als ob sie darüber erschrak und sogar blässer wurde.

„Also auf Wiedersehen, lieber Solberg,“ sagte auch Schaller, der jetzt selber einige Unruhe zeigte, „lassen Sie sich bald wieder einmal bei uns sehen, aber dann auf längere Zeit, nicht wahr?“

Draußen riß es noch einmal an der Klingel. Der Besuch schien etwas ungeduldiger Art zu sein. Das Mädchen war indessen ebenfalls herbeigekommen, wenn auch nicht in besonderer Eile, und öffnete gerade die Thür, als Hans darauf zuging.

„Ihr Herr zu Hause?“ fragte eine barsche Stimme.

„Ich weiß es nicht,“ sagte das Mädchen erschreckt.

„So, Sie wissen's nicht?“ brummte der Mann, „und da steht er groß und breit, wird aber manchmal vorfallen, daß Sie's nicht wissen dürfen. Guten Morgen, Herr von Schaller! Hören Sie, ich komme nun heut zum letzten Mal, und wenn ich...“

Hans merkte, daß hier etwas vorging, bei dem er wahrscheinlich Herrn von Schaller verpflichtete, wenn er nicht als Zeuge blieb, und eilte deshalb, ohne sich länger aufzuhalten, die Treppe hinab. Sonderbar, aber — was konnte der grobe Mensch wollen? Er trat genau so auf, als ob er eine oft und oft gemahnte Schuld reclamire, und befand sich denn Schaller in solcher Geldverlegenheit, daß er die Forderung nicht befriedigen konnte? Seine eigenen tausend Thaler hatte er allerdings auch noch nicht wieder, und die Zeit, die ihm Schaller gestellt, war lange verlaufen, die Sache selber auch von Schaller in seiner liebenswürdigen Unbefangenheit gar nicht wieder erwähnt worden, und Hans schüttelte, wenn er die jetzige Scene damit verglich, doch den Kopf. Aber rasch über die Straße hinüber eilend, betrat er jetzt schon Semmlein's Haus, kam aber hier ebenfalls, und zwar oben an der Treppe, wieder zu einer unliebsamen Scene, der er nur dadurch hätte ausweichen können, daß er einfach wieder umkehrte und fortging. Das mochte er aber auch nicht, denn er wollte jedenfalls erst Klingenbruch sprechen.

Er blieb deshalb einen Moment auf der Treppe stehen, um sich nicht zu zeigen, mußte aber dafür auch freilich Ohrenzeuge des sich da oben abwickelnden Zungenkampfes sein, bei dem er zu seinem Erstaunen auch den Hofapotheker Semmlein thätig hörte.

Der Streit schien sich um eine Logisfrage zu drehen; es war Jemandem gekündigt worden, den Semmlein nicht wollte ausziehen lassen, und er gedachte sich wirklich schon wieder zurück zu ziehen, als er Flora's Stimme und seinen Namen dabei vernahm, wodurch die Sache natürlich größeres Interesse für ihn gewann.

„Aber ich erkläre Ihnen, Herr Hofapotheker,“ rief Flora,

die sich in der letzten Zeit überhaupt sehr emancipirt zu haben schien und keineswegs mehr ihrem Alter entsprechend auftrat, „die Person muß ausziehen, oder wir kündigen Ihnen das Quartier! Sie war unverschämt gegen uns, sie weigert sich, für uns mehr zu arbeiten — und wovon lebt sie nachher — gewiß nicht von ihrer Tugend!“

„Ja, und ich habe mit meinen eigenen Ohren gehört und mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sie Herrenbesuch auf ihrem Zimmer empfangen hat — Herr von Solberg habe ich selber herunterkommen sehen —, und über die Bibel haben sie sich da oben nicht unterhalten!“

„Meine Gnädige,“ setzte Semmlein wieder ein, denn den Versuch hatte er schon mehrere Male gemacht. Die Damen ließen ihn aber nicht zu Worte kommen, das jetzt vor allen Dingen die Frau Oberstlieutenant nahm.

„Nein, sehen Sie, Herr Hofapotheker,“ sagte sie mit Würde, „das geht ja auch gar nicht, daß Sie solche Frauenzimmer in Ihrem Hause dulden. Sie bringen das ganze Haus in einen übeln Ruf, und ich selber könnte unter solchen Umständen meine Töchter nicht unter Ihrem Dache lassen.“

„Meinswegen,“ platzte aber jetzt der Hofapotheker, bei dem sich eine ganze Masse von Galle angesammelt haben mußte, heraus, „will ich Ihnen nur Eins sagen, meine Gnädige: ob Sie auszieh'n oder hier bleiben wollen, kann mir gleich sein, denn andere Abmiether krieg' ich immer — wenn Sie aber ein braves junges Mädchen schlecht machen, das meinswegen noch viel ehrenhafter ist als — manche andere Leute, dann läuft einem ordentlichen Kerl die Galle über! Wenn sie wirklich der Herr von Solberg einmal besucht hat, so war das meinswegen in Ehren und am hellen Tage, denn sie ist im Solberg'schen Hause groß gezogen, aber ich habe ihr noch nie die Lieutenants aus dem Garten jagen müssen oder sie unten bei dunkler Nacht im Hofe erwischt!“

„Herr Hofapotheker,“ rief Flora's Stimme in höchster Empörung, „Sie werden unanständig!“

„Wer? — ich?“ sagte Herr Semmlein mit der größten Ruhe. „Ja, vielleicht wenn ich eine schwarze Sammetpekesche anhätte und die Treppe 'runter und 'rauf glitt, als ob meins=

wegen Knallerbsen darauf lägen und ich Angst hätte, auf eine zu treten!"

„Und haben Sie etwas Derartiges hier im Hause gesehen?" fragte die Frau Oberstlieutenant und warf ihren beiden Töchtern einen überraschten und nichts weniger als liebevollen Blick zu.

„Na, meinswegen hab' ich's geseh'n oder geträumt, das bleibt sich gleich; aber das sag' ich Ihnen, die Bodenkammer, die Sie der Mamsell Peters vermiethet haben, können Sie ihr kündigen, und sie muß hinaus, denn die gehört mit zu Ihrem Logis und Sie zahlen mir die Miethe dafür — aber das kleine Quartier, aus dem der Schuster am Ersten ausgezogen ist und das ich habe neu herrichten lassen, da zieht sie hinein und soll nicht mehr Miethe bezahlen, als sie meinswegen für die Dachkammer bezahlen mußte, und wem das nicht recht ist, der kann — meinswegen zu mir kommen und es mir sagen" — und damit drehte er sich ab und stieg die Treppe hinunter.

Das Gespräch war damit abgebrochen, denn Frau von Klingenbruch hatte selber nicht geringen Stoff zum Nachdenken bekommen, und Henriette wie Flora waren so augenscheinlich verdutzt worden, daß sie selber gar nicht daran dachten, dem „unverschämten" Hauswirth auch nur ein Wort weiter zu erwidern.

„Mit einem so ungebildeten Menschen kann man anständiger Weise gar nicht sprechen!" rief Henriette, wie er kaum aus Hörweite war, und eilte, von Flora gefolgt, auf ihr Zimmer, und selbst die Frau Oberstlieutenant zog sich, weiteren Bemerkungen zu entgehen, in ihre Etage zurück.

„Ih, seh'n Sie 'mal an, Herr von Solberg!" sagte Hofapotheker Semmlein, indem er jetzt um den ersten Treppenabsatz bog und dem jungen Manne begegnete, der die Stufen hinaufsprang, als ob er eben erst gekommen wäre. „Sie wollen wohl zum Herrn Oberstlieutenant?"

„Allerdings, lieber Herr Semmlein — wie geht es Ihnen?"

„Oh, danke, meinswegen so leidlich — aber wollen Sie von mir einen guten Rath annehmen?"

„Man soll nie einen guten Rath zurückweisen, denn leider wird er nur sehr selten geboten.“

„Na gut — wenn Sie also hineinkommen, dann geh'n Sie meinswegen den Damen ein bischen aus dem Wege, denn ich habe sie eben erst ein wenig auf den Trab gebracht.“

„Auf den Trab, Herr Semmlein?“

„Na, ich denke — mein' ich; wegen einer kleinen Differenz, versteh'n Sie. Außerdem,“ setzte er dann mit halb unterdrückter Stimme hinzu, „soll die Frauensleute meinswegen der Deubel holen — meine Frau natürlich ausgenommen —, denn sie haben es faustdick hinter den Ohren!“

„Alle, mein lieber Herr Semmlein?“

„Ich glaube, alle,“ bestätigte der kleine Mann, ohne besonders lange mit der Antwort zu zögern; „aber ich will Sie nicht aufhalten — Schwerebrett, ich habe mich geärgert und werde einen von meinen Magenbittern nehmen — nehmen Sie einen mit?“

„Nein, ich danke herzlich,“ lachte Hans, „ich bin Morgens kein Freund von Branntwein, obgleich ich Abends ein Glas Grog keineswegs verschmähe.“

„Na, dann leben Sie meinswegen wohl,“ sagte Herr Semmlein und stieg in seine Apotheke hinunter, während Hans im nächsten Augenblicke schon die Klingel an Klingenbruch's Thür zog. Die Hanna öffnete.

„Herr Oberstlieutenant zu Hause?“

„Ja wohl, in seinem Zimmer — er hat schon gesagt, daß Sie kommen würden — geh'n Sie nur gleich hinein.“

Klingenbruch öffnete schon die Thür. „Ah, lieber Solberg, ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen! Bitte, treten Sie näher — Sie haben das furchtbare Unglück schon gehört?“

„Alles, lieber Klingenbruch,“ sagte Hans, indem er ihm fest die Hand drückte — „ich war auch schon dort.“

„Haben Sie den Brief erhalten?“

„Schaller hat ihn an Rauten gegeben, und ich habe den Grafen nicht getroffen.“

„An Rauten?“ rief Klingenbruch rasch. „Wie kam er dazu? Er hat fest versprochen, den Brief Ihnen sofort selber zu bringen!“

„Sie hören aber, daß er die Commission einem Andern übertragen hat. Armer Dürrbeck, daß er so enden mußte!“

„Ja, ja,“ sagte Klingenbruch, aber doch nicht ganz bei der Sache, denn seine Gedanken wanderten augenscheinlich nach anderer Richtung hin, kehrten aber doch bald wieder in die alte Bahn zurück. „Und haben Sie keine Vermuthung?“ fragte er nach einer kleinen Pause, „was den armen Mann zu dem Schritt getrieben haben kann?“

„Keine.“

„Ueberlegen Sie es sich einmal,“ fuhr Klingenbruch fort — „in der Stadt erzählt man sich allerdings, daß ihn die Verbindung mit Fräulein Blendheim gereut habe — Klatsch — wir Beide wissen das besser, denn sein ganzes Herz drängte gerade dieser Verbindung entgegen. Außerdem besaß Dürrbeck ausreichendes Vermögen, um selbst den Dienst quittiren zu können, wenn er die geringste Neigung dazu spürte, und ich weiß auch, daß das seine Absicht war. Einen gesunden Körper hatte er außerdem; ich weiß mich nicht zu erinnern, ihn je krank oder selbst nur unwohl gesehen zu haben — also was in aller Welt hätte ihn sonst zu einem so verzweifelten Schritte treiben können? Seine innere Neigung sicher nicht. Wenn wir das aber nicht annehmen, so bleibt uns nur eine einzige andere Vermuthung, und das ist: ein Druck von außen.“

„Aber wer wäre im Stande gewesen, den auszuüben? Wer in aller Welt hätte außerdem ein Interesse dabei gehabt?“

Der kleine Oberstlieutenant machte ein sehr ernstes Gesicht, stand auf, ging zur Thür, um zu sehen, ob Niemand draußen horche, kam dann zurück und sagte mit unterdrückter Stimme: „Ich glaube, daß sich Hauptmann von Dürrbeck in Folge eines amerikanischen Duells das Leben genommen hat.“

„Glauben Sie?“ hauchte Hans mehr als er die Worte sprach. „Und haben Sie einen Verdacht, mit wem?“

„Graf Rauten,“ sagte Klingenbruch eben so leise, aber vollkommen entschieden und bestimmt, und Hans fuhr mit einem kaum halb unterdrückten Angstschrei empor.

„Und woher vermuthen Sie so Fürchterliches?“

„Das will ich Ihnen mit einfach klaren Worten sagen,“ erwiderte der Oberstlieutenant und erzählte nun dem jungen Solberg die Scene von vorgestern Abend im Kaffeehause, wie Dürrbeck's furchtbare, wenn auch für den Abend vollkommen unterdrückte Aufregung; am nächsten Morgen aber fand er die Beiden zusammen im Café bei einer Flasche Champagner, die sie zusammen ausgespielt — Rauten fast übermüthig lustig und die Flasche bezahlend, Dürrbeck zerstreut, bleich, still, mit dem vollen Glase vor sich, das er auch nicht ausgetrunken. Geschäfte vorschützend, verließ er denn auch bald das Local, während Rauten ihm noch nachrief: „Es bleibt bei unserer Verabredung!“

Hans stand dem kleinen Manne, den Blick stier auf ihn geheftet, als ob er ihm jedes Wort von den Lippen saugen wolle, regungslos gegenüber. — „Ausgespielt!“ flüsterte er endlich, aber kaum hörbar. „Sagten Sie nicht so, Klingenbruch? Ausgespielt — mit Karten, nicht wahr?“

„Nein,“ erwiderte der Oberstlieutenant ruhig, „mit Würfeln — das Kellnermädchen drüben hat es mir selber gesagt.“

Hans faßte sich langsam mit beiden Händen in sein braunes, lockiges Haar, die Augen quollen ihm fast aus ihren Höhlen, aber der Schmerz übermannte ihn — es war zu viel, und sich auf das kleine, harte Sopha werfend, barg er das Antlitz in den Händen und schluchzte laut wie ein Kind.

„Solberg!“ rief der Oberstlieutenant, von dem lauten Schmerz des Mannes nicht allein erschüttert, sondern auch fast erschrocken, „was haben Sie denn nur um Gottes willen, was ist Ihnen? Mäßigen Sie sich doch!“

Hans hörte ihn nicht, aber der Schmerz war zu heftig aufgetreten, um lange anzuhalten. Er sprang empor, und sich die Augen trocknend, sagte er mit heiserer Stimme: „Seien Sie mir nicht böse, Klingenbruch — es giebt Momente im Leben, wo wir nicht mehr Herr unserer Gefühle sind. Wir mögen an uns halten, so viel wir wollen, der Strom bricht heraus über alle Dämme.“

„Mein lieber Solberg…“

„Lassen Sie es gut sein, es ist vorüber und wird nicht wiederkehren. Nicht die Thränen reuen mich, die ich dem

Freunde geweint — er hat sie reichlich und in vollem Maße verdient. Aber jetzt ist keine Zeit mehr zu unmännlichen Klagen, denn Ihre Worte haben einen furchtbaren Verdacht in mir erweckt, der, wenn er sich bestätigte, ein fast unmögliches Verbrechen umfaßt."

„Aber was meinen Sie? Amerikanische Duelle sind leider schon öfter bei uns vorgekommen — ich weiß selber zwei Beispiele — und sie werden nicht für unehrenhaft gehalten."

„Nein, ich weiß es," sagte Hans; „aber lassen Sie mich jetzt machen. Ich muß die nöthigen Schritte erst mit mir selber überlegen."

„Das ist aber noch nicht Alles, lieber Solberg," sagte der Oberstlieutenant, als sich Hans zum Gehen anschickte. „Die Ursache, weshalb ich Sie heute Morgen früh aufsuchte, hat einen noch weit wichtigeren Grund."

„Noch wichtiger?" sagte Hans kopfschüttelnd.

„Allerdings, denn sie betrifft auf das Genaueste das zukünftige Glück oder Elend Ihrer Schwester."

„Ha!" rief Hans hoch aufhorchend — „Rauten..."

„Hören Sie," sagte der kleine Mann, indem er in seine Brusttasche griff und einen Brief herausnahm. „Vor einiger Zeit schon schrieb ich auf Veranlassung unseres geschiedenen Freundes Dürrbeck, der dem Grafen schon länger mißtraut zu haben schien, an einen Freund in Galizien, um Näheres über Rauten's Lebensverhältnisse zu hören. Die Antwort kam nicht; heute Morgen, als ich von Dürrbeck's Leiche zurückkehrte, fand ich diese Zeilen vor — lesen Sie."

Hans nahm fast mechanisch den Brief. Er war kurz und lautete:

„Mein lieber Klingenbruch! Du hast mich auf eine schöne wilde Hetze ausgeschickt, und wenn Du es nicht gerade gewesen wärst, so hätte ich mich wohl gehütet, mich so in Trab zu setzen. Ich habe in zwei Jahren nicht so viel geschrieben als wegen Deiner verzweifelten Anfrage. So höre denn das Resultat: Einen Grafen Leopold von Rauten giebt es nicht. Es gab einen, den ältesten Sohn des jetzigen Besitzers, der ist aber vor zwei Jahren auf dem Gute hier an der Schwindsucht gestorben. Graf Rauten hat hier ein sehr

großes und ein kleineres Gut, ein sogenanntes Vorwerk, das ein Verwalter bewirthschaftet; sein Administrator ist nicht krank gewesen. Von Rautens giebt es außer dieser Familie nur noch einen alten, pensionirten Oberst, der aber in nicht brillanten Verhältnissen als alter Junggeselle im Norden lebt. Hat sich bei Euch Jemand für einen Grafen Rauten aus dieser Gegend ausgegeben, so ist es wahrscheinlich ein Schwindler, der etwas dadurch erlangen will; deshalb hütet Euch.

„Uns geht es Allen wohl — Alle grüßen Dich...“

Hans sprang über die nächsten Zeilen hin und suchte die Unterschrift

„Curt von Dachau, Oberst a. D.“

„Und woher ist dieser Brief?“ fragte Hans fast tonlos.

„Aus dem nämlichen Orte,“ erwiderte Klingenbruch, „den Rauten als nächste Postanstalt zu seinen Gütern angegeben hatte.“

„Aber ist dorthin nicht schon früher geschrieben?“

„Ja, aber durch Herrn von Schaller, und nicht direct.“

„Durch Herrn von Schaller,“ wiederholte endlich Hans die Worte, aber so, als ob er sie in einem Traume spräche — „doch es ist fast undenkbar, es könnte eigentlich gar nicht sein, wenn man nicht verrückt werden und anfangen wollte, an einen wirklichen Teufel zu glauben.“

„Und was gedenken Sie jetzt zu thun?“

„Klingenbruch,“ sagte Hans und faßte sich an die Stirn, „wenn Sie mich jetzt fragten, was macht der Kaiser von China in diesem Augenblick, so könnte ich Ihnen eben so leicht Antwort darauf geben. — Ich muß meine Sinne erst wieder sammeln, ich muß auch erst nach Hause und mir in einer Sache Gewißheit holen; nachher will ich mit meinem Vater, oder meiner Schwester, oder vielleicht erst mit dem Notar da drüben sprechen. Der Kopf wirbelt mir, ich kann jetzt nicht mehr denken — es ist mir, als ob alle meine Kopfnerven in einzelne Bündel zusammengeschnürt und in einen engen Kasten gepackt wären.“

„Das Beste wäre wohl,“ sagte der Oberstlieutenant, „wenn Sie jetzt gleich mit Ihrem Vater sprächen; dann käme die Sache ohne Weiteres zur Entscheidung...“

„Ja, aber der Bursche wäre auch zugleich gewarnt,“ fiel Hans ein; „nein, das geht nicht. Erst will ich Püster's Meinung darüber hören. Lassen Sie mich jetzt, lieber Klingenbruch — ich muß zuerst wieder an die frische Luft, damit der Alp von mir genommen wird, der auf mir lastet.“

„Und Sie sagen mir Antwort?“

„Gewiß, gewiß — ich danke Ihnen zu viel, als daß ich jetzt ohne Sie zu einer Entscheidung schreiten würde.“

„Aber um Gottes willen keinen neuen Kampf!“ sagte der kleine Mann — „es ist Blut genug geflossen.“

„Sorgen Sie sich nicht,“ entgegnete kalt lächelnd der junge Mann. „Entweder Rauten ist unschuldig, und dann verläuft die Sache im Sande, oder er ist ein so entsetzlicher Schurke, daß ich nicht daran denken könnte, mich ihm entgegen zu stellen.“

Er drückte dem kleinen Manne die Hand und ging dann direct und ohne sich noch irgendwo aufzuhalten seiner eigenen Heimath zu.

„Ist Graf Rauten noch hier?“ war die erste Frage, welche er an seinen Vater richtete, als er das Zimmer betrat und wohl seine Mutter, aber Franziska nicht sah.

„Nein, Hans,“ erwiderte der alte Herr — „aber Du siehst so verstört aus — was ist Dir? Ist etwas vorvorgefallen?“

„Ich komme von Dürrbeck's Leiche, Vater,“ sagte der junge Mann, „und er soll einen Brief an mich hinterlassen haben, den Rauten zur Besorgung übernommen. Hat er ihn nicht da gelassen?“

„Er erwähnte nichts davon, er war auch etwas aufgeregt,“ sagte der Baron; „er war selber dort gewesen — es hatten sich da viele Leute versammelt, und wie er sich durch die Menschen drängte, scheint es, daß ihm Einer seine Brieftasche entwendet haben muß.“

„Seine Brieftasche — so?“

„Er ging vorhin auf die Polizei, um die Anzeige zu machen.“

„In der That? Das ist doch wunderbar,“ sagte Hans

kalt — „und wahrscheinlich mit meinem Briefe darin. Er wird sie schwerlich wiederbekommen."

„Das habe ich ihm auch gesagt, aber er will doch wenigstens den Versuch machen; er hatte sehr wenig Geld darin und verlangt nur die Papiere zurück."

„Natürlich," erwiderte Hans, und ein eigenthümliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Was hast Du nur, Hans?" fragte jetzt auch die Mutter, die ihn bis dahin aufmerksam beobachtet hatte. „Du bist heute so sonderbar — so habe ich Dich eigentlich noch nie gesehen."

„Der Tod des armen Dürrbeck hat mich so angegriffen, liebe Mama," sagte Hans ruhig. „Aber wo ist Franziska?"

„Wo Franziska ist?" erwiderte die Mutter — „lieber Gott, drüben bei ihren Schneiderinnen! Das arme Kind hat ja noch viel zu thun, und die Zeit ist so rasch herangerückt, und heute muß ja auch das Letzte fertig werden, denn Rauten behauptet, daß es schon morgen früh aufgegeben werden müsse."

„Laß mich dann das besorgen, Mama," sagte Hans; „ich weiß mit derlei Dingen vortrefflich umzugehen und habe doch jetzt weiter nichts zu thun."

„Ich dachte, Du hättest so viele Geschäfte," sagte der Vater.

„Das Meiste ist schon erledigt, und nur heute muß ich noch einige Wege gehen."

„Du warst bei Dürrbeck?"

„Ja, Vater."

„Hm, ein unangenehmer Fall!"

„Unangenehm, Vater?"

„Nun, schmerzlich, wenn Du willst. Aber wohin gehst Du jetzt schon wieder?"

„Nur einmal auf mein Zimmer; ich komme nachher wieder vor."

Hans ging auf seine Stube, und als er sie erreichte, blieb er mitten darin stehen und legte die Hand an die Stirn. — Was hatte er denn eigentlich gewollt? — Im Kopfe wirbelte es ihm herum; er konnte seine Gedanken kaum sammeln. Da fiel sein Blick auf seinen Schreibtisch, wohin er damals den

Würfel geworfen und vergessen hatte; er lag noch da, denn das Mädchen, welches seine Stube reinigte, durfte nichts zwischen seinen Papieren berühren. Er trat zu dem Tische, nahm den Würfel auf und ließ ihn rollen: sechs; noch einmal: wieder sechs; zum dritten Mal: wieder sechs. Er versuchte es jetzt auf andere Art: wenn er ihn kurz ansetzte, so daß er nicht Gelegenheit bekam, ein Stück fortzurollen, zeigte er auch andere Zahlen, sobald er aber auslief, jedesmal unverändert sechs. Er wog ihn in der Hand, er schien schwer, besonders an der einen Seite, und ohne sich lange zu besinnen, nahm er aus der einen Schieblade sein breites, wuchtiges amerikanisches Jagdmesser, hielt den Würfel etwas schräg auf das Fensterbrett und führte mit der dicken Rückseite des Messers einen Schlag darauf, der augenblicklich die verschiedenen Theile trennte. Mit leichter Mühe brach er ihn jetzt ganz auseinander, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, denn im Innern konnte er deutlich erkennen, wie die Fläche, auf welcher auswendig die Eins stand, inwendig mit Blei ausgegossen war. Dadurch mußte die Seite natürlich in jedem Falle das Uebergewicht bekommen und zu unterst liegen, während sie dann oben die Sechs zeigte.

Hans hielt den zerbrochenen Würfel in der Hand und konnte den Blick nicht wieder davon abwenden. — Und dieser Teufel hatte sich in seine Familie gestohlen und hätte seine eigene Schwester dann hinaus in die Welt geschleppt und natürlich wieder verlassen; denn wenn er kein Gut, kein Schloß besaß, wie konnte er es wagen, ihr endlich zu gestehen, daß er sie betrogen? — Und Dürrbeck gemordet in so niederträchtiger, feiger Weise. — Guter Gott, den in solcher Weise zu betrügen, war leicht gewesen, da er keine Ahnung nur von solcher Schurkerei haben konnte. — Und das sein Schwager! — Er lachte grell auf, als ihm der Gedanke kam. — Und seine armen Eltern! — Franziska, das arme Mädchen, das sich jetzt abmühte, um alle Arbeiten zu beenden und ihrem Glücke dann entgegen zu gehen! Glück? Ja, es war ein Glück, daß er so zur rechten Zeit nach Deutschland gekommen, um vielleicht endloses Unheil von den Seinen abzuwenden!

Aber wie jetzt den Verbrecher seiner That überführen? Denn wenn auch Hans die moralische Ueberzeugung hatte, daß er vollkommen schuldig sei, wie war es möglich, den Beweis dafür so auf der Stelle zu liefern, daß man einen festen Halt an ihm bekommen konnte? — Da mochte ihm vielleicht der alte Püster helfen oder wenigstens rathen, und er beschloß auch deshalb, ihn ohne Weiteres aufzusuchen.

Den zerbrochenen Würfel steckte er in seine Tasche und verließ eben sein Zimmer, als Franziska aus einer andern Thür heraustrat und sehr geschäftig schien.

„Ach, Hans," sagte sie, „das ist heute noch ein schwerer Tag. Ich sage Dir, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht!"

„Ich auch nicht, Fränzchen," seufzte Hans, der sie so in ihrem Glück, vor Freude strahlend, vor sich sah und doch wußte, daß er schon die Waffe in der Hand trug, die Alles mit Einem Schlage niederwerfen mußte.

„Was hast Du nur, Hans, Du siehst heute so ernst aus."

„Ich war bei Dürrbeck's Leiche, Fränzchen."

„Ach ja!" sagte das junge Mädchen, sich besinnend — sie hatte heute so viele Dinge im Kopfe — „die arme Blendheim! Und heute sollte ihre Hochzeit sein, und wenn ich mir denke, daß ich" — sie barg schaudernd ihr Antlitz hinter den mit Ringen bedeckten Fingern, um die gräßlichen Bilder fortzuscheuchen, die vor ihr aufsteigen wollten.

„Wenn Du was, Fränzchen?" sagte Hans leise und suchte ihre Hände weg zu ziehen.

„Oh nein, nein, sprich mir nicht mehr davon," bat seine Schwester, „der bloße Gedanke daran ist entsetzlich!"

„Und denke, wie es der armen Constanze zu Muthe sein muß! Du freust Dich wohl recht auf Deinen Hochzeitstag?"

„Ich freue mich darauf, Hans, ja," sagte die Schwester, die jetzt schon wieder an gar nichts Anderes dachte; „aber ich fürchte mich auch wieder davor, und es ist das jedenfalls die Trennung, die mir von Euch Allen bevorsteht."

„Weißt Du, Fränzchen, daß man sich eigentlich auf gar nichts freuen soll?"

„Und warum nicht, Hans?“

„Weil wir nicht einmal der nächsten Stunde sicher sind, und doch bauen wir Pläne auf Wochen, Monate, ja Jahre hinaus.“

„Aber ist die Freude vorher nicht ein verlängerter Genuß?“

„Ja, wenn sich unsere Hoffnung erfüllt, aber wenn nicht, macht sie die Enttäuschung auch so viel herber und schmerzlicher.“

„Ach, Hans, Du bist ein böser Mensch, Du willst mir nur Furcht machen und hast nachher Deinen Spott darüber.“

„Mir ist jetzt nicht wie spotten zu Muthe, Fränzchen,“ sagte Hans ernst und sah sie still und nachdenkend an. — Durfte er nur der Schwester noch verheimlichen, was ihn bewege und welcher Verdacht, ja er konnte kaum noch Verdacht sagen, nein, welche furchtbare Gewißheit ihn erfülle? Aber nein! Ihrer selbst wegen mußte er noch schweigen. Noch lagen nicht genügende Beweise vor, um nur das Gericht, viel weniger denn die Braut des Angeschuldigten zu überzeugen. Rauten war in allen Sätteln gerecht, und wenn weiter nichts, gewann er, sobald die Sache jetzt übereilt wurde, doch jedenfalls Zeit, sich straflos zurück zu ziehen und der ihm drohende Gefahr auszuweichen, und das durfte nicht sein. Erst mußte er mit dem Notar über Alles sprechen, und dann — heute Mittag — wollte er mit dem Vater reden.

„Es ist gut Fränzchen,“ sagte er nach einer Weile, indem er ihr mit der Hand liebend über die Stirn strich. „Wenn ich Dir rieth, Dich vorher auf nichts zu freuen, möchte ich auch nicht, daß Du Dir vor der Hand Sorgen machtest. Treue Herzen wachen über Dich und Du darfst der Zukunft getrost in's Auge sehen.“

„Was hast Du nur, Hans?“ rief Franziska jetzt wirklich erschreckt; „auch Rauten kam mir heute Morgen so sonderbar vor, so zerstreut, so gar nicht, wie ich mir immer einen Bräutigam gedacht habe. Ihr werdet mir wirklich alle Beide den schönen Tag verderben.“

„Ich bin selber in einer trüben Stimmung, Fränzchen,“ sagte Hans, „Du mußt das dem heutigen Tage und dem

unglücklichen Fall zur Last schreiben. Morgen früh werden die häßlichen Schatten vielleicht gewichen sein."

„Was ich mir auch ausgebeten haben will," rief Fränzchen, „denn wer mir am morgenden Tage ein böses oder verdrießliches Gesicht schneidet, der wird augenblicklich von meinem Hofe verbannt — wonach sich zu richten! Aber jetzt muß ich wahrhaftig fort; ich glaube, ich habe über eine Viertelstunde hier mit Dir geplaudert, Hans; also wenn Du zum Mittagessen kommst, bring Deine alte gute Laune mit!" — und damit schlüpfte sie wieder in ihr Zimmer hinein.

28.

Notariatsgeschäfte.

Notar Püster stand im Eckfenster und sah still und nachdenkend auf die Straße hinaus; Mux arbeitete an seinem Pult, um ein paar eingegangene, nicht besonders wichtige Briefe zu beantworten. Der Notar drehte sich endlich gegen ihn um, betrachtete ihn eine Weile schweigend und sagte zuletzt: „Mux!"

„Herr Notar!"

„Wir sprachen neulich über etwas, in dem wir aber unterbrochen wurden."

„Was war das, Herr Notar?"

„Einfach das: in welchem Verhältniß Du zu der Solberg'schen Familie stehst. Siehst Du, Du wirst schon wieder feuerroth — da steckt etwas dahinter, ich mag keine Geheimnißkrämerei in meinem Hause. Mein ganzer Beruf geht auch nur darauf hinaus, in allen Dingen klar zu sehen. Daß ich es außerdem mit Dir gut meine, habe ich Dir schon die langen Jahre bewiesen, Mux. Du stehst allein in der Welt, und so lange ich lebe und Du bei mir bleiben willst, wird es Dir nie an einer Heimath fehlen, und sterbe ich einmal —

nun, dann findet sich auch etwas Weiteres für Dich, denn so allein wie Du stehst, steh' ich eigentlich auch. Also heraus mit der Sprache! Ich muß Dir auch sagen, daß ich schon einen Verdacht gefaßt habe, denn Deine Mutter ließ in den letzten Tagen ihres Lebens einmal ein paar Aeußerungen fallen, denen ich nachgehen wollte, als Gott sie abrief."

„Herr Notar," sagte Mux leise, „was es auch sei, es betrifft allein mich selber und würde, wenn ich darüber spräche, keinem Menschen nützen, vielleicht aber Jemandem schaden, und deshalb, glaube ich, ist es besser, daß ich darüber schweige. Glauben Sie mir nur, daß es nichts Unehrenhaftes für mich ist, das ich verheimlichen will. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und kann jedem Menschen offen in's Auge sehen."

„Davon bin ich überzeugt, Mux," sagte Püster viel freundlicher, als er sonst gewöhnlich mit ihm sprach, denn es wurden fast nur Geschäftssachen zwischen ihnen verhandelt — „Du brauchst mir das nicht mehr zu betheuern; aber gerade deshalb möchte ich genau wissen, woran ich mit Dir bin. Und ich frage auch nicht etwa aus bloßer Neugierde — ich habe einen gewichtigen Grund dafür."

„Einen Grund, Herr Notar?"

„Ja; denn da ich mich mit der Solberg'schen Familie jetzt sehr viel beschäftige und auch gewissermaßen eine Agentur von dem jungen Baron überkommen habe, muß ich, wie gesagt, klar in Allem sehen. Weigerst Du Dich aber," fuhr er nach einer Pause fort, in der er seinen Blick nicht von Mux genommen, „so werde ich mich genöthigt sehen, mit dem alten Herrn von Solberg darüber zu sprechen."

„Herr Notar," rief Mux ordentlich erschreckt aus, „und was nützte es Ihnen auch, wenn ich es Ihnen sagte! Es wäre besser, viel besser gewesen," setzte er weich hinzu, „wenn ich es selber nie erfahren hätte, denn es hat mir bis jetzt nur Schmerz und Herzeleid, aber keinen Trost gebracht."

„Und von wem hast Du es erfahren?"

„Von meiner Mutter — auf ihrem Sterbebette," sagte Mux und barg sein Antlitz in den kleinen und zarten Händen.

Püster war zu ihm getreten, und sein Auge haftete mit

inniger Theilnahme auf der kleinen, verkrüppelten Gestalt; endlich sagte er leise: „Nannte sie Dir Deinen Vater, Mux?"

Mux schwieg, aber ein heftiges Zittern flog über seinen ganzen Körper, und Püster sah, wie er nur mit schwerem Kampfe ein Schluchzen unterdrückte. Er ließ ihn eine Zeit lang gewähren; endlich, wie er fand, daß er sich ein wenig gesammelt hatte, wiederholte er freundlich die Frage:

„Nannte sie Dir Deinen Vater, Mux?"

Der junge Bursche antwortete nicht, aber nur rasch und heftig nickte er mit dem Kopfe, und jetzt konnte er auch die Thränen nicht mehr zurückhalten, worin ihn Püster nicht störte; nur langsam ging er dabei in seinem Comptoir auf und ab, bis Mux sein Taschentuch herausnahm und sein Gesicht abtrocknete. Dann trat er wieder zu ihm.

„Sage mir Alles, Mux; betrachte mich in diesem Augenblick nicht als Deinen Brodherrn, sondern als Deinen väterlichen Freund, der allein Dein Bestes im Auge hat. Thut es Dir denn nicht selber wohl, Jemanden zu haben, dem Du mit voller Zuversicht vertrauen kannst, so daß Du nicht mehr gezwungen bist, Alles allein in Dich hinein zu schlucken?"

„Ja," sagte Mux nach einer kleinen Pause, indem er den Blick scheu zu dem Notar emporwarf, „Sie sollen Alles wissen — ich glaube, es ist besser so, dann werde ich wenigstens die Last von meinem Herzen los, und daß ich auf Ihre Discretion rechnen darf, Herr Notar, davon bin ich überzeugt."

„Das kannst Du, Mux — also Dein Vater ist der alte Baron von Solberg?"

„Ja," sagte Mux leise — „meine Mutter hatte ihn aber unter einem andern Namen kennen gelernt, und er um ihre Hand geworben."

„Aber er war damals schon verheirathet."

„Ja; doch das wußte ja natürlich meine arme Mutter nicht; später erfuhr sie Alles. Eine schwere Krankheit warf sie bald nach meiner Geburt auf's Lager, sie phantasirte Monate lang, und ich wurde, da sie arm war, einer jener gewöhnlichen Ziehfrauen übergeben, die zur Schmach eines civilisirten Landes noch bis heute und überall ihr verbreche=

risches Wesen treiben und mehr Kinder tödten oder unglücklich für ihr Leben machen, als von heidnischen Völkern in ihrem Aberglauben abgeschlachtet wurden. Meine Mutter konnte sich nicht um mich bekümmern, sie war unzurechnungsfähig, und vollständig verwahrlost verbrachte ich meine erste Jugendzeit. Der verdanke ich auch meine Verkrüppelung, denn ich soll ein ganz gesundes und ebenmäßig gewachsenes Kind gewesen sein — ob man mich hat fallen lassen, oder was sonst mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht.“

„Und sorgte der Baron nicht für Deine Mutter?“

„Sie war zu stolz, an ihn zu schreiben — er kannte ihr Elend in der ersten Zeit vielleicht gar nicht, bis sich der Geistliche des Orts ihrer annahm. Dieser schrieb an den Baron und erhielt dann augenblicklich eine Rückantwort, die meine Mutter wieder bis zum Tod verletzte; trotzdem erklärte der Baron dem Geistlichen, daß er Alles, was ihm das Gesetz vorschrieb, obgleich er sich moralisch nicht dazu verpflichtet hielte, für mich bis zu meinem vierzehnten Jahre thun würde — und das,“ setzte Mux leise hinzu, „hat er gethan.“

„Und Deine Mutter hat ihn nie wieder gesehen?“

„Nie.“

„Und weiß er — kennt er Dich?“

„Nein,“ sagte Mux, den Kopf schüttelnd; „nur neulich, als Sie mich hinsandten — und ich fürchtete mich so, zu gehen —, bin ich ihm zum ersten Mal gegenüber gestanden. Als ich aber die Räume, als ich den Mann selber sah, den ich nie Vater nennen durfte und möchte, da war es mir, als ob mir das Herz brechen müsse, und ich würde das Haus auch um keinen Preis je wieder betreten.“

Mux war, während er sprach, todtenbleich geworden, aber sein klares, so ausdrucksvolles Auge blitzte, die ganze verkrüppelte, mißhandelte Gestalt hob sich, und er befand sich in einer Aufregung, wie ihn der Notar noch nie gesehen.

„Ich weiß jetzt Alles, Mux,“ sagte er endlich, indem er seinem Schreiber die Hand bot, die dieser halb bestürzt nahm — „ich danke Dir für das Vertrauen, das Du mir entgegen gebracht, und werde es Dir nicht vergessen. Es wird mir

auch jetzt Manches in Deinem bisherigen Wesen klar, was ich früher nicht verstanden; aber Du sollst es nicht bereuen, und es gestaltet sich vielleicht noch Alles zum Besten."

„Ich glaube, Herr Notar," sagte Mux düster, „es hat sich schon Alles so gestaltet, wie es einmal werden soll — reden wir nicht weiter davon. Nur um das Einzige bitte ich Sie, mich nicht wieder in das Solberg'sche Haus zu senden, denn sie würden mich dort verspotten — und haben doch keinen Grund dafür."

„Du sollst nicht wieder dorthin gehen," sagte Püster freundlich, „und ich hätte Dich auch damals nicht geschickt, wenn ich Alles so gewußt hätte wie jetzt — aber kommt da nicht Jemand?"

Schritte von unten wurden auf der Treppe laut, und einer der Schreiber steckte gleich darauf den Kopf in die Thür und sagte, ein blaues Couvert hinreichend: „Telegraphische Depesche, Herr Notar!"

„Gut, quittiren Sie darüber. Was ist es, Mux?"

Mux hatte das Couvert schon erbrochen. „Von Hamburg, Herr Notar — in englischer Sprache."

„Von der Amerikanerin?" rief Püster rasch. „Was schreibt sie?"

„Nur wenige Worte: „I shall be in Rhodenburg to-night with the last train" — sie kommt also noch heute an."

„Also noch in Zeit," nickte Püster; „getraust Du Dich, sie auf der Bahn zu finden, Mux, wenn sie ankommt?"

„Ich denke, ja."

„Dann führe sie in das „Römische Haus" an der Ecke vom Markt, es ist ganz in der Nähe und sie selber dort gut aufgehoben; wirst Du das besorgen?"

„Gewiß, Herr Notar."

„Und haben die Leute bis jetzt ihre Schuldigkeit gethan?"

„Ich glaube, ja," erwiderte der kleine Mann. „Was Graf Rauten in der Tasche forträgt, können sie natürlich nicht überwachen, aber wir dürfen so ziemlich beruhigt darüber sein, denn er scheint noch keine Ahnung irgend welcher Gefahr zu haben."

„Desto besser. Du sorgst mir dafür, Mux, daß darin nichts vernachlässigt wird, denn der Herr hat hier sehr flott

gelebt und muß also auch noch über ziemlich bedeutende Mittel verfügen. Herr Du mein Gott, ist das ein nach allen Seiten durchtriebener Schuft und reif für den Galgen seit langen Jahren, und wie viel fehlte, so wäre ihm hier doch noch zuguterletzt ein Hauptschlag geglückt, denn es handelt sich jetzt schon nicht einmal mehr um Tage, sondern nur um Stunden. — Herein!"

Die Thür öffnete sich, und Hofapotheker Semmlein stand auf der Schwelle.

„Haben Sie meinswegen vielleicht fünf Minuten Zeit, Herr Notar?" sagte der kleine Mann, während er aber die Thür noch offen hielt.

„Kommen Sie nur herein, Herr Nachbar, was ist es? Was bringen Sie mir?"

„Bringe gerade nicht viel," meinte Semmlein, „aber erinnern Sie sich vielleicht noch der Schuldforderung aus Berlin, von der ich Ihnen vor fünf oder sechs Wochen sagte, wie?"

„Eine Schuldforderung? Gegen wen?"

„Nun, gegen unsern Herrn Nachbar, den Herrn von Schaller, der meinswegen meinem Schwager noch hunderteinundachtzig Thaler schuldig ist."

„Ach ja! Ganz recht — und sind die noch nicht bezahlt?"

„Ne, das sind sie nicht," sagte Semmlein, „und werden es auch nicht gutwillig, wie ich jetzt die feste Ueberzeugung habe — und ich wollte jetzt klagen."

„Aber, bester Herr Nachbar, Herr von Schaller wird sich doch wahrhaftig nicht einer solchen Summe wegen verklagen lassen? Er hat neulich eine Gesellschaft gegeben, die ihm vielleicht eben so viel gekostet hat."

„Ihm?" sagte Semmlein und sah den Notar von der Seite mit einem halb lächelnden Blicke an; „ihm hat sie verwünscht wenig gekostet, Herr Notar, aber den Delicatessen-Handlungen, Fleischern, Conditoren, Bäckern ꝛc., denn er ist, wie ich aus sehr sicherer Quelle weiß, den ganzen Schwamm schuldig geblieben. Sogar die Wäscherin bekommt jetzt vierzig Thaler von ihm, oder bekommt sie meinswegen nicht, denn

er zahlt eben keinem Menschen, und wenn erst die ganze Geschichte über ihn hereinbricht, dann komme ich mit meiner Forderung unter den Schlitten."

„Also so viel Schulden hat Herr von Schaller?"

„Na, ich sage Ihnen," nickte Semmlein, „das ist die reine Schwindelwirthschaft, wie sie im Buche steht, und wenn er nicht als vornehmer Herr hier aufgetreten wär', womit er einer Menge von Menschen Sand in die Augen streut, so hätten sie ihn lange abgefaßt."

„Und haben Sie ihn denn schon gemahnt?"

„Ich? Na, ich sage Ihnen," rief Semmlein, „er biegt meinswegen stets um die nächste Ecke herum, wenn er mich nur von Weitem kommen sieht, denn mir ist er jetzt auch schon an die vierzig Thaler schuldig."

„Aber — in den paar Monaten?"

„Bah, er kauft Alles, was gut schmeckt, und Selterswasser meinswegen beim Faß. Ich begreife so einen Menschen nicht, denn einmal muß doch so eine Geschichte schief gehen, und der Zeitpunkt ist jetzt da. Der Möbelhändler, dem er noch kein Stück seiner ganzen Einrichtung bezahlt hat, holt ihm meinswegen am Ersten nächsten Monats die ganze Bescherung wieder aus dem Hause. Na, und da können Sie sich wohl denken, daß Alles auf einmal über ihn herfällt."

„Waren Sie schon einmal drüben bei ihm?"

„Ich sollt's denken, gehe aber nicht zum zweiten Mal, denn daß mir die gnädige Frau nicht die Augen ausgekratzt hat, war reine Gefälligkeit von ihr. Ursache hätte sie dazu, wie sie mir bemerkte."

Püster lachte. „Also Sie wollen wirklich gegen ihn klagen?"

„In aller Form."

„Haben Sie die Vollmacht Ihres Freundes aus Berlin?"

„Alles in Ordnung, Herr Notar," sagte er, indem er in seine Brusttasche griff, „und dann kommt noch meine eigene Rechnung dazu, denn das geht jetzt Alles in Eins."

„Aber nach den paar Monaten können Sie doch nicht schon klagen?"

„Wissen Sie, wenn er mir meinswegen durchgeht, Herr

Notar, so sitz' ich nachher da und kriege noch nicht einmal die leeren Flaschen von meinem Selterswasser zurück, viel weniger das Geld. Außerdem läßt er jetzt aber auch, da ich ihm nichts mehr borge, seine Bedürfnisse in der Löwen-Apotheke holen, und dem gönn' ich's. Also auf weiteren Verdienst darf ich nicht mehr bei ihm rechnen."

„Haben Sie die Papiere alle bei sich?"

„Nein, meine Rechnung muß ich erst noch ausziehen, das kann aber heute noch geschehen, und wenn Sie die Sache gleich in Angriff nehmen wollten, so sollt's mir recht sein."

„Schön, Herr Nachbar, wenn Sie darauf bestehen, so werd' ich's thun. Weigert er sich denn, zu bezahlen?"

„Oh, Gott bewahre," sagte Herr Semmlein, „das ist ja eben die verzweifelte Geschichte, er weiß vor Freundlichkeit gar nicht, was er anfangen soll, und schwenzelt meinswegen immer um Einen herum, schimpft auf sich selber, daß das nicht schon lange erledigt wäre, und macht sich die schönsten Grobheiten — aber Geld rückt er nicht heraus."

„Gut, dann wollen wir dem Herrn wenigstens auf den Zahn fühlen, ob er zahlen kann, und das Andere überlassen Sie mir."

„Wäre schon recht. Also nichts für ungut, Herr Nachbar. Haben doch von dem Unglücksfall in der letzten Nacht gehört?"

„Mit Hauptmann Dürrbeck? Gewiß! Ich komme eben daher."

„Armes Mädchen da drüben! — Ist in einem trostlosen Zustande. Der Theaterarzt und Doctor Potter sind schon den ganzen Morgen bei ihr; sie fürchten, daß sie ihren Verstand verloren hat."

„Das wäre zu schrecklich! Hauptmann von Dürrbeck hat ihr übrigens — mit Ausnahme von ein paar kleinen Legaten — sein ganzes Vermögen hinterlassen."

„Alle Wetter," rief Semmlein, „und das ist meinswegen ein hübsch Stück Geld! Dann ist aber auch die faule Geschichte nicht wahr, daß er sich nur todtgeschossen hätte, weil er die Blendheim nicht heirathen wollte!"

„Unsinn — die Leute sind rasch mit solchen Erklärungen

bei der Hand. Also, Herr Semmlein, die genauen Rechnungen aus Berlin und die Ihrige muß ich haben. Die Vollmacht ist da; die Ihrige können Sie mir unterschreiben, wenn Sie wieder herüberkommen, das wäre vor der Hand das Hauptsächlichste. Ich werde noch vorher einmal selber mit Herrn von Schaller sprechen und sehen, ob ich ihn im Guten dazu bringen kann, die Sache freiwillig zu erledigen."

„Mit dem Munde ja — meinswegen mit dem größten Vergnügen — aber da kommt Jemand," unterbrach er sich, als es leise an die Thür pochte. „Na, also auf Wiedersehen — ih, Mamsell Peters," rief er aber, als er in der Thür das junge Mädchen traf, das in seinem Hause wohnte — „ih, seh'n Sie 'mal an, wollen Sie auch Jemanden verklagen?"

„Ach nein, Herr Hofapotheker," erwiderte tief erröthend Käthchen, „nur dem Herrn Notar wollte ich einen Theil des Geldes bringen, das er so freundlich war für mich auszulegen. Aber auch Ihnen, Herr Hofapotheker, bin ich zu großem Dank verpflichtet, daß Sie sich meiner in der Wohnungssache angenommen haben. Die gnädigen Fräulein von Klingenbruch waren gar so unfreundlich gegen mich, und ich habe ihnen doch nie etwas zu Leide gethan."

„Nein, das haben Sie auch nicht, mein liebes Kind," sagte Semmlein, „und meinswegen auch keinem Menschen sonst. Aber lassen Sie die Gesellschaft nur laufen, denn wenn es nicht für den Oberstlieutenant wäre — und das ist ein prächtiger Herr, mit dem man ein Wort reden kann —, so hätte ich ihnen schon lange selber die Wohnung gekündigt; — na, nochmals guten Morgen, Herr Notar!"

„Und was bringen Sie mir, mein Kind?" sagte Püster freundlich, als der Hofapotheker fort war und auch Mur das Zimmer verließ, damit Käthchen nicht seine rothgeweinten Augen sehen sollte.

„Geld, Herr Notar," lächelte das junge Mädchen, „wenn auch nicht Alles, doch wenigstens einen Theil davon, denn Klingenbruchs haben mir heute, als sie mir mein Logis kündigten, das Geld geschickt, das ich nach Abzug der Miethe noch bekam. Sehen Sie, es sind wieder zwei volle Thaler."

„Und hatte das solche Eile?"

„Ich habe keine Freude an meiner Maschine, bis sie ganz bezahlt ist, und das wird ja doch jetzt hoffentlich nicht mehr so lange dauern."

„Und Sie haben sich dazu von Allem entblößt..."

„Weshalb nicht? Was nützt mir Schmuck, den ich doch wahrscheinlich nie im Leben wieder tragen würde? Mit der Maschine aber weiß ich, daß ich mich, wenn ich fleißig bin, schuldenfrei am Leben erhalten kann."

„Und wenn Sie einmal krank werden?"

„Gott wird mich davor bewahren! Aber gegen Krankheit kann kein Mensch —, jetzt bin ich Ihnen noch vier volle Thaler schuldig, nicht wahr, Herr Notar?"

„Es wird wohl so herauskommen," sagte der alte Mann gerührt, aber er wußte recht gut, daß sich darin nichts mit ihr machen ließ. Sie wollte selbstständig sein und setzte ihren Willen durch.

„Was haben Sie denn mit Klingenbruchs?"

„Ich weiß es nicht," seufzte Käthchen, „aber gerade das junge Fräulein scheint einen recht herrischen Charakter zu haben und legte es ordentlich darauf an, mir wehe zu thun. Ich brauche mir aber von keinem Menschen etwas gefallen zu lassen, denn ich thue nichts Unrechtes, und für das, was ich bezahlt bekomme, liefere ich auch den vollen Werth der Arbeit."

„Da haben Sie Recht — und apropos — ich hatte auch noch eine Kleinigkeit für Sie zu thun, wenn Sie Zeit haben, heißt das, denn ich eile nicht damit."

„Für Sie immer, Herr Notar; sagen Sie mir nur, was es ist — kann ich es gleich mitnehmen?"

„Nein, mein Kind, ich muß es erst vorsuchen, und so eilig ist es auch nicht. Ich schicke es Ihnen dann hinüber, oder bitte Sie, es abzuholen. Heute bin ich gerade ein wenig beschäftigt."

„Und ich störe Sie immer in Ihrer schweren Arbeit," sagte das junge Mädchen, „seien Sie mir nicht böse, Herr Notar." Damit hatte sie das Papier, in dem sie das Geld gebracht, wieder zusammengefaltet und wollte eben mit einem kurzen Gruß zur Thür hinaus, als sie fast gegen einen Herrn anstieß, der eben, ohne anzuklopfen, hereintrat, so daß sie mit einem leisen Schrei zurückfuhr.

„Käthchen!“ rief aber Hans von Solberg herzlich, indem er ihr die Hand entgegenstreckte, „treffen wir uns auch einmal wieder? Ich habe mich so lange danach gesehnt, Sie zu sehen, und wäre gewiß schon gekommen, wenn Sie es mir nicht so streng verboten hätten.“

„Es geht ja aber doch nicht, Herr von Solberg, Sie wissen es ja selber,“ sagte Käthchen, indem sie ihm die Hand reichte, die er in seiner rechten behielt und mit der linken langsam streichelte.

„Ich weiß es, Käthchen, ich weiß es und sehe ein, daß Sie vollkommen Recht haben, und ich denke auch gar nicht daran, gegen Ihren Willen zu handeln; aber daß ich Ihnen hier auf neutralem Grund und Boden wieder begegnet bin, freut mich um so mehr — und geht es Ihnen gut?“

„Recht gut, Herr von Solberg, ich habe so viel Arbeit, als ich möglicher Weise schaffen kann, und die Leute sind fast alle freundlich mit mir, besonders hier der Herr Notar. Jetzt muß ich aber fort, denn wir stören den Herrn nur. — Leben Sie wohl, Herr von Solberg,“ und ihre Hand aus der seinen ziehend, huschte sie über den Vorsaal und die Treppe hinab.

Hans stand und sah ihr nach, wie schon lange ihre Gestalt aus Sicht war.

„Armes Kind,“ sagte er dann herzlich, als er zurück in's Zimmer trat, „das ist nun ein braves Mädchen, aber arm und auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, und wie anders hätte das Alles sein können!“

„Ja, Herr von Solberg,“ nickte Püster, „das ist in der That ein wackeres Kind, und wenn mir je im Leben eine Tochter beschieden gewesen wäre, so hätte ich gewünscht, daß sie ihr ähnlich sei.“

Hans trat an's Eckfenster. — Käthchen glitt unten über die Straße wie ein Pfeil hinüber und in die Apotheke hinein; aber das Herz war ihr schwer, recht schwer, und als sie an die Treppe kam, stieg sie dieselbe empor — so langsam und schwer, als ob sie Blei unter ihren Sohlen hätte.

„Uebrigens,“ begann Püster, „trifft es sich sehr glücklich,

daß Sie mich heute Morgen aufgesucht haben, denn ich hätte Sie doch sonst bitten lassen, zu mir zu kommen."

„Ist etwas vorgefallen?" rief Hans, sich rasch umdrehend, denn die Gegenpart nahm im Nu seine Gedanken wieder in Anspruch. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Mux trat herein; er schien freilich, als er Hans erkannte, Lust zu haben, wieder umzukehren, aber der junge Solberg hatte ihn nun doch einmal gesehen, und so glitt er denn mit einem schüchternen Gruß, den Hans aber gar nicht bemerkte, zu seinem Pult.

„Ja, Herr von Solberg," sagte der Notar, „Oberstlieutenant von Klingenbruch war vorhin bei mir und hat mir gesagt, daß Sie jetzt Alles wissen. Ist dem so?"

„Ja," erwiderte Hans mit fast tonloser Stimme, „und noch mehr, als Klingenbruch selbst ahnen konnte. Hat er Ihnen auch von dem Würfelspiel gesagt?"

„Allerdings."

„Gut, dann sehen Sie hier; das verlor Rauten gestern im Garten bei einem Falle, als er in übermüthiger Laune mit den jungen Damen spielte; es mußte unmittelbar nach der Scene gewesen sein, in der er meinen armen Dürrbeck mit teuflischer, aber feiger List in den Tod sandte" — und dabei warf er den zerbrochenen Würfel auf den Tisch.

Püster nahm ihn auf und betrachtete ihn aufmerksam; aber selbst der alte Mann wurde bleich, als ihm die Ahnung des Furchtbaren dämmerte.

„Das ist ein falscher Würfel!" rief er entsetzt aus. „Sie glauben doch um Gottes willen nicht, daß Rauten auch d a s..."

„Jetzt bin ich davon überzeugt; es ist der gewissenloseste Schurke, der je Gottes Erde geschändet, und nur deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie zu fragen, wie wir einen Halt an ihm gewinnen können."

„Und weiß er, daß der Würfel in Ihrer Hand ist?"

„Nein, er kann es nicht wissen. Wenn er ihn vermißte, so muß er glauben, daß er ihn irgendwo auf dem Rasen verloren hat."

„Also hält er sich noch für sicher? Ihre Eltern wissen von nichts?“

„Niemand in unserem Hause außer mir, denn sonst wäre er im Augenblick gewarnt gewesen.“

„Dann ist Alles gut, denn eben habe ich ein Telegramm bekommen, daß die Frau, die er beraubt und verlassen, schon unterwegs ist und heut Abend hier eintreffen wird.“

„Gott sei Dank! — Und dann?“

„Heut Abend wird nichts mehr in der Sache zu thun sein, denn der Zug trifft erst um neun Uhr fünfzehn Minuten ein und verspätet sich auch noch gewöhnlich um etwas. Außerdem ist wohl die arme Frau gewiß von der Reise und Aufregung angegriffen, so daß wir nicht daran denken dürfen, sie heut Abend noch zu belästigen.“

„Und morgen früh?“

„In Ihrem Hause,“ sagte Püster sinnend, „dürfen wir den Eclat nicht machen. Ihre Schwester könnte den Tod vor Schreck haben, und es steht ihr außerdem noch eine schwere Stunde bevor; aber ich habe mir gedacht, wenn wir Graf Rauten, oder Herrn von Rehberg, oder von Tröben, wie er nun auch heißt, vermögen könnten, hierher zu mir zu kommen.“

„Das wird aber nicht so leicht sein; er könnte Verdacht schöpfen.“

„Es ist kaum denkbar, aber kann auch bis auf das Kleinste durch einen Plan, den ich mir ausgedacht, vermieden werden. Sie wissen, daß Ihr Herr Vater versprochen hat, ihm am Hochzeitstage fünfzigtausend Thaler — in Werthpapieren natürlich — auszuzahlen...“

„Ich weiß es,“ sagte Hans tonlos, „und ich fürchte sehr, daß er gerade um das Blutgeld meine arme Schwester elend machen wollte.“

„Jedenfalls,“ nickte der Notar, „denn er hatte kein Reiseziel; seine Güter liegen im Monde, und er würde sich jedenfalls unterwegs aus dem Staube gemacht haben.“

„Nun, und was gedachten Sie mir zu rathen?“

„Ihr Vater muß kurz vor dem Moment der Entscheidung mit in's Geheimniß gezogen werden und auch außerdem unter jeder Bedingung Zeuge hier sein. Wenn der ihm dann ruhig

erklärt, er wolle ihm das Capital schon morgen, also am Tage vorher, auszahlen, da vielleicht am andern, sehr bewegten Tage keine Zeit dazu wäre, so müßte ich mich in Graf Rauten sehr täuschen, wenn er nicht mit Vergnügen darauf einginge. Die Zahlung findet aber sehr natürlich vor einem Notar statt, um gleich ein Document darüber aufzunehmen, und damit erreichen wir, was wir wollen."

„Das geht, das geht gewiß!" rief Hans erregt aus. „Aber setzen wir dann doch den möglichen Fall, daß sich die Frau geirrt, daß es ihr Mann wirklich nicht ist..."

„Der Fall ist sehr unwahrscheinlich," sagte Püster, „denn auf unsere Anfrage, der Photographie wegen, hat sie bestimmt erklärt, daß es die nämliche sei, auch sogar die Narbe bestätigt, also ein Irrthum ist nicht gut denkbar. Außerdem haben wir jetzt den Würfel, des Obersten Brief und noch einen andern Zeugen, den ich schon in der Nähe halten werde, und erklärt er vor allen denen seine Unschuld, gut, dann wollen wir ihm Abbitte thun, daß wir ihn in einem so furchtbaren Verdachte gehalten; aber ich glaube bestimmt, wir kommen nicht in die Verlegenheit. Das einzige Fatale ist nur, daß dann morgen zu Ihnen und in ein Haus der Trauer alle die eingeladenen Gäste kommen werden. Wenn es möglich wäre, dem vorzubeugen..."

„Das soll geschehen!" rief Hans rasch. „Ich habe die Liste sämmtlicher eingeladenen Gäste bei mir — wenn Sie mir einen zuverlässigen Schreiber besorgen könnten, der im Stande ist, reinen Mund zu halten, so würde ich eben so viele Absagebriefe schreiben und sie — aber erst morgen früh — kurz vor der Zeit, die Sie zum Rendezvous in Ihrem Hause bestimmen, absenden; Rhodenburg ist nicht groß, und in einer Stunde können sie abgegeben sein."

„Und wie würden Sie die Form bestimmen?"

Hans sann einen Augenblick nach. „Wir müssen es kurz fassen; ich würde schreiben: „Im Namen meines Vaters habe ich Ihnen zu melden, daß das heutige Fest bei uns aufgeschoben ist. Näheres mündlich. Hans von Solberg"."

„Das wäre in der That kurz," lachte Püster, „und die Leute werden sich nicht wenig darüber wundern."

„Mehr noch über die Erklärung später; aber für jetzt genügt es. Wenn wir nur eine kleine Handpresse hätten!“

„Wie vielmal muß der Brief geschrieben werden?“

„Es sind achtzig verschiedene Adressen.“

„Und die Briefe brauchen erst morgen früh fertig zu sein?“

„Sicher; ich möchte sie heute nicht einmal im Hause haben.“

„Gut, dann wird uns auch Mux den Gefallen thun — wie? Er hat eine flinke Hand und ist der einzige zuverlässige und verschwiegene Mensch, den ich dafür kenne.“

„Ach, wollten Sie so freundlich sein,“ wandte sich Hans jetzt selber an den jungen Mann — „Sie würden mich sehr verbinden und ich Ihnen eine so unangenehme und langweilige Arbeit gewiß mit Freuden gut remuneriren.“

Mux hatte einen dicken, rothen Kopf bekommen, und es war fast, als ob er heftig darauf erwidern wollte; aber er bezwang sich augenscheinlich und sagte endlich: „Es wird mir Vergnügen machen, Herr Baron, Ihnen einen so kleinen Dienst zu erweisen. Die Briefe sollen, wenn Sie mir die Liste lassen, bis morgen früh um sechs Uhr fertig sein. Aber wie wird es dann mit der Unterschrift — adressiren kann ich sie recht gut selber.“

„Ich komme selber her,“ sagte Hans rasch, „ich bin Ihnen sehr dankbar — um wie viel Uhr kann ich hier in's Haus?“

„Wann Sie wollen; Sie brauchen nur zu klopfen, und ich werde Sie erwarten.“

„Schön; das wäre also arrangirt. Aber noch Eins: wäre es nicht möglich, die Dame noch vorher zu sprechen? Sie muß doch wissen, daß wir ihre Verbündeten sind, und kann uns vielleicht selber noch wichtige Mittheilungen machen.“

„Sie wird im „Römischen Hause“ absteigen, ihr Name ist Ellen Rehberg; übrigens hat sie jedenfalls einen andern Namen angegeben, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen. Fragen Sie nur nach der amerikanischen Dame und lassen ihr sagen, daß Sie in meinem Namen kommen, sonst werden Sie, Zehn gegen Eins, gar nicht angenommen. Haben Sie auch den Brief erhalten, den Dürrbeck für Sie zurückgelassen? Schäller hatte es übernommen, ihn an Sie abzuliefern.“

„Das ist eine andere faule Geschichte,“ sagte Hans mit

finster zusammengezogenen Brauen. „Schaller hat ihn an Rauten gegeben, und Rauten behauptet, seine Brieftasche sei ihm im Gedränge gestohlen worden.“

„Im Gedränge? In welchem Gedränge?“

„Vor Dürrbeck's Wohnung.“

„Es standen dort keine sechs Menschen, und die weit ab von den ausgestellten Posten. Wissen Sie, daß Dürrbeck sein ganzes Vermögen seiner Braut hinterlassen hat?“

„Es ist sehr bedeutend; aber wie furchtbar muß für sie der Schlag gewesen sein — doch was ich Sie noch fragen wollte, Herr Notar,“ sagte Hans nachdenkend: „von meinem Vater weiß ich, daß Herr von Schaller auf seine Veranlassung Erkundigungen in Galizien über Rauten und dessen Verhältnisse eingezogen hat, die damals sehr befriedigend ausgefallen sein sollen — wie stimmt das mit den jetzigen Berichten?“

Püster schwieg und sah still vor sich nieder; endlich sagte er: „Mein lieber Herr von Solberg, Graf Rauten und Herr von Schaller sind sehr befreundet mit einander.“

„Und ist es denkbar, daß er wissentlich einen falschen Bericht gegeben hätte?“

Püster zuckte mit den Achseln. „Herr von Schaller macht ein großes Haus und scheint dabei sehr in Geldverlegenheit zu sein. Es wird sich auch in den nächsten Tagen zeigen, ob er überhaupt bezahlen kann oder nicht, und ich muß aufrichtig gestehen, ich habe selber schon darüber meine Vermuthungen gehabt.“

„In Geldverlegenheit?“ sagte Hans. „Alle Teufel, das ist mir nicht angenehm zu hören, denn ich...“ — Er schwieg, es war augenscheinlich, er mochte nicht darüber reden.

„Sie haben ihm ebenfalls Geld geborgt?“ sagte Püster, der ihn rasch durchschaute.

„Ich? Nun ja; es war eine augenblickliche Verlegenheit, in der er sich befand, aber ich zweifle auch keinen Moment, daß er es zurückzahlen wird.“

„War es viel oder wenig?“

„Ih nun, keine Summe, die ich nicht im schlimmsten Fall verschmerzen könnte...“

„Also doch viel,“ nickte Püster; „dann begreife ich nur

nicht, wie unser Herr von Schaller mit einer so liebenswürdigen Unbefangenheit seinem Ruin entgegengeht; denn wie ich höre, will er heute in acht Tagen wieder eine große Gesellschaft geben, was ihm aber kaum möglich sein wird, wenn er sich nicht vorher seiner Schulden entledigt und seine Gläubiger zufriedenstellt."

„Ich werde ihn gewiß nicht daran hindern."

„Nein, aber Andere, und in meinen Händen allein befinden sich jetzt drei Klagen gegen ihn, die mindestens eine Summe von siebenhundert und fünfzig Thalern repräsentiren. Er muß doch Aussicht haben, wieder bald Geld zu bekommen, oder er könnte gar nicht daran denken, so hinein zu wirthschaften."

„Meinen Sie?" sagte Hans und sah den Notar wie fragend an.

„Lassen Sie sich aber um Gottes willen dadurch nicht verleiten, ihm noch mehr zu borgen!" rief Püster rasch. „Was der bekommt, ist wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein! Es zischt einen Augenblick und macht Spectakel, dann ist es aber auch spurlos wieder verschwunden und verlangt nach mehr!"

„Haben Sie keine Angst, lieber Notar, ich werde mich schon hüten. Aber dürfte ich Sie jetzt um ein kleines Stückchen Papier bitten — ich möchte Ihnen das Schema der Absagekarten aufschreiben, Herr Mux, daß wir damit wenigstens in Ordnung kommen."

Er trat dicht zu Mux an das Pult, und der kleine Mann legte ihm vor, was er brauchte, zog sich aber dann scheu vor ihm zurück. Hans achtete aber nicht auf ihn, schrieb nur die wenigen Zeilen und rüstete sich dann wieder zum Gehen. Er hatte für jetzt Alles erledigt, was zu erledigen war, und die Entscheidung mußte dem morgenden Tage aufbehalten bleiben.

29.

Der Passagier.

Bei Franziska von Solberg hatten sich heute Nachmittag noch einige Freundinnen eingefunden, um theils den morgenden Tag mit ihr zu besprechen, theils ihr noch ein wenig zu helfen, denn das arme junge Mädchen wußte mit Packen, Toiletteherrichten und Abschiedsbesuchen, die sie aber jetzt fast sämmtlich erledigt hatte, kaum noch, wo aus und ein. Graf Rauten zeigte sich aber darin wirklich liebenswürdig gegen seine Braut sowohl, wie gegen die Mutter. Er begleitete sie bei den langweiligsten und ermüdendsten Besuchen, half ihr einkaufen, besorgte ihr einen Theil wenigstens der tausend Kleinigkeiten, die allerdings fast sämmtlich unnütz waren, die sie aber trotzdem nothwendig haben mußte, und schien dabei wirklich nicht zu ermüden.

Aber wo nur Hans eigentlich steckte? Er ließ sich seit einigen Tagen fast gar nicht mehr blicken, und Rauten versicherte, er erinnere sich kaum der Zeit mehr, in der er ihn zuletzt gesehen habe, so lang komme sie ihm vor.

„Ach," sagte Franziska, „es ist wirklich kaum noch mit ihm zum Aushalten, so voll von Geschäften steckt er, und schreibt und rennt — das ist ein richtiger Kaufmann geworden und zu allem Höhern rein verdorben!"

„Bei uns war er nur erst ein einziges Mal, seit er hier ist," sagte Bertha von Noltje, die eben emsig beschäftigt war, eine sorgsam gepackte Hutschachtel wieder auszukramen, weil unten hinein noch ein paar Halskrausen sollten, die unter keiner Bedingung gedrückt werden durften. „Wenn man ihn wirklich einmal haben will, muß man ihn besonders einladen, und selbst dann ist er Einem noch nicht sicher."

„Ach, was ich Dich noch fragen wollte, Bertha," sagte Franziska, nahm die Freundin am Arm und führte sie an eins der entferntesten Fenster — „sieh, mir kannst Du es sagen, denn ich gehe ja doch jetzt fort von hier und es inter=

essirt mich, es zu wissen: ist es wahr, daß Lieutenant von Wöhsen um Deine Hand angehalten hat?"

„Ja, allerdings," sagte Bertha, während ihre Augen blitzten, „ich brauche auch gar kein Geheimniß daraus zu machen, aber ich hielt mich doch für zu gut, um als Lückenbüßer für den Herrn Lieutenant zu dienen."

„Als Lückenbüßer?"

„Nun, hast Du etwa nicht bemerkt, wie er sonst nur Augen und Ohr für Klingenbruchs hatte und Jettchen ununterbrochen anschmachtete? Er meinte aber damit nur die alte Tante Mäusebrod, und wie die ihm mit ihrem Testament einen Strich durch die Rechnung machte, zog er sich in so auffälliger und häßlicher Weise zurück, daß es mir eine ordentliche Genugthuung war, ihn abfahren zu lassen — und das nicht etwa Klingenbruchs wegen. Apropos, kommen die auch morgen?"

„Ja, gewiß! Wir konnten doch nicht umhin, sie ebenfalls einzuladen."

„Daran liegt mir nun nicht so besonders viel," sagte Bertha, „es sind ein paar unangenehme Mädchen."

„Ich weiß es nicht, Flora ist immer so munter..."

„Dann hast Du sie nicht in der letzten Zeit gesehen," sagte Bertha, „ich kann Dir versichern, sie weiß gar nicht mehr, wie hoch sie die Nase tragen soll, und sie kommt mir schon jetzt vor wie eine alte Jungfer, was sie auch hoffentlich einmal werden wird."

„Aber Bertha!"

„Ich kann mir nun einmal nicht helfen," sagte das junge Mädchen, „ich kann sie nicht leiden."

„Waren sie nicht neulich auch bei Euch?"

„Ja, das ließ sich nicht gut ändern, und Papa mag den Oberstlieutenant so gern leiden."

„Nun, was habt Ihr da für Heimlichkeiten," sagte eine der anderen jungen Damen, die indeß mit Graf Rauten's Hülfe versucht hatte, einen zu voll gepackten Koffer zu schließen, „wir müssen hier arbeiten, daß wir unsere Arme nicht mehr fühlen, und Ihr steht da und plaudert!"

„Da kommt Hans," rief Franziska, die einen Blick durch

das Fenster geworfen hatte, „das wird aber auch Zeit, sonst wäre ich wirklich ernstlich böse auf ihn geworden."

Hans hatte allerdings das Haus betreten, aber er kam nicht herauf, sondern war auf sein eigenes Zimmer gegangen, wo er eine Cigarre anzündete und sich dann in seine Hängematte warf, aus der er den Rauch kräuselnd in die Luft blies.

„Das ist wirklich ein unausstehlicher Mensch geworden," sagte Franziska nach einer Weile, in der sie ihn ungeduldig erwartet hatte —, „wo er nun wieder bleibt! Aus mir scheint er sich nicht so viel mehr zu machen. — Wo ist mein Bruder?" fragte sie jetzt das Mädchen, das gerade wieder mit einem Arm voll Wäschestücken in's Zimmer trat.

„Der gnädige Herr sind gleich auf seine Stube gegangen."

„Er ist zu abscheulich," rief die Braut, „ich glaube wahrhaftig, er raucht; aber dann kann er sich vor mir in Acht nehmen," und ohne Weiteres eilte sie nach Hans' Zimmer hinüber.

„Aber, Hans, schämst Du Dich nicht? Gestern den ganzen Tag habe ich Dich beinahe nicht gesehen, heute bist Du schon früh mit Tagesanbruch fast fortgegangen, und wie Du zurückkommst, bietest Du mir nicht einmal einen Gruß — und übermorgen verlasse ich Euch auf immer!"

„Sei mir nicht böse, Fränzchen," sagte der junge Mann, indem er in die Höhe sprang, auf die Schwester zuging und sie an sich zog und auf die Stirn küßte, „ich habe mich doch nur den ganzen Tag heute und auch gestern mit Dir allein beschäftigt."

„Mit mir, Hans?"

„Ja, mein Herz, nur mit Dir, und will Dir auch morgen Abend sagen, inwiefern."

„Aber das begreife ich nicht."

„Würde Dir auch schwer werden," lächelte der Bruder; „morgen aber wirst Du es begreifen und mir dann glauben, daß ich heute vom vielen Herumlaufen ein bischen müde war."

„Und willst Du nicht jetzt mit zu mir herüber kommen? Sieh, es fällt so auf und die Leute reden darüber."

„Wer ist drüben, Schatz?"

„Niemand als Bertha von Noltje, Marie von Hasting

mit ihrer Schwester Clara, Gretchen von Boßwitz und Leopold."

„Rauten?"

„Er versichert, er hätte Dich seit einer Ewigkeit nicht gesehen."

„Seit einer Ewigkeit? Ja, ganz recht, seit gestern Morgen, und mir kommt es fast so vor, als ob eine Ewigkeit zwischen gestern und heute läge."

„Was hast Du nur, Hans?" sagte die Schwester, ihn ängstlich anschauend. „Ich weiß gar nicht, Du bist seit kurzer Zeit so merkwürdig ernst — als Du von Deiner Reise zurückkamst, warst Du Lust und Leben selber."

„Ja; aber, mein liebes Kind, wir werden mit jedem Tage älter und vernünftiger."

„Aber doch nicht so rasch, Hans, denn da liegen ja kaum Wochen dazwischen! Hast Du etwas auf dem Herzen, Hans? Vielleicht irgend eine Sorge? Laß sie mich wissen, und wenn ich oder Leopold sie von Dir nehmen könnten, so sollte es ja mit Freuden geschehen."

„Ich glaube es Dir von ganzem Herzen," sagte der Bruder gerührt, indem er sie wieder an sich zog, „und ich verspreche Dir auch, daß das, was mich gegenwärtig wirklich beschäftigt und zerstreut macht oder trübe stimmt, morgen Mittag Dir kein Geheimniß bleiben soll, wenn es bis dahin nicht vollständig gehoben ist. Bist Du damit zufrieden?"

„Ja, Hans, vollkommen," lächelte Franziska; „dann mußt Du mich aber auch jetzt begleiten und ein freundliches Gesicht machen, nicht wahr? Sieh, es sind so viele hübsche Mädchen drüben bei mir, und ein alter Junggeselle, wie Du denn doch nun einer bist, darf sich nicht zu grämlich zeigen, oder er macht sich ganz verabscheuungswerth."

„Also werde ich liebenswürdig sein müssen," sagte Hans mit einem doch etwas erzwungenen Lächeln, indem er seiner Schwester den Arm reichte — „so komm, Fränzchen."

„Und mit der Cigarre im Munde willst Du mich hinüberführen?"

„Ja so," seufzte Hans, „daran hätt' ich beinah' nicht ge-

dacht — und ich habe sie eben erst angezündet!" — Er legte sie auf seinen Schreibtisch.

„Es ist nur ein einziges Glück, daß Leopold nicht raucht!" sagte das junge, fröhliche Mädchen.

Hans nickte, erwiderte aber nichts darauf und schritt mit seiner Schwester hinüber, wo ihn die kleine Gesellschaft schon erwartete und freundlich begrüßte.

„Aber, Hans," sagte Rauten, indem er ihm die Hand reichte, „wo hast Du eigentlich die letzte Zeit gesteckt? Man bekommt Dich ja gar nicht mehr zu sehen!"

„Du weißt, was vorgefallen ist..."

„Ja, mit Dürrbeck — Du lieber Gott, des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Er hätte es besser haben können, aber er hat eben nicht gewollt."

„Was ich Dich fragen wollte: Du sollst an mich einen letzten Brief von ihm übernommen haben?"

„Ich erzähle eben den jungen Damen die Geschichte; ich hatte ihn natürlich in meine Brieftasche gelegt, und mit einer Frechheit, die mir wahrhaft unbegreiflich ist, wurde mir dieselbe kaum eine Viertelstunde später aus der Brusttasche gestohlen."

„Das wäre ein ganz neuer Industriezweig für Rhodenburg, denn früher wußte man hier von nichts dergleichen."

„Ach doch, Herr von Solberg," fiel Bertha ein, „es ist in neuerer Zeit schon mehrfach vorgekommen! Denken Sie nur, meiner Mama haben sie das Portemonnaie in der Kirche aus der Seitentasche ihres Kleides gestohlen!"

„In der That?"

„Ja," rief Marie Hasting, „und dem Herrn Obergerichtsrath Schultes haben sie neulich die Uhr mit der Kette im Theater abgezwickt — sie wissen es so schlau anzufangen..."

„Cultur und Christenthum breiten sich immer weiter aus," lächelte Hans — „so wenigstens wird uns erzählt —, und Rhodenburg scheint nicht außerhalb der Welt zu liegen. Was hast Du heut Abend vor, Rauten?"

„Ich? Nichts; ich werde bei den Eltern bleiben," sagte der Graf. „Sie sind eben ausgefahren, müssen aber bald zurückkehren, und die Zeit, die wir noch zusammen verleben

können, ist ja außerdem so kurz gemessen — was meintest Du?"

„Du bist ein sehr guter Sohn," sagte Hans, langsam mit dem Kopf nickend; aber die Worte hatten eine so eigenthümliche Betonung, daß Rauten selber rasch zu ihm aufsah. Hans aber hatte sich schon zu Fräulein von Noltje gewandt, die ihn auf einen kostbaren Schmuck aufmerksam machte, den Rauten heute Morgen seiner Braut geschenkt, und Hans blieb wirklich staunend vor den kostbaren Steinen stehen.

Es war ein Schmuck, wie ihn eine Königin hätte tragen können, von prachtvollen Brillanten und einem einzigen außergewöhnlich großen Smaragd in der Mitte, und das Ganze so geschmackvoll gefaßt und überreich mit Gold durchwebt, daß man sich kaum etwas Schöneres und Kostbareres auf der Welt denken konnte. Wie nur das Kästchen wieder geöffnet wurde, drängten auch die jungen Damen von allen Seiten nochmals herbei und füllten auf's Neue das Gemach mit Ausrufen des Staunens und der Bewunderung.

„Ist das nicht schön, Hans?" sagte Franziska, indem sie beide gefalteten Hände auf die Schulter des Bruders legte, ihre Wange darauf lehnte und mit glücklicher Bewunderung den Schatz betrachtete — „ist das nicht himmlisch?"

„Das ist in der That das Schönste," sagte Hans staunend, „was ich in derartiger Arbeit je gesehen, und gerade in Peru tragen die Damen sehr kostbare Steine und setzen einen Stolz darein. Fränzchen, das ist ein Geschenk, dessen sich eine Kaiserin nicht an ihrem Ehrentage zu schämen hätte."

Die Blicke Aller waren auf die blitzenden Steine geheftet, und Niemand achtete auf den Schmerz, der für einen Moment durch des jungen Solberg Züge zuckte — von Rauten selber stand er abgewandt. Aber Hans hatte auch rasch seine Fassung wiedergewonnen, denn nicht einmal Mißtrauen durfte er erwecken, ehe die richtige Zeit gekommen war.

„Wo ist der Schmuck gearbeitet, Rauten?" sagte er, den Kopf dem Grafen zudrehend. „Das sieht gar nicht so aus, als ob deutsche Hände da thätig gewesen, denn besonders die Goldverzierungen sind so eigenthümlicher, phantastischer Art."

„Ich habe ihn aus Indien mitgebracht," erwiderte Rauten.

„Damals, als wir die Hauptstadt der Rebellen nahmen, schleppten die Soldaten das Unglaubliche an Beute aus den Trümmern, und wir Officiere erhandelten nachher die kostbarsten Gegenstände leicht um einen Spottpreis. Ich darf gar nicht sagen, was ich für den Schmuck bezahlte.“

„In der That? Du hast damit jedenfalls ein gutes Geschäft gemacht. Aber er ist fast zu schön und prachtvoll — wie selten wird ihn Fränzchen tragen können!“

„Und was schadet das,“ sagte Rauten — „kann sie sich doch auch außerdem daran erfreuen, denn Schmuck haben alle jungen Frauen gern, nicht wahr, Fränzchen?“

„Ach, Leopold,“ sagte das junge Mädchen schüchtern, „ich weiß gar nicht, wie ich Dir für das kostbare Geschenk danken soll! Es ist zu schön, viel, viel zu schön für mich!“

„Und kann etwas für Dich zu schön sein, Fränzchen? Eine indische Fürstin hat es jedenfalls früher getragen — jetzt trägst Du es, und es wird mehr Glanz von Dir empfangen, als Du ihm entleihst.“

„Ach, Fränzchen,“ sagte Bertha von Noltje, „ich möchte mit Dir reisen — wie oft habe ich mir schon gewünscht, den Osten Europas kennen zu lernen! Merkwürdiger Weise zieht es mich gar nicht nach Westen, und wenn ich die Wahl hätte, Paris oder Ungarn und Galizien zu sehen, ich glaube bestimmt, ich entschiede mich für die letzteren beiden Länder.“

„Wenn Sie das nur nicht bereuen würden,“ lächelte Rauten, „denn nur die Natur könnte Sie für das prachtvolle Paris entschädigen, und gerade die Natur würde Ihnen da viel weniger bieten, als der Süden des Reiches.“

„Das schadet nichts — aber es muß so interessant sein...“

Hans war an's Fenster getreten und sah hinaus; er war vollkommen mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und wurde nur erst wieder zur Gegenwart zurückgerufen, als sich die jungen Damen zum Aufbruch rüsteten. Sie mußten alle nach Hause zum Diner, und des zärtlichen Abschiednehmens zwischen ihnen und Fränzchen war kein Ende.

Junge Damen haben überhaupt — besonders in Gegenwart von jungen Herren — die etwas fatale Angewohnheit,

sich einander abzuküssen, als ob sie Abschied für ein ganzes Leben nähmen, während sie sich doch aller Wahrscheinlichkeit nach schon am nächsten Morgen, vielleicht noch an demselben Abend wiedersehen. Es ist auch wohl Niemand im Stande, einen Grund dafür anzugeben, denn übergroße Zärtlichkeit trägt erwiesenermaßen nicht immer die alleinige Schuld. Wie dem aber auch sei, es geschieht eben, und die jungen Damen hier thaten sich eine ganz besondere Güte.

Der Wagen der Eltern fuhr ebenfalls in diesem Augenblick vor, und bald darauf wurde zum Diner geläutet. Der alte Baron war heute außerordentlich heiter, und da Rauten, mit der nahen Erfüllung seines Glückes, ebenfalls jeden trüben Gedanken verscheucht hatte, so wurde das Gespräch bald belebt, und selbst die sonst etwas steife Frau Baronin gab sich der Unterhaltung mit vollem Eifer hin.

Nur Hans blieb einsilbig; er mischte sich wohl manchmal hinein, aber es geschah nicht mit fröhlichem, leichtem Herzen, und da er das selber fühlte, ließ er auch die Anderen kalt. Selbst sein Vater empfand das und bemerkte endlich:

„Höre, Hans, ich will Dir etwas sagen: heute sollst Du noch vollkommen freie Bahn haben und Deinen langweiligen Geschäften obliegen, so viel Du willst, ich werde Dich ruhig Deinen Weg darin gehen lassen, aber morgen bitte ich mir aus, daß Du einen andern Menschen anziehst, denn den morgenden Tag soll uns kein Misanthrop verderben. Was in aller Welt hast Du nur?"

„Mein lieber Papa," sagte Hans, „sei mir nicht böse, ich gestehe ein, daß ich heute den Kopf voll von einer Masse trockener Geschichten hatte, die hier in dieses Haus der Freude und des Glückes nicht paßten; aber ich verspreche Dir auch, daß ich mich morgen ändern will. — Morgen früh freilich, setzte er düster hinzu, habe ich noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Wir geleiten schon um sieben Uhr Morgens — denn er hat es so in seinem Testament verordnet — den armen Dürrbeck zu Grabe. Ist das aber vorbei, dann verlaß Dich fest darauf, daß ich mich keinem nutzlosen Grübeln und Träumen mehr hingeben will. Du sollst dann Deine Freude an mir erleben."

„Topp!“ rief der alte Herr und hob sein Glas gegen ihn. „Das soll ein Wort sein, und dann vergebe ich Dir auch von Herzen gern all' die finsteren Gesichter, die Du uns die letzten Tage geschnitten.“

„Hab' ich gar so finster ausgesehen?“

„Ja, das hast Du, Hans,“ bestätigte auch die Mutter, „und das arme Fränzchen hat mir schon deshalb ein paar Mal ihr Leid geklagt.“

„Gut also, das ist abgemacht!“ rief Hans. — „Aber wie ist es, Rauten, gehst Du morgen früh mit zur Leiche? Ich werde selber ein paar Worte am Grabe Dürrbeck's sprechen.“

„Du, Hans?“ rief die Mutter erschreckt; „aber mit solchen Dingen solltest Du Dich nicht befassen. Er ist ja doch nun einmal keinen ehrlichen Tod gestorben.“

„Nein, Mama, da hast Du Recht,“ sagte Hans bitter, und er wagte in diesem Augenblick nicht, Rauten anzusehen, denn er würde sich im Nu verrathen haben; „aber er war trotzdem ein braver, ehrlicher Mann, und gebe Gott, daß wir Alle einst mit einem so reinen Gewissen vor Gottes Richterstuhl treten können, wie mein armer Bernhard.“

„Hans, schäme Dich, so etwas zu sagen,“ tadelte die Mutter, „es war ein Selbstmörder.“

„Ja,“ nickte Hans, „aber wir wissen nicht, was ihn dazu getrieben, und ob wir nicht in ähnlichen Verhältnissen auch so gehandelt haben würden.“

„Ein wahrer Christ wird nie Hand an sich selber legen,“ sagte die Mutter, „denn sein Glaube und die heilige Schrift hindern ihn daran.“

„Reden wir nicht weiter davon, Mutter,“ wehrte Hans ab, „unsere Meinungen weichen da zu weit auseinander, und ich möchte Dir nicht wehe thun oder Deine Gefühle verletzen. Also gehst Du mit, Rauten? Um sieben Uhr sollen wir uns vor Dürrbeck's Wohnung sammeln.“

„Ich weiß nicht, Hans,“ sagte der junge Graf; „einmal war ich mit Hauptmann Dürrbeck kaum oberflächlich bekannt, und dann muß ich Dir auch aufrichtig gestehen, bin ich kein besonderer Freund von solchen Demonstrationen. Ich will den Geschiedenen nicht verdammen, aber ich möchte auch nicht dazu

beitragen, ihm eine Ovation zu bringen. Bitte, entschuldige mich; ich ziehe vor, während der Zeit des Begräbnisses noch im Bett zu bleiben, denn morgen bekommen wir einen lebendigen Tag, und ich möchte meine Kräfte da ein wenig schonen."

„Gut. Wie Du willst!" sagte Hans ruhig; „es ist ja auch nur ein vollkommen freiwilliger Zug, der sich anschließt, und Jemanden, der nicht mit Herz und Seele dabei wäre, könnten wir deshalb nicht gebrauchen. Aber jetzt, Mama," setzte er, vom Tisch aufstehend, hinzu, „will ich draußen im Garten meinen Kaffee trinken und meine Cigarre rauchen. Nachher gehe ich noch meinen Beschäftigungen nach, damit ich heute Alles erledigen kann, und morgen, Papa, gehöre ich nur Euch und der Familie." —

Die Nacht war eingebrochen: ein feiner, unangenehmer Regen sprühte auf die Erde nieder, und die Straßen von Rhodenburg hatten sich ziemlich geleert; man konnte wenigstens lange Strecken gehen, ehe man einem rasch vorübereilenden Wanderer begegnete. Nur ein Omnibus und ein paar einzelne Droschken rollten langsam durch die Straßen dem Bahnhof zu, denn die Zeit rückte heran, wo der letzte Personenzug heut Abend erwartet wurde, und ein paar Menschen mit Regenschirmen suchten sich verdrossen ihren Weg. — Und wie kalt der Regen niederkam; der Wind mußte sich gedreht haben, und der Mai suchte noch einmal die schon fast vergessenen Aprilstürme zu wiederholen.

Der Bahnhof selber, ein ziemlich großes, nicht unschönes Gewölbe von Eisen und Glas, lag in einem Halbdunkel; nur die Seite, an welcher der Zug eintraf, war erleuchtet, und einige Hausknechte und Eisenbahnbeamte trieben sich darauf herum. Auch einzelne Bewohner aus Rhodenburg trafen ein, und in den Wartesälen befanden sich schon die Passagiere, die den Nachtzug zum Weiterfahren benutzen wollten; aber wie lange blieb der heute wieder einmal aus! Es schlug schon ein Viertel nach neun Uhr in der Stadt, wo er dem Plan nach eintreffen sollte, und das Zeichen war noch nicht einmal herein, daß er von der letzten Station abgegangen, und von da brauchte er dann noch immer zehn bis elf Minuten.

Endlich kam für Rhodenburg das Nachtsignal, daß der

erwartete Zug die letzte Station verlassen habe und also in etwa zehn Minuten dort eintreffen würde. Die Gepäckträger rollten auf ihren kleinen Karren die hier aufgegebenen Gepäckstücke heraus. Vornehm zwischen ihnen her bewegten sich die Postbediensteten mit ihrem unter Verschluß gelegten Karren und hielten an der ungefähren Stelle, wo sie gewöhnlich das Postcoupé erwarteten. Aber noch wurde kein Zeichen mit der Glocke für die Passagiere gegeben; nicht eher, als bis der Zug in Sicht kam, dann war es noch Zeit genug, denn die Ankommenden mußten erst aussteigen, ehe man neue Passagiere einnehmen konnte.

Auf dem Perron hin schritt ein junger Mann in einem dunkeln Paletot, seinen Regenschirm in der Hand; er warf den Blick umher und fand bald, geduldig an einen der eisernen Pfeiler gelehnt, eine kleine, verwachsene Gestalt, die in ihrem dünnen Röckchen auch die Unannehmlichkeit des Wetters zu empfinden schien.

„Herr Mux?"

Der Kleine, der wohl die nahenden Schritte gehört, aber nicht darauf geachtet hatte, schrak schon bei der Stimme, die seinen Namen nannte, empor und schaute bestürzt zu dem Herrn auf.

„Sind Sie schon auf Ihrem Posten?" sagte dieser freundlich. „Ich habe mir aber überlegt, daß ich Ihnen lieber Gesellschaft leisten will, denn es kann Manches vorfallen, worin Sie sich nicht zu helfen wissen. Ich glaube überhaupt kaum, daß die Dame Deutsch versteht."

„Ich verstehe Englisch, Herr von Solberg," sagte Mux leise.

„In der That, das habe ich nicht gewußt, dann wäre meine Gegenwart vielleicht nicht nöthig gewesen; aber da ich gerade hier bin, kann ich die Dame auch eben so gut mit erwarten. Fühlt sie sich nicht zu angegriffen von der Reise, so ist es vielleicht noch möglich, Einiges mit ihr auf morgen zu besprechen. — Aber da kommt der Zug! Da geht auch schon die Glocke — und nun, Herr Mux, seien Sie so gut und passen Sie dort auf die Coupés zweiter und erster Klasse auf, ich werde mich hierher stationiren und sehen, ob ich die Dame

treffe. Wer ihr aber von uns begegnet, wartet auf den Andern, nicht wahr?"

„Gewiß, Herr von Solberg."

Rasches, heftiges Läuten auf dem Perron. Aus den Wartesälen zweiter Klasse drängen sich Herren mit Reisesäcken und Handkoffern, mit Schirmen und Stöcken, die quer vor die Thür kommen und den ganzen Gang blokiren, mit Fußsäcken und anderen Reise-Utensilien heraus; aus dem dritter Klasse kommen Leute mit Körben, Päcken und manchmal sogar mit Kisten, die sie, um ein paar Groschen Fracht zu ersparen, mit in's Coupé hineinzwängen wollen, von dem Schaffner aber regelmäßig zurückgewiesen werden und nun wieder in die Gepäckexpedition stürzen.

Passagiere, viele noch in Pelzen, ihr Gepäck hinten nachschleifend, suchen die Restauration oder rufen nach einer Droschke; Hausknechte drängen sich zwischen sie und bieten unbekannte Hotels an — zehn Minuten Aufenthalt — das drängt und wogt Alles durcheinander und schreit und schiebt, und dazwischen werden Achsen geschmiert, Lichter nachgesehen, Gepäckkarren herüber und hinüber gerollt. Vorsehen! tönt der dumpfe, mürrische Ruf, denn die Passagiere sind ihnen, wie den Billardspielern beim Billard die Zuschauer, immer im Wege. Das schreit und lacht durcheinander — hier nimmt eine Mutter Abschied von ihrem Sohne, dort kommt der Vater von längerer Reise zurück, kurz, zahllose kleine Gruppen bilden sich, die aber mit dem Glockenzeichen auch im Nu wieder wie in Luft zerfließen.

Zwei Schläge — Einsteigen! — Der Zug hat sich verspätet und kann nicht einmal seine eigentlich bestimmten zehn Minuten einhalten; ob die Passagiere Zeit bekommen, etwas zu verzehren, bleibt sich vollkommen gleich, denn Andere harren schon wieder in fernen Städten auf das eiserne Dampfroß, und es darf nicht länger säumen.

Hans sowohl wie Mux hatten sich indessen mitten in das dichteste Gewühl gestürzt, um die erwartete Dame zu finden — Hans besonders in Todesangst, daß sie am Ende noch einmal verhindert worden sein sollte, zu kommen, und der morgende Tag mußte ja in seiner Familie die Entscheidung bringen.

Es ließ sich nirgends in einem der Coupés, die sie beaufsichtigten, eine Dame blicken, die allein war und dem Bilde entsprach, das sich Beide, wenn auch Jeder verschieden, von ihr gemacht. Ueberall, wenn sie auch schon glaubten, sie hätten die Betreffende gefunden, wurde sie schon von Verwandten oder Freunden begrüßt und zeigte dann, daß sie sich in Deutsch, als ihrer Muttersprache, unterhielt.

Eine Menge Leute verließen dabei den Bahnhof, die Mitpassagiere waren schon eingestiegen, die Pfeife des Oberschaffners schrillte ihren trillernden Laut — ein Herr in weiten Pelzstiefeln kam noch in Todesangst, seinen Pelz im linken Arm, ein belegtes Butterbrod in der rechten Hand, angestürzt. Einer der Schaffner öffnete ihm eine Thür.

„Das ist nicht mein Coupé...“

„Wollen Sie mit?“

Die Locomotive that einen grellen Pfiff und der Zug einen Ruck. Der Herr mit den Pelzstiefeln und dem Butterbrod warf sich kopfüber in den offenen Wagen — noch ein Ruck, und langsam erst, dann immer schneller setzte sich der Zug in Bewegung, bis er draußen vor dem Bahnhof erst in Schwung kam und nun mit keuchendem Athem und roth und unheimlich glühenden Augen hinausstürmte in die dunkle Nacht.

Hans stand in Verzweiflung, und als Mur jetzt zu ihm trat, sagte er, sich mit der Hand durch die Locken fahrend: „Und was nun? Sie ist richtig nicht gekommen. Was machen wir jetzt? Das Beste ist, wir telegraphiren gleich.“

„Was ist das für eine Frau, die da drüben steht?“ sagte Mur, der den Blick über den Perron warf und eine dunkle Gestalt bemerkte, die, wie es schien, in sehr dürftiger Kleidung dort stehen geblieben war und augenscheinlich auf Jemanden wartete.

Hans warf den Blick hinüber. „Das ist eine Frau, die aus der dritten Klasse ausgestiegen ist; sie sieht zerlumpt und elend aus. Es ist nicht die, welche wir erwarten. Nicht wahr, Ihr Notar weiß die Adresse in Hamburg — wenn wir nun gleich telegraphirten?“

„Ich werde mir doch die Frau dort einmal genauer ansehen,“ sagte Mur, der sie indessen nicht aus den Augen ge-

lassen hatte, ohne daß sie sich aber auch nur im Geringsten bewegte. Nicht einmal den Kopf wandte sie weder nach rechts noch links und schien in voller Geduld der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

„Sie glauben doch nicht, daß das die Lady ist?"

„Nein; aber sie kann Jemanden dort gelassen haben, um sie Suchenden Auskunft zu geben, während sie selber in die Restauration gegangen ist."

„Das wäre möglich," sagte Hans, und Mux war auch schon unterwegs und ging direct auf die dort noch immer allein stehende Frau zu, die nur, als er sich näherte, ihren Blick fest auf ihn richtete.

„Sagen Sie, liebe Frau," redete er sie an, als er an sie herankam, „erwarten Sie hier Jemanden?"

Es war eine schlanke, aber dürftige Gestalt, noch jung und, wie er jetzt zu seinem Erstaunen erkannte, bildhübsch; die Armuth aber, die aus ihr sprach, wurde um so auffälliger durch frühere Spuren einer bessern Zeit. Ihr schon an den Seiten zerrissenes und geflicktes Kleid war von schwerem Seidenstoff; sie trug einen ächten, aber ebenfalls zerrissenen Spitzenkragen um den Hals, allerdings nicht die geringste Spur von irgend einem Schmuck, aber doch einen kleinen, noch modernen und nur vom Wetter mitgenommenen Hut, wie denn auch ihre Hände weiß und zart aussahen und ihr ganzes Aeußere den Eindruck machte, als ob sie einst bessere, vielleicht recht gute Zeiten gesehen haben müsse.

Die fremde Frau sah ihn starr an, erwiderte aber anfangs kein Wort, schüttelte nur mit dem Kopf und sagte dann in englischer Sprache: „Ich verstehe die deutsche Sprache nicht."

„Sie sind doch nicht Mrs. Rehberg?" rief Mux wirklich erschreckt, aber jetzt ebenfalls in Englisch aus.

„Mein Name ist Ellen Riberk," erwiderte die Frau. „Hat Sie der Advocat geschickt?"

Mux vergaß wirklich im ersten Augenblick zu antworten, so erschreckt war er über das trostlose Aussehen der Frau, die er in den besten Umständen zu finden erwartet hatte; aber da mußte Solberg helfen, und nur mit den Worten: „Bitte, Madame, verweilen Sie einen Augenblick" — eilte er zu der

Stelle zurück, wo ihn Hans noch erwartete, und theilte diesem seine Entdeckung mit.

„Es ist nicht möglich!“ rief Hans bewegt aus — „jenes unglückliche Weib — und warum nicht?“ setzte er leise und düster hinzu. „Ist es nicht dasselbe, zu dem jener Bube auch meine Schwester bringen wollte? Aber Gott sei Dank, daß sie nur da ist, denn jetzt muß sich auch Alles rasch entscheiden!“ — und ohne einen Moment weiter zu versäumen, eilte er auf die bezeichnete Gestalt zu.

„Madame, habe ich das Vergnügen, Frau Rehberg vor mir zu sehen?“ redete er sie in englischer Sprache an.

Als die hohe, schlanke Gestalt auf sie zukam, hatte das Auge der Frau rasch und fast erschrocken seine Züge gesucht, aber ein vollkommen fremdes Gesicht stand ihr gegenüber, und mit einer schmerzlichen Bitterkeit im Tone erwiderte sie nur: „Wenn Sie das ein Vergnügen nennen — ja, Sir, mein Name ist leider so.“

„Dürfte ich Sie dann bitten, mir zu folgen?“ sagte Hans, der wohl sah, daß sie hier auf dem zugigen Perron keine weitere Unterhaltung führen konnten. „Es ist Alles bereit, um Sie bequem unterzubringen, und Sie werden von der Reise ermüdet sein.“

„Und ist er hier?“ rief die Frau und mußte sich Mühe geben, ihre Aufregung zu verbergen.

„Wir besprechen das Alles unterwegs oder im Hotel,“ sagte Hans, der rasch sah, daß er es hier mit einer wirklichen Dame zu thun hatte, wenn auch ihr Aeußeres wenig mehr davon verrieth. „Dürfte ich Sie bitten, mir Ihren Arm zu geben — mein kleiner Freund hier wird Ihr Gepäck besorgen, und draußen wartet eine Droschke auf uns. Haben Sie Ihren Gepäckschein bei der Hand?“

„Meinen Gepäckschein?“ sagte die junge Frau, und wieder zuckte das bittere Lächeln um ihre Lippen. „Was ich auf der Welt noch mein nenne, birgt Alles diese kleine Tasche — es ist etwas Wäsche — ich habe kein Gepäck bei mir.“

„Dann können wir augenblicklich in das Hotel fahren,“ sagte Hans, der rasch darüber hinging — „bitte, Madame, erlauben Sie mir die Tasche und nehmen Sie meinen Arm.“

Die Fremde überließ ihm ruhig die Tasche und nahm den Arm, und Mux, der unfern davon stand, wollte zurückbleiben. Hans aber rief ihn an und bat ihn, sie zu begleiten, und wenige Minuten später saßen die drei Personen in der schon vorher bestellten Droschke und rasselten dem „Römischen Hause" entgegen. Unterwegs wurde kein Wort gesprochen, denn das Rhodenburger Pflaster duldete keine Unterhaltung, bis der Wagen endlich vor dem bestimmten Hotel hielt und in demselben Moment auch schon ein paar Kellner, die Servietten unter dem Arm, in das Licht der hellen Gaslaternen sprangen, um die erwarteten Gäste in Empfang zu nehmen.

„Oh mein Gott," sagte die Frau — es war das erste Wort, welches sie wieder gesprochen hatte — „das ist ein vornehmes Hotel, ich bin nicht im Stande, hier einzukehren!"

„Ueberlassen Sie das Alles mir, Madame," sagte Hans freundlich. „Mein Name ist von Solberg — Notar Püster, der an Sie geschrieben hat, kennt mich genau —, Sie sind mein Gast, so lange Sie sich hier befinden, und auch die Reise wie sonstige Auslagen werden Ihnen vollständig vergütet..."

„Sir..."

„Sie handeln vielleicht hier in Ihrem eigenen Interesse," fuhr Hans fort, „aber Sie erweisen meiner Familie auch einen großen Dienst dadurch, worüber wir dann später sprechen."

„Aber meine Kleidung ist nicht derart, ein solches Hotel zu betreten," sagte die junge Frau, und hohe Röthe goß sich über ihr ganzes Antlitz.

„Auch das läßt sich vielleicht arrangiren," beruhigte sie Hans. „Vor allen Dingen bedürfen Sie guter Pflege, und die soll Ihnen hier werden — also bitte, steigen Sie aus, wir sind am Ziel."

Er sprang aus dem schon durch die Kellner geöffneten Wagen, half dann der Frau heraus, bot ihr seinen Arm und führte sie rasch in das Hotel. Die Kellner stießen sich allerdings untereinander an und lachten mitsammen heimlich; einer unter ihnen hatte aber den jungen von Solberg erkannt,

und daß sie gegen das, was er that, keinen Einspruch erheben durften, wußten sie gut genug.

„Wo ist das Zimmer der Dame?" fragte er, als sie die erste Etage erreichten.

„Noch höher — bitte," sagte der Zimmerkellner.

„Im zweiten Stock?"

„Im dritten, wenn ich bitten darf — wir haben jetzt so wenig Platz..."

„Dann rufen Sie die Droschke zurück, denn ich werde ein anderes Hotel aufsuchen," sagte Hans bestimmt; „ich verlange ein Zimmer im ersten Stock."

„Wenn Sie nur einen Augenblick verziehen wollen," sagte der Kellner artig — „ich werde den Herrn fragen — vielleicht können wir es noch möglich machen."

„Was haben Sie?" fragte die junge Frau scheu, denn sie fühlte sich in der hellen Beleuchtung und zwischen den vielen fremden Menschen unbehaglich.

„Nichts, was Sie beunruhigen dürfte, Madame," sagte Hans freundlich; „ich wollte nur dafür sorgen, daß Sie ein behagliches Quartier bekommen, und Mr. Mux und ich werden Sie dahin geleiten. Mr. Mux ist die rechte Hand des nämlichen Notars, der mit Ihnen in Verbindung getreten, und ich hoffe nur, daß Sie sich morgen früh kräftig genug fühlen, eine vielleicht schwere, aber trotzdem nothwendige Scene zu durchleben."

„Ist er hier?" sagte die Frau leise und zusammenschaudernd.

„Ja," antwortete Hans; „doch warten wir einen Augenblick, denn ich sehe den Kellner da mit anderen Schlüsseln — ich denke, Sie werden wohl gleich unter Dach und Fach kommen."

Er hatte ganz recht vermuthet. Als der Wirth hörte, daß Herr von Solberg die Frau begleite, war auf einmal Platz geworden, und der junge Mann in einer sehr kurzen Jacke öffnete jetzt ein allerliebstes kleines Boudoir, das mit jedem Comfort ausgestattet war.

„Und da hinein soll ich, mit dieser Kleidung?" sagte die junge Frau wehmüthig, indem sie einen scheuen Blick umherwarf. „Darf ich das annehmen?"

„Sie dürfen, Madame," sagte Hans herzlich, und der Ton seiner Stimme war so gut, und er sah sie dabei so treuherzig mit den klaren Augen an, daß sie nur einen Blick auf ihn warf und dann ohne Zögern die Schwelle betrat.

„So," sagte Hans, als er im Zimmer drin die kleine Tasche auf den nächsten Stuhl legte und Mux dabei winkte, mit herein zu kommen. „Wir werden Sie nun gleich sich selber überlassen, nur das Abendbrod, das Sie auf Ihrem Zimmer nehmen müssen, will ich noch unten beordern. Und jetzt, Madame, erlauben Sie mir nur eine Frage, damit wir morgen ganz sicher gehen. Ist die Photographie, die Sie an Herrn Notar Püster gesandt haben, wirklich und wahrhaftig das Bild des Mannes, der Sie auf so nichtswürdige Art verlassen hat?"

„Verlassen und beraubt — wirklich und wahrhaftig!"

„Sie erinnern sich einer kleinen Narbe an seinem Gesicht?"

„Gewiß, hier an der linken Backe. Er erzählte mir, daß er die Narbe im Kampf mit den Indianern bekommen habe."

„In Amerika?"

„Ja; wir wohnten in Cincinnati."

„Und beraubt hat er Sie ebenfalls?"

„Um Alles, was ich hatte," sagte das junge Weib düster, „um mein ganzes Vermögen: zwanzig Staaten-Bonds zu tausend Dollars — mein ganzes Silber und einen Diamantschmuck, der, wie mir mein Vater sagte, von sehr großem Werth sein soll."

„Ein Diamantschmuck mit einem großen Smaragd in der Mitte?" rief Hans rasch.

„Kennen Sie ihn?"

„Großer Gott!" rief Hans, „ist es denn möglich und denkbar, daß es einen solchen Schuft auf der weiten Erde geben könnte! — Aber, Madame, der Schmuck wenigstens ist Ihnen sicher und in guten Händen."

„Sie wollen mir den Schmuck wieder schaffen?" rief die Frau erregt.

„Den Schmuck gewiß, und vielleicht noch mehr," sagte Hans; „aber glauben Sie, daß Sie sich schon morgen früh kräftig genug fühlen werden, jenem Mann gegenüber zu treten?"

„Heute, wenn es sein müßte!" rief das junge Weib, und ihr Auge blitzte. „Oh, Sie wissen nicht — Sie können nicht ahnen, wie teuflisch er an mir gehandelt, sich in das Vertrauen meines Vaters, in mein Herz gestohlen und mich dann wie ein feiger Dieb verlassen hat! Ich war jetzt dem Elend nahe, meine letzte Krankheit hat Alles aufgezehrt, was ich noch mein eigen nannte, der Arzt, die Wärterin, die Apotheke, das Kosthaus. Was ich hier bei mir führe, ist der Rest meiner Habe, und nur jener Brief des deutschen Notars, der mir wenigstens, wenn auch ganz unbestimmte Hoffnung gab, hielt mich ab, meinem elenden Leben ein rasches Ende zu machen."

„Arme Frau!" sagte Hans leise; „aber ich denke, Ihre schwerste Zeit ist jetzt vorüber, und wenn Sie auch den Buben nicht mehr als Gatten anerkennen können, denn hier erwartet ihn verschiedener Vergehen wegen sicher das Zuchthaus, so hoffe ich doch, daß Sie wenigstens einen Theil Ihres Eigenthums wieder zurück erhalten sollen. Aber nun," unterbrach er sich selber, „dürfen wir Ihnen die nöthige Ruhe nicht länger vorenthalten. Nur noch Eins: wenn Ihnen das Fremdenbuch vorgelegt werden sollte, um Ihren Namen einzuschreiben, so geben Sie nicht Ihren eigenen, sondern irgend welchen fremden. Morgen gegen Mittag wird Herr Mux Sie hier abholen und zu dem Notar führen."

Die Frau warf einen schmerzlichen Blick auf ihren ärmlichen und selbst zerrissenen Anzug, aber sie erwiderte kein Wort, sondern verneigte sich nur leicht. Sie hatte ja jetzt keinen freien Willen mehr und mußte thun, was die fremden Männer von ihr verlangten.

Als die jungen Leute ihr Zimmer verlassen hatten, bestellte Hans noch unten bei dem Oberkellner ein gutes, nahrhaftes Souper für sie mit Thee und außerdem ein Glas heißen Glühweins, und band ihm dabei auf die Seele, zuvorkommend gegen die unglückliche Dame zu sein, während er selber für jede Auslage stand.

Mux hatte sich in der ganzen Zeit still und schweigend verhalten, und nur sein Auge blitzte manchmal, wenn er sah, wie Hans sich so gut und dabei so praktisch der armen, ver-

lassenen Frau annahm. Aber auch Hans war vollkommen mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und schritt neben ihm hin, bis sie die Thür von Notar Püster's Haus erreichten.

„Gute Nacht, Herr von Solberg!“ sagt hier Mur leise, indem er stehen blieb und seinen Hut ehrfurchtsvoll abnahm.

„Gute Nacht!“ sagte Hans zerstreut. — „Ach, Herr Mur, Sie sind hier an Ihrem Hause,“ setzte er aber rasch und freundlich hinzu und reichte ihm die Hand, die Mur schüchtern nahm — „und herzlichen Dank noch für Ihre Begleitung. Also morgen, nicht wahr, sind Sie so gut und holen die Dame zu der Zeit ab, die Ihnen Herr Notar Püster bestimmen wird?“

„Gewiß, Herr Baron!“

„Ich werde selber früh bei Ihnen sein. Also gute Nacht!“ Mur glitt in das Haus hinein, und Hans sah in dem noch hell erleuchteten Café sich hin und her bewegende Gestalten. Aber er fühlte sich nicht in der Stimmung, dort hinein zu treten. Er that ein paar Schritte die Straße entlang und blieb dann stehen. Sein Blick flog zu den nächsten Häusern empor, zu den Dachfenstern, wo er Käthchen wußte, zu der Etage, in der die unglückliche Constanze Blendheim wohnte, zu Schallers hinüber, wo er die Räume noch hell und fast glänzend erleuchtet fand.

Er kannte das Fenster nicht genau, das zu Käthchen's bescheidener Dachkammer gehörte; aber das eine war noch hell erleuchtet, und er zweifelte keinen Augenblick, daß sie dort oben fleißig bei ihrer Arbeit, vielleicht noch viele Stunden saß.

„Wie wunderbar das doch ist,“ murmelte er dann leise vor sich hin, als er wieder den Blick über die verschiedenen Etagen hin schweifen ließ: „da oben ein armes, braves, fleißiges Kind — da drüben bei Schallers ein glänzendes Elend — Lumpen und Jammer mit Flittergold bedeckt; dort die bräutliche Wittwe in Thränen, einer hoffnungslosen Zukunft entgegenschauend; da oben der verrückte Director, jetzt vielleicht als Sultan gekleidet und auf einer Ottomane schwelgend; Klingenbruchs selbst, der gute, kleine Oberstlieutenant mit seinen koketten, unangenehmen Töchtern und seiner noch unangenehmeren Gattin; hier im Eckfenster unten ein neu-

traler Punkt, in dem man sich zusammenfindet und wieder auseinander geht, und dicht darüber der kleine Advocat mit den grauen, klugen Augen und der hohen Stirn — Alles nur durch eine dünne Wand vielleicht, oder eine enge Straße geschieden, und doch jedes einzelne Quartier seine eigene kleine Welt in sich selber bildend, mit seinen eigenen Freuden und Sorgen, seinen Thränen und seinem Glück, und wie oft deckt ein Dach beides! — Wer kennt den Nachbar, oder wenn er ihn kennt, wer kümmert sich um ihn? Aber bei Gott," brach er rasch und plötzlich ab, „ich habe den Kopf voll genug von eigenen Sorgen und brauche mich nicht auch noch mit denen anderer Menschen zu befassen! Vorwärts, der Stein rollt, und der morgende Tag mag die Entscheidung bringen!"

Seinen Rock dann fester zuknöpfend — denn es wehte ein scharfer Wind, wenn auch der Regen nachgelassen hatte —, wandte er seine Schritte dem väterlichen Hause zu.

30.

Vorbereitungen.

Als Hans an dem Abend nach Hause kam, war die Familie noch im kleinen Salon versammelt; er ließ aber durch den Diener hineinsagen, er habe heftige Kopfschmerzen und wolle früh zu Bett gehen, und zog sich dann auch gleich auf sein Zimmer zurück. Er befand sich wahrlich nicht in der Stimmung, heute noch in den fröhlichen Kreis zu treten, der lachend und scherzend an einem Abgrund stand und erst durch seine Hand davon zurückgerissen werden sollte.

Rauten allerdings fühlte sich — er wußte selber kaum weshalb — unbehaglich durch diese Zurückhaltung seines künftigen Schwagers. Was hatte er nur? Eine Veränderung war jedenfalls mit ihm vorgegangen, und zwar seit Dürrbeck's Tode. Es war auch keine Natur, die sich leicht ver=

stellen konnte. Früher zeigte er sich entschieden leichtherzig und heiter und hatte mit ihm selber auf das Herzlichste und Offenste verkehrt; jetzt dagegen hielt er sich still und zurück, schien oft zerstreut und mit seinen Gedanken abwesend, und hatte seinen früheren sorglosen Charakter jedenfalls vollständig verloren. War wirklich nur Dürrbeck's Tod daran schuld — aber es konnte kaum etwas Anderes sein, — oder ahnte er vielleicht, was Jenen zum Selbstmord gezwungen? Bah, und was dann? Was gegen ihn fehlte, waren Beweise — wer wollte die liefern? Und jetzt in wenigen Tagen, ja in Stunden, die er schon auszählen konnte, hatte er sein Ziel erreicht, und dann... — ein verächtliches Lächeln kräuselte seine Lippen, als ihm solche Gedanken durch den Sinn schwirrten.

Hans ging nicht gleich schlafen. Wohl noch eine Stunde lang wanderte er in seinem Zimmer auf und ab, oder saß mit untergeschlagenen Armen, seine Havanna dabei rauchend, und schaute still und nachdenkend vor sich nieder. Und was nicht Alles zog durch seine Gedanken herüber und hinüber: in ein wie unruhiges, ja fast abenteuerliches Leben war er hier eingetaucht, wo er sich, wenn er früher an die Heimath dachte, nur die geordnetsten Verhältnisse darunter vorstellen konnte! Und wie sah das hier aus, selbst nur in den wenigen Familien, die er da kennen gelernt — ging es denn schlimmer in irgend einer der südamerikanischen Republiken zu? Dort wurde Alles natürlich, offen getrieben, während man es hier mit einem gesellschaftlichen Firniß überstrich, der „guter Ton" hieß und nach außen Alles glänzend und spiegelglatt erscheinen ließ; im Innern aber war es faul und wurmstichig wie ein bankerottes Detailgeschäft, das seinen ganzen Waarenvorrath noch vorn in dem einzigen Schaufenster liegen hat.

Aber was half das Grübeln! Jetzt hatte er keine Zeit dazu, denn er mußte handeln, um wenigstens dem einen Verbrecher die Maske abzuziehen. Ob dann noch andere Schäden damit zum Vorschein kamen, mußte die Zeit lehren.

Am nächsten Morgen war Hans fast mit den Lerchen auf, denn eine merkwürdige Unruhe hatte ihn erfaßt und duldete ihn nicht länger im Bette.

Das Wetter hatte sich wieder aufgehellt und der Wind

über Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, wie auch den Boden abgetrocknet.

Hans machte sich jeden Morgen selber seinen Kaffee, denn an das so späte Frühstücken war er nicht gewöhnt; dann aber ließ ihn seine Ungeduld nicht länger ruhen. Bald nach halb Sechs schon verließ er das Haus und suchte die Wohnung des Notars auf, um dort die am heutigen Morgen auszugebenden Absagebriefe zu unterschreiben. Mur bekam aber noch ganz besondern Auftrag, sie nicht früher abzuschicken, als bis er bestimmte Ordre dazu erhielt, denn Rauten mußte natürlich Verdacht schöpfen, sobald er vorzeitig Kunde davon bekam.

Das erledigt, schritt er nach Dürrbeck's Wohnung hinüber, um den Freund zu Grabe zu geleiten, und das ganze Officiercorps fast ohne Ausnahme hatte sich dazu versammelt. Auch mit militärischen Ehren wurde er hinausgeleitet, und einer seiner Kameraden wie Hans sprachen tief erschüttert an seinem Grabe. Die Geistlichkeit fehlte allerdings ganz.

Als Hans von dieser Feier bewegt nach Hause zurückkehrte, schien das Frühstück schon vorüber, und die verschiedenen Familienglieder hatten sich wieder auf ihre Zimmer zurückgezogen. Jetzt war aber auch der Zeitpunkt gekommen, wo Hans mit seinem Vater sprechen mußte, und es drängte ihn nur, vorher noch Fränzchen, sein armes Fränzchen, aufzusuchen. Er ließ sie bitten, zu ihm in den Garten herunter zu kommen und einen kurzen Spaziergang mit ihm zu machen — und er brauchte nicht lange auf sie zu warten.

„Sieh, Hans, das ist lieb von Dir," sagte Franziska, als sie auch schon wenige Minuten später zu ihrem Bruder herunterkam; „morgen wird keine Zeit mehr sein, aber heute können wir doch noch wenigstens zum letzten Mal einen Spaziergang mitsammen machen — zum letzten Mal, Hans — wie sonderbar und unheimlich das klingt, und ich kann Dir versichern, denk' ich jetzt manchmal dran, überläuft's mich ordentlich wie mit einer Gänsehaut."

„Wir haben manchmal die Ahnung eines drohenden Unheils, Fränzchen," sagte Hans, indem er, die Schwester am Arme, in den Garten hinabschritt, „und wir sollten ein solches Gefühl nicht absichtlich betäuben."

„Was meinst Du damit, Hans?“ rief Franziska wirklich erschreckt. „Wieder ist das eine jener dunkeln Andeutungen, wie Du sie schon einmal gethan — willst Du mich ängstigen, Hans?“

„Aengstigen? Nein, gewiß nicht, Herz. Man soll sich überhaupt nie ängstigen, sondern dem, was uns das Schicksal bringt, ruhig und fest entgegentreten. Aber erlaube mir eine Frage, mein liebes Schwesterchen — und wir haben uns eigentlich darüber noch nie gesprochen —, sage mir also: hast Du Leopold wirklich so recht von Herzen lieb?“

„Das ist eine sonderbare Frage, Hans,“ sagte Franziska lächelnd; „morgen werde ich ihm als sein Weib angetraut, und heute fragst Du mich, ob ich ihn lieb habe.“

„Mißverstehe mich nicht, mein Schatz,“ sagte Hans freundlich; „es werden viele Ehen geschlossen im Leben, wo sich die Leute wohl lieben, aber nicht lieb haben.“

„Den Unterschied verstehe ich nicht,“ sagte das junge Mädchen ernsthaft.

„Und doch ist er so gewaltig,“ sagte Hans, vor sich hin mit dem Kopfe nickend. „Was man jetzt gewöhnlich unter Liebe versteht, ist selten mehr als ein flüchtiger Rausch, eine plötzliche Neigung vielleicht, ein Gefallen, das wir an einem andern Wesen empfinden, das aber eben so gut auch wieder und eben so plötzlich weichen kann. Wenn ich aber Jemanden wirklich lieb habe, dann ist das auch ein Gefühl, welches im Herzen Wurzel schlägt und sich durch Stürme und Leid nur fester in seinen Boden hineinklammert, und deshalb frage ich Dich, Fränzchen: hast Du Deinen Bräutigam wirklich recht von Herzen lieb, oder hat seine, wie ich nicht leugnen will, elegante, vielleicht selbst glänzende Erscheinung Dich so weit gewonnen, um ihm Deine ganze Zukunft anzuvertrauen?“

„Rauten ist so gut und so freundlich.“

„Du weichst meiner directen Frage aus, Fränzchen.“

„Nein, das thue ich gewiß nicht,“ rief das junge Mädchen, „und ich — ich glaube bestimmt, daß ich ihn wirklich lieb habe, wenn Du denn doch einmal gerade auf dem Worte so besonders bestehst!“

„Du glaubst es, Fränzchen?“ sagte Hans und sah ihr in

das zu ihm aufgehobene blaue Auge. „Und wenn Du jetzt nun zum Beispiel hörtest — Du brauchst mich nicht so erschreckt anzusehen, ich rede nur eines Vergleiches halber in einer Art von Bildersprache —, also angenommen, verstehe mich wohl, Du hörtest, daß der Mann Deiner Wahl — oder hörtest es nicht allein, sondern bekämst die bestimmten Beweise dafür, daß der Mann Deiner Wahl ein schlechtes, Deiner unwerthes Subject sei — würdest Du Dich wieder von dem Gedanken losreißen können, ihm ganz und für immer anzugehören?"

„Hans," rief Franziska, machte ihren Arm von dem seinen los und sah ihn bleich und erschreckt an, „bist Du im Ernst?"

„Aber, Schatz, ich frage Dich ja nur beispielshalber. Wenn wir ein Rechenexempel ausgeführt haben, machen wir die Probe darauf, um zu sehen, ob auch Alles stimmt, und so sollten wir auch die Probe auf unsere Gefühle machen, um eben derselben ganz sicher zu sein."

„Du bist ein grundböser Mensch, Hans," sagte Fränzchen, „sieh, wie Du mich erschreckt hast! An etwas Derartiges habe ich ja doch gar noch nicht gedacht und denken können."

„Aber eben deshalb frage ich Dich, Herz. Wir sind uns unser selbst nie klar bewußt, weil wir eben nicht die Probe darauf machen."

„Du hast etwas Besonderes bei der Frage," drängte Franziska, „gestehe es mir, Hans, oder Du machst mich unglücklich."

„Glücklich will ich Dich wissen, Herz, recht glücklich," rief Hans bewegt, „und jedes Unheil von Dir abwenden mit treuer Bruderhand; aber ich weiß auch jetzt genug, laß es sein. Nicht den schönen Morgen wollte ich Dir verderben. Aber eine Bitte hätte ich noch, Fränzchen."

„Eine Bitte, Hans — welche? Wenn ich sie erfüllen kann, weißt Du gewiß, wie gern es geschieht."

„Ich weiß es und sie ist eben nicht groß," sagte ihr Bruder. „Gestern, als ich mit mehreren Bekannten zusammen war, wurde für eine junge Frau gesammelt, die von ihrem Manne auf das Nichtswürdigste verlassen und betrogen ist, so daß sie jetzt im größten Elend schmachtet. Zufällig sah ich sie; sie

ging vollkommen abgerissen und verkümmert, und war doch bessere Tage gewohnt. Da fiel es mir auf, daß sie genau Deine Gestalt hat; ich bin fest überzeugt, Deine Kleider würden ihr eben so gut passen, als ob ihr das Maß dazu genommen wäre, und ich wollte Dich nun fragen, Schatz, ob Du vielleicht noch ein anständig aussehendes Kleid und etwas Wäsche hättest, um ihr nur für den Augenblick und mit dem Nothwendigsten auszuhelfen. Sei versichert, Fränzchen, daß Du ein gutes Werk damit thust."

„Dafür," rief Franziska, vielleicht froh, das vorige Gespräch abgebrochen zu sehen, „hättest Du allerdings zu keiner günstigeren Zeit kommen können, als gerade heute Morgen, Hans. In meiner Stube habe ich einen ganzen Pack Sachen, die ich meinem Kammermädchen geben wollte, damit die sie wieder an arme Leute verschenken könne, denn Lucie selber ist viel zu eigen, um solche Sachen zu tragen. Du kannst Alles bekommen."

„Besten Dank, mein Herz!" rief Hans. „Aber mißbrauchen will ich Deine Güte auch nicht, und in der That brauch' ich nicht mehr, als eben nur einen einzigen Anzug, aber von Kopf bis zu Füßen."

„Und willst Du es selber aussuchen?"

„Aber, Fränzchen, ich verstehe ja nichts von Damentoilette," lachte Hans. „Lege Du ihr Alles zusammen, was sie nothwendig haben muß, besonders ein noch etwas anständiges Kleid."

„Ei, Hans," lachte Fränzchen, „was ich ablege, könnte ich selber noch tragen, und ich hoffe doch, daß das anständig ist."

„Sehr schön, mein Herz, desto besser also, und schlage es mir nur in ein altes Tuch ein, daß ich es fortschicken kann."

„Vor Tisch noch, wie?"

„Wenn Du mir eine Liebe thun willst, besorgst Du es gleich. Je eher die arme Frau die Sachen bekommt, desto besser."

„Aber dann ist unser Spaziergang schon abgebrochen."

„Ich habe noch heute Morgen selber viel in der Stadt zu besorgen und darf das nicht hinauszögern. Machst Du es also gleich zurecht, kann ich es auch selber mit besorgen."

„Wenn Du es wünschest, gewiß. So laß uns denn zurück

zum Hause gehen, und Du wirst einmal sehen, was ich Dir für eine Garderobe zusammenstelle."

Fränzchen hielt Wort. Sie hatte in der That eine Menge von Garderobestücken, die nicht mehr ganz gut waren, das heißt, welche die etwas sehr verwöhnte junge Dame für nicht mehr ganz gut hielt, ausgesucht und zusammengepackt. Hans schickte dann augenblicklich nach einem Packträger und sandte das Paket zu Notar Püster, indem er dort sagen ließ, Mux möge dasselbe zu der Dame von gestern Abend befördern. Aber er traute der Bestellung selbst dann noch nicht recht, sondern ging selber, um danach zu sehen, und kehrte erst, als er Alles gut ausgeführt wußte, nach Hause zurück, denn jetzt war der letzte Moment gekommen, in dem er mit seinem Vater sprechen mußte.

Es war indessen in der That zehn Uhr geworden und seine Mutter und Fränzchen schon wieder bei voller Arbeit, um die zahllosen Kleinigkeiten für heut Abend noch „anzuordnen", denn daß sie nicht selber mit Hand anlegten, verstand sich von selbst.

Der Vater war oben in seinem Zimmer, und dort hinauf stieg jetzt auch Hans mit klopfendem Herzen. Er zögerte sogar einen Moment, ehe er anklopfte; aber was konnte das nützen? Es preßte ihm nur die unumgänglich nöthige Zeit noch mehr zusammen.

„Papa," sagte Hans, als er zu seinem Vater in's Zimmer trat, „könnte ich wohl einmal für wenige Minuten etwas mit Dir besprechen?"

Der alte Herr saß behaglich in seinem Lehnstuhl ausgestreckt. „Gern, Hans," sagte er, „gern; komm, setz' Dich da zu mir, mein Sohn, und nun erzähle mir, was Du hast. Du machst ja ein gar so ernsthaftes Gesicht," setzte er lächelnd hinzu — „brauchst Du etwa Geld?"

„Nein, Papa," erwiderte Hans, dem es auf einmal war, als ob ihm Jemand mit der einen Hand die Kehle zuschnürte und mit der andern das Herz festhielt und zusammenpreßte. Er konnte keinen Athem bekommen und schritt unruhig in dem mit weichen Teppichen belegten Gemache auf und ab. „Ich brauche für mich nichts; die Sache betrifft auch eigentlich nicht mich, sondern — sondern Dich selber und Fränzchen."

„Fränzchen?" sagte der alte Herr, indem er sich mit beiden Händen auf die Lehne seines Stuhles stützte und den Sohn erstaunt, ja fast erschreckt ansah. Es lag etwas gar so Besonderes, so Geheimnißvolles in seinem ganzen Wesen. „Wie soll ich das verstehen? Ist etwas vorgefallen?"

„Ja, Vater," sagte Hans mit leiser, fast heiserer Stimme, indem er jetzt vor ihm stehen blieb und ihm ruhig, aber fest in's Auge sah, „es ist etwas vorgefallen, und ich bitte Dich dringend, ertrage das, was ich Dir jetzt sagen werde, wie ein Mann, denn noch ist das größte Unglück von uns abgewandt."

„Hans," rief der Baron mit weitgeöffneten Augen und starrte ihn dabei entsetzt an, „was hast Du? Was ist geschehen? Ich begreife nicht, was Du willst, — spanne mich nicht länger auf die Folter!"

„Nein, Vater," flüsterte Hans, „denn je eher es jetzt gesagt wird, desto besser; also höre: Graf Rauten, der uns hier unter betrügerischen Vorspiegelungen heimgesucht — denn er heißt ganz anders und hat gar keine Güter in Galizien —, ist ein solcher Schurke, daß die deutsche Sprache keinen Ausdruck mehr für ihn findet!"

„Hans!" rief Baron von Solberg, in einem wahren Todesschreck von seinem Stuhl emporfahrend.

„Laß uns ungestört bleiben," fuhr aber der junge Mann fort, indem er nach der Thür schritt und den Riegel vorschob. „Du sollst und mußt jetzt Alles wissen, und die Ursache nur, daß wir es Dir und Mama und Fränzchen so lange verschwiegen, war die Furcht oder vielmehr die Gewißheit, Ihr würdet Euch nicht beherrschen können und der Verbrecher dann vor der Zeit gewarnt werden. Uebrigens hat sich auch Alles erst in den allerletzten Tagen so entschieden herausgestellt, denn vor sehr kurzer Zeit wußte ich selber noch nichts, was mich gegen Rauten auch nur einen Verdacht hätte fassen lassen können."

„Und wer, wer um Gottes willen weiß etwas über ihn? Was ist geschehen, Hans? Du bringst mich zur Verzweiflung, wenn Du jetzt nicht sprichst!"

„So bleibe da ruhig in Deinem Stuhl sitzen, Papa," sagte Hans. „Ich glaube, ich habe jetzt selber eine ziemlich klare

Uebersicht und will Dir mit einfachen Worten das Ganze mittheilen." — Und nun erzählte er dem Vater, der in athemloser Spannung ihm die Worte von den Lippen zu stehlen schien, Alles, was er durch Klingenbruch sowohl als Püster über Rauten gehört, wie das, was er — zum Beispiel den falschen Würfel — selber gesehen und erlebt. Zugleich fügte er hinzu, daß gerade die junge Frau, die Jener in nichtswürdiger Weise bestohlen und verlassen, jetzt in Rhodenburg eingetroffen sei, und legte ihm nun den Plan vor, den er sich mit Püster ausgedacht, um den zehnfachen Verbrecher nicht allein zu fangen, sondern auch zugleich den vollen Beweis seiner Schandthaten gegen ihn zu haben.

Der alte Herr hatte ihm anfangs mit peinlicher Aufmerksamkeit zugehört und ein paar Mal dazwischen reden wollen, als ob er diese furchtbaren Anschuldigungen widerlegen müsse; endlich aber, als es mehr und mehr überzeugend über ihn hereinbrach, da sank ihm das Haupt auf die Brust, seine Arme hingen schlaff an den Lehnen nieder, und ein Bild der vollen Verzweiflung und Zerknirschung, saß er vor dem Sohne.

Hans hatte geendet und den Vater nur noch gebeten, auf ihren Plan einzugehen, da sie nur dadurch hoffen konnten, ihn zu überraschen und zu einem Schuldbekenntniß zu bringen. Der alte Herr hörte aber kaum, was der junge Mann jetzt zu ihm sprach, seine Augen hafteten stier am Boden, und nur leise, aus tiefster Brust heraus stöhnte er: „Mein Fränzchen, mein armes, armes, unglückliches, verrathenes Fränzchen!"

„Verrathen, ja," sagte Hans mit finster zusammengezogenen Brauen, „aber kannst Du sie unglücklich nennen, wo wir das Schwerste von ihr abgewandt, ja sie im wahren Sinne des Wortes von diesem Teufel noch gerettet haben? Glaubst Du denn, daß dieser Mensch, der keine bestimmte Heimath auf der Welt zu haben scheint, Fränzchen auf irgend ein Gut geführt hätte? Auf welches? Wo er kein einziges selber besitzt? Nein, mit dem Gelde, das Du ihm zugesichert, und allen Kostbarkeiten, wie er es jener mißhandelten Frau in Amerika ebenfalls gemacht, wäre er einfach entflohen, sie in Jammer und Elend, als das Weib eines Verbrechers in

irgend einer Wildniß zurücklassend. Davor wenigstens haben wir Fränzchen noch bewahrt, sie bleibt im Vaterhause, ohne jene entsetzliche Zeit zu durchleben, und das danken wir allein dem wackern Notar Püster und seinem kleinen Factotum Mux. Jetzt, Papa, ist aber auch keine Zeit mehr zu verlieren, denn wir müssen handeln."

„Und heut Abend die Gesellschaft! — Oh mein Gott, wenn die geputzten, fröhlichen Menschen in dieses Haus des Jammers treten!"

„Erstlich, Papa," sagte Hans, „ist es noch kein Haus des Jammers, und dann habe ich dem auch schon vorgebeugt. In der Stunde, in der wir bei Püster zusammenkommen, tragen sechs Dienstleute zu gleicher Zeit, die sich in die verschiedenen Stadtviertel vertheilen, die schon geschriebenen und adressirten Absagebriefe herum. Die Herrschaften mögen sich dann für einen halben Tag den Kopf zerbrechen, was da vorgegangen ist, erfahren werden sie es doch noch zeitig genug; aber wir sind wenigstens sicher, daß sie uns hier nicht zu solcher Zeit belästigen."

„Und die Mutter — Fränzchen?"

„Beide dürfen um Gottes willen jetzt noch nichts erfahren, denn käme Rauten zufällig noch einmal heute Morgen hierher, so wüßte er im Nu, daß er erkannt ist, und daß er seine Maßregeln danach nähme, darauf darfst Du Dich verlassen."

„Aber die Frauen bereiten jetzt noch immer Alles zu dem heutigen Feste vor."

„Laß sie," sagte Hans, „es ist besser, als daß sie jetzt da drüben in Thränen säßen und nur noch mehr von peinlicher Ungewißheit gequält würden. Jetzt, Vater, schreib nur vor allen Dingen an Rauten diese wenigen Zeilen, die ich Dir hier in diesem Zettel aufgesetzt habe. Du bestellst ihn darin auf heute Morgen halb ein Uhr zu Notar Püster, um die besprochene Summe in seine Hände zu legen, da er selber morgen kaum genügend Zeit haben würde, darüber zu verfügen, weiter nichts, und sei dann versichert, daß er kommt."

„Und ich soll jetzt schreiben, Hans? Siehst Du, wie mir die Hände zittern, wie mir alle Glieder fliegen?"

„Wenn ich schreibe," sagte Hans nachdenkend, „könnte er

Verdacht schöpfen, denn er muß sich ja überall von Gefahren umgeben wissen, und gegen mich ist er, wenn ich mich nicht sehr irre, schon überhaupt mißtrauisch geworden. — Wenn nun Fränzchen den Brief schriebe?"

„Sie würde es nie im Leben thun."

„Sie darf gar nicht und braucht nicht zu wissen, zu welchem Zweck; aber laß das mich nur machen. Und Du bist damit einverstanden, daß wir um halb ein Uhr bei Notar Püster, im sogenannten Eckfenster, zusammenkommen?"

„Und was soll ich dort?"

„Nichts, als Zeuge des Ganzen sein. Alles Andere überlasse getrost mir und dem Notar; aber jetzt habe ich auch keine Minute Zeit mehr zu verlieren, und nur die Eine Bitte noch an Dich, Vater: verrathe Dich nicht, weder gegen die Mutter noch Fränzchen, denn denke, daß das Glück Deines Kindes dabei auf dem Spiele steht. Das Beste wird sein, Du riegelst wieder hinter mir zu und läßt keinen Menschen ein, bis ich selber zu Dir zurückkehre, um Dich abzuholen."

„Ich glaube, Du hast Recht, Hans," sagte der alte Herr leise und mit halb gebrochener Stimme; „ich fühle außerdem, daß ich der Ruhe und Einsamkeit bedarf, um das Gräßliche erst noch einmal mit mir selber zu überdenken. Es kam Alles so rasch, es brach über mich herein wie ein stürzendes Haus, ohne Zeichen, ohne Warnung, und mir ist jetzt genau so zu Muthe, als ob ich unter den Trümmern desselben begraben läge. Laß mich allein, Hans, laß mich allein, es wird dann nur um so rascher vorübergehen, und Du sollst Dich nicht beklagen dürfen, daß die Schwäche eines alten Mannes das zu Schanden gemacht hätte, was Ihr Euch vorher sorgsam aufgebaut."

„Jetzt erkenne ich wieder meinen Vater," sagte Hans herzlich, indem er seine Hand nahm und an seine Lippen hob. „Hab' frohen Muth, Papa; gelingt es uns, den Verbrecher zu entlarven, dann darf auch Fränzchen nicht einmal um ihn weinen, denn sie muß Gott nur danken, daß er sie vor der Verbindung mit diesem Menschen rettete."

„Und was wird die Stadt, der Hof sagen?"

„Sie werden Dir gratuliren, daß Du einer solchen Ge=

fahr noch rechtzeitig entgangen bist. — Und jetzt an die Arbeit. Nicht wahr, Du riegelst wieder zu? — Schön! Alles Andere überlasse jetzt mir —" und mit leichtem Herzen sprang er hinaus, denn der Moment zum Handeln war gekommen, und so fröhlich war er in dem Augenblick, daß er hätte laut aufjubeln mögen.

Nur erst als er vor Fränzchen's Zimmer kam, nahm er sich zusammen, holte sein Taschentuch heraus, wickelte es sich um den rechten Zeigefinger und betrat dann der Schwester kleines Boudoir, die er emsig beschäftigt fand, ihre Toilette für den heutigen Abend zurecht zu legen.

„Ach, Fränzchen," sagte er, „hast Du einen Briefbogen bei der Hand?"

„Gewiß, Hans, die Menge; was willst Du? Meine ganze Reisemappe liegt ja hier schon bereit."

„Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Gern; aber was hast Du mit Deinem Finger gemacht?"

„Ungeschickt war ich, geschnitten hab' ich mich eben, und nun bat mich Papa, ich möchte ein paar Zeilen an Rauten schreiben. Er selber ist gerade eifrig beschäftigt, bestimmte Werthpapiere zu ordnen, und läßt Euch auch bitten, ihn jetzt nicht zu stören."

„Mit Vergnügen, Hans; aber ich weiß ja gar nicht, was — in des Vaters Namen?"

„Das kommt gar nicht darauf an; Du kannst es auch in dem Deinen thun. Papa will ihm Deine Mitgift schon heute auszahlen, und da die Sache in aller Form Rechtens geschehen muß, so sollst Du ihn nur bitten, punkt halb ein Uhr bei Notar Püster zu sein, wohin Papa ebenfalls kommen wird."

„Aber wie schreibe ich das?"

„Setze Dich nur hin, Närrchen, ich dictire es Dir; also: „Mein lieber Herr Graf..."

„Aber ich werde doch an Leopold nicht „mein lieber Herr Graf" schreiben sollen?" lachte Franziska.

„Also machen wir es ganz kurz," nickte Hans — „Lieber Leopold! Vater hat sich entschlossen, Dir meine Mitgift schon heute Morgen auszuzahlen, damit Du noch Deine Verfügung darüber treffen kannst und morgen nicht gezwungen bist, an

Geschäfte zu denken. Sei punkt halb ein Uhr bei Notar Püster, in der ersten Etage des Eckfensters. Papa und Hans werden Dich um die nämliche Zeit dort treffen. Hochachtungsvoll ...“

„Ja wohl, hochachtungsvoll!“ lachte Fränzchen. „Laß Du mich jetzt nur machen, den Schluß schreibe ich selber, und sieh mir nicht auf die Hand. Du brauchst gar nicht zu wissen, wie Brautleute an einander schreiben; das magst Du selber versuchen — ich habe es ebenfalls lernen müssen.“

Mit flüchtigen Zügen warf sie noch ein paar Zeilen auf das Blatt, faltete es dann zusammen, siegelte und adressirte es und sagte jetzt: „So, hab' ich das so recht gemacht?“

„Du bist ein herziger Schatz,“ rief Hans, in diesem Augenblick aber wirklich kaum im Stande, seine Bewegung zu verbergen — „Du hast keine Ahnung, welchen wichtigen Dienst Du Dir selber dabei geleistet!“

„Ich, Hans — mir? Das blieb sich doch mit dem Gelde gleich ...“

„Nicht so ganz, wie Du glaubst; doch jetzt will ich den Brief rasch an seine Adresse befördern, damit er Rauten noch zu Hause trifft, denn sonst verfehlen wir uns am Ende in der Stadt.“

„Nein,“ sagte Franziska; „er hat mir bestimmt erklärt, daß er bis gegen zwölf Uhr zu Hause bleiben würde, wenn ich ihm vielleicht noch etwas zu sagen hätte — also er erwartet den Brief.“

„Desto besser; und nun, mein Schatz, auf Wiedersehen!“ — Damit nahm er sie in die Arme, was er sonst nur selten that, und drückte einen herzlichen Kuß auf die ihm gebotenen rosigen Lippen.

„Du bist ja heute so zärtlich, Hans!“ lächelte Fränzchen.

„Ach, weißt Du, Schatz, es gehen mir doch jetzt eine Menge von Dingen durch den Kopf, aber was sich nicht ändern läßt, muß eben ertragen werden“ — und ihr noch einmal freundlich zunickend, verließ er rasch ihr Zimmer und versäumte jetzt auch keinen Moment mehr, den Brief durch einen der Diener direct zu befördern.

„Der Brief ist von meiner Schwester,“ sagte er dem Manne; „es liegt ihr daran, zu wissen, ob Sie den Herrn

Grafen noch zu Hause getroffen haben. Bitte, bringen Sie recht bald Antwort."

„Zu Befehl, Herr Baron!" — und durch die freundlichen Worte, welche nur selten an die Solberg'sche Dienerschaft verschwendet wurden, angefeuert, lief der Mann mehr als er ging, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Für den jungen Herrn wären überhaupt sämmtliche Dienstboten mit Vergnügen durch's Feuer gesprungen.

Hans verbrachte indessen eine peinliche Viertelstunde in quälender Ungeduld, bis er nämlich erfuhr, ob der Brief wirklich in Rauten's Hände gelangt sei. Es wäre zu fatal gewesen, wenn ihn der Bote nicht mehr zu Hause getroffen hätte. Er ging in seinem Zimmer mit untergeschlagenen Armen rasch auf und ab, und sprang jedesmal nach der Treppe, wenn unten die Thür klinkte. Endlich kehrte der Bote zurück; er hatte den Auftrag in unglaublich kurzer Zeit ausgeführt, und trotzdem erschien es Hans wie eine Ewigkeit.

„Nun, haben Sie ihn gefunden?"

„Ja, Herr Baron; er war gerade im Begriff, auszugehen."

„Hat er den Brief gelesen?"

„Zu Befehl, Herr Baron; aber er meinte, eine weitere Antwort wäre nicht nöthig, er würde sich einfinden."

Hans hätte dem Mann gern in aller Freude einen Thaler für seine Bemühungen gegeben, aber er fürchtete vielleicht Verdacht zu erregen, wenn er zu viel Interesse gerade an diesem Briefe zeigte; er mißtraute jetzt allen Menschen. „Es ist gut, ich danke Ihnen," sagte er deshalb nur und nahm jetzt selber seinen Hut, um vorher noch einmal das Nähere mit Püster zu besprechen.

31.

Vor der Entscheidung.

Im Hause des Herrn von Schaller, trotzdem daß es so glänzend und selbst luxuriös eingerichtet war, herrschte heute eine höchst unglückselige Stimmung. Schaller lag, die langen Beine weit hinaus über den Teppich gestreckt, beide Hände in den Taschen, den Kopf hinten angelegt, in einem Lehnstuhl seines Salons, starrte an die Decke und pfiff, und ihm schräg gegenüber am Fenster saß seine Frau, noch in ihrer etwas derangirten Morgentoilette, die schon grauenden Haare unordentlich unter einer nicht übermäßig reinen Mütze hervorquellend, noch in Pantoffeln und ebenfalls in einer Laune, die ihrem überdies schon alten Gesicht etwas wirklich Abstoßendes verlieh.

„So höre endlich mit Deinem verwünschten Pfeifen auf," rief sie. „Du bringst Einen ja noch zur Verzweiflung; mir ist so schon der Kopf, als ob er mir abfliegen müßte."

„Hm," brummte Schaller und sah sie mit einem nichts weniger als zärtlichen Blick an. „Das wäre in der That schade drum; aber, mein süßes Herz, vermuthest Du, daß ich etwa in besserer Laune bin? — das Pfeifen macht mir Luft."

„Und was nun?" fragte die Frau.

„Ja, Geliebteste," sagte Schaller, indem er sich wo möglich noch länger ausstreckte und mit den Füßen schon unten gegen das Mahagoni-Tischbein kam, „das ist gerade die große Frage: „Was nun?" und das Niederträchtige dabei, daß es sich hier nur um einen einzigen lumpigen Tag, um elende vierundzwanzig Stunden handelt."

„Aber weshalb hast Du den Wechsel auch ausgestellt und nachher anerkannt?"

„Unschuldsvolle Seele," sagte Schaller, aber mit einer Miene und Betonung der Worte, als ob er das boshafteste Schimpfwort gegen sie gebraucht hätte, „wovon hätten wir denn leben wollen und so leben, wie es Deinen Neigungen,

meine Taube, entspricht! Das Feuer brannte mir ebenso auf den Nägeln wie in diesem Augenblick, und wenn ich heute einen eben solchen Esel fände, der mir löschen hülfe, so würde ich ihm bereitwilligst auch heute die Arme öffnen. — Aber so dumm das Volk im Allgemeinen ist, und so leicht man ihm in einer Menge von Dingen Sand in die Augen streuen kann, in Sachen des Geldbeutels sind sie bildungsfähig und besitzen gewöhnlich eine instinctartige und fast krampfhafte Neigung, ihn geschlossen zu halten."

„Aber ich begreife gar nicht," sagte die Frau, „daß es bei einer solchen Sache auf einen Tag ankommen kann. Du erklärst einfach, daß Du heute gerade zufällig kein baares Geld liegen hättest — das kann jedem Menschen passiren — und daß Du morgen oder übermorgen zahlen würdest."

Schaller hatte ihr mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt zugehört, ohne seine Stellung aber im Geringsten zu verändern; er war nur wo möglich noch ein wenig mehr an dem Stuhl hin und gewissermaßen in seine Taschen hinein gerutscht. Als seine Frau geendet hatte, nickte er ihr aber liebevoll zu und sagte:

„Du bist ein gar zu kluges Täubchen, meine geliebte Gattin, sonderbar, daß Du Dich nur so lange gehalten hast, denn zu kluge Kinder sollen eigentlich nicht lange leben."

„Ich verbitte mir Deine albernen Bemerkungen, Theodor," rief die Frau, die ihren Gatten schon kannte, gereizt. „Hab' ich etwa nicht Recht?"

„Gewiß hast Du Recht, mein holder Seraph!" sagte Theodor mit seinem gewinnendsten Lächeln. „Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß Du immer Recht hast; es ist nur der einzige, so schwer gut zu machende Fehler, daß Du nichts, gar nichts auf der Gottes Welt verstehst und zwischen den Farben herumtappst, wie eine Kuh in einem Atelier. Wenn ich heute nicht bezahlen kann, und zwar einen Wechsel, der mir schon vor vierzehn Tagen präsentirt wurde und den ich acceptirt habe und acceptiren mußte, wenn wir nicht das nämliche Vergnügen schon zu jener Zeit haben wollten, so wissen die Herren, daß ich nicht zahlen kann, in wenigen Stunden spricht sich das in der Stadt aus, und wenn es Dir dann

Vergnügen machte, könntest Du halb Rhodenburg empfangen: Schuster, Schneider, Tischler, Delicatessen-Handlungen, Bäcker, Fleischer und Gott weiß wen sonst noch — Herrn Hofapotheker Semmlein „meinswegen" an der Spitze."

„Das begreife ich nicht," sagte Frau von Schaller.

„Du bist vollkommen entschuldigt," versicherte ihr Gatte. „Klug kann jeder Mensch durch fleißiges Studiren werden, aber Dummheit ist eine Gabe Gottes und muß respectirt werden."

„Du bist unausstehlich, Schaller, — ich halte es auch nicht länger mit Dir aus."

„Schade, daß Du das nicht früher gefunden hast, ich habe Deine Ausdauer schon viele Jahrzehnte bewundert; aber was ich Dich fragen wollte: hast Du zu Rauten hinübergeschickt?"

„Schon vor einer halben Stunde, Kathinka hat es besorgt. Das Kind weiß auch mehr, als es wissen sollte. Sie hatte vorhin ganz rothgeweinte Augen."

„Mein süßes Herz," sagte Herr von Schaller, „es geht das, wenn wir von den rothgeweinten Augen absehen, vielen Menschen in Rhodenburg so, und das Schlimmste ist, sie werden mit jedem Jahre klüger, — aber kommt da nicht Jemand?"

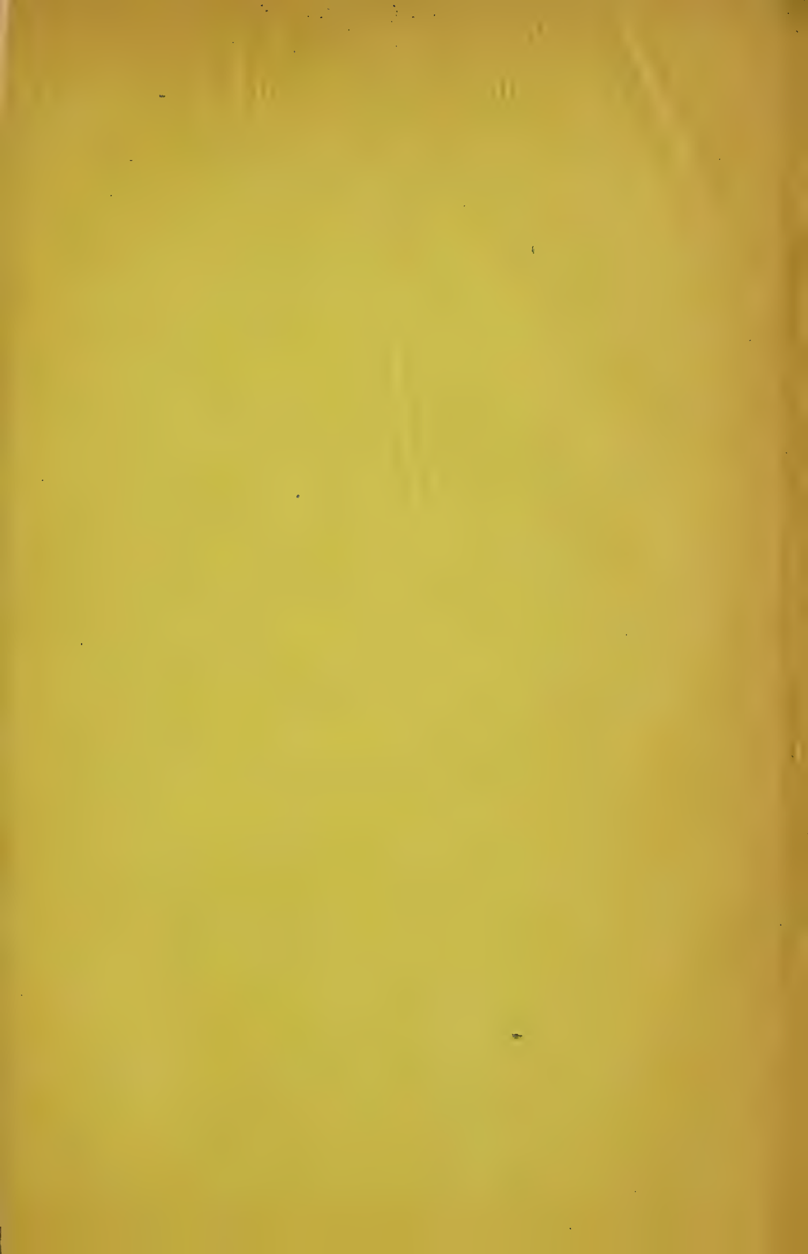
Es zog draußen allerdings an der Klingel, und Schaller richtete sich empor und nahm die Hände aus den Taschen. Das Mädchen hatte geöffnet. —

„Herr von Schaller zu Hause?"

„Das ist Rauten!" rief Schaller, von seinem Stuhl emporspringend; „aber er wird die alte Geschichte singen: „Morgen, morgen, nur nicht heute!" — Wenn man nur so ein verdammtes Opiat wüßte, mit dem man die ganze Stadt auf vierundzwanzig Stunden einschläfern könnte!" Dabei war er mit zwei Schritten an der Thür und öffnete sie, um den sehnlichst Erwarteten zu begrüßen.

„Hallo!" lachte aber dieser, als er den Salon betrat, wo ihm die hier herrschende Stimmung natürlich nicht entgehen konnte, „was ist da vorgefallen? Die gnädige Frau läßt die Flügel hängen, und Schaller sieht aus, als ob er ein Stück Rhabarber kaute!"

„Die Situation auf den Kopf getroffen," bestätigte



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

109. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



Schaller; „ich kaue in der That Rhabarber mit etwas asa foetida dazwischen, und meine geliebte Gattin, die Taube, könnte man auch eher mit einem begossenen Pudel vergleichen. Rauten, es geht mir an den Kragen, und ich kann nicht mehr bis morgen warten."

„Ich bringe gute Nachrichten," rief der junge Mann, indem er seinen Hut auf den Tisch stellte und sich selber in einen Stuhl warf, „famose Nachrichten!"

„Den Teufel bringen Sie!" rief Schaller, ihn ungläubig ansehend. „Nachrichten, die mir ebenfalls helfen?"

„Da, lesen Sie den Brief," sagte Rauten, indem er ein kleines Couvert aus der Tasche nahm und Schaller hinreichte, „das hat mir Fränzchen eben im Auftrag ihres Vaters geschrieben."

Schaller griff das kleine, zarte Billet ziemlich rücksichtslos auf, riß das Couvert ab und überflog den Inhalt mit den Blicken. Aber er bedurfte keiner langen Zeit dazu. Schon im nächsten Moment schwang er das kleine Blatt, sich auf einem seiner langen Beine herumdrehend, in der Hand, dann aber, wie von einem bösen Geist besessen, warf er es plötzlich zu Boden, setzte sich auf den kleinen gestickten Drehstuhl, fuhr wieder in die Höhe, trat auf die Fußbank, riß an einer Klingelschnur, öffnete mit einem Ruck den Cigarrenkasten und ließ in derselben Minute auch die Uhr schlagen, was einen wahren Heidenlärm zur Folge hatte: Heil Dir im Siegerkranz, Oh, du mein holder Abendstern, Wir winden dir den Jungfernkranz und den Marsch aus Gounod's Faust begann es auf einmal von allen Seiten an zu toben, und dazwischen führte Schaller, noch in Morgenhosen und einer kurzen wollenen, aber gestickten Jacke, eine Art von indianischem Tanz auf, bei dem er mit eingebogenen Knieen und zurückgeworfenem Oberkörper die groteskesten Stellungen und Sprünge erzeugte.

„Aber — Theodor!" rief seine Frau, die Hände zusammenschlagend, „bist Du denn wahnsinnig geworden? Es zerreißt Einem ja die Ohren! Bitte, Herr Graf, fassen Sie den unglücklichen Menschen, er thut sich sonst noch ein Leid an."

Rauten amüsirte sich vortrefflich über die wirklich komische Beweglichkeit seines langen Freundes und dachte gar nicht

daran, ihn zu stören oder zu unterbrechen. Auch die Musik belästigte ihn nicht, da er nicht das geringste musikalische Gehör hatte, und er gab sich deshalb ganz dem Genuß dieses Augenblickes hin.

Selbst Kathinka hatte draußen den Lärm gehört und öffnete erstaunt die Thür, um zu sehen, was es da gäbe, schloß sie aber rasch wieder, als sie den Grafen bemerkte, der auch noch nicht auf sie geachtet hatte. Sie fühlte sich wahrlich nicht in der Stimmung, jetzt die leeren Formeln eines Empfanges durchzumachen.

Schaller kam aber endlich wieder zu sich, und zwar hauptsächlich durch das Verlangen, den Brief noch einmal und aufmerksamer durchzulesen.

„Welch ein prächtiges, kleines Frauenzimmer Ihre Braut eigentlich ist!“ sagte er dann schmunzelnd, „ich habe gar nicht geglaubt, daß sie so vernünftig schreiben könnte. — Also halb ein Uhr? — Aber, Donnerwetter, Rauten, so viel muß es ja gleich sein!“

„Es fehlen noch fünfzehn Minuten daran, und es ist ja hier gegenüber. Ich bin nur herübergekommen, um Sie als Zeuge mitzunehmen. Ist Ihnen das recht?“

„Bon! Dann muß ich nur gleich in meine Kleider fahren,“ rief Schaller, „was aber keine fünf Minuten dauern soll. — Herrgott! Der holde Abendstern fängt noch einmal an.“

„Und sind Sie jetzt zufrieden und nicht mehr mißtrauisch?“

„Nicht die Spur, eigentlich auch nie gewesen.“

„Schaller!“

„Auf Ehre nicht! — Wie können Sie so etwas denken? — Aber in fünf Minuten bin ich wieder da“ — und vielleicht froh, das Gespräch gerade jetzt abbrechen zu können, eilte er hinüber in sein Zimmer, um dort rasch Toilette zu machen.

Jetzt nahm Frau von Schaller die Gelegenheit wahr — sie hatte in der Aufregung ihr gerade nicht reizendes Morgen-Neglигé vergessen, an dem sogar vorn die Locken fehlten — und wollte sich eben auf Rauten stürzen, um aus ihm alle die Einzelheiten heraus zu pressen. Rauten kannte sie aber gut

genug und wußte und benutzte ein fast grausames Mittel, sie los zu werden.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „das ist eine so lange, complicirte Geschichte, daß ich wirklich mehr Zeit, als mir augenblicklich zu Gebote steht, gebrauchte, um Sie gebührend von Allem in Kenntniß zu setzen; aber wie ist mir denn? Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, Sie kommen mir heute Morgen so verändert vor, ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie kaum wieder erkannt.“

Frau von Schaller, solcher Art aufmerksam gemacht, warf einen entsetzten Blick in den nächsten Spiegel; aber die Wirkung war zauberschnell. „Oh mein Gott!“ stöhnte sie, schoß aber dann auch mit Windeseile zur Thür hinaus. Wo in aller Welt hatte sie auch nur ihre Gedanken gehabt — es war zu entsetzlich!

Rauten lachte still vor sich hin; er wußte, daß sie jetzt gute drei Viertelstunden gebrauchte, ehe sie sich wieder konnte sehen lassen, und dann war er wenigstens vor ihr sicher.

Schaller blieb aber in der That nicht lange; er durfte natürlich diesen wichtigen Act nicht verzögern, und als er in's Zimmer zurückkam und Rauten allein sah — die Uhren hatten indessen alle ausgespielt —, sagte er rasch: „Rauten, die Idee des alten Solberg war Gold werth. Denken Sie, daß ich heut Abend noch einen Wechsel von zwölfhundert Thalern zu zahlen habe, und ich wäre verloren gewesen, denn ich hatte keine Mittel, wegzukommen.“

„Das nimmt Ihnen aber wieder einen schönen Theil von Ihrem Capital.“

„Wissen Sie, Rauten,“ sagte Schaller, und ein eigenthümliches Lächeln stahl sich dabei über seine Züge, „ich fürchte, daß bald nach Ihrer Abreise ein Brief von einer jungen Dame eintreffen könnte, der mich ebenfalls hier in möglicher Weise unangenehme Conflicte zu bringen im Stande wäre, und ich werde deshalb die Zeit wohl kaum abwarten.“

„Sie wollen fort?“

„Bis jetzt,“ sagte Schaller, „konnte ich natürlich nicht daran denken, denn es fehlten mir zu einer Luftveränderung, die ich nothwendig brauche, die Mittel. Ich hätte den Weg

deshalb nur gezwungen eingeschlagen. Jetzt ist das etwas Anderes. Ich werde kein Esel sein und zwölfhundert Thaler auf Einem Brette auszahlen. Einer solchen Dummheit habe ich mich wenigstens in meinem ganzen Leben noch nicht schuldig gemacht und denke nicht daran, auf meine alten Tage damit anzufangen. Es könnte sein, Rauten, daß ich sogar noch heut Abend nach Ihrer Gesellschaft eine kleine Landpartie mit meiner Familie machte, um den morgenden Tag in den Bergen zuzubringen. Zum Packen der nothwendigsten Sachen habe ich heute den ganzen Tag Zeit, und der Plunder hier herum gehört doch nicht mir. Ich hatte heute Morgen noch die Absicht, eine Weile länger hier zu bleiben, und habe mich deshalb eigentlich so gesorgt; ich war ein Thor — pereat mundus — wenn Sie fort sind, wird es doch hier langweilig im Nest! Was wär's auch, wenn ich das Geld erst morgen erhielt! Bis der Wechsel protestirt wurde und zurückging, konnte ich doch über alle Berge sein."

„Und Kathinka? Ich glaubte einmal eine Zeit lang, daß sich Hans für sie interessire."

„Ja," sagte Schaller, „ich glaubte es auch; aber ich fürchte, das alberne Ding hat eine andere Neigung im Kopfe — eine Hütte und ein Herz, eine alte Geschichte — und sie hat Solberg so kalt behandelt, daß er natürlich die Lust verlor. Aber, alle Wetter, da unten kommt er schon mit dem Alten! Es wird die höchste Zeit — kommen Sie, Rauten — seh'n Sie, da drüben steht die Blendheim am Fenster; es ist das erste Mal, daß sie sich wieder zeigt — alle Wetter, wie blaß sie aussieht!"

Rauten wandte sich ab. „Wir dürfen nicht länger zögern," sagte er; „es schlägt eben jetzt halb ein Uhr, und der alte Baron ist einer von jenen verzweifelten Menschen, die genau nach der Uhr leben — wir wollen gehen." —

Im Hause des Tischlermeisters Handorf schien sich in der Zeit wohl Alles etwas freundlicher gestaltet zu haben;

der alte Meister ging aber doch noch recht sorgenvoll umher, und die Mutter hatte wieder einmal rothgeweinte Augen.

Karl's Gesundheit hatte sich allerdings rasch herausgearbeitet, der kräftige Körper des jungen Mannes siegte über das geistige Leiden, das ihn so lange niedergehalten; aber sein Entschluß, Deutschland zu verlassen und in Amerika Vergessenheit des erduldeten Elends zu suchen, stand auch dafür fest, und eine bessere Gelegenheit, hinüber zu gehen, fand sich allerdings so leicht nicht wieder.

Mr. Hummel hatte in aller Form um Margarethens Hand angehalten, und da sich der Meister bei Hummel's Schwager hier erkundigte und nur Gutes dort von ihm erfuhr, so mochte er ihm seinen Segen nicht verweigern. Margarethe hatte ihn ebenfalls seines ehrlichen, offenen Wesens wegen lieb gewonnen, und da er keinen Kautabak mehr anrührte, dafür aber zu rauchen begann, wogegen Margarethe nicht das Geringste einwenden mochte, „denn Tabak müssen die Mannsleute nun einmal haben," sagte sie, so sollte ihre Verbindung nach dem üblichen Aufgebot in der Kirche gefeiert und dann die Reise nach Amerika gleich angetreten werden, und dabei wollte sie Karl begleiten.

Margarethe war draußen in der Küche, die Mutter saß an ihrem Tischchen und säumte neue Handtücher, Karl stand neben ihr am Fenster und sah gedankenvoll hinaus auf die Straße, und der alte Handorf war draußen in der Werkstätte bei seinen Leuten gewesen und trat jetzt gerade heraus, um sich, wie er es nannte, „einen Augenblick zu verschnaufen".

Draußen bei der Arbeit hatte er auch wohl Alles, was ihn drückte, vergessen, oder es doch wenigstens keine Macht über sich gewinnen lassen. Jetzt, wie er nur die verweinten Augen der Mutter und die gedrückte Gestalt des Sohnes sah, legte es sich ihm wieder wie mit Centnergewalt auf die Brust. Er rückte sein Käppchen und kratzte sich darunter den grauen Kopf; dabei setzte er sich nicht, wie er das bei solchen Gelegenheiten sonst so gern that, ein paar Minuten lang in die etwas harte Sophaecke, sondern er schritt langsam in der Stube auf und ab, und sein Blick suchte verstohlen bald die Mutter, bald den Sohn, bis ihm das Schweigen selber peinlich wurde.

„Flenne nicht in einem fort," brummte er; „Du weißt, Du machst mir das Herz damit immer noch schwerer, und ich habe doch gerade genug auf meinen Part zu tragen."

„Aber beide Kinder, Vater, beide Kinder auf einmal und gleich hinaus auf das große, schreckliche Meer!" klagte die Frau — und jetzt konnte sie auch ihre Thränen nicht mehr zurückhalten —, „es ist doch gar zu traurig — gar zu traurig!"

„Ach, Mutter," klagte Karl, „glaubst Du, daß ich mit leichtem Herzen von Euch gehe — froh werde ich so mein Lebstag nicht wieder, und die Sorge um Euch wird mich außerdem nicht verlassen. Aber kann ich denn anders? Frage nur den Vater selber, ob er mir nicht Recht gegeben hat, denn ich bin ja hier von Allen gemieden wie ein Aussätziger — kein Geselle will mit mir arbeiten oder nur an Einem Tische mit mir essen; auf der Straße deuten die Kinder mit Fingern auf mich, und die jungen Mädchen am Brunnen, wenn ich vorübergehe, zischeln mitsammen und erzählen einander, daß ich einen Menschen todtgeschlagen und im Zuchthaus gesessen hätte — kann ich das etwa länger ertragen, und ist hier überhaupt noch Hoffnung für mich? Anfangs, ja, da glaubte ich es, und Tag und Nacht träumte ich davon, wie ich wieder glücklich werden würde, wenn ich dem wirklichen Mörder je begegnete. Jetzt habe ich ihn getroffen, den Mann wenigstens, dessen Bild mich die langen Jahre in furchtbarer Pein gequält; leibhaftig stand er vor mir, so wie ich ihn immer vor mir gesehen — und was sagen die Leute jetzt? Was sagt selbst der alte, kluge Mann, der Notar, den wir um Rath gefragt? Es sei ein Graf und eine Anklage gegen ihn ganz unmöglich, da wir auch nicht die geringsten anderen Beweise gegen ihn vorbringen könnten. Damit war meine einzige und letzte Hoffnung zu Schanden gemacht. Ich sehe jetzt ein, daß ich für Deutschlaud verloren bin, und die einzige Rettung für mich liegt nur noch in jener fernen Welt."

„Ja," sagte der Vater, indem er finster vor sich hin mit dem Kopfe nickte, „Rettung für Dich — und ich sehe auch ein, daß Du hier nicht länger bleiben kannst, denn mir selbst würde es das Herz abdrehen, all' den Jammer mit zu erleben,

und ohne Arbeit kann überhaupt ein Mann nicht bestehen. Aber was wird dann aus mir? Ich bin jetzt einundsiebzig Jahre alt, und wenn ich mich auch für mein Alter noch rüstig genug fühle, so merke ich doch auch gut genug, daß mir die Knochen anfangen lahm zu werden. Wo hätte ich sonst daran gedacht, mich mitten in der Arbeit auszuruhen! Aber jetzt fühl' ich, daß ich's brauche, wenn ich mich nicht caput machen will. Es geht eben nicht mehr, wie es gehen sollte, und wie lange wird's dauern, dann sitz' ich ganz da. Wärst Du bei mir geblieben und hättest die Werkstatt übernehmen können, dann wär's 'was Anderes, dann konnte ich mich zu Ruhe setzen und doch noch dabei auf Hobelspähnen herumtreten, wie ich's von Jugend auf gewohnt gewesen bin. Das ist nun vorbei. Ein Jahr treib' ich's vielleicht noch, und wenn mich Gott gesund läßt, auch möglicher Weise zwei — dann aber hört's auf; ich muß meine Werkstätte aufgeben, das Werkzeug verkaufen, das Haus vermiethen oder auch ganz losschlagen, und dann in irgend einem kleinen Quartier meine letzten Lebensjahre da mit der Alten einsam verbringen. Es wird wohl nicht anders werden."

„Und doch vielleicht, Vater," sagte Karl bewegt. „Sieh, dort drüben können sich die Menschen, wie mir Herr Hummel erzählt hat, recht nach freiem Willen rühren, und ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter wird dort sein eigener Herr. Du sollst aber einmal sehen, Vater, wie ich dort arbeiten werde — aus voller, voller Lust, und jeden Pfennig sparen, den ich verdiene. Ich bin auch ein tüchtiger Arbeiter geworden — sorge Dich deshalb nicht; in der Strafanstalt wurde ich stets in meinem Metier beschäftigt, und sie fanden bald aus, daß ich 'was Ordentliches leisten konnte. Ich bekam Arbeit von allen Seiten und die feinsten und schwierigsten Stücke dabei zu machen, und oh wie gern that ich das, denn ich wußte ja doch, daß ich nur dadurch allein mir später wieder einmal mein Brod verdienen könne. Hab' ich aber erst etwas verdient, Vater, und das Land dabei ein wenig kennen lernen, dann müßt Ihr hinüber zu mir kommen, Du und die Mutter. Ich will Euch schon eine freundliche Heimath herrichten, und Ihr sollt dann Eure alten Tage nicht allein und einsam verleben."

„Luftschlösser," sagte der alte Mann, mit der Hand abwehrend; „baue keine Pläne auf Jahre hinaus, mein Junge, wo Du nicht weißt, ob Du selbst in der nächsten Stunde noch lebst. Dir steckt das Amerika jetzt im Kopfe wie Tausenden von jungen Menschen; Du siehst das Alles da in Glanz und Pracht und Sonnenschein, und verdenken kann ich's Dir ja auch nicht, denn verleidet genug haben sie Dir die alte Heimath."

„Glaube das nicht, Vater, glaube das nicht!" rief Karl bewegt aus. „Meine ganze Seele hängt an der Heimath, und ich würde nie und nimmer daran denken, sie zu verlassen, wenn sie mich hier nicht ordentlich mit Gewalt ausgestoßen hätten! Wie hatte ich mich ja immer darauf gefreut, mit Dir und unter Deinen Augen zu schaffen und zu arbeiten, und mir dann einst selber eine Häuslichkeit zu gründen und Euch Beide dann, die Mutter und Dich, auf Eure alten Tage zu hegen und zu pflegen! Es hat nicht sein sollen, wenigstens nicht hier in Deutschland, denn welches brave Bürgermädchen möchte hier wohl mit einem Zuchthäusler vor den Altar treten!"

Der Alte nickte wehmüthig mit den Kopfe und die Mutter weinte nur stärker, denn sie fühlte ja, daß der Sohn Recht hatte — es war Alles vorbei, Alles verloren!

An der Thür klopfte es. „Herein!" rief der alte Handorf, eben nicht besonders erfreut über die jetzige Störung; aber bei Bürgersleuten ist es eben nicht Sitte, daß sie sich verleugnen lassen, wenn ihnen ein Besuch nicht paßt. Was kam, mußte eben hereingelassen werden — wie hätte er lügen können und sagen lassen, er sei nicht zu Hause!

Die Thür öffnete sich, aber es war Niemand weiter als der kleine Mux, der Schreiber des Notars Püster.

„Ich störe doch nicht?" sagte Mux.

„Kommen Sie herein, Herr Mux!" rief der Tischlermeister, „Sie stören uns nicht, denn Sie wissen ja doch, was bei uns vorgeht, und haben gezeigt, daß Sie Theil daran nehmen."

„Ich will Sie nicht lange belästigen," sagte Mux, der rasch an den Augen der Frau sah, daß sie hier alte, schmerz=

liche Erinnerungen berührt, bei denen ein Fremder, wer es auch sei, nicht angenehm oder willkommen sein konnte; „ich wollte nur den jungen Herrn Handorf bitten, jetzt gleich, aber ohne weiteres Säumen, zum Herrn Notar Püster hinüber zu gehen, der ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hat.“

„Mir?“ sagte Karl erstaunt.

„Ja, gewiß; aber bitte, gehen Sie gleich, Sie thun noch dazu ein gutes Werk. Aber ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen, das Weitere erfahren Sie dann Alles drüben bei meinem Principal.“

„So geh doch, Karl,“ bat die Mutter, die mit äußerster Spannung den Worten des kleinen Mannes gelauscht hatte, denn an Alles knüpfte ja das Mutterherz eine Hoffnung an — „Du weißt ja doch nicht, was der Herr Notar von Dir will, und er hat es immer gut mit uns gemeint.“

„Gewiß geh' ich, Mutter, gewiß,“ sagte Karl, indem er schon nach seinem Hut griff — „und wenn es auch nichts für mich ist, wenn ich nur dem Herrn Notar damit gefällig sein kann. Ist er in seinem Hause?“

„In seiner Schreibstube oben,“ sagte Mux, „wo er sich immer aufhält. Ich selber habe nur noch einen Weg zu besorgen und komme dann ebenfalls“ — und seinen Auftrag ausgerichtet, eilte er fort in das nur wenige Häuser von da entfernte Hotel zum „Römischen Hause“.

Karl aber ging ohne weiteres Säumen zum Notar hinüber; er zeigte sich sonst so wenig als möglich am hellen Tage auf der Straße draußen, aber dem Rufe mußte er jedenfalls folgen, und es war ihm auch dabei so eigen zu Sinn, das Herz schlug ihm so laut in der Brust, als ob etwas Besonderes vorgehen müsse, und doch konnte er sich in aller Welt nicht denken, was.

Notar Püster war allein in seinem Zimmer, und als Karl zu ihm hineintrat, ging er ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, was er bis jetzt noch nicht gethan hatte.

„Herr Notar,“ sagte Karl, „Sie haben gewünscht, daß

ich zu Ihnen herüberkommen möchte — ist es etwas, das Sie von mir wünschen?"

„Eigentlich wollte ich Ihnen vor der Hand nur etwas zeigen," sagte der alte Herr, „wir haben aber nicht mehr viel Zeit zu verlieren, denn ich werde gleich Besuch bekommen. Doch was ich Sie fragen wollte: kennen Sie diesen Stock?"

Er deutete dabei auf die nächste Ecke, in der ein tüchtiger, geschnitzter und eigenthümlich gestalteter Knotenstock lehnte, und Karl drehte sich erstaunt nach der Stelle um, — kaum aber hatte er nur einen Blick auf den Stock geworfen, als er auch mit Einem Satze auf ihn zusprang, ihn in beide Hände nahm, betrachtete und dann mit vor Aufregung fast erstickter Stimme ausrief: „Das ist mein Stock, das ist das unselige Stück Holz, mit dem jener Fremde den armen Juden erschlagen! Oh mein Gott, woher haben Sie diesen Stock?"

Püster antwortete nicht gleich; er nickte nur eine Weile langsam vor sich hin, als ob er die Bestätigung erwartet habe, und sagte dann lächelnd: „Von dem Gerichte, das Sie damals verurtheilt hat. Ich schrieb den Herren allerdings nicht, daß ich den Stock dazu benutzen wolle, um vielleicht den wahren Mörder heraus zu finden, denn es ist sehr fraglich, ob ich ihn dann bekommen hätte. Wer gesteht gern ein, daß er eine große Dummheit gemacht oder eine Uebereilung begangen! Aber ich bat die Herren um den Stock, da wir, wie ich ihnen andeutete, mit Hülfe desselben noch auf die Spur eines andern Verbrechens zu gelangen dächten, und dagegen fühlten sie natürlich kein Bedenken. Der Stock, als corpus delicti, befand sich noch bei den Acten, aber die Sache war ja außerdem erledigt und der Verbrecher hatte seine Strafe verbüßt. Man schickte deshalb den Stock an die verlangte Adresse, erbat ihn sich aber, nach davon gemachtem Gebrauch, wieder zurück, da der Gegenstand eben — zu den Acten gehöre und von diesen eigentlich nicht getrennt werden dürfe. Also es ist der nämliche Stock?"

„Oh, wie genau kenne ich ihn," rief Karl, „und jeden Augenblick wollte ich darauf schwören! Da ist noch die Schlange, die sich ein Stück daran herunterringelt, und da das böse Gesicht, welches die Zunge herausstreckt, und das mir damals

besonders Spaß machte, weil es einem von unseren früheren Gesellen, dem Breitkopf, so ähnlich sah!"

„Gut, Herr Handorf," bemerkte der Notar, der einen Blick auf seine Wanduhr warf — „so erfahren Sie denn jetzt mit kurzen Worten, daß alle Vorbereitungen getroffen sind, um den Mann, den Sie für den wirklichen Thäter halten, zu einem Geständniß zu bringen."

„Herr Notar!" rief Karl, während ihm der Athem stockte.

„Ich kann Ihnen noch keine Hoffnung machen," fuhr Püster fort, „ob er auch Ihren Fall eingesteht, denn es ist in der That nicht recht gut denkbar. Es liegen aber so mannigfache andere Dinge mit sehr starken Beweisen gegen ihn vor, daß eine Entscheidung vollkommen außer unserer Berechnung liegt. Meine Bitte an Sie geht nun dahin, diesen Stock zu nehmen und damit in dieses kleine Nebenzimmer zu treten, bis Sie gebraucht werden. Ich oder Mux werden Sie rufen, und dann treten Sie dem Manne gegenüber und fragen ihn, ob er Sie noch kenne. Was Sie dann sagen werden, wie Sie die Frage stellen wollen, muß ich Ihnen oder dem Augenblick vollkommen überlassen, denn wenn ich Ihnen auch jetzt darin rathen wollte, hätten Sie das doch nachher zehnmal vergessen. Der eigentliche Moment wird und muß das geben, und nachher wöllen wir sehen, wie er sich dabei benimmt. Haben Sie mich genau verstanden, wie ich es meine?"

„Ja, Herr Notar," sagte Karl, und seine Augen blitzten.

„Aber machen Sie mir nicht etwa dumme Streiche mit dem Stock," setzte der Notar hastig hinzu, da sich ihm der Gedanke plötzlich aufdrängte. „Bedenken Sie, daß wir vor der Hand gar keine Beweise gegen den Herrn haben als nur die Aehnlichkeit, die Sie mit ihm und jenem Buben gefunden, und nach den langen Jahren können Sie sich da doch getäuscht haben. Ich will den Stock lieber dorthin stellen, wo er nicht gleich in die Augen fällt."

Karl lächelte wehmüthig. „Fürchten Sie keine thörichte Uebereilung von mir, und noch dazu in Ihrem eigenen Comptoir. Ich werde so ruhig bleiben, wie ich jetzt bin; aber den Stock lassen Sie mir — er muß mich und den da wieder zusammen

sehen, und dann wird sich zeigen, ob ich ihm Unrecht gethan oder nicht."

„Ich höre Jemanden kommen," sagte Püster; „bitte, treten Sie hier hinein und werden Sie mir nicht ungeduldig, wenn es auch ein wenig lange dauern sollte; wir dürfen es nicht übereilen."

Baron von Solberg war indessen mit seinem Sohne von Hause weggegangen und befand sich dabei — kein Wunder — in fast fieberhafter Aufregung. In seiner Wohnung sah er Alles emsig beschäftigt, die Vorrichtungen für den heutigen festlichen Abend herzurichten. Fränzchen selber war ihm noch mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt an der Treppe begegnet und ihm in lauter Seligkeit um den Hals gefallen — und das Alles sollte in Luft zerfließen und nur einen Satz voll Thränen und getäuschten Hoffnungen zurücklassen? — Es war zu furchtbar, wenn er es überdachte, und noch immer klammerte er sich an den einen Gedanken an, daß sich Hans geirrt, daß der Mann, dem er das Glück seines Kindes in die Hand gegeben, kein Bube sein könne, der sich in solch teuflischer Absicht in sein Haus geschlichen.

Vater und Sohn schritten auch schweigend, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, den Weg entlang, bis sie Püster's Haus erreichten und Hans seinem Vater die Thür öffnete.

„Hans," sagte hier der alte Herr, indem er fast wie unschlüssig stehen blieb, „ich kann mir nicht denken, daß Du Recht mit Deiner furchtbaren Anschuldigung hast. Ich hätte das Capital lieber mitnehmen sollen; es liegt bei mir im Schrank bereit, denn wie stehen wir da, wenn sich Rauten — wie ich zu Gott hoffe — von den furchtbaren Anklagen reinigt? Es ist ja nicht denkbar, daß irgend ein Mensch, und viel weniger dann der Mann, dem ich das ganze Leben meines Kindes anvertrauen wollte, ein solcher Verbrecher sein könne. Denke nur, daß Schaller selber mir genaue und befriedigende Auskunft über ihn gegeben, und was müßten wir von ihm denken, wenn sich das Alles als falsch und betrügerisch erwiese!"

„Mein lieber Vater," sagte Hans bewegt, „glaube mir, daß ich nie gewagt haben würde, eine derartige Beschuldigung

gegen irgend einen Menschen auszusprechen, viel weniger denn gegen den Mann, den ich schon als meinen künftigen Schwager betrachtete, wenn ich nicht die fast thatsächlichen Beweise dafür in Händen hielte. Nur damit Du Dich selber überzeugen sollst, habe ich Dich aufgefordert, mit hierher zu kommen. War dann Alles Täuschung und Irrthum, dann sollst Du sehen, wie ich der Erste bin, der Rauten die Hand reicht, ihm Alles gesteht und ihn um seine Verzeihung bittet. Und ist dann Rauten ein Ehrenmann, so muß er selber fühlen, wie er nur dadurch gewonnen, daß Alles, was gegen ihn vorlag, zur Sprache gebracht und ihm so Gelegenheit geboten wurde, sich vollkommen zu reinigen und auch den geringsten Verdacht, der ja nicht auf ihm haften durfte, von sich zu wälzen."

Der alte Baron sah still und sinnend vor sich nieder, aber die Worte des Sohnes beruhigten ihn wenigstens in sofern, als sie noch die Möglichkeit eines Irrthums oder Mißverständnisses zuließen. Er schaute zu ihm empor, aber sein Blick wurde durch sich bewegende Gestalten abgelenkt. Es war Schaller und Rauten, die quer über die Straße auf sie zukamen.

„Da sind sie!" sagte er leise. „Ich fühle mich in diesem Augenblick noch nicht stark genug, ihnen zu begegnen und gleichgültig oder gar herzlich mit ihnen zu verkehren. Halte sie einen Augenblick auf, Hans, ich will hinauf zu dem Notar gehen und mich erst kurz mit ihm verständigen, mich erst sammeln. Ich sehe, es muß sein, und Du sollst finden, daß ich mich da oben nicht schwach zeige."

Er drückte dem Sohne die Hand und trat rasch in das Haus, um wenigstens jetzt einem Begegnen mit Rauten auszuweichen.

Hans wäre allerdings am liebsten gleich mit ihm hinaufgegangen, denn es behagte ihm eben so wenig, sich in diesem Augenblick Gewalt anzuthun. Dachte er aber daran, mit wie teuflischer Bosheit sich der Verbrecher in das Haus seiner Familie gedrängt, während die Vermuthung nicht fern lag, daß eben dieser verschwenderische und gewissenlose Schuldenmacher von Schaller sein Helfershelfer gewesen, so schwand auch im Nu jedes Bedenken gegen eine Täuschung, die sonst seiner ehrlichen, offenen Natur vollkommen fremd sein mochte.

Ei, zum Henker auch, die Herren sollten ihn wenigstens gewappnet finden!

„Holla, Hans,“ sagte Rauten, indem er über die Straße herüber kam und ihm die Hand bot — „guten Morgen! Hast Du Deinen Vater begleitet?“

„Ja, Rauten. — Guten Morgen, Schaller; ein paar Zeugen müssen wir doch haben, und Herr von Schaller kommt vielleicht einen Augenblick mit hinauf. Lange Zeit brauchen wir ja doch nicht zu der ganzen Verhandlung.“

„Mit Vergnügen, mein lieber Solberg,“ sagte der Baron, indem er dem jungen Mann die Hand derb und kräftig schüttelte. „Rauten hatte mich auch eigentlich schon dafür engagirt.

„Desto besser. Wir haben aber noch einen Moment Zeit, denn Vater ist eben vorausgegangen, um Alles so weit in Ordnung zu bringen, daß wir das Ganze rasch erledigen können. — Wie geht es Ihnen, Schaller? Immer der Alte?“

„Immer der Alte, mein lieber Solberg, und kreuzfidel,“ lachte der Baron. „Ein paar kleine Enttäuschungen abgerechnet, Zahlungen nicht pünktlich eingegangen und dergleichen; aber der wäre ein Thor, der sich darüber Sorgen machte, ich wahrhaftig nicht!“

„Und Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Tochter?“

„Oh,“ lachte Schaller, „meine holde Gattin ist immer auf dem Zeug! Eine merkwürdige Frau, die, eigentlich den sonstigen Naturgesetzen entgegen, mit jedem Jahr jünger wird. Denken Sie nur, sie hat es sich in den Kopf gesetzt, daß wir in allernächster Zeit auch wieder eine Gesellschaft geben sollen, damit sie sich vor Schluß der Saison noch einmal ordentlich austanzen kann.“

„Aber dazu wird ihr ja wohl heut Abend Gelegenheit gegeben,“ sagte Hans, der die Herren absichtlich noch eine kurze Zeit hier unten zu halten wünschte.

„Den älteren Damen?“ sagte Schaller zweifelhaft. „Möchte sich doch nicht so gut machen. Als Frau vom Hause dagegen hat sie sämmtliche Tänzer als Frohnarbeiter zur Verfügung, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß sie oft grausamen Gebrauch davon macht.“

In diesem Augenblick bog Mux, mit einer Dame im Geleit, um die Ecke, stieß aber rasch die Thür auf, als er die Herren hier bemerkte, und ließ die Dame eintreten. Es war eine schlanke, edle Gestalt in einem klein gemusterten, sehr eleganten Kleide, vor dem Gesicht aber einen schwarzen, kurzen Schleier, eben lang genug, um ihre Züge zu verdecken.

Schaller hatte sie gar nicht beachtet und Hans sich ebenfalls halb abgedreht, Rauten sah ihr aber ganz erstaunt nach, und wie sie kaum im Hause verschwunden war, rief er aus: „Hans, hast Du die Dame nicht bemerkt, die da eben eintrat?"

„Eine Dame? Ach ja! Es ist mir so; aber ich habe nicht auf sie geachtet."

„Das ist merkwürdig," sagte Rauten, „welche Aehnlichkeit sie mit Fränzchen hatte — und genau dieselbe Kleidung, außerdem das nämliche Tuch, nur im Gang schien sie mir etwas schwerfälliger. Wo mag sie hingegangen sein?"

„Trat sie nicht hier in's Haus?"

„Gewiß!"

„Nun, dann wird sie auch wahrscheinlich hier wohnen, vielleicht im obern Stock; aber was kümmert uns die Dame?"

„Ich hätte sie auch gar nicht beachtet," erwiderte Rauten, „wenn ich nicht im ersten Augenblick wirklich geglaubt, daß es Fränzchen sei; es ist doch rein merkwürdig, genau derselbe Anzug."

„Aber, Rauten," lachte Hans, „glaubst Du etwa, daß Fränzchen ganz besondere Kleider trägt, die nur auf der Fabrik allein für sie gemacht werden?"

„Wenn sie aber jetzt zum Notar gegangen ist," sagte Schaller, „so stört sie unsere Verhandlung, und überdies sind fremde Zeugen bei etwas Derartigem nicht angenehm."

„Notar Püster wird jetzt, bis er unsere Geschäfte erledigt hat, wohl schwerlich Jemanden annehmen," sagte Hans; „übrigens glaube ich, daß es Zeit ist, hinauf zu gehen. Es muß schon halb vorbei sein."

„Es hat eben halb Eins geschlagen."

„Gut, also en avant, meine Herren! Es wird vielleicht eine etwas trockene Sitzung werden, aber desto rascher können wir sie dann ja auch beenden."

Ohne weitere Umstände schob er die Thür auf und trat hinein, und Schaller und Rauten folgten ihm, Beide sehr damit zufrieden, daß jetzt das bewußte Geschäft geregelt werden sollte.

32.

Im Eckfenster oben.

Als der Notar den jungen Handorf in das Cabinet gelassen hatte, betrat Baron Solberg das Zimmer, und Püster erschrak darüber etwas. Er hatte die fremde Dame erwartet, die noch immer nicht kam, und jetzt traten schon die Herren ein. Was wurde dann aus seinem ganzen Plane! Der alte Baron Solberg ließ ihm aber keine Zeit, darüber zu grübeln, denn auf ihn zugehend, sagte er, und stand dabei so steif aufgerichtet wie auf Parade:

„Herr Notar, Sie wissen, welcher unglückselige Verdacht mich heute in Ihr Haus führt?"

„Ich weiß Alles, Herr Baron," nickte der kleine Mann — „ich muß Alles wissen, oder ich würde gewiß nicht gewagt haben, so auf einen bloßen Verdacht hin zu handeln. Ja, ich weiß sogar noch mehr, als Sie jetzt nur vermuthen, und zwar die ganz bestimmte Thatsache, daß Herr von Schaller, der intime Freund des Grafen Rauten, der ihn auch, wenn ich nicht irre, in Ihrem Hause eingeführt hat, ein ganz gemeiner Betrüger und Schwindler ist."

„Schaller? Es ist nicht denkbar!" stöhnte der Baron.

„Nicht denkbar?" meinte achselzuckend der Notar. „Wir werden nicht mehr viel darüber zu denken brauchen, denn in einer halben Stunde etwa platzt die Bombe, und ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht die beiden würdigen Herren zu gleicher Zeit auf das Trockene setzte."

„Sie glauben doch nicht, daß sie gemeinschaftliche Sache gegen mich gemacht haben können?"

„Ich glaube das nicht allein,“ sagte Püster, „sondern ich bin ziemlich fest davon überzeugt; aber wir können uns recht gut eine Auseinandersetzung ersparen, denn die Bestätigung wird nicht lange auf sich warten lassen. Ihr Herr Sohn kommt doch auch?“

„Er steht schon unten mit Graf Rauten an der Thür.“

„Alle Teufel,“ fuhr Püster auf, „das ist eine verfluchte Geschichte — und die Dame noch nicht da — jetzt muß sie dicht bei den Herren vorüber!“

„Welche Dame?“ sagte der Baron.

„Auch eine Ueberraschung, verehrter Herr!“ rief Püster, sich in aller Verzweiflung die Hände reibend. „Ich sage Ihnen, es geht heute bei mir zu wie bei anderen Leuten zu Weihnachten, lauter Ueberraschungen, nur daß zu Weihnachten Einer Vielen beschert, während wir Viele das heute nur Alles für den Einzigen vorbereitet haben! Wenn nur die unglückselige Dame käme — aber das weiß der liebe Gott, Frauen werden doch nie mit ihrer Toilette fertig; ich bin nur neugierig, wie das werden wird, wenn sie erst einmal in den Staatsdienst treten, wohinter sie jetzt ja aus allen Kräften her sind!“

Draußen auf dem Vorsaal tönte ein leichter Schritt.

„Das ist Mux,“ stöhnte der Notar, „und wenn sie nicht mitkommt, sind wir Alle miteinander gründlich blamirt!“

Es war in der That Mux; aber schon im nächsten Moment öffnete er die Thür, und Püster stieß ein aus voller Brust kommendes „Gott sei Dank!“ hervor, als er die Frauengestalt bemerkte, welche, von Mux geleitet, das Zimmer betrat.

Mux schrak zurück, als er den alten Baron erkannte, aber er faßte sich rasch, und ihn nur ehrerbietig grüßend, was aber der alte Herr in der Aufregung gar nicht bemerkte oder beachtete, sagte er leise und dringend: „Sie werden gleich oben sein, Herr Notar!“

Püster sah im Nu, daß die Fremde, dicht verschleiert wie sie war, von den unten befindlichen Herren nicht erkannt sein konnte. — „Und haben sie gesehen, wohin sie ging?“ fragte er nur zurück.

„Nein,“ erwiderte Mux, „sie stehen noch unten vor der Thür; es ist Alles in bester Ordnung.“

„Gut, Madame,“ sagte Püster mit einer artigen Verbeugung, „dann haben Sie die Güte, hier hinter den Vorhang zu treten. Sie finden dort ein bequemes Fauteuil, und ich bitte Sie nur, sich ganz kurze Zeit vollkommen ruhig zu halten, damit man Ihre Gegenwart nicht bemerkt. Wenn Sie vortreten sollen, werde ich Sie hereinführen.“

Die Dame sah ihn groß an, rührte sich aber nicht von der Stelle, und Mux flüsterte jetzt dem Notar zu, daß die Fremde gar kein Deutsch verstehe.

„Das ist aber eine verfluchte Geschichte,“ meinte Püster; „dann versteht sie ja auch nichts von dem, was verhandelt wird!“

„Ueberlassen Sie das mir, Herr Notar,“ sagte Mux freundlich, „ich habe sie schon in Allem genau instruirt. Sie weiß, was gesprochen werden wird und wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wann sie vortreten muß. Ich werde ihr auch das Andere begreiflich machen.“ — Damit wandte er sich an die Dame, erklärte ihr in vollkommen reinem Englisch und mit so kurzen Worten als möglich die Bitte des Notars und führte sie dann hinter den jetzt total niedergelassenen grünen Vorhang des Eckfensters, hinter dem er mit ihr verschwand.

„Das ist ein kleiner intelligenter Bursche,“ sagte der Baron, der ihn die letzten Minuten aufmerksam beobachtet hatte.

„Das ist er in der That,“ nickte zustimmend der Notar. „Aber jetzt, verehrter Herr, nehmen Sie dort in jenem Sessel Platz, ich höre die Herren kommen, und bewahren Sie nur um Gottes willen kaltes Blut. — Mux!“

Mux glitt hinter der Gardine vor und ohne Weiteres an sein Pult, und schon im nächsten Moment öffnete sich die Thür, in der Schaller, von Rauten und Hans gefolgt, zuerst erschien.

„Holla, mein lieber Notar,“ rief er aus, wie er nur Püster bemerkte, indem er mit beiden vorgestreckten Händen auf ihn zuging und in diese die ihm gebotene Rechte nahm

und kräftig schüttelte, „wir haben uns ja in einer Ewigkeit nicht, oder doch nur par distance durch die gegenseitigen Fensterscheiben gesehen! Freue mich unendlich, Sie so frisch und wohl zu finden!“

„Herr Baron, es ist mir eine ganz besondere Ehre,“ sagte der kleine Mann trocken.

Schaller aber, Baron Solberg bemerkend, ging jetzt zu diesem über: „Ah, bester Baron, Sie sind uns zuvorgekommen, wie? Ja, immer noch frisch auf den Füßen, und einem Jüngeren würden Sie im Märschiren etwas aufgeben können. Nun, heut Abend werde ich ja auch das Vergnügen haben, Ihnen meine kleine Familie vorzuführen, freue mich unmenschlich darauf, wahrhaftig — und Rauten hat die Zeit nun gar nicht erwarten können, was ihm übrigens der Teufel danken mag!“

„Mein lieber Herr von Schaller,“ sagte der Baron, welcher bei der Begrüßung aufgestanden war, „gebe Gott, daß wir uns Alle heut Abend so froh, wie wir es Beide wünschen, zusammenfinden mögen, und Sie sollen dann in der That sehen, daß der alte Solberg trotz seiner Jahre auch noch tanzen kann!“

„Alle Wetter,“ lachte Schaller, „dann versuch' ich's auch, auf Ehre, und wenn Sie einen jungen Menschen bemerkt haben, der seine Beine schlenkert, so bin ich es — hahaha!“

Das Lachen klang ein wenig unheimlich, denn es stimmte Niemand mit ein, und selbst Baron von Solberg machte ein gar zu ernstes Gesicht dazu. Püster aber, der indessen zu Mux getreten war und mit diesem einige Worte geflüstert hatte, sagte jetzt mit seiner nicht übermäßig lauten, aber doch sehr klangvollen Stimme:

„Meine Herren, dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, Platz zu nehmen, denn ich glaube, es liegt in Ihrem allseitigen Interesse, daß, was hier zu geschehen hat, auch bald geschieht. Herr Graf, wenn ich bitten darf, diesen Stuhl, Herr von Schaller, wenn ich bitten darf, hier. — Hast Du das Schriftstück fertig, Mux?“

„Ja, Herr Notar.“

„Schön. Also, meine verehrten Herrschaften, ich setze voraus, daß Sie allseitig verständigt sind, zu welchem Zwecke ich die Ehre habe, diese geehrten Herren bei mir zu sehen.“

„Ich glaube ja,“ sagte Schaller.

„Sehr gut! Darf ich mir dann noch vorher erlauben, die Frage an den Herrn Grafen Rauten speciell zu richten, ob er willens ist, die Mitgift heute in Empfang zu nehmen und dann morgen mit der gnädigen Baronesse Franziska von Solberg ehelich verbunden zu werden?“

„Wenn es die Form erfordert,“ lächelte Rauten, „so bin ich gern erbötig, die Frage zu beantworten, obgleich es derselben kaum bedurft hätte — Ja!“

Der Notar schwieg und sah den Grafen dabei fest an. Er befand sich selber, trotz seiner äußern anscheinenden Ruhe, in gewaltiger Aufregung und mußte sich die größte Mühe geben, das nicht durchscheinen zu lassen.

„Sehr gut, und Herr Baron von Solberg ist willens, dem Herrn Grafen von Rauten, als seinem künftigen Schwiegersohn, diese Mitgift, die sich in runder Summe auf fünfzigtausend Thaler beläuft, heute auszuzahlen?“

„Allerdings,“ sagte von Solberg fast tonlos.

„Und sind alle diese Formen nöthig?“ lächelte Rauten. „So viel ich weiß, ist das Ganze nur ein Privatact, der vielleicht von einem Notar beglaubigt werden kann, aber doch wahrhaftig kein besonderes Verhör bedingt.“

„Herr Graf bemerken sehr richtig,“ erwiderte Püster, „und etwas Derartiges würde unter gewöhnlichen Verhältnissen auch nicht geboten sein. Hier aber galt es vor allen Dingen, die beiden Thatsachen vor Zeugen zu constatiren und Sie dann später, Herr Graf, zu ersuchen, einen Einwand zu heben, der eben gegen diese Verbindung von anderer Seite her gemacht ist.“

„Ein Einwand von anderer Seite her?“ sagte Rauten und sah den Redenden erstaunt an. Das eiskalte, ernste Betragen seines Schwiegervaters war ihm schon aufgefallen, da er ihn eigentlich so noch nie gesehen. Und jetzt diese sonderbare Bemerkung des Notars! — Was sollte das heißen?

„Allerdings,“ erwiderte Püster ruhig; „es ist freilich nur ein unbedeutender Gegenstand, der ihn hervorgerufen, in einer

so wichtigen Angelegenheit muß aber auch das Unbedeutendste berücksichtigt werden, und ich möchte mir deshalb — natürlich im Namen des Herrn Baron von Solberg — die Frage an Sie erlauben: Waren Sie je in Nordamerika?"

Rauten sah ihn starr an. — Was meinte der trockene Actenmensch damit? — Er erwiderte ein kurzes, fast barsches: „Nein!"

„In der That nicht?" sagte Püster, indem er von dem Pult, neben dem er stand, die schon bereit liegende Photographie nahm, „dann ist es mir freilich unerklärlich, wie Sie in New-York konnten ein Lichtbild von sich aufnehmen lassen. Ist das nicht das Ihrige, Herr Graf?"

Er überreichte dem Grafen das Bild, und Rauten warf kaum den Blick darauf, als er auch fühlte, wie das Blut nach seinem Herzen zurückwallte. — Was ging hier vor? Was Alles bezweckten diese Fragen? Woher kam das Bild?

Er sprang von seinem Stuhl auf; er wußte, daß er hier keine Bewegung verrathen durfte, denn des alten Solberg Augen schienen sich in ihn hinein zu bohren, und lachend rief er aus: „Das ist allerdings eine merkwürdige Aehnlichkeit, und ich hätte im Leben nicht geglaubt, daß ich einen solchen Doppelgänger hätte. Ein Glück nur, daß er sich drüben über See befindet — aber woher haben Sie das Bild?"

„Das wollte ich mir eben erlauben, Ihnen zu bemerken. Eine Dame hat es an mich eingeschickt, deren Gatte sie böslich und nichtswürdig verlassen hat. Sie hoffte dadurch auf seine Spur zu kommen."

Rauten ließ, während Püster sprach, den Blick im Zimmer umherschweifen und bemerkte Hans, der mit untergeschlagenen Armen an dem einen Thürpfosten lehnte und sein klares Auge fest auf ihn gerichtet hielt.

Jetzt zum ersten Mal stieg in Rauten's Brust der Gedanke auf, daß er — wer wußte denn durch welchen Zufall — wenn nicht verrathen, doch verdächtigt oder angeklagt sei. Aber wer zum Teufel konnte Beweise gegen ihn bringen, sobald er selber nur sein ruhiges Blut bewahrte und sich nicht selbst verrieth!

„Herr Notar Püster," sagte er deshalb rasch gefaßt, „ich

muß Sie bitten, zur Sache zu kommen. Das Alles, was Sie da vorgebracht, gehört doch wahrhaftig nicht hierher. Was schert das uns, wenn eine Frau ihren weggelaufenen Mann sucht? Was haben wir damit zu thun? Was kümmert uns ferner die Photographie, ausgenommen das, daß sie für mich persönlich ein specielles Interesse durch die merkwürdige Aehnlichkeit mit mir hat! Den Reinigungseid, daß ich nicht verheirathet sei, da ich von Indien unmöglich die wirklichen schriftlichen Beweise schaffen konnte, habe ich schon geleistet. Was also wollen Sie mehr?"

„Ihnen nur noch ein anderes Bild zeigen, Herr Graf," sagte Püster, indem er langsam auf den das Eckfenster verhüllenden Vorhang zuschritt. Er verschwand dahinter, aber schon im nächsten Augenblick schlug er ihn wieder zurück und trat, eine Dame am Arme, heraus.

„Kennen Sie diese Frau, Herr Max von Rehberg?" sagte er dabei mit rauher, fast tonloser Stimme, und Rauten schaute entsetzt in das Antlitz seiner eigenen Frau.

„Max," sagte diese, indem sie ihn groß aus den hohlliegenden Augen anstarrte, „und muß ich Dich so hier wieder finden? Falscher, verrätherischer Mann, Mörder meines Glücks und Räuber meines Vermögens, hat Dich die Strafe endlich erreicht?"

Rauten stand einen Moment wirklich sprachlos, und mit Entsetzen bemerkte der alte Baron die Veränderung, die in seinen Zügen vorging. — Großer, allmächtiger Gott, der Verdacht war kein Verdacht mehr! Der doppelt meineidige Räuber stand vor seinem Richter!

Die unbehaglichste Rolle dabei spielte, nach Rauten selber, jedenfalls Schaller, dem diese ganze Scene vorkam, als ob sie auf einem Theater aufgeführt würde und er nur als Zuschauer dabei sitze — oder spielte er wirklich mit? Er hatte ganz in Gedanken sein rechtes Knie zwischen beide Hände genommen und wiegte sich auf seinem Stuhle, wie er das zu Hause nicht selten that, und dabei flog sein Blick halb scheu, halb verblüfft von der fremden Frau zu Rauten, zu Hans, zu dem Baron, wie zu dem Notar hinüber. — Waren die Leute denn wirklich im Ernst, oder hatten sie nur einen tollen

Polterabendscherz vor, der darauf berechnet war, sich über ihn lustig zu machen?

Rauten aber gewann von Allen am ersten seine Fassung wieder. Er richtete sich hoch auf, und ohne die Anrede der Frau zu erwidern, ja, sie kaum eines Blickes zu würdigen, sagte er kalt: „Herr Notar Püster, was ist das für eine Komödie, die Sie hier spielen? Was soll die fremde Dame, weshalb reden Sie selber mich mit einem fremden Namen an? Bin ich denn in ein Irrenhaus gerathen, oder was ist das hier? Mein lieber Baron," wandte er sich dann an den alten Herrn, „ich glaube fast, die Zeit ist jetzt nicht passend, unser Geschäft zu regeln. In dieser Umgebung verzichte ich wenigstens darauf und werde Sie lieber, ehe die Gäste eintreffen, in Ihrem eigenen Hause aufsuchen."

Er hatte, während er die letzten Worte sprach, seinen Hut aufgegriffen und wandte sich der Thür zu. An dieser aber, die sich nach innen öffnete, lehnte jetzt mit der größten Ruhe Hans, und als Rauten auf ihn zutrat, sagte er, ohne sich aber nur in seiner Stellung zu rühren: „Bleibe noch, Rauten, wir sind noch nicht fertig, ich habe selber noch ein Wort mit Dir zu reden."

„Oh mein Gott," klagte dabei die Frau, „laßt ihn nicht fort, er hat ja mein ganzes Vermögen gestohlen, und wenn er jetzt das Freie gewinnt, findet ihn kein Mensch wieder!"

„Beruhigen Sie sich, Madame," flüsterte ihr Mur zu, der an ihre Seite glitt; „seine Wohnung ist besetzt, und mitnehmen kann er nichts von hier."

Als Hans ihm nicht Raum gab, richtete sich Rauten hoch und stolz empor und sagte mit eisiger Schärfe im Tone: „Was soll das Alles heißen? Wird hier wirklich eine Komödie mit mir gespielt, zu der mich meine Braut besonders eingeladen? Ich verlange Aufklärung!"

„Nur deshalb sind wir hier zusammengekommen," sagte Hans mit eiserner Ruhe. „Du sprichst ja vortrefflich Englisch, Rauten — bitte, sprich mit jener Dame — sie klagt Dich an, der Mann zu sein, der mit ihr in New-York ein Ehebündniß geschlossen und sie dann böslich verlassen und bestohlen habe."

„Herr von Solberg!“ fuhr Rauten empor.

„Es ist ja nur eine Anklage,“ sagte Hans leichthin, „der Du rasch wirst begegnen können. Du mußt aber doch einsehen, Rauten, daß Du meine Schwester nicht heirathen kannst, ehe Du diese Anschuldigung widerlegt hast.“

„Gut denn — was will die Dame?“

„Dich nicht,“ sagte Hans trocken, „nur ihre Bonds und ihren Schmuck zurück, was Du, wie sie behauptet, mitgenommen. Bitte, Madame,“ wandte er sich dann in englischer Sprache an die junge Frau, „bringen Sie Ihre Anklage vor — ich selber wie mein Vater verstehen Englisch, ebenso der junge Mann. Ich weiß nicht, ob Sie der englischen Sprache mächtig sind, Herr von Schaller?“

„Hahahaha,“ lachte Schaller verlegen auf und wünschte sich in diesem Augenblick nach irgend einer entlegenen Gegend des Erdballes. Er fing an zu ahnen, wie sich die ganze Sache gestalten könne, da von dem Gelde ja gar keine Rede war — „nicht die Spur, mein lieber Baron, nicht die blasse Spur, nur nothdürftig ein klein wenig Französisch.“

„Gentlemen,“ sagte die Frau — und es war eine bildhübsche, edle Gestalt, wie sie da hoch aufgerichtet, mit den dunkeln Locken und funkelnden Augen, dem Angeklagten gegenüber stand (Mux war wieder neben den Notar getreten, um ihm mit kurzen Worten das, was sie sagen würde, zu übersetzen) — „der da“ — und sie hob ihre Augen empor und deutete damit auf den ihr kalt gegenüber stehenden Grafen Rauten — „hat sich im vorigen Jahre unter dem Namen eines Max von Rieberk in unsere Familie eingeschlichen und mein Herz zu gewinnen gewußt. Ich konnte damals wohl nicht ahnen, daß er nichts als ein gemeiner Schurke sei, der, wie ein Einbrecher nur bei Nacht, am hellen Tage in unser Haus trat, um Alles zu stehlen, worauf er die Hand legen konnte. Aber er war schlimmer als ein Einbrecher, der sich nur mit Gold und Schmucksachen begnügt — er stahl auch die Ehre, das Glück unseres Hauses, und deshalb bin ich ihm gefolgt, dem meineidigen Verräther, deshalb habe ich keine Rast noch Ruhe gehabt und der Noth und dem Mangel ge-

trotzt, nur um ihn wieder zu ereilen und der strafenden Hand der Gerechtigkeit zu übergeben!"

„Kennst Du die Dame, Rauten?" fragte Hans mit leiser, fast lächelnder Stimme, aber ebenfalls in englischer Sprache.

„Nein," erwiderte Rauten finster; „meiner Meinung nach ist es eine aus einem Irrenhause losgebrochene Wahnsinnige. Ich war nie in New-York oder überhaupt in Nordamerika."

„Er lügt, wie er da steht!" rief die Frau, wieder den Arm gegen ihn ausstreckend und den Kopf zurückwerfend. „Feiger, erbärmlicher Lügner und Schuft!"

„Hans," sagte Rauten mit finster zusammengezogenen Brauen, „das geht über menschliche Geduld. Ich bin überzeugt, die Frau ist eins jener unglücklichen Wesen, die mit irgend einer fixen Idee im Leben herumlaufen, und sie kann mich deshalb nicht beleidigen. Daß Ihr Alle aber wie gestrenge Richter da herum sitzt und gerade so thut, als ob ich vor Euch in einem Verhör stände, das ertrag' ich nicht länger und brauche es nicht zu dulden. Was soll das Alles? Hat die wahnsinnige Aussage oder Anschuldigung eines solchen Weibes genügt, daß Ihr Euch überzeugt hieltet, ich sei wirklich ihr Gatte? Hat sie Euch die geringsten Beweise, Papiere oder sonst etwas gebracht?"

Hans schwieg einen Moment und sah dabei still vor sich nieder. Endlich sagte er, und wieder in deutscher Sprache: „Wir wollen den Fall einen Moment außer Acht lassen, Rauten; ich selber habe aber hier eine Kleinigkeit, wegen der ich Dich um Aufschluß bitte. Erinnerst Du Dich noch, daß wir an dem nämlichen Tage, an welchem sich Dürrbeck erschoß, Mittags mit einigen jungen Damen im Garten spielten?"

„Ja — was soll das?"

„Du kamst gerade aus dem hier unter uns befindlichen Local, wo Du mit meinem Freunde Dürrbeck eine Flasche Champagner und — sein Leben ausgewürfelt hattest."

„Und wer sagt Dir das?" fragte Rauten mit finster zusammengezogenen Brauen zurück.

„Gleichviel, wer es mir sagte," fuhr Hans kalt fort; „aber unmittelbar danach fiel Dir im Spiel und als Du stolpertest,

diese Spielerei aus der Tasche — kennst Du den Würfel, Rauten?“

„Und was hab' ich mit dem Würfel zu thun?“ fragte Rauten kalt.

„Ich erzählte Dir ja soeben, daß ich gesehen habe, wie er aus Deiner eigenen Tasche fiel,“ fuhr Hans fort. „Anfangs achtete ich nicht weiter darauf und steckte ihn nur zu mir, um ihn Dir bei passender Gelegenheit zurück zu geben; ich fand aber zufällig aus, daß es ein ganz besonderer Würfel sei. Sieh einmal, wie komisch: unter der Eins liegt eine dicke Bleiplatte — wie zufällig sich das gemacht hat! Mit diesem Würfel kann man nur sechs Augen werfen.“

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte Rauten kalt; „ich fand ihn vor dem Hause liegen, als ich eintreten wollte. Irgend Jemand muß ihn verloren haben, und ich selber dachte natürlich gar nicht wieder daran.“

„Gegen solche Würfel,“ fuhr Hans immer noch mit der nämlichen eisigen Kälte, aber doch jetzt mit zitternder Stimme fort, „konnte mein armer Dürrbeck natürlich nicht ankämpfen.“

„Hans!“ rief Rauten emporfahrend, und sein Auge sprühte Feuer, seine ganze Gestalt bebte, und es war augenscheinlich, daß er sich nur mit der furchtbarsten Gewalt zurückhielt.

Hans rührte sich allerdings nicht, aber er behielt den Feind auch fest und sorgsam im Auge, um jedem möglichen Angriff rasch und geschickt begegnen zu können, und jetzt hielt es Schaller für gerathen, sich in's Mittel zu legen.

Die Geschichte hier war faul, so viel hatte er schon herausgefühlt, und daß Rauten von Solbergs heute Morgen *keine* fünfzigtausend Thaler bekam, lag auf der Hand; aber die Geschichte konnte noch fauler werden, wenn gewisse andere Dinge auch gegen ihn zur Sprache kamen, und je eher er sich deshalb aus der Affaire zog, desto besser. Er hatte jetzt zu Hause gerade selber genug zu thun und verlangte nach keinen weiteren Erörterungen.

„Mein lieber Solberg,“ sagte er, indem er von seinem Stuhle, auf dem er die letzte Viertelstunde wie auf Stecknadeln gesessen, in die Höhe fuhr, „Sie deuten da Sachen an, die Einem die Haare zu Berge sträuben könnten, wenn sie eben

begründet wären; aber Sie werden mir zugestehen, daß dieses Gespräch für einen Dritten, Unbetheiligten, peinlich sein muß. Ich begreife überhaupt nicht, weshalb ich — und wahrscheinlich nur durch Zufall — zu einem „Familienrath" geladen wurde, dessen Angelegenheiten weit besser unter vier Augen als vor Zeugen verhandelt werden sollten. Wenn Sie mir gestatten, werde ich mich gehorsamst empfehlen."

„Ich bitte Sie, Schaller, bleiben Sie," unterbrach ihn Rauten; „es scheint hier ein Complot gegen mich im Werke zu sein, bei dem ich doch gern einen unparteiischen Zeugen haben möchte."

„Ich ersuche Sie ebenfalls, Herr von Schaller," sagte auch Hans, „nur noch kurze Zeit hier zu verweilen; wir haben außerdem einen höchst pikanten Fall, der Sie auf das Aeußerste interessiren möchte. Dann wünschte ich auch Ihre Auskunft noch später in einer kleinen Angelegenheit zu haben."

„Mein lieber Solberg," sagte Schaller, mit einem aber total verunglückenden Versuch zu seinem alten Humor, „Sie werden mich entschuldigen, wenn ich das Interesse entschieden bezweifle; aber da es beide Theile zu wünschen scheinen, halt' ich noch aus, muß Ihnen jedoch bemerken, daß ich einer wichtigen Geschäftssache wegen nothgedrungen um halb zwei Uhr drüben in meiner Wohnung sein muß."

„Wir werden Ihre Geduld nicht lange auf die Probe stellen, Herr von Schaller," sagte Hans kalt. „Vor allen Dingen erlauben Sie mir nur die Frage an Sie zu richten, woher Sie Ihre Referenzen über den Grafen Rauten und dessen Güter in Galizien gezogen haben? Vielleicht interessirt es Sie doch, diesen Brief einmal durchzulesen, der genau aus jener Gegend stammt, wo allerdings Rauten'sche Güter in Besitz einer Grafenfamilie von Rauten sind, bei denen es aber keinen Leopold giebt. Herr Notar, dürfte ich Sie wohl einmal um den betreffenden Brief ersuchen?"

„Oh verflucht," sagte von Schaller, indem er in seine Tasche griff, „jetzt habe ich meine Brille vergessen!"

„Dazu möchte ich mir noch eine Bemerkung erlauben," fiel jetzt der Notar ein. „Ich glaube, der Irrthum liegt allein

in Galizien, das Graf Rauten vielleicht noch gar nicht gesehen hat, desto bekannter scheint er aber in Schlesien zu sein. Erinnern Sie sich noch vielleicht, Herr Graf, eines gewissen Kuno von Tröben, der einst einen Mann im Walde erschlug und beraubte und nachher die Flucht ergriff —, kennen Sie den Mann, der die Ihnen gebührende Strafe die langen Jahre im Zuchthause verbüßte?"

Der Notar hatte seine kurze Rede vollkommen ruhig und kaltblütig begonnen, aber mit dem frechen Verbrecher vor sich, der wohl todtenbleich, jedoch kalt und verächtlich lächelnd dort stand und auf ihn herabsah, stieg ihm auch zuletzt die Galle in's Blut. Bei den letzten Worten hatte sich seine Stimme in die höchsten Töne hinein verstiegen. Er war außer sich gerathen, riß die Thür auf und zerrte den jungen Karl Handorf bei einem Arm heraus.

„Hol' mich der Teufel, wieder eine Ueberraschung!" brummte Schaller halb laut vor sich hin, erkannte aber auch in dem nämlichen Moment denselben bleichen Menschen, der ihm und Rauten damals auf der Promenade begegnet war, und hob sich jetzt selber überrascht empor. Was war da nun wieder im Wind?

Karl trat in das Comptoir; er hielt den Blick nur allein auf Rauten geheftet, er sah in der That gar keinen andern Menschen, und langsam auf ihn zuschreitend, blieb er endlich vor ihm stehen und hielt ihm den Stock entgegen.

Rauten hatte ihn verwundert betrachtet. Er erkannte ihn natürlich nicht wieder. Was sollte das jetzt sein? Aber der Name Kuno von Tröben, mit dem ihn der Notar angeredet, zuckte ihm durch's Hirn. War denn die ganze Hölle gegen ihn losgelassen?

Der junge bleiche Mann sah ihm starr in's Gesicht.

„Kennst Du diesen Stock, Mörder?" sagte er mit leiser Stimme; aber trotzdem klangen die Worte wie die Posaune des Weltgerichts in Rauten's Ohren. Bis jetzt hatte er so viel Macht über sich behalten, um wenigstens ruhig zu scheinen, aber diese Hand über Hand geführten Schläge trafen ihn doch zuletzt in's Herz.

„Fort!" schrie er. „Was wollt Ihr von mir? Was weiß

ich von dem alten Juden?" (Keine Lippe hatte den Ermordeten genannt.) „Ha, Ihr glaubt, Ihr habt Gewalt über mich! Dem den Tod, der mir in den Weg tritt!" Und ein verborgenes Messer unter der Weste vorreißend, warf er sich gegen die Thür, von der Hans aber schon zurückgetreten war, um die Wirkung zu beobachten, die das Erscheinen des jungen Mannes auf Rauten machen würde. Ehe er zurückspringen und die Thür halten konnte, hatte sie Rauten aufgerissen und sich hindurch geworfen. Aber er kam nicht weit. Mux war dem ihm gegebenen Auftrage vollständig nachgekommen und die von ihm requirirte Polizeiwache auch eben so pünktlich um ein Uhr, und zwar mit dem Schlage, auf der Treppe des Notars eingetroffen, an der sie sich oben mit dem strengen Befehl, Niemanden weder aus- noch einzulassen, ehe sie die specielle Weisung vom Notar Püster selber erhielten, postirten.

Rauten wollte die Treppe hinab, als er die vier kräftigen Burschen dort auf ihrem Posten entdeckte und jetzt recht gut wußte, daß er selbst mit seinem Messer nicht durchdringen konnte, denn sie versperrten vollständig den engen Raum. Ohne sich aber auch nur einen Moment zu besinnen, stieß er die nächste Thür auf — es war die Küche, und sprang hinein.

„Jesus, Maria und Joseph!" rief die alte Magd, als sie den todtbleichen Mann mit dem langen Messer in der Hand hereinstürmen sah.

Sie selber aber hatte nichts von ihm zu fürchten, denn Rauten bemerkte sie kaum. Fort! war sein einziger Gedanke. Was er Alles noch verbrochen und dafür jetzt Entdeckung fürchtete, wer konnte es sagen? Aber schon das, was er da drin gehört, verrieth ihm deutlich genug, er sei entdeckt, seine Larve gefallen und seine Rolle hier in Rhodenburg ausgespielt. So gab es denn jetzt für ihn nur Eine Rettung, und die war, so rasch als irgend möglich seine eigene Wohnung zu erreichen. Gewann er dort die kleine Tasche, die seine wichtigsten Papiere enthielt, und dann den dicht bei Rhodenburg beginnenden Wald, so war er gerettet, und so — die Zähne zusammengebissen — sah er sich nach einem Ausweg zur Flucht um.

Aber die Küche war abgeschlossen, nur ein einziges, jetzt

offen stehendes Fenster führte auf den niedern Hof hinaus. Blieb ihm eine Wahl? Ehe die Verfolger nur ahnen konnten, welchen Weg zur Flucht er gewählt, war er unten und im Freien. Mit Einem Satze sprang er auf den Küchentisch — die ganze Etage mochte kaum achtzehn Fuß hoch sein. Im nächsten Moment saß er auf der Brüstung, um seinen Körper so niedrig als möglich zu bringen, und das Messer voranwerfend, ließ er sich niedergleiten, als aber auch gleich darauf ein gellender Schrei vom Hofe aus gehört wurde.

Ihm nach stürmte die Polizei.

„Aus dem Fenster ist er," schrie die alte Magd, „gerade hinunter gesprungen!"

Zwei der jüngsten Beamten preßten zurück und stürzten mehr die Treppe hinab, als daß sie sprangen. Aber keine Spur mehr von dem Verbrecher! Einer flog nach der Hausthür; sie war von innen verschlossen, also dort hinaus konnte er noch nicht sein. Ein Anderer warf den Blick in den Hof, dort lag das Messer, aber von dem Flüchtlinge keine Spur.

„Oh Du mein Heiland!" schrie die alte Köchin von oben herab, die an das Fenster geeilt war, um sich die Stelle zu betrachten, an welcher der tollkühne Mensch niedergesprungen. „Da hängt er! — Da hängt er!"

Rasch hatten sich die Polizeidiener im Hof gesammelt, denn der ihnen als Verbrecher bezeichnete Flüchtige konnte ihnen jetzt nicht mehr entgehen, und Hans, der ebenfalls dem Fliehenden nachgeeilt war, trat jetzt an die Seite der alten Magd.

„Hülfe!" stöhnte Rauten, „nehmt mich ab, ich halte es nicht mehr aus! Hülfe! Hülfe!"

„Zum Teufel auch," rief Hans verwundert, „der klebt ja hier an der kahlen Wand! Was ist das?"

„Oh Du meine himmlische Güte!" schrie die alte Magd, „er ist an dem großen Fleischhaken hängen geblieben!"

„Hülfe! Hülfe!" schrie jetzt Rauten gellend auf. Er hatte den Versuch gemacht, sich selber empor zu richten, und ein furchtbarer Schmerz zuckte ihm durch die Glieder.

„Ist keine Leiter unten?" schrie Hans hinab, und Püster war jetzt ebenfalls an seine Seite getreten und erkannte die

allerdings mißliche Lage des Verfolgten. Er kannte aber die Localität genauer und rief aus:

„Eine Leiter hilft uns nichts! Wenn er ordentlich festhängt, ist ein Mann nicht im Stande, ihn von der Leiter aus empor zu heben und frei zu machen!“

„Dann ein Seil her!“ schrie Hans. „Ich kann es von hier aus um ihn her winden. — Alle herauf da unten, daß wir zusammen anfassen!“

„Ja, ein Waschseil hätte ich,“ sagte die Alte und schleppte es herbei, „aber es ist zu lang.“

Hans riß es ihr aus der Hand, warf es auseinander und griff nun eine Bucht davon auf, die er, sich aus dem Fenster so weit als möglich hinausbiegend, um Rauten's Körper zu schlingen suchte. Püster hielt ihn indessen hinten an den Beinen.

Die Polizeidiener waren aber in der Zeit ebenfalls nach oben gekommen, und während sich Hans jetzt auf den Sims, das eine Bein nach außen, setzte, um dadurch mehr Kraft anwenden zu können, mußten die übrigen Leute das Ende des Seiles mit anfassen.

„Wenn wir einen Flaschenzug hier hätten,“ rief Hans, „so könnte ihn ein Kind in die Höhe heben, jetzt aber wiegt er so schwer wie Blei — er muß ohnmächtig geworden sein!“

Der Körper hing allerdings in diesem Augenblick schlaff nieder, aber das Seil hatte auch gefaßt. Wenn auch langsam, so hoben ihn die fünf kräftigen Männer doch wenigstens sicher und Ruck bei Ruck empor. Hans konnte jetzt mit der rechten Hand einen guten Griff in seinem Rockkragen bekommen, und wenige Minuten später hatten sie den leblosen Körper auf dem Steinboden der Küche liegen.

„Und wohin jetzt mit ihm?“ sagte Hans. „Am besten liefe einer der Herren nach einem Wundarzt, denn er scheint stark zu bluten.“

„Lieber nach einer Tragbahre,“ sagte ein Anderer; „die stehen da gleich an der Marktecke, und dann schaffen wir ihn ohne Weiteres in's Spital; dort kann er nicht fort und hat die beste Pflege.“

„Gut denn!“ rief Hans. „Aber rasch — ich will indeß, so gut es geht, nach seiner Wunde sehen.“

Er warf seinen Rock ab, und Rauten's Kleider öffnend, kam er bald zu der schon durch das Blut angezeigten Stelle. Es war eine häßliche Wunde, aber der Haken, der sie verursacht, auch wohl sieben Zoll lang und stark genug, das dreifache Gewicht zu halten. Was aber konnte er hier thun, als nur höchstens einen nothdürftigen Verband mit seinem Taschentuche umlegen. Aber es dauerte nicht lange, so kehrten die Männer mit der Bahre und zwei Trägern zurück. Zufällig hatten sie auch gleich einen Militärarzt auf der Straße getroffen, der sich erbot, den Verwundeten in das Spital zu geleiten. Er untersuchte die Wunde allerdings erst selber und betrachtete dann kopfschüttelnd den Haken; aber hier ließ sich jetzt doch nichts mit ihm machen, das Spital war außerdem nur eine kurze Strecke entfernt, und der Zug setzte sich gleich darauf und ohne Weiteres in Bewegung.

„Was zum Henker ist denn da los,“ fragte der Arzt unterwegs den einen Polizeidiener, „daß sie den Grafen Rauten in das Spital und nicht zu seinen Schwiegereltern schaffen? Und wie überhaupt ist er da hinaus auf den Haken gekommen?“

Der Doctor hatte sich an den Unrechten gewandt. Der Mann wußte, daß der Herr Assessor und der Herr Actuar nie über Gerichtsfälle mit Leuten sprachen, die außer dem Gericht standen, zuckte deshalb nur die Achseln und sagte: „Bedauere, darüber keine Wissenschaft zu besitzen, Herr Doctor. Bin nur beordert worden, Jemanden in Empfang zu nehmen. Herr Doctor können aber das Nähere jedenfalls bei Herrn Notar Püster erfahren.“

Der Doctor biß sich auf die Lippe, versuchte aber keine weitere Frage, und bald waren sie an Ort und Stelle angelangt. —

In dem Comptoir des Notars saß indessen der alte Baron von Solberg wie ineinander gebrochen noch immer auf seinem Stuhle und rührte und regte sich nicht bei all' dem ihn umgebenden Wirwarr. Er hatte auch stets nur staunend zugehört, wie sich Anklage auf Anklage gegen den Schuldigen

häufte — und daß er schuldig sei? Nicht mit einer Faser seines Herzens zweifelte er mehr daran, denn zu deutlich prägte sich das in seinen Zügen aus. Und Fränzchen, das arme Fränzchen! Aber war es nicht ein Glück vom lieben Gott, daß sie noch — man konnte sagen: im letzten Augenblicke — der furchtbaren Gefahr entgangen, in die Gewalt dieses gewissenlosen Menschen zu fallen?

Mux beschäftigte sich inzwischen vollständig mit der jungen Amerikanerin, die er in jeder Hinsicht zu beruhigen suchte, aber auch bat, jetzt so rasch als möglich in ihr Hotel zurückzukehren. Er versprach ihr dabei, noch heut Abend genauere Nachricht zu bringen, was man in dem Besitze ihres früheren Gatten gefunden, damit sie ihre Ansprüche darauf geltend machen könnte. Es sollte ihr ja auch indessen hier an nichts fehlen und sie möge ihre Zeit dort drüben, indeß Leute, die es gut mit ihr meinten, thätig waren, ruhig abwarten.

Sie ließ sich endlich von Mux nach Hause geleiten; der wilde Lärm umher, das Heraus- und Hereinstürzen von Menschen, deren Sprache sie nicht einmal verstand, machte sie ängstlich, und es gelang auch dem kleinen Manne, sie aus dem Hause zu bringen, ehe man den Verwundeten nach vorn schaffen konnte.

Schaller hatte übrigens sehr glücklich den Moment benutzt, als Alles in die Küche sprang und sich natürlich nicht um ihn kümmerte. Mit ein paar langen Schritten war er an der Treppe und hinab, schloß, als die Polizeidiener gerade nach dem Hofe stürmten, die Hausthür auf und kreuzte über die Straße nach seinem eigenen Hause hinüber.

Als Hans das Zimmer wieder betrat und seinen Vater so still vor sich hinbrütend dasitzen sah, eilte er erschreckt auf ihn zu. „Vater, lieber, bester Vater," rief er, seinen Arm um ihn schlagend, „gräme Dich doch nicht so sehr — wir haben ja unser Fränzchen noch, und das Unglück ist von ihr abgewandt!"

„Ja," sagte der alte Herr, „und Gott sei dafür recht aus vollem Herzen gedankt! Aber fürchte nicht, Hans, daß mich diese Scene zu tief erschüttert haben sollte. Erschüttert? Ja — das vielleicht, aber dem Bau ist damit kein Schaden

geschehen, und wir können allen Menschen frei in's Auge sehen."

„Das können wir, gewiß, Papa!"

„Aber sage mir doch Eins, mein Sohn," fragte der alte Mann und sah seinem Sohne dabei sorgenvoll und fast beängstigend in's Auge — „beantworte mir die Frage — aber wahr."

„Gewiß, mein Vater — wahr und offen, wie Du mich stets gefunden."

„Nun gut, dann sage mir: ist dieser Schurke — die deutsche Sprache hat eigentlich gar keinen Namen für einen derartigen Verbrecher und das ärgste Schimpfwort für ihn klingt wie eine gemeine Schmeichelei — ist dieser Rauten, oder wie er sonst heißt, wirklich von Adel?"

Ein frohes Lächeln flog über des jungen Mannes Züge, denn er hatte wirklich schon gefürchtet, daß sein Vater von dem Unglück, das sein Haus doch immer durch diesen Buben betroffen, am Ende gar tiefsinnig geworden wäre. Die jetzige Frage zeigte ihm aber deutlich genug, daß er nichts Derartiges zu fürchten brauche. Der alte Herr schwamm noch gesund und wohl in seinen alten Vorurtheilen herum, und so lange er das that, war weder sein Herz noch sein Geist zu tief von diesem Schlag erschüttert worden.

„Ja, Vater," sagte er deshalb erleichtert, „ein Graf ist er allerdings nicht, mit dem Titel hat er sich allein belehnt, aber ein Baron ist er doch, und, wie es scheint, ein Baron von Tröben, wenn mir die Familie auch nicht weiter bekannt ist."

„Es ist schrecklich," sagte der alte Baron, „es ist wirklich schrecklich — seine armen Eltern, wenn sie das Unglück erfahren!"

„Aber, lieber Papa, glaubst Du nicht, daß es bürgerliche Eltern wenigstens eben so tief empfunden hätten?"

„Nein, mein Sohn," sagte der alte Kammerherr, indem er bedeutend mit dem Kopfe schüttelte. „Bürgerliche haben nur ihren eigenen Namen, ihr eigenes Selbst zu vertreten, aber in unseren Kreisen geht so etwas gleich bis auf den ersten Ahn zurück — und das ist entsetzlich!"

„Aber, Vater," sagte Hans leise, „möchten wir jetzt nicht nach Hause gehen, um Fränzchen wie die Mutter vorzubereiten, ehe uns vielleicht müßige Zungen zuvorkommen und das nachher mit weniger Schonung thun?"

„Ja," sagte der Baron, „Du hast Recht, das ist nöthig; aber meine Nerven sind heute schon zu sehr angegriffen — geh Du lieber voraus und brich erst die Bahn. Und was ich Dich fragen wollte: haben sie den Verbrecher noch erwischt?"

„Ja, Papa," sagte Hans; „er hat sich aber bei einem Sprunge aus dem Fenster arg verletzt und ist jetzt unter polizeilicher Aufsicht in das Spital geschafft worden."

„Graf Rauten?" rief der Baron erschreckt.

„Herr Kuno von Tröben," sagte Hans kalt.

„Und Herr von Schaller?"

„Ich weiß nicht, wo er hingekommen ist," lachte Hans; — „siehst Du, lieber Papa, das ist auch ein Baron!"

„Seine arme Familie!" erwiderte der alte Herr, und Hans gab es selber einen Stich durch's Herz, als er an Kathinka dachte.

„Und das Fest heut Abend," fuhr der alte Herr fort — „die vielen geladenen Gäste..."

„Sie sind ja alle abbestellt."

„Und das Gerede in der Stadt..."

„Wird sich weniger um uns als den Verbrecher drehen."

„Und die Vorbereitungen, die in unserem Hause getroffen sind..."

„Wenn Du klug bist, Papa, so lädst Du auf Morgen die ganze Gesellschaft zur Feier der glücklichen Rettung Deiner Tochter ein. Dann verwenden wir einmal Alles, was Du dafür angeschafft — denn bis morgen hält es sich jedenfalls —, und Du machst dem Gerede in der Stadt auf einmal ein Ende, indem Du der ganzen Sache die Spitze abbrichst."

„Du könntest Recht haben, mein Sohn," sagte Baron Solberg nach kurzem Nachdenken. „Sprich mit Deiner Mutter darüber, aber nicht gleich, wenn Du nach Hause kommst; Du mußt ihr erst ein wenig Zeit gönnen, sich zu sammeln und die Sache selber zu überlegen. Sie wird dann schon das Richtige treffen."

„Und nun, Vater," rief Hans, als Mux gerade wieder in die Thür trat und sich dann scheu in seine Ecke zurückzog, „ist es vor allen Dingen an uns, dem Herrn Notar hier recht aus vollem Herzen für die Hülfe zu danken, die er uns geleistet hat, denn ohne ihn hätte morgen jener Bube unser armes Fränzchen in die Welt hinausgeführt, und Schmach und Elend wäre dann über unser Haus gekommen."

Püster hatte indessen Karl Handorf nach Hause geschickt, der absolut den Stock mitnehmen wollte, ihn aber dalassen mußte, und dann eine Weile an seinem Pult gestanden und sich innerlich darüber amüsirt, welche Wendung der Schmerz des alten Herrn genommen. — Jetzt sagte er freundlich: „Mein lieber Herr von Solberg, ich habe eigentlich nicht mehr als meine Pflicht gethan, und zwar von verschiedenen Clienten dazu gedrängt."

„Aber die Pflicht in einer wackern Weise," rief Hans, indem er auf ihn zusprang und ihm kräftig die Hand schüttelte, „und das ist immer dankenswerth! — Und auch hier Ihr kleiner Herr Mux hat sich brav benommen und uns viele Hülfe geleistet; ich weiß wirklich nicht, wie wir das Alles gut machen sollen!"

Er reichte dabei dem kleinen Manne die Hand, und der alte Baron ging jetzt ebenfalls auf Püster zu.

„Herr Notar, wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet, und vorläufig nehmen Sie nur dafür meinen Handschlag." Er sah sich dabei nach Hans um, der noch Mux' Hand in der seinen hielt. Er wußte allerdings von der ganzen Sache nichts, als was er hier gesehen; aber es mußte doch wohl nöthig sein, wenn es sein Sohn that, und auch gegen Mux streckte er deshalb die Hand aus, die dieser, mit einem Angstblick auf den Notar, nur schüchtern nahm, worauf er augenblicklich das Zimmer verließ.

„Und was wird jetzt mit Rauten?" fragte Hans.

Der Notar zuckte mit den Achseln. „Wir müssen erst sehen, was es mit seiner Wunde für eine Bedeutung hat und was die Polizei unter seinem Gepäck findet. Jedenfalls sollen Sie über den Stand der Sache fortwährend genau unterrichtet bleiben."

„Dann komm, Hans," sagte der Baron, und des Sohnes Arm ergreifend, verließ er mit diesem das Haus.

33.

Nachher.

Herr von Schaller glitt wie ein Pfeil über die Straße hinüber und in seine Wohnung. Die Thür stand offen, da das Mädchen gerade Wasser holte, und der Baron wollte eben in sein eigenes Zimmer hineinfahren, als ihn seine Gattin bemerkte und ihm entgegenrief: „Denke Dir nur, Theodor, bei Solbergs ist heute abgesagt!"

„Merkwürdig," sagte Schaller, indem er stehen blieb und seine Gattin ansah, „das ist rasch gegangen! Wir werden es aber mit unserem nächsten Feste ebenso machen, mein Herzblatt, und jetzt sei so gut und packe, was Du mitzunehmen gedenkst, besonders das Silberzeug und Deinen Schmuck, so rasch als irgend möglich ein und schicke es als Depositum auf den Bahnhof."

„Bist Du verrückt geworden?" sagte seine zärtliche Gattin, indem sie aber doch einen scheuen Blick zu ihm hinaufwarf, denn es lag etwas in dem hellgrauen Auge desselben, das ihr nicht gefiel.

„Nein, mein süßer Schatz, noch nicht," erwiderte dieser, „zeige jedoch Anlage dazu, denn — der Teufel ist zu bezahlen und kein Pech heiß!"

„Ist etwas vorgefallen?" rief die gnädige Frau, die bilderreiche Sprache des Gatten dahin deutend.

„Ja, meine Holde," sagte Herr von Schaller, „Rauten heirathet Franziska nicht, die Polizei hat ihn, und Solberg behält sein Geld; genügt Dir das vielleicht als Neuigkeit?"

„Und habe ich Dir nicht immer gesagt, Vater, daß Rauten

ein gefährlicher und böser Mensch sei?" rief Kathinka, die in der Thür gestanden und die Worte gehört hatte; „aber Du wußtest es selber," setzte sie mit leiser, doch fast drohend klingender Stimme hinzu, „und Du wolltest nicht hören."

„Wußte was?" rief Schaller, sich rasch nach ihr umdrehend — „albernes Geschwätz! Packt jetzt Euren Plunder zusammen und macht, daß Ihr fertig werdet. Ich selber werde Euch auf der nächsten Station in Ohsheim erwarten."

„Aber das ist ja nicht möglich," rief Frau von Schaller erschreckt, „wir Frauen können das nicht allein besorgen!"

„Ich werde Dir helfen, Mutter," sagte Kathinka ruhig; „aber verlangt nicht von mir, daß ich Euch auch dieses Mal wieder begleite. Ich bleibe hier."

„Bist Du jetzt auch verrückt geworden?" schrie der Baron, der eben in sein Zimmer wollte und jetzt rasch auf den Hacken herumfuhr, „Du bleibst hier? Wo? In dem Logis? Kannst Du die Miethe dafür bezahlen?"

„Ich werde nicht hier in der Stadt bleiben, Vater," sagte das junge Mädchen, das, wenn auch bleich geworden, doch fest entschlossen schien, „wir sind hier zu bekannt geworden, und ich möchte den Hohn böswilliger Menschen nicht auf mich lenken; aber ich ziehe in die nächste größere Stadt."

„Und was wollen das gnädige Fräulein da machen?" fragte Schaller, vor Grimm innerlich kochend, aber äußerlich mit spöttischer, devotester Höflichkeit; „vielleicht von den Renten Ihres Herrn Vaters leben?"

„Verzeihe Dir Gott, Vater," sagte Kathinka ernst, „von was wir die letzten Jahre schon gelebt haben und mit äußerem Prunk das Elend übertünchen mußten, in dem wir uns befanden. Nein, von meiner Hände Arbeit will ich leben, wie es jenes brave, wackere Mädchen thut, die drüben in einer Dachstube der Apotheke wohnt. Ich habe schon mit ihr gesprochen, und sie hat mir treue, ehrliche Rathschläge gegeben, offen aus dem Herzen heraus und nicht von Lug und Trug, in dem ich jetzt die langen Jahre gelebt."

„Aber, Kathinka," rief die Mutter erschreckt, „das kann doch um Gottes willen nicht Dein Ernst sein!"

„Unsinn!" sagte Schaller, der ihr einen mürrischen Blick

zuwarf; „laß das alberne Ding doch reden, wer weiß denn, was ihr durch den Kopf gefahren ist. Packt Euren Kram zusammen, und wenn Ihr einen guten Rath annehmen wollt, so macht, daß Ihr damit zu Stande kommt, oder die ganze Mühe wird Euch vielleicht erspart“ — und die Thür hinter sich zuschlagend, trat er in sein Zimmer.

Die gnädige Frau ging scharf an die Arbeit. Sie wußte vielleicht schon selber manches früher Vorgefallene und konnte sich deshalb weitere Fragen über die Ursachen dieses plötzlichen Umsturzes ersparen. Uebrigens hatte sie dem Mädchen strengen Befehl gegeben, keinen Besuch herein zu führen, sie wären einfach nicht zu Hause, und fing dann ebenfalls an, in ihrem eigenen Zimmer zu kramen und zu packen.

Auch Kathinka war in ihr Zimmer gegangen, das Herz aber zum Zerspringen voll, und auf ihr kleines Sopha warf sie sich dort, während heiße Thränen ihren Augen entströmten. Das erst brachte ihr Linderung; sie hatte schon lange das Bedürfniß empfunden, sich einmal ordentlich auszuweinen, jetzt war ihr wohl und das Herz leichter geworden, und auch der von ihr fest beschlossene Schritt erschien ihr nicht mehr in einer so düstern Färbung wie bisher.

Sie wollte allein in das Leben hinaustreten. Ja! Aber hatte sie nicht bis jetzt schon immer allein gestanden, allein und verlassen in der großen, weiten Welt? Wohl hatten Viele versucht, sich ihr zu nähern; aber durfte sie, mit dem brennenden Gefühl für Ehre, das sie besaß, und mit den Verhältnissen ihrer Eltern leider zu genau bekannt, gewissermaßen unter dem falschen ausgestreuten Glanz ihres Vaters, einen Betrug begehen und gerade die, die ihr vertrauensvoll nahten, täuschen? — Nie hätte sie das gethan, und jeder Bewerbung um ihre Hand, ja nur jeder Annäherung, die vielleicht dahin führen konnte, setzte sie ein so kaltes, schroffes Benehmen entgegen, daß die jungen Leute nicht wagten, sich der Gewißheit eines Korbes auszusetzen.

Und welche heftige Scenen hatte sie deshalb schon mit ihrem Vater gehabt! Wie roh war der sonst so geschmeidige und höfliche, jede Form beachtende Herr von Schaller gegen sein einziges Kind da aufgetreten! Aber sie ertrug Alles still und

in sich selber, und nur das Gefühl ihres Elends blieb ihr die ganze Zeit.

Jetzt sollte das anders werden, und mit dem Bewußtsein, selbstständig und frei auftreten zu können, zog auch ein Gefühl der Beruhigung in ihr Herz ein.

Sie ging selber daran, ihre Papiere zu ordnen und ihre Wäsche in einen Koffer zu packen, der sich in ihrem Bereich befand und den sie immer benutzt hatte. So war sie etwa eine halbe Stunde beschäftigt gewesen, als draußen die Vorsaalthür ging und gleich darauf das Mädchen den dicken Kopf zwischen ihre Thür steckte.

„Gnädiges Fräulein, der Doctor ist drinnen.“

„Aber Mutter hat Ihnen doch gesagt, Niemanden herein zu lassen!“

„Ja, Besuch,“ meinte die Magd — „aber den Doctor kann man doch nicht so wieder wegschicken! Die Mama ist aber noch nicht angezogen — Sie möchten hinübergehen.“

Kathinka seufzte tief auf; sie hätte heute gerade Gott weiß was darum gegeben, eben den Doctor Potter nicht mehr zu sprechen. Es ging jedoch nicht anders, denn die Höflichkeit, der gute Ton erforderte es, und sie war ja nur allein dazu aufgezogen worden, den stets zu beobachten.

„Ich komme gleich. Hast Du den Herrn in den Salon geführt?“

„Na natürlich; in dem andern Zimmer liegt ja Alles wie Kraut und Rüben durcheinander — Herr Du meine Güte, ist das eine Wirthschaft! Wollen Sie denn verreisen?“

„Ja,“ sagte Kathinka ruhig. — Ihre einfache Toilette war im Nu geordnet, und sie schritt, um weiteren Fragen des Mädchens zu entgehen, in den Salon hinüber.

Doctor Potter stand dort, seinen Hut in der Hand, mitten in der Stube.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er mit halblauter Stimme, denn er schien erregt, wie sie nur die Schwelle überschritt — „ich freue mich herzlich, daß es mir wenigstens vergönnt ist, Sie noch einmal zu sehen, bevor ich Rhodenburg verlasse.“

„Sie wollen fort von hier?“ sagte Kathinka, wirklich er=

staunt. „Und wie ich doch weiß, hat sich Ihre Praxis hier in der letzten Zeit so sehr ausgebreitet...“

„Das allerdings,“ bestätigte Potter, „aber ich habe einen so ehrenvollen Ruf nach meiner Vaterstadt Bonn erhalten, der mir außerdem eine gesicherte Zukunft in Aussicht stellt...“

„Das ist freilich etwas Anderes,“ sagte Kathinka leise, „und kein Mensch wird es Ihnen da verdenken können, Rhodenburg es aber gewiß sehr bedauern.“

„Sie haben hier so viel geschickte Aerzte,“ erwiderte Potter ausweichend — „aber ich wollte doch die Gelegenheit nicht versäumen, Ihnen Lebewohl zu sagen und Ihnen wie Ihren Eltern für die vielen lieben Stunden zu danken, die Sie mir verstatteten in Ihrem gastlichen Hause zuzubringen.“

„Vater und Mutter sind gerade so beschäftigt,“ erwiderte Kathinka verlegen, „und eben im Begriff, selber eine Reise anzutreten.“

„Ich sah draußen schon einen Koffer stehen — und wohin werden Sie sich wenden?“

„Meine Eltern? Wahrscheinlich wieder nach Berlin.“

„Ihre Eltern? Werden Sie dieselben nicht begleiten?“ fragte Potter verwundert.

Kathinka zögerte mit der Antwort. Daß ihres Vaters Lage kein Geheimniß in der Stadt sein konnte, mußte sie wissen; sie hatte nun dreimal in verschiedenen Städten und Ländern diesen traurigen Abzug mit durchgemacht, und das Gefühl war ihr peinlich, daß auch Doctor Potter glauben sollte, sie habe Theil an diesem unredlichen Handeln. Aber was war er ihr? Ein Fremder — und ihm gegenüber durfte sie die Eltern nicht bloßstellen; nur belügen konnte und wollte sie ihn nicht. — „Nein,“ sagte sie leise, „ich werde zu einer alten Verwandten gehen und dort bleiben.“

Potter schwieg und sah still, aber erregt vor sich nieder. Er kannte das junge Mädchen und ihren Charakter; er hatte sie oft bei prahlerischen Aeußerungen des Vaters die Farbe wechseln sehen und glaubte, jetzt Alles zu durchschauen. Daß Herr von Schaller hier bis über die Ohren in Schulden saß, wußte er außerdem — es hatte eben kein Geheimniß mehr bleiben können. In welch trauriger Lage befand sich dann

das arme Mädchen unter der Obhut solcher Eltern, und war es da nicht natürlich, daß sie einem solchen Schicksal zu entgehen suchte?

Er hob den Blick fast schüchtern zu ihr auf, aber noch immer so stolz und selbstbewußt wie früher stand sie ihm gegenüber, ja vielleicht jetzt noch mehr, da sie von dem Gefühl gehoben wurde, sich von jetzt ab nur allein selber anzugehören. — „Gnädiges Fräulein," sagte er endlich mit bewegter Stimme, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh es mir thut, jetzt so von — von hier zu scheiden. Ich habe eine zu glückliche und doch wieder schmerzliche Zeit in Rhodenburg verlebt, und das Herz hängt in der Erinnerung fast noch fester an seinen überstandenen Leiden als Freuden . . ."

„Sie werden sich bald in Ihrer Heimath einen neuen Wirkungskreis schaffen," sagte Kathinka leise, „und Rhodenburg dann rasch vergessen."

„Das Erstere — ja, das Letzte — nein, Fräulein Kathinka, seien Sie dessen versichert, und wenn ich . . ." (er zögerte wieder) — er stand vor dem jungen Mädchen, er hatte die feste Absicht gehabt, ihr wenigstens eine Andeutung zu geben, wie gerade sie allein Alles gewesen sei, was ihn in dieser Stadt beglückt und elend gemacht; aber jetzt fehlte ihm der Muth, er wagte es nicht, und das Beste war, ein für beide Theile vielleicht peinliches Gespräch abzubrechen. — „Ich nehme Ihre Zeit zu lange in Anspruch," sagte er scheu und getraute sich nicht einmal, den Blick zu ihr zu erheben — „wenn ich Ihre Eltern nicht mehr sehen kann, so bitte ich Sie, mich ihnen zu empfehlen, und Sie selber, Fräulein Kathinka," fuhr er mit nur eben hörbarer Stimme fort und war jetzt wirklich kaum im Stande, seiner heftigen Aufregung Herr zu werden — „und Sie selber — bewahren Sie mir ein freundliches Andenken."

„Leben Sie wohl," hauchte das junge Mädchen vollkommen tonlos. Sie reichte ihm die Hand, aber kein Muskel ihres Antlitzes regte sich. Potter sah zu ihr auf, in die marmorbleichen Züge, aber zwei große helle Thränen, über die sie keine Gewalt hatte, rollten ihre Wangen hinab, und das fühlend, wandte sie sich, um den Saal zu verlassen.

„Kathinka,“ rief Potter, der ihre Hand noch nicht losgelassen — denn die einzelne Thräne hatte seine Zunge gelöst, das Eis gebrochen, welches, wie er geglaubt, ihr Herz ihm verschlossen gehalten — „in dem Glanze Ihres Hauses wagte ich nicht, Ihnen zu gestehen, daß meine ganze Seele nur an Ihnen hängt, daß ich unglücklich und einsam mein ganzes Leben verbringen würde, wenn ich Ihnen nicht sagen dürfte, wie lieb ich Sie habe! Jetzt stehen Sie selber allein, mit eigener Hand haben Sie die Bande getrennt, die Sie an Ihre Eltern fesselten, jetzt muß ich reden, wenn ich mir nicht mein ganzes Leben die bittersten und verdientesten Vorwürfe machen soll! Ich liebe Sie, Kathinka, von ganzer Seele, mit der festen Kraft eines treuen und ehrlichen Herzens — werden Sie mein Weib! Wir ziehen fort von hier nach Bonn, wo keine Erinnerung des Vergangenen Sie mehr quälen soll, und haben Sie Vertrauen zu mir, oh, so sehen Sie mir in's Auge — Kathinka . . .“

So weich, so klagend klang das letzte Wort — Kathinka versuchte anfangs ihre Hand aus der seinen zu ziehen, aber er ließ sie nicht. Ihr Herz klopfte fast hörbar in der Brust; im Glück, in dem er sie glauben mußte, hatte er scheu zurückgehalten, jetzt erst im Unglück trat er ihr nahe — und war er ihr denn nicht selber stets das Muster eines braven, wackern Mannes gewesen?

Noch zögerte sie — durfte sie seine Hand annehmen, wenn er nicht Alles wußte, wie es mit ihr und ihren Eltern stand? — Der Gedanke zog wie ein eisiger Stahl durch ihr Herz.

„Herr Doctor,“ sagte sie mit leiser Stimme, ohne sich aber zu ihm zu wenden, „ich danke Ihnen für die freundlichen Worte, und sie werden mir ein Trost in meinem künftigen Leben sein, aber . . .“

„Oh, kein Aber, Kathinka — kein Aber!“

„Aber die Verhältnisse in unserem Hause haben sich in solcher Art geändert,“ fuhr das Mädchen fort, „daß ich Ihren Antrag nicht annehmen kann. Ich bin arm, ich habe nichts in der Welt als einen guten Willen, zu arbeiten, um mich dadurch selbstständig zu stellen — was uns hier umgiebt, ist nichts als eine hohle, glänzende Schale. Mein Vater,“ fuhr

sie kaum hörbar fort, als der Doctor schwieg, „ist tief verschuldet und, wie ich fast fürchte, nicht im Stande, seine Gläubiger zu befriedigen — die Baronesse Schaller hätte Ihnen mit Freuden die Hand gereicht — die arme Kathinka..."

Sie kam nicht weiter; mit einem Jubelruf schloß er das Mädchen in die Arme. „Sieh mich an, Kathinka," rief er unter vorquellenden Thränen — „sieh mir in's Auge, Geliebte, und sage dann, ob ich das Mißtrauen verdient habe!"

Kathinka blieb regungslos, ihr ganzer Körper zitterte, aber sie sprach kein Wort; endlich wandte sie sich gegen ihn, und ihn mit einem seligen Blick anschauend, sagte sie leise: „Ja, ich habe mich nicht in Dir getäuscht, Du bist gut und brav. Im Glück schwiegst Du, und da Leid über mich hereingebrochen, reichst Du mir die helfende Hand. Ich will Dein sein, Dein für immer, und ich danke Gott, daß er Dich mir gegeben."

Hans hatte ein schweres Amt übernommen: seiner Schwester, seiner Mutter die furchtbare Nachricht von dem Vorgefallenen zu bringen, und schon wie er das Haus betrat und die überall getroffenen festlichen Vorkehrungen, das rege Leben und Treiben überall, das Herumschwärmen der Dienerschaft sah, fehlte ihm fast der Muth, das Alles jetzt mit einem einzigen Wort zu Boden zu schmettern.

Die Mutter begegnete ihm zuerst.

„Nun, Hans," sagte sie, „wie gefällt Dir unsere Ausschmückung? Es ist leider noch nicht weit genug im Jahre, daß wir mehr Blumen hätten anbringen können; aber mit dem, was aufzutreiben war, haben wir doch das Meiste gemacht, und der alte Claus, ein so mürrischer Patron er sonst sein mag, hat darin ein wirkliches Geschick."

„Soll ich Dir sagen, Mama, wie es mir vorkommt?" sagte Hans wehmüthig — „wie die Vorbereitung zu einem Begräbniß."

„Hans, um Gottes willen!" rief die Mutter erschreckt aus, „wie kommst Du auf den gräßlichen Gedanken? Geh weg, das ist häßlich! Aber wo ist denn der Vater?"

„Er hat noch einen Spaziergang gemacht, oder mich vielmehr vorausgeschickt, um Dir etwas zu sagen.“

„Mir etwas zu sagen?“ fragte die alte Dame und sah besorgt den Sohn an, der ihr heute gar so feierlich, so ganz anders als sonst vorkam.

„Die Gesellschaft wird heut Abend nicht kommen, Mutter; ich habe Alles abbestellt.“

„Hans,“ schrie Frau von Solberg, entsetzt in die Höhe fahrend, „was ist geschehen? Du hast Alles abbestellt? Wo ist der Vater — um Gottes willen, Hans —“

„Sorge Dich nicht, Mutter,“ sagte Hans mit dem Kopfe schüttelnd, „der Vater ist wohl und munter und wird vielleicht in einer halben Stunde hier sein — aber...“

„Aha, da ist auch der Herr Bruder!“ rief Franziska mit ihrer lachenden Stimme, als sie in das Zimmer trat. „Aber wo bleiben die anderen Herren? Es ist noch so viel zu besprechen und anzuordnen, daß wir hier gar nicht wissen, wo uns der Kopf steht.“

„Denke Dir,“ platzte die Mutter heraus, „Hans hat die Gesellschaft heut Abend abbestellt!“

„Ja,“ lachte Fränzchen, „das sieht ihm ähnlich — aber, um Gottes willen, Hans,“ setzte sie bestürzt hinzu, „was hast Du? Wie siehst Du denn aus? So bleich, so verstört — um aller Heiligen willen, was ist vorgefallen?“

„Fränzchen,“ sagte Hans ruhig, „glaubst Du an eine Vorsehung?“

„Was soll die Frage, Hans?“ rief Franziska, jetzt am ganzen Körper zitternd. „Gewiß thue ich das — wer thut es nicht? Aber was hast Du? Es ist etwas vorgefallen, etwas Schreckliches — oh, Du ängstigst mich so, ich fürchte mich ordentlich vor Deinen Augen!“

„Und doch bringe ich Dir nur Gutes, Fränzchen,“ sagte Hans herzlich — „und doch habe ich Dir nur zu künden, daß Du einer entsetzlichen Gefahr in kaum Haaresbreite entgangen bist, während Dich sonst schon morgen ein Teufel in Menschengestalt Deinem Elend entgegen geführt hätte...“

„Leopold?“ schrie Franziska mehr als daß sie das Wort

sprach. „Was ist mit ihm? Hans, bei Deiner Seele Seligkeit beschwöre ich Dich, gieb mir Antwort!“

„Um Gottes willen, Graf Rauten?“ rief auch die Mutter.

„Graf Rauten,“ sagte Hans bitter — „ein Betrüger war er, ein feiger Mörder und Dieb, der sich hier bei uns unter falschem Namen eingeschlichen ...“

Er hatte eben noch Zeit, zuzuspringen und Fränzchen in seinen Armen aufzufangen. Es war zu viel gewesen, zu viel auf einmal, und ohnmächtig brach die verrathene Braut da, wo sie stand, zusammen.

Das half der Mutter wenigstens über den ersten Schreck hinweg, denn die Sorge um die Tochter nahm für den Moment ihre ganze Geistesthätigkeit in Anspruch.

Hans indessen, indem er die Schwester vor der Hand ihrer Kammerfrau und der Mutter überließ, überraschte die Dienerschaft gründlich durch den Befehl, die Vorbereitungen für den heutigen Abend einzustellen. Die Gesellschaft sei um einen Tag hinausgeschoben, und in der Küche sollten sie ebenfalls darauf Rücksicht nehmen.

Daß der Koch da unten in vollem Grimm herumfluchte und schwur, er wolle doch lieber sein Geschäft aufgeben und Holzhacker werden, wenn ihm so eine Arbeit unter den Händen weggenommen würde, kümmerte ihn nicht, er erfuhr es auch gar nicht, und es hatte weiter keinen Zweck, als den Küchenjungen in Angst zu setzen, denn mit seinem Chef war heute nicht zu spaßen.

Ebenso mußte das Geschirr wieder weggeräumt werden, und einer der Diener fragte schüchtern, ob man auch die Blumen wieder abnehmen solle. Das aber verbot Hans auf das Entschiedenste. Die Blumen sollten bleiben, und was etwa bis morgen verwelkt wäre, könne dann durch frische ersetzt werden.

Als er die Schwester wieder aufsuchen wollte, begegnete ihm schon die Kammerfrau, die nach ihm geschickt worden. Er fand auch die Schwester wieder auf, aber wenn auch bleich und in Thränen gebadet, doch weit ruhiger, als er erwartet hatte, sie zu finden.

Sie streckte den Arm, wie Hülfe suchend, ihm entgegen,

als er das Zimmer betrat, und Hans eilte auf sie zu, nahm ihre Hand, und sie schmeichelnd in der seinen haltend, ließ er sich neben ihrem Lager nieder. Er fürchtete, sie gerade jetzt noch stärker aufzuregen, und bat sie nur, sich recht ruhig zu halten, bis der böse Anfall vollkommen vorüber sei; aber Fränzchen sagte mit leiser Stimme: „Nein, Hans, erzähle mir jetzt Alles, Alles! Hörst Du? Verheimliche mir nichts. Der ärgste Schlag ist überstanden, und nur die Ungewißheit, der Zweifel könnte mich jetzt noch zur Verzweiflung treiben."

„Den kann ich Dir nehmen, Herz," sagte ihr Bruder, „und wenn Du Dich stark genug fühlst, so glaube ich selber, daß es das Beste ist, Dir Alles offen und einfach zu erzählen. Dein eigener ruhiger Verstand wird Dir dann selber sagen, wie glücklich Du Dich fühlen mußt, einer solchen entsetzlichen Gefahr entgangen zu sein."

Und jetzt erzählte Hans, in gedrängter Kürze wohl, aber doch vollkommen ausführlich, die verschiedenen Verdachtgründe erst und dann die Beweise, die sich gegen Rauten gehäuft, und die Thätigkeit, welche Notar Püster dabei entwickelt, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen.

Als er der verlassenen Frau erwähnte, die ihm bis hierher gefolgt, und nicht etwa um den meineidigen Gatten wieder zu gewinnen, sondern um einen Theil dessen zu retten, was er ihr gestohlen, um sie im größten Elend zurück zu lassen, da barg Fränzchen schaudernd ihr Antlitz in den Händen, und Hans sagte leise: „Und das hätte auch Dir bevorgestanden, Herz, denn wohin sollte er Dich führen? Auf seine Güter? Er hat nichts, als den Raub vielleicht in seinem Koffer, und jeder Schandthat fähig, würde er auch keinen Augenblick gezögert haben, Dich in irgend einer Wildniß zurück zu lassen."

„Und was ist jetzt aus ihm geworden?" fragte die Mutter scheu.

„Er liegt an der Wunde, die er sich bei dem Sturz geholt, darnieder, aber wird nur geheilt werden, um im Zuchthaus sein elendes Dasein zu beschließen. Und eines solchen Menschen wegen," setzte er dann bitter hinzu, „habt Ihr das arme Käthchen aus dem Hause gestoßen?! Hatte das Kind nicht

Recht, als es Euch mit ahnungsvoller Seele vor dem Buben warnte?“

„Oh mein Gott, oh mein Gott,“ seufzte die Mutter, „aber wer hätte es für möglich gehalten! Doch das wenigstens ist wieder gut zu machen,“ setzte sie dann rasch hinzu, „Käthchen soll wieder zu uns zurück. Du selber brauchst Zerstreuung, Fränzchen, und ihre Gesellschaft wird Dir wohl thun.“

„Und glaubst Du, Mutter, daß sie in das nämliche Haus, aus dem sie verstoßen wurde, zurückkehren würde? Müßte sie nicht immer der Gedanke quälen, daß sie ja doch nur eine Fremde sei und jeden Augenblick in der nämlichen Weise entfernt werden könne? Nein, das ist zu spät, aber vielleicht findet sich doch noch ein Mittel, sie zu entschädigen oder doch wenigstens in etwas gut zu machen, was an ihr gesündigt wurde. Aber lassen wir das jetzt — wir haben ernstere Dinge im Kopf, aber das Schwerste ist doch überstanden, da ich jetzt Fränzchen so ruhig und gefaßt sehe. Auch keine Thräne weine mehr um den Buben, Schatz, er hat sie wahrlich nicht verdient, und schon die feige That allein gegen meinen armen Dürrbeck verdiente, daß er gebrandmarkt an den Galgen käme. — Aber jetzt muß ich fort,“ brach er kurz ab, „es bleibt mir heute noch viel zu thun, und wenn ich nicht zum Essen kommen sollte, so wartet nicht auf mich.“

34.

Käthchen.

Draußen vor der Stadt, aber noch unmittelbar an dieselbe grenzend, befand sich das Spital, in das man auf Requisition des Notars Püster den verwundeten Gefangenen geschafft hatte, und dort war er auch augenblicklich guter Pflege übergeben worden. Aber er litt furchtbare Schmerzen, und der Arzt schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopfe, als er zuerst die

Wunde untersucht und so gut als möglich behandelt hatte, und dann selber in das Haus des Notars ging und dort den mächtigen Haken sah, der ihm jedenfalls vollständig in den Körper gedrungen, ja durch das Gewicht desselben nur noch viel schärfer eingepreßt worden war.

Uebrigens fand die Anklage gegen ihn schon dadurch einen vollständigen Grund und Beweis, daß man in seiner im großen Koffer befindlichen Tasche noch dreizehn amerikanische Bonds fand, deren Nummern mit den von der verlassenen und beraubten Frau des Buben angegebenen genau übereinstimmten. Sieben davon hatte er in der Zeit außer den immer fälligen Zinsen verbraucht. Ebenso beschrieb diese jetzt so genau den Schmuck, den sie von ihren Eltern zum Brautgeschenk erhalten, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, wie auch dieser ihr gehöre und gestohlen sei.

Die anderen Anklagen wären allerdings nur schwer, wenn überhaupt zu beweisen gewesen; aber man konnte jetzt nicht einmal den Versuch dahin machen oder nur eine Frage an den Verwundeten richten, der in einem halb bewußtlosen Zustande auf sein Lager geschafft wurde und dort leise vor sich hin-stöhnend lag.

Hans war dort gewesen, um sich nach ihm zu erkundigen, aber der Kranke lag in einem heftigen Fieber und fing an zu phantasiren — und furchtbare Schreckgebilde mußten es sein, die vor seiner innern Seele emporstiegen.

Als der junge Solberg an sein Lager trat, lag er gerade in einem Halbtraume, und mit geöffneten Augen, wenn auch keinen Menschen erkennend, stöhnte er vor sich hin: „Was kümmert mich der Stock! Nehmt ihn fort, er gehört nicht mir — ein Baron trägt keinen solchen Stock, das thun nur Handwerksburschen! Ich kenne auch den Juden nicht, ich habe ihn nie gesehen — fort, fort! Er lebt ja noch, er ist gar nicht todt! Er öffnet die Augen und ruft Erbarmen! A—i!“ —

Ein so unheimlich gellender Schrei zitterte durch das kleine Gemach, daß ein Wärter aus einem Nachbarzimmer herüberkam, um zu sehen, was es gebe; aber der Kranke lag schon wieder von einer Ohnmacht befangen, und Hans verließ schaudernd das Spital.

Langsam schritt er die Straße zurück, welche auf den Brink zu führte. Er hatte erst im „Römischen Hause" vorgesprochen, um Mrs. Rehberg aufzusuchen und sie zu beruhigen, daß sie ihr Eigenthum, so weit es noch beschafft werden konnte, jedenfalls wieder erhalten sollte. Dann ging er zu Püster, um mit diesem das Weitere über die jetzt zu nehmenden Schritte zu besprechen.

Er fand Mux allein in dem Comptoir und ging freundlich auf ihn zu, um ihn zu begrüßen; der kleine Mann zog sich aber scheu zurück und fuhr mit der Erklärung, daß er den Herrn Notar augenblicklich rufen wolle, aus dem Zimmer, so daß ihm Hans kopfschüttelnd nachsah. Was hatte nur der wunderliche Mensch!

Unmittelbar danach kam der Notar, und was sie Geschäftliches mit einander abzumachen hatten, war bald erledigt und betraf hauptsächlich das amerikanische Consulat. An dieses hatte sich Hans nämlich selber gewandt, damit die hiesigen Behörden, von deren Weitläufigkeit und Langsamkeit er schon einige Proben gehabt, der Frau nicht zu viele Schwierigkeiten in den Weg legten, um ihr Eigenthum wieder zu erlangen. Er erzählte Püster dann, wie er den Gefangenen gefunden, und erfuhr von ihm, daß die Staatsanwaltschaft schon die Sache in die Hand genommen und der Staatsanwalt mit ihm conferirt habe, um all' die einzelnen Daten zu bekommen. Vor der Hand ließ sich allerdings nichts weiter thun, als die nothwendigen Erkundigungen an den verschiedenen Plätzen der verbrecherischen Thätigkeit dieses Menschen einzuziehen, und ein erstes Verhör mußte dann, bis Antwort hierauf eingetroffen und der Verwundete wenigstens in etwas hergestellt war, verschoben bleiben.

„Jetzt noch eine Bitte, lieber Herr Notar," sagte Hans, als er alles das beendet und wie mit einem Entschlusse ringend für kurze Zeit in dem Comptoir hin und her gegangen war — „doch vorher noch eine Frage..."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Was haben Sie da eigentlich für einen komischen kleinen Menschen in Ihrem Comptoir?"

„In meinem Comptoir?"

„Ihren Herrn Mux — er hat auch gleich einen so wunderlichen Namen…“

„Aber inwiefern komisch?“

„Ich habe den kleinen Mann jetzt,“ fuhr Hans fort, „seit längerer Zeit beobachtet und dabei die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß er mit allen Leuten auf das Unbefangenste verkehrt, aber mir oder meinem Vater gegenüber eine ganz eigenthümliche Scheu, ja, Furcht zeigt, und doch hat keiner von uns Beiden ihm je ein hartes Wort gesagt oder ihn auch nur durch einen Blick gekränkt.“

„Haben Sie das in der That bemerkt, Herr Baron?“ fragte Püster leise und wie nachdenkend.

„Allerdings, und besonders auffällig bei meinem Vater. Dort bei uns stand er im Entrée, und die hellen Thränen liefen ihm an den Wangen nieder; und jetzt, als mein Vater hier war und dort drüben saß und Mux an seinem kleinen Pulte stand, verwandte er fast kein Auge von ihm und warf nur manchmal flüchtige Blicke nach den Parteien hinüber. Als wir ihm dann die Hand gaben, zitterte er heftig und wieder traten ihm Thränen in die Augen, und jetzt ist er gar fortgelaufen, wie ich kam. Es sollte mir recht von Herzen leid thun, wenn ich ihn durch irgend etwas gekränkt hätte, und wissentlich ist es auch sicher nicht geschehen.“

Notar Püster sah nachdenkend eine Weile vor sich nieder; endlich sagte er ruhig: „Herr von Solberg, es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß ich die Antwort auf die Frage, welche Sie in diesem Moment an mich richten, schon für Sie schriftlich in meinem Pult liegen habe.“

„Das ist undenkbar!“ rief Hans erstaunt aus.

„Und trotzdem wahr,“ sagte der Notar; „ich bin nur die ganze Zeit noch nicht mit mir selber einig gewesen, ob ich ein Geheimniß, das mir Jemand anvertraut hat, einem Dritten mittheilen darf.“

„Ein Geheimniß? Aber wie kann ein Geheimniß zwischen mir und Ihrem kleinen Schreiber bestehen? Ich habe ihn früher im Leben nie gesehen!“

„Und doch besteht es,“ sagte Püster, langsam mit dem Kopfe nickend, „und manch Geheimniß so in der weiten

Welt, und unter den hohen wie unter den niederen Ständen, das glatt genug an der Außenseite ist, um es gar nicht zu bemerken, im Innern aber Jammer und Elend, heiße Thränen und gebrochene Herzen birgt."

„Sie spannen meine Neugierde auf das Aeußerste!" rief Hans.

„Die Neugierde hat nichts damit zu thun," sagte der alte Mann ernst, „aber ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt, Herr von Solberg — Ihrem Herrn Vater würde ich nie den Schleier gelüftet haben, denn gedemüthigt soll der arme, kleine, unglückliche Mensch nicht werden, der so schon, wenn auch vollkommen schuldlos, viel ertragen hat. Da, lesen Sie, aber geben Sie mir vorher Ihr Ehrenwort, Mux nie an Ihren Vater zu verrathen."

„Gewiß nicht!" rief Hans und überflog schon das Blatt mit den Augen; aber seine Züge nahmen rasch den Ausdruck des Erstaunens an. „Es ist nicht möglich," rief er leise vor sich hin — „kann denn das sein? Mux — armer, kleiner, verstoßener Mux!"

Der Notar stand daneben und nickte nur immer leise mit dem Kopfe, und Hans, ganz verwirrt, nachdem er die Zeilen erst flüchtig und dann noch einmal aufmerksamer überlesen, sagte bewegt:

„Herr Notar, ist das Wahrheit, was dieses Blatt enthält?"

„Ich weiß es aus des jungen Mannes eigenem Munde, der außer sich war, als er das Haus Ihres — seines Vater zum ersten Mal betreten sollte."

„Und mein Vater weiß nichts von ihm?"

„Die Frage ist schwieriger zu beantworten. Er kennt ihn keinenfalls, aber er hat auch mit der letzten Zahlung an die Mutter die bestimmte Erklärung abgegeben, daß dies sein letzter Zuschuß sein solle, und die Gerichte können ihn allerdings nicht zu Weiterem zwingen. Er hat gethan, was ihm das Gesetz vorschreibt, und eigentlich noch etwas mehr, also könnte von einem weiteren Zwang nicht die Rede sein. In seiner Erklärung verwahrte er sich aber außerdem ganz entschieden gegen jede fernere Forderung, und er ist auch nie mehr belästigt worden. Die Mutter war anfangs so krank, daß das

Kind außer dem Hause genährt werden mußte, und dort verwahrlost, kam es zu Schaden und wurde ein Krüppel. Später nahm sie es wieder zu sich, aber Gram und Noth nagten doch an ihrem Leben. Sie starb, sechsunddreißig Jahre alt, vor noch nicht langer Zeit, und Mur, mit keinen Mitteln, die Schule länger zu besuchen, war schon vor drei Jahren als Schreiber bei mir eingetreten."

Hans hatte den Brief auf den Tisch geworfen, den Püster aber wieder an sich nahm und einsteckte, und ging mit raschen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich blieb er vor dem Notar stehen und sagte mit wohl ruhiger, aber doch noch immer bewegter Stimme: „Wissen Sie wohl, mein lieber Herr Notar, daß ich, so lange ich mich jetzt wieder in der Heimath befinde, unter den „hohen Ständen", wie Sie so freundlich waren, sie vorhin zu nennen, verwünscht wenig Gutes, aber eine Masse von recht traurigen Handlungen gefunden habe?"

„Mein lieber Herr Baron..."

„Ich gebe zu, daß ich darin Unglück hatte," sagte Hans mit dem Kopfe nickend, „und gleich von Anfang an in die unrechte Bekanntschaft gerieth. Ich kenne ja auch zahlreiche ehrenwerthe Männer in diesem Stande und rechne zu denen auch mit gutem Gewissen meinen eigenen Vater; das alte Vorurtheil, aus besserem Thon geknetet zu sein, steckt vielen der Herren doch noch in den Adern. Was in der bürgerlichen Gesellschaft als eine Frevelthat gebrandmarkt werden müßte, gilt den Herren als eine „noble Passion", mit der sie sich über sonstige Scrupel hinwegsetzen, und ich fange doch an zu fühlen, daß ich nicht recht mehr in diese Sphäre passe. Sonderbar, daß das Ehrgefühl da nach einer Seite so scharf ausgebildet wird, daß ein Schlag, ein Schimpfwort im Stande ist, einen Mann, der es nicht von sich abwälzt, für sein ganzes Leben ehrlos zu machen, während daneben gebrochene Schwüre, also gemeiner Meineid, nur daß er nicht vor Gericht abgegeben wurde, zu den Alltäglichkeiten gehören, nur weil die Standesgenossen dies ignoriren."

„Mein lieber Herr Baron," sagte Püster achselzuckend, „das Capitel ist schon über und über verhandelt, aber dadurch

nicht besser geworden, und daran ändern wir nun einmal nichts, wenigstens nicht mit Einem Schlage. Das muß die neue Zeit allmälig, aber gründlich verreiben und unschädlich machen; aber lassen Sie sich nichts merken," unterbrach er sich rasch, „da kommt Mux, wir besprechen das einmal später."

„Nichts merken?" rief Hans, während die Thür sich öffnete und Mux, ein Paket Briefe in der Hand, hereintrat, „nein, Herr Notar, kein Geheimniß da mehr zwischen uns, das mir, da ich es nun einmal kenne, doch nur auf der Seele brennen würde."

Mux hatte die Briefe auf das Pult des Notars gelegt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als Hans auf ihn zusprang und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Mux!" rief er, mit vor Rührung fast erstickter Stimme, „Bruder Mux, gieb mir Deine Hand und laß uns Freunde sein!"

„Herr Baron!" rief Mux und wurde, indem er zurückprallte, todtenbleich.

„Herr Baron? Nicht mehr so," rief Hans bewegt. „Der Notar hat mir Alles erzählt, und recht von Herzen dank' ich ihm dafür; aber Du und Du sind wir auch fortan, und da ich Dir nie im Leben etwas zu Leide gethan, Bruder Mux, so darfst Du es mir auch nicht abschlagen, wenn ich Dich darum bitte."

Der kleine Mann, dessen Hand Hans ergriffen hatte, stand vor ihm, am ganzen Körper zitternd; er vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. Sollte er dem Notar zürnen, daß er sein Geheimniß verrathen, sollte er laut aufjubeln, daß er eine Hand in der seinen hielt, die es treu und brüderlich mit ihm meinte? Die Gedanken schwirrten ihm nur so durch den Kopf, und nur das ernste dunkle Auge hob er zu Hans empor und begegnete für wenige Secunden wie scheu und furchtsam dessen Blick. Dann aber zog ein lichtes Lächeln über seine Züge, und mit seiner weichen, melodischen Stimme sagte er, den Druck von des Bruders Hand erwidernd:

„Ich danke Dir, Bruder Hans, ich danke Dir recht aus meiner innersten Seele heraus, denn mit Deinem freundlichen Worte hast Du mir wieder Lust und Vertrauen zum Leben

gegeben. Ich stand gar so einsam und verlassen in der Welt."

„Armer Bruder!"

„Aber laß es damit auch genug sein," fuhr Mur leise fort. „Wenn Dir der Herr Notar Alles erzählt hat, so weißt Du auch, wie Dein Vater gegen mich gesinnt ist."

„Aber er kennt Dich gar nicht."

„Und glaubst Du," sagte Mur bitter, „daß meine Persönlichkeit ihn günstiger für mich stimmen würde? Nein! Und ich selber würde mich nur wieder gedrückt und elend dadurch fühlen. Nein, versprich mir, ihm nie ein Wort über mich oder meine Existenz zu sagen. Sieh, ich bin ja auch jetzt glücklich genug, ich habe einen Bruder gefunden, der sich meiner nicht schämt, und ich halte mich in diesem Augenblick für reich, überreich!"

„Mein armer, guter Mur," sagte Hans bewegt, „aber ich verspreche es Dir, und wäre der Letzte, der Dir wehe thun möchte. Es sei, wie Du es selber willst, bis wir uns später vielleicht einmal darüber verständigen."

„Und was für eine Bitte hatten Sie an mich, Herr von Solberg?" sagte Püster, der ein stiller, aber deshalb nicht minder theilnehmender Zeuge des Ganzen gewesen war, „Sie sprachen vorhin davon."

„Ja," sagte Hans rasch, indem er des Bruders Hand los ließ, „und Bruder Mur kann mir sogar darin helfen, denn was ich eben erfahren, muß mich nur in dem einmal gefaßten Entschluß bestärken. Ich habe nämlich, als ich vorhin zu Hause war, einen Brief von Lima vorgefunden, der meine Rückkehr nach Peru vielleicht noch im Laufe dieses Jahres bedingt, wenn ich auch gar nicht daran denke, mich dort für immer nieder zu lassen. Nur ein paar Jahre werde ich drüben noch aushalten müssen, und ehe ich die Reise dorthin wieder antrete, bleibt mir dann allerdings hier noch etwas sehr Wichtiges, was erledigt werden muß, nämlich nichts Geringeres, als mich zu verheirathen."

„Und darin soll ich Ihnen helfen?" lächelte der Notar.

„Ja," sagte Hans. — „Aber hören Sie. Ein Hauptgrund, weshalb ich nach Europa kam, war, mir eine Frau zu

suchen. Die peruanischen Damen sind allerdings sehr hübsch, aber trotzdem nicht nach meinem Geschmack. Natürlich sah ich mich nun hier in unseren Kreisen nach einer passenden Lebensgefährtin um, habe da aber auch nur wenig erbauliche Erfahrungen gemacht. Es mag sein, daß mein böser, oder vielleicht mein guter Stern mich lauter solche Bekanntschaften machen ließ, die zu keinem Ziele führten, aber ganz im Verborgenen fand ich dabei ein Blümchen, das ich schon als unaufgeblühte Knospe gekannt — mit Einem Wort, Käthchen da drüben — die kleine Näherin."

„Käthchen?" rief Mux erstaunt aus, und der Notar schüttelte dazu den Kopf.

„Mein lieber Herr von Solberg," sagte er, „das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie sich über alle Standesvorurtheile hinwegsetzen wollten, und eine bravere Frau fänden Sie auch vielleicht nicht auf der Erde, aber..."

„Aber?"

„Sie kennen Ihren Herrn Vater vielleicht durch Ihre lange Abwesenheit von hier nicht so genau als ich; er ist entsetzlich adelsstolz."

„Und hat alle Ursache dazu," lachte Hans bitter. „Jener nachgemachte Graf Rauten, Herr von Schaller sind ebenfalls Adelige, und glauben Sie etwa, daß zum Beispiel eins jener hochadeligen Fräuleins von Klingenbruch oder Fräulein von Noltje, oder wie sie Alle heißen, eine wackere Hausfrau geben würden?"

„Die Genannten vielleicht nicht, aber es giebt doch gewiß unter ihnen viele brave, wackere junge Damen."

„Gewiß, aber wo sie finden? Und weshalb sie suchen, wenn ich Alles, was ich brauche, in dem einen kleinen Käthchen habe? Wir sind zusammen aufgewachsen und haben — ich war ja selber noch ein Kind — als Kinder zusammen gespielt. Ich weiß außerdem, Käthchen hat mich lieb."

„Aber was wird die Stadt dazu sagen?"

Hans lachte laut auf. — „Mein lieber Herr Notar," sagte er, „die Stadt hat in diesem Augenblick so fabelhaft reichhaltigen Stoff zu ihren Unterhaltungen, und meine Familie spielt dabei gewiß eine so hervorragende Rolle, daß es auf

ein bischen mehr oder weniger dabei nicht ankäme. Aber," fügte er mit einem bittern Zug um die Lippen hinzu, „glauben Sie, daß mich das auch nur für einen Moment von einem beschlossenen Schritt abhalten könnte? Was haben sie über meinen armen Dürrbeck gesprochen, der nichts als seinem Gefühl für Pflicht und Ehre zum Opfer fiel! Sie werden auch über mich reden, ich aber glücklich sein! Was kümmert mich das Andere, kümmert mich die Stadt?"

„Und haben Sie schon mit Fräulein Peters gesprochen?" fragte der Notar.

„Mit Käthchen? Nein," rief Hans, „und das ist ja eben das Unglück, daß ich keine Gelegenheit dazu bekommen kann und sie jetzt selber herbeiführen muß, wenn ich nicht meine ganze Zeit vergeuden will! Ich habe sie allerdings ein einziges Mal in ihrer Wohnung aufgesucht, und zwar als ich sie zum ersten Mal wieder sah, mußte ihr dann aber das feste Versprechen geben, es nie wieder zu thun, und natürlich mein Wort halten. Nun hatte ich die Absicht, Fränzchen mit in das Geheimniß zu ziehen und sie heute in deren Gesellschaft zu besuchen, aber wie die Sachen jetzt zu Hause stehen, ist das unmöglich, und ich weiß mir keinen andern Rath, als bei Ihnen Hülfe zu suchen."

„Soll ich den Freiwerber für Sie machen, Herr Baron?" lächelte Püster, „das würde sich doch wohl nicht schicken."

„Nein, das will und muß ich selber thun," sagte Hans, „aber ich darf nicht hinüber und weiß auch Käthchen nirgends anders zu treffen, wo ich ungestört ein paar Worte mit ihr sprechen könnte, und da wollte ich Sie bitten, lieber Notar, sie hier zu sich unter irgend einem Vorwande herüberrufen zu lassen."

„Hm," lächelte Püster leise vor sich hin, „also ein zärtliches Rendezvous zwischen den alten staubigen Actenstößen und Dintenfässern. Wäre allerdings noch nicht dagewesen; ein solcher Vorschlag ist wohl noch keinem Notar in Rhodenburg gemacht worden."

„Und ich hole sie," rief Mux, seinen kleinen Hut vom Nagel reißend, „ich weiß schon eine Ausrede — und wie glücklich wird das arme Käthchen dann werden!"

„Höre, Mux,“ rief der Notar, also überrascht, „die Sache muß doch noch überlegt werden.“ — Aber Mux war schon zur Thür hinaus und unten auf der Straße, und Hans sprang in das Eckfenster, wo er, die Gardinen ein wenig zurückschiebend, ihm lachend nachsah.

„Guter, kleiner Mux,“ rief er, als er wieder in das Zimmer zurücktrat, „wenn ich nur wüßte, was ich für ihn thun könnte, um ihn in etwas für das ausgestandene Leid zu entschädigen!“

„Wenn Sie das wollten,“ sagte Püster freundlich, „dazu hätten Sie allerdings Gelegenheit.“

„Und welche? Bitte, nennen Sie es!“

„Mux,“ sagte Püster, „hat und kennt nur Eine Sehnsucht: die, zu studiren, wozu ihm aber bis jetzt freilich die Mittel, keineswegs aber die Kenntnisse fehlen. Er sucht keine Zerstreuung, keine Erholung, sondern verbringt jeden Abend bei seiner Lampe mit seinen Büchern.“

„Und was will er studiren?“

„Die Rechtswissenschaft,“ nickte Püster, „und ich zweifle keinen Augenblick, daß er mit seinem Eifer und Fleiß, wie scharfem, natürlichem Verstand ein ganz ausgezeichneter Advocat werden könnte.“

„Und das, glauben Sie, könnte ihn glücklich machen?“

„Selig! Denn er wäre dadurch im Stande, sich eine selbstständige und ehrenvolle Stellung zu erringen, und weiter kennt er ja keine Sehnsucht, keinen Ehrgeiz.“

„Gut,“ sagte Hans, und ein frohes Lächeln legte sich über seine Züge, „wenn mein kleiner Bruder Mux so entsetzlich bescheidene Wünsche hat, dann ist ihm zu helfen; aber das besprechen wir später, lieber Notar, und reguliren das Alles, ehe ich Rhodenburg verlasse. Jetzt naht für mich die Entscheidung. Bei Gott,“ fuhr er fort, „da kommt er schon mit Käthchen an! — Hören Sie, mir fängt doch jetzt das Herz ein wenig an zu schlagen, und ich möchte ihr nicht eigentlich sogleich entgegentreten. Das Ganze kam mir wirklich ein bischen zu rasch. Mux war ja auch wie ein Wetter fort.“

„Er freut sich über das Glück des jungen Mädchens.“

„Aber wenn er ihr nur keine Andeutung unterwegs macht, sonst kehrt sie auf der Stelle um.“

„Der nicht,“ sagte Püster, mit dem Kopfe schüttelnd; „so jung er noch ist, so fest kann man sich auf ihn verlassen. Aber da sind sie schon auf der Treppe. So treten Sie denn einen Augenblick in das Eckfenster da hinein, Herr Baron, und lassen Sie den Vorhang herunter — so — der alte Vorhang fängt an, eine gewisse historische Berühmtheit zu erlangen — da ist sie schon.“

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür, und Mux, der hereintrat, sagte: „Fräulein Peters, Herr Notar. Sie haben doch jetzt Zeit?“

„Laß sie nur hereinkommen. Guten Tag, mein liebes Kind!“

„Herr Notar, Sie hatten gewünscht...“

„Haben Sie jetzt viel zu thun und könnten Sie vielleicht ohne Weiteres eine größere Arbeit übernehmen?“ sagte der alte Mann und sah das junge Mädchen forschend an.

„Heute bin ich allerdings sehr beschäftigt, denn ich muß bis sieben Uhr Abends noch ein Kleid für die heutige Gesellschaft im Solberg'schen Hause fertig machen.“

„Die ist abbestellt, mein Kind,“ sagte der Notar. „Haben Sie gar nichts von den Vorgängen dort gehört?“

„Nichts,“ sagte das junge Mädchen, mit dem Kopfe schüttelnd; „ich bin nicht von meiner Maschine aufgestanden, aber mit dem heutigen Tage hoffe ich sie auch verdient und keine Schulden mehr zu haben. Aber was ist im Solberg'schen Hause vorgegangen?“ setzte sie rasch hinzu, „doch kein Unglück? Großer Gott, der junge Baron sprengte hier gestern auf einem so wilden Pferd vorüber!“

„Man hat den Grafen Rauten als einen Verbrecher verhaftet.“

„Ha!“ rief Käthchen aus, und ihre Augen blitzten; „ich habe es gewußt, daß es ein böser und schlechter Mensch sei, aber sie wollten es mir nicht glauben,“ setzte sie leise und kaum hörbar hinzu und seufzte recht aus tiefer Brust.

„Sie kannten den Grafen Rauten?“ fragte Püster, sie aufmerksam betrachtend.

„Ich habe ihn nur dort gesehen,“ erwiderte Käthchen; aber das Gespräch schien ihr nicht angenehm, und kurz abbrechend, fragte sie: „Doch was war es, Herr Notar, wegen dessen Sie mich rufen ließen? Ich muß meine Arbeit trotzdem zur bestimmten Zeit fertig haben, wenn sie auch heute nicht gebraucht wird, denn ich halte immer Wort.“

„Ja, liebes Kind,“ sagte der alte Mann, in diesem Augenblick wirklich halb verlegen, denn er hatte noch gar keine Zeit bekommen, sich zu überlegen, welchen Vorwand er gebrauchen wolle. „Ich, ich hatte eine Arbeit für Sie.“

„Und was ist es, Herr Notar?“

„Hm,“ schmunzelte Püster, und ein eigener Gedanke zuckte ihm durch's Hirn, „etwas, worauf Sie wohl nicht fallen würden, und wenn Sie ein ganzes Jahr danach riethen.“

„Ist es so außergewöhnlich?“ sagte Käthchen lächelnd.

„Außergewöhnlich? Nein, das gerade nicht; es fällt eigentlich alle Tage vor, aber doch nur selten bei alten Junggesellen, wie ich einer bin, liebes Fräulein.“

„Da bin ich aber doch wirklich neugierig,“ lächelte Käthchen.

„Also kurz heraus,“ rief Püster — „ein Brautkleid!“

„Ein Brautkleid?“ sagte das junge Mädchen erstaunt, und ein reizendes Lächeln funkelte in ihren blauen Augen. — „Und für wen?“

„Für Dich, Käthchen!“ rief da Hans, der sich jetzt nicht länger halten konnte, aus dem Vorhang herausbrach und auf das junge Mädchen zusprang. „Für Dich, Kind, wenn Du mich nur halb so lieb hast, wie ich Dich habe, und unsere Jugendzeit noch nicht vergessen hast!“

„Herr von Solberg!“ rief Käthchen in einem Todesschreck, während alles Blut aus ihren Wangen floh. — „Oh, Du mein Gott, wie Sie mich erschreckt haben!“

Mur war schon aus der Thür, und Püster folgte ihm eben so geräuschlos. Käthchen aber bemerkte es gar nicht, der Kopf schwindelte ihr und sie mußte sich an dem nächsten Stuhl festhalten.

„Käthchen,“ rief Hans und schlang seinen Arm um sie, ohne daß sie für den Moment im Stande gewesen wäre, sich davon los zu machen, „sieh mir in's Auge, Kind, fest und

ehrlich, wie ich Deinem Blick begegne, und sage mir, ob Du mein Weib, mein liebes, braves Weib sein willst für alle Zeit!"

„Herr von Solberg," bat Käthchen unter Thränen, „oh, das ist grausam von Ihnen, recht grausam — solchen Scherz..."

„Scherz, Käthchen?" rief Hans, „wo mir das Herz zerspringen möchte vor Seligkeit? Sieh mich an, Kind, und sage dann selber, ob ich scherze. Sieh, ich muß Deutschland vielleicht bald wieder verlassen und zurück in jenes ferne Land kehren, in dem ich für jetzt noch einen Schauplatz für meine Thätigkeit gefunden; aber nicht allein will ich ziehen, Du, mein Schwesterchen aus früherer Zeit, sollst mich als mein liebes, trautes Weib begleiten. Willst Du es thun, Käthchen? Hast Du mich lieb genug, um mir in die Welt hinaus zu folgen?"

Käthchen warf scheu den Blick umher. Wo war denn der Notar geblieben, wo Mux, der sie hierherüber gerufen? Sie waren allein, und es zog ihr das Herz zusammen, daß sie gar kein Wort über die Lippen brachte.

„Bist Du mir böse, Käthchen?" fragte Hans leise, ohne sie aber loszulassen. „Bist Du mir böse, daß ich Dich hier herübergelockt? Aber, Herz, ich hatte Dir ja versprechen müssen, Dich da drüben in Deinem Zimmerchen nie wieder aufzusuchen, und wo hätte ich Dich sprechen, wo Dich fragen sollen?"

„Oh, der böse Mux!" sagte Käthchen beinahe unhörbar und war jetzt blutroth geworden.

„Und er hat es so gut mit uns gemeint! Willst Du mein sein, Käthchen? Sage Ja, Herz, und es soll Dich nie im Leben gereuen."

„Ach, Herr von Solberg," sagte das arme Kind, „wie kann ich — wie kann ich denn? Ihre eigenen Eltern haben mich ja von sich gestoßen, und soll ich Haß und Unfrieden in Ihre eigene Heimath bringen?"

„Und traust Du mir zu, Käthchen, daß ich dazu die Veranlassung gäbe?" rief Hans bewegt. „Sage mir nur erst, Mädchen, ob Du mir wirklich gut bist?"

Da hielt sich Käthchen auch nicht länger, und mit leiser

Stimme hauchte sie, indem sie ihr Haupt auf die Brust neigte: „Oh, recht von Herzen, recht von Herzen bin ich's!"

„Mein Käthchen, mein liebes, liebes Käthchen!" rief Hans, sie fest und innig an sich drückend. „Aber jetzt hat auch Deine Sorge ein Ende, Schatz!" rief er, unter Thränen lachend. „Du darfst Dir nicht mehr die Augen bei spätem Lampenlicht verderben, und nur das Eine, wozu Dich mein alter Freund Püster herübergerufen, sollst Du noch — Dein eigenes Brautkleid machen! Und nun muß ich ihn auch wieder hereinrufen — ihn und Mux —, damit sie Zeugen unseres Glückes sein können."

Der alte Mann freute sich selber über das Glück des jungen, braven Mädchens, und Mux stand dabei, die Augen voller Thränen, und streichelte dem Käthchen, das er selber stets so gern gehabt, still und herzlich die Hand.

Hans erzählte jetzt, daß das auf heut Abend angesetzte große Fest natürlich ausfallen müsse, denn Fränzchen habe die furchtbare Nachricht zu rasch und unvorbereitet getroffen. Aber der Bube war es nicht werth, daß man seinetwegen wirklich trauerte — ja, im Gegentheil mußte man der Stadt zeigen, daß man es für ein Glück halte, der Gefahr entronnen zu sein, ihm die einzige Tochter zu opfern. Nun war aber morgen der Eltern Hochzeitstag, der eigentlich regelmäßig jedes Jahr gefeiert wurde, und noch heut Abend sollten, wenn er seine Eltern dazu bewegen konnte, die auf morgen umgeschriebenen Einladungen an die verschiedenen Gäste ausgegeben werden.

„Aber geht das schon?" sagte Käthchen schüchtern — „morgen? Und heute ist erst der Brautstand gelöst..."

„Meine Mutter," lächelte Hans, „hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ihre Kinder an dem nämlichen Tage unter die Haube zu bringen, an dem sie selber darunter gebracht wurde, und da nun Fränzchen sie im Stich gelassen hat, möchte ich ihr den Willen thun."

„Herr von Solberg!" rief Käthchen erschrocken.

„Herr Notar," rief Hans, „ich bitte zu Protokoll zu nehmen, daß mich meine Braut heute Morgen noch „Sie" und „Herr von" genannt hat, und daß ich sie dafür gestraft habe!" —

und ehe das tief erröthende Mädchen nur ahnte, was er beabsichtigte, hatte er sie beim Kopfe gefaßt und küßte sie herzhaft ab.

„So," sagte er dann, „das wirst Du Dir hoffentlich merken, aber meinetwegen kannst Du's gleich noch einmal thun."

„Aber Sie denken doch nicht daran," sagte jetzt auch Püster, „morgen schon die Verbindung mit Ihrer Braut zu schließen? Es wäre rein unmöglich, bis dahin alle die zahlreichen Formen durchzumachen, die in unserem Vaterland nun einmal für einen doch immerhin so wichtigen Schritt verlangt werden."

„Nein," erwiderte Hans, „ich weiß, daß das unmöglich wäre, und mit einer solchen Hast möchte ich es auch Käthchen's selber wegen nicht betreiben; aber unsere Verlobung wollen wir an dem Tage feiern und der Stadt damit verkünden."

„Morgen?" rief Käthchen erschreckt, „und in — in Deiner Eltern Hause?"

„Dafür mußt Du wieder einen Kuß haben, Schatz, für das erste Du," rief Hans mit glücklich strahlenden Augen — „und Du brauchst Dich hier nicht zu geniren, Lieb," setzte er herzlich hinzu. „Der alte wackere Herr Notar meint es so gut und treu mit uns wie ein Vater, und mit Mux bin ich außerdem auf Du und Du."

„Mit Herrn Mux?" rief Käthchen erstaunt.

„Ja," lachte Hans, indem er dem kleinen Manne treuherzig die Hand hinüberreichte; „das ist aber eine lange Geschichte, die ich Dir einmal später erzähle. Nicht wahr, Mux, wir sind Du und Du?"

„Ja, Hans," sagte der kleine Mann, und seine Augen blitzten wie ein paar Diamanten — „und ich bin recht glücklich darüber."

„Also, Käthchen, morgen Abend hol' ich Dich ab und stelle Dich der Gesellschaft als meine Braut vor..."

„Um Gottes willen, Hans," rief Käthchen erschreckt — „ehe ich Deine Eltern wieder gesprochen? Denke Dir nur, ich habe ja für mehrere Damen selbst für dieses Fest gearbeitet, und willst Du, daß sie mich über die Achsel ansehen und

sagen: das ist meine Näherin, die sich Herr von Solberg zu seiner Frau auserlesen!?"

„Nein, Käthchen hat Recht, Herr von Solberg," sagte auch jetzt Notar Püster; „das geht nicht gut an und würde Sie Beide nur in Verlegenheit bringen."

„Und was sagst Du, Mux?" fragte Hans jetzt lächelnd den Bruder.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der junge Mann; „nach unseren Standesbegriffen hier glaube ich selber, daß Du damit anstoßen würdest."

„Da hast Du das rechte Wort getroffen, Mux, nach unseren Standesbegriffen, nach denen auch Arbeit schändet. Schallers wurden noch überall eingeladen, obgleich man schon aller Orten wußte, daß sie dem armen, ehrlichen Handwerker nicht einmal seine saure Arbeit und seine Auslagen bezahlen konnten, und Käthchen, die sich, in die Welt hinausgestoßen, heldenmüthig und brav ihr Brod verdient und keinem Menschen einen Pfennig schuldig ist — nicht wahr, Käthchen? — sehen Sie, also die soll es nicht wagen dürfen, als meine Braut in meiner Eltern Hause zu erscheinen! — Vor wem brauchst Du die Augen niederzuschlagen, Mädchen? Vor keiner Fürstin der Welt — und glaubst Du, daß ich mich Deiner schäme, weil Du gearbeitet hast? Ei, Herz, das habe ich selber gethan, Holz gehackt und Tagelöhnerarbeit verrichtet, und bin darum nicht allein nicht schlechter geworden, nein, ich habe auch ein gutes, freies Gewissen behalten und frohen Muth, einer ganzen Welt die Stirn zu bieten! Wie Du den Saal betrittst, bist Du nicht mehr die arme Näherin Katharina Peters, sondern die Baronesse Solberg — und fürchtest Du Dich, an meinem Arm Dich da zu zeigen?"

„Nein, Hans, nein!" rief das junge Mädchen, jetzt selber in ihrer Aufregung erglühend. „Du hast Recht, ich war nur ein thörichtes Kind, und wenn Du mich zu Dir hinaufziehst, will ich mich auch Deiner würdig zeigen!"

„Das war wie mein altes Käthchen gesprochen," rief Hans jubelnd, „und nun, mein Herz, mach' Deinen Ballstaat zurecht — aber, alle Wetter," setzte er verlegen hinzu, „den wirst Du Dir erst schaffen müssen..."

„Nein, Hans,“ sagte Käthchen lächelnd, „ich habe noch ein Kleid, das ich als letztes Geschenk Deiner Mutter, mit mir genommen, aber nie Gelegenheit bekam, es zu tragen. Das bedarf nur einer kleinen Nachhülfe, und es geht. Sorge Dich nicht um mich; einfach allerdings muß ich und werde ich mich kleiden, aber Dir auch keine Schande machen. — Doch nun muß ich fort,“ brach sie ab; „ich habe noch Arbeit übernommen und fest versprochen, und werde jetzt wahrlich mein Wort nicht brechen. Nicht wahr, das darf ich nicht?“

„Nein, mein Herz,“ sagte Hans, ihre Stirn küssend, „nie im Leben. So erfülle denn jetzt Deine noch übernommenen Verpflichtungen, aber nimm Dir Hülfe, daß Du rascher damit fertig wirst.“

Käthchen schüttelte mit dem Kopfe. „Auch das geht nicht,“ sagte sie; „ich bin dem Herrn Notar hier nur noch eine Kleinigkeit für die Nähmaschine schuldig, und damit zahl' ich sie ab.“

„Aber, Käthchen!“

„Willst Du mir die Freude nicht lassen, die Maschine zum Andenken und mit dem Bewußtsein zu behalten, sie mir ganz und vollkommen von meiner Hände Arbeit angeschafft zu haben? Wenn aber nur ein Groschen daran fehlte und von fremder Hand zugelegt wäre, würde es ja ewig ein Vorwurf für mich bleiben.“

„Dann geh, Herz,“ sagte Hans, „und hab' Deinen Willen; aber morgen Abend hol' ich Dich ab. Darf ich jetzt?“

„Du darfst, Hans,“ sagte Käthchen, aber mit einem so lieben Blick und Ausdruck, daß selbst dem alten Notar die Thränen in die Augen kamen. Was Wunder denn, daß Hans sie an sich zog und küßte!

„Du hast mich heute recht glücklich gemacht, Hans,“ sagte das junge Mädchen leise, „Gott lohne es Dir — und meine ewige Liebe.“ — Und wie ein Reh huschte sie hinaus aus der Thür und über die Straße hinüber in ihr Kämmerchen hinauf.

35.
Graf Rauten.

Welchen Aufruhr das in den Familien von Rhodenburg gab, als man die kaum glaubliche Nachricht von den im Solberg'schen Hause stattgehabten Vorgängen erhielt! Schon das Abbestellen des Festes überraschte die Gäste. Was war da vorgefallen? Da drang das Gerücht, erst unbestimmt, und bald darauf in allen Einzelheiten durch die Stadt, daß Graf Rauten gar kein Graf, sondern ein schändlicher Verbrecher gewesen, der nur im Sinne gehabt hatte, die Mitgift zu erlangen und seine junge Frau in irgend einer fremden Stadt beraubt und elend sitzen zu lassen. Und dabei war seine eigene Frau eingetroffen, die er schon bestohlen, und den Hauptmann von Dürrbeck hatte er ebenfalls umgebracht und einen andern Menschen erschlagen und eine Familie vergiftet, und Gott weiß, was die Leute noch dazu setzten, um die Sache nur recht schrecklich und schaudererregend zu machen. Man begnügt sich bei solchen Gelegenheiten ja fast nie mit den einfachen Thatsachen, sondern setzt bei jedesmaligem Weitererzählen noch immer wieder eine Kleinigkeit zu, bis die Sache dann über Rand und Band hinausgeht.

Und da hinein kamen plötzlich wieder die erneuten Einladungen der Solberg'schen Familie für alle Gäste, nur die Familie Schaller ausgenommen; aber wo war auch Schaller?

Noch an dem Nachmittag, als sich Niemand um ihn bekümmerte, denn die Leute hatten heute wirklich andere Dinge im Kopf, sandte er durch einen Dienstmann eine Anzahl von Koffern und Kisten auf die Bahn als Eilfracht an eine befreundete Adresse. Er selber schlenderte in seinem gewöhnlichen Anzug dann auf die Bahn hinaus und nahm ein Billet nach einer unfern davon gelegenen Stadt, wohin die Rhodenburger oft Vergnügungstouren machten. Was dort aus ihm wurde? Niemand achtete darauf; aber in Rhodenburg ließ er sich nicht wieder blicken, und seine Gläubiger mochten sich an die wenigen

zurückgebliebenen Möbel halten, die nicht einmal sein Eigenthum gewesen. —

Hans hatte allerdings bei seinen Eltern einen etwas schweren Stand gehabt, um das Fest auf den nächsten Abend noch durchzusetzen; denn daß sich Beide dazu nicht in der Stimmung fühlten, läßt sich denken; aber gerade mit Fränzchen's Hülfe siegte er zuletzt. Fränzchen selber war allerdings, wie er nur die erste Aeußerung dahin gegen sie machte, außer sich über eine solche Zumuthung. Als er ihr aber vorstellte, und dazu seine ganze Beredsamkeit aufbot, daß sie dann in der ganzen Stadt nur als trostlose, verlassene Braut geschildert würde und eine Menge ihrer sogenannten Freundinnen darüber triumphiren könnten, wie sie um solch einen Bräutigam trauere, da gewann der Stolz bei ihr die Oberhand, und mit blitzenden Augen ging sie darauf ein, sich der Gesellschaft wieder heiter wie immer zu zeigen. Sie hatte ja auch keinen Bräutigam verloren, sie war nur der Gefahr entgangen, von ihm, dem schon verheiratheten Manne, beraubt und verlassen zu werden, und wie sich der Bube jetzt in den Händen der Gerichte befand, mußte sie zeigen, daß sie ihn verachte.

Und befand sich Rauten wirklich in den Händen der Gerichte? Unter polizeilicher Aufsicht allerdings, aber schon aus dem Bereich menschlicher Strafe, denn der Tod hatte den Arm nach ihm ausgestreckt, und die Aerzte, die sein Lager umstanden, schüttelten bedenklich mit dem Kopf. So furchtbar war die Wunde und so schwer verletzt hatte sie ihn im Innern, daß Rettung unmöglich schien, und um ihn nur noch in einzelnen der vorliegenden Fragen einem Verhör zu unterwerfen, so lange er noch fähig war zu sprechen, begab sich einer der Gerichts-Assessoren mit dem Actuar in das Spital an sein Bett. Aber er antwortete nicht. Mit finster zusammengezogenen Brauen, die Züge nur manchmal zuckend vor innerlichem furchtbaren Schmerz, lag er da, sah den Assessor höhnisch an und murmelte halb verbissene Flüche in den Bart. —

Indessen war Karl Handorf nach Hause gekommen und in quälender Unruhe im Zimmer auf und ab gegangen. Daß dieser Bube damals die Mordthat verübt, wegen der er un-

schuldig gelitten, davon war er jetzt fest überzeugt; aber wie konnte er die Welt davon überzeugen, wenn man kein wirkliches Geständniß aus ihm herausbrachte? Blieb er selber denn nicht ehrlos sein ganzes Leben lang? Was half es ihm da, wenn den Mörder doch zuletzt seine Strafe erreichte? Es litt ihn nicht zu Hause, und von Angst und Unruhe gefoltert, eilte er selber hinaus nach dem Spital, um den Elenden noch einmal zu sehen und zur Rede zu stellen. Daß man ihn wahrscheinlich gar nicht zu ihm lassen würde, daran dachte er nicht, und doch war es so. Als er die Thür des Spitals erreichte und sein Anliegen vortrug, wurde er einfach abgewiesen. Es waren jetzt schon Herren vom Gericht oben, und wenn er etwas von diesem Kranken wolle, so müsse er sich an den Herrn Assessor wenden; es sei strenger Befehl, Niemanden zu dem Gefangenen zu lassen, und sie dürften davon nicht abweichen.

Alle Bitten Karl's halfen ihm nichts, und er wollte schon gerade umkehren, um den alten Notar Püster aufzusuchen und durch dessen Vermittlung vielleicht die Erlaubniß zu erhalten, als der Assessor mit seinem Begleiter unverrichteter Sache von oben herunter kam und auf's Gericht zu wollte.

Der Assessor kannte natürlich den aus dem Zuchthaus entlassenen und nach Rhodenburg zurückgekehrten Karl Handorf. Die Polizei mußte solche Leute kennen, um sie, wenn sie auch nicht mehr ausgesprochen und officiell unter polizeilicher Aufsicht standen, doch immer im polizeilichen Auge zu behalten. Außerdem kannte er von Püster selber den ganz bestimmten Verdacht, den der Verurtheilte gegen den jetzt Gefangenen geäußert und ausgesprochen hatte, und die Möglichkeit lag ja doch immer vor, daß er Wahrheit sprach, wenn es ihm auch nicht in den Kopf wollte, daß irgend ein deutsches Gericht einen Unschuldigen zu Zuchthausstrafe verurtheilen könne. War denn aber nicht ein Fall denkbar, daß Beide zusammen in dieser Sache gewirkt haben konnten, während jetzt vielleicht der Anblick seines früheren Genossen, der gegen ihn ausgesagt, den Verbrecher reizen konnte, selber zu gestehen?

Alle diese Gedanken zuckten ihm blitzschnell durch den Kopf, und sich gegen den jungen bleichen Mann wendend, sagte er:

„Wohin wollen Sie?“

„Ich wollte hinauf und den Verwundeten sprechen,“ sagte Karl mit bebender Stimme; „er ist der Einzige in der Welt, der mir meinen ehrlichen Namen zurückgeben kann.“

Der Assessor sah ihn eine Weile still und forschend an — dann sagte er: „Kommen Sie!“ — drehte sich um und schritt wieder die Treppe hinauf, dem Zimmer des Verwundeten zu. Aus diesem trat eben der Arzt.

„Ich glaube,“ sagte dieser, „es wäre besser, Sie ließen ihn jetzt lieber ungestört, er hat eben wieder einen seiner Krampfanfälle gehabt, und wenn sich die wiederholen, kann er es nicht lange mehr machen. Zu heilen ist er keinenfalls.“

Der Assessor war nicht der Mann, sich durch Rücksichten abhalten zu lassen.

„Ist er jetzt bei Besinnung?“

„Vollkommen.“

„Gut. Dann werde ich ihm nur noch eine Frage vorlegen; es wäre mir angenehm, Herr Doctor, wenn Sie uns begleiten wollten.“

„Ja,“ sagte der Arzt, „ich muß sogar darauf bestehen, daß ich zugegen bleibe, denn ich möchte den Kranken nicht unnöthiger Weise aufgeregt haben, und erkläre hiermit auf das Bestimmteste, daß ich Ihnen nicht mehr als zehn Minuten gestatte. Für alles Weitere übernehmen Sie selber die Verantwortung.“

Der Assessor, der sich ärgerte, daß ihm ein gewöhnlicher Arzt hier Vorschriften machen wolle, nickte nur einfach mit dem Kopfe, und betrat dann, von Karl Handorf dicht gefolgt, das Gemach.

Der Kranke lag auf dem Rücken. Er hatte seine Augen geschlossen, mit einem schmerzlichen Ausdruck in den Zügen. Als er das Geräusch der geöffneten Thür vernahm, sah er auf, und ein spöttisches Lächeln glitt über sein bleiches Antlitz, als er den Assessor wieder erkannte — aber weit öffneten sich seine Augen, als Handorf hinter ihm eintrat, und finster zogen sich seine Brauen zusammen.

„Was will der da?“ zischte er durch die zusammengebissenen Zähne hindurch. „Wollten sie Alle kommen, der Raum hier

reichte nicht hin, sie zu fassen! Fort, ich will keinen Menschen mehr sehen, es ist vorbei!"

„Und kennen Sie den Mann da?" fragte der Assessor und hielt die kleinen, halb zusammengekniffenen Augen fest auf den Kranken gerichtet.

„Das fade, alltägliche Gesicht sollte ich nach sieben oder acht Jahren wieder erkennen?" lachte Rauten bitter. „Das wäre viel verlangt; aber den Stock kenn' ich, damit erschlug ich den Juden — ich — und das nicht allein: ich erschlug auch acht Tage später in dem nämlichen Walde den Müller, der mit einem vollen Geldgurt nach Hause zurückkehrte — und sind Deine Collegen, Du Actenratte, je auf die richtige Spur gekommen? Und bin ich nicht Wochen lang nachher noch unter ihrer eigenen Nase herumgegangen? Aber das nicht allein — in Amerika liegen im Walde verscharrt drei Leichen — oh, Teufel!" zuckte er zusammen — „oh, Gift, Gift! Es brennt mir im Innern! Fort mit Euch, fort! Was will die bleiche Gestalt da drüben mit dem langen, weißen Kleide! Hülfe, sie kommt wieder näher und schiebt ihre kalte Hand in meine Wunde — Hülfe!"

Er fiel erschöpft auf sein Lager zurück.

„Meine Herren," sagte der Arzt, „ich muß Sie jetzt dringend bitten, das Zimmer zu verlassen."

„Aber Sie haben gehört, was er sagte?" rief Karl. „Oh Du mein Gott im Himmel! Oh Du mein Gott im Himmel!"

„Ich habe es gehört," sagte der Arzt freundlich, „und die beiden Herren hier ebenfalls. Aber jetzt gehen Sie; Sie können auch für den Augenblick nicht mehr erreichen. Sollte er sich heut Abend oder morgen früh wieder wohler befinden, werde ich es Sie selber wissen lassen, Herr Assessor."

Der Assessor nickte. — Der Verwundete lag allerdings mit geschlossenen Augen da, und es war vor der Hand nichts weiter anzufangen. Die letzte Aussage oder vielmehr Selbstanklage desselben mußte aber jedenfalls und noch frisch im Gedächtniß gleich zu Protokoll genommen werden, und Karl Handorf wurde in einem Seitenzimmer ebenfalls dazu gezogen, um noch weitere Auskunft, und besonders genaue Ortsangabe jener Gegend in Schlesien zu liefern, damit sich das

Gericht dorthin, auch des neuen Geständnisses wegen wenden konnte.

An dem Tage gab es vielleicht keinen mehr beschäftigten Menschen in ganz Rhodenburg, als Hans es war, und zwar hatte die junge Amerikanerin darin einen nicht geringen Antheil, denn er gab sich die größte Mühe, ihr alles durch Rauten Verlorene nur sobald als möglich wieder zuzustellen. Daß sie außerdem die rechtmäßige Eigenthümerin des prachtvollen Schmuckes sei, den Rauten seiner Braut geschenkt, stellte sich ebenfalls bald als unzweifelhaft heraus, und Franziska war nur zu froh, ihn zurückgeben zu können. Traf sie doch jede Erinnerung an den Elenden wie ein Stich in's Herz!

Hans hatte aber auch nebenbei eine Menge von Einkäufen zu machen, that das aber ganz allein und mit einem außerordentlichen Geschick, und ließ auch die Sachen nicht etwa in seine Wohnung schaffen, sondern in Kisten verpacken, um sie später einem Spediteur zu übergeben.

Als er wieder durch den Brink kam, standen unten in dem Hause, in welchem Herr von Schaller wohnte, eine Anzahl von Leuten und sprachen sehr heftig mit einander. Hans zögerte an der Thür, aber nur für einen Moment, denn er konnte und durfte die Wohnung eines Mannes nicht wieder betreten, von dem es fast erwiesen war, daß er bei Rauten's Betrug willig die Hand geboten. Und welchen andern Zweck konnte er dabei verfolgt haben, als nur sein eigenes Interesse, also um Geld den Verrath einer Familie, die ihm nur Freundliches erwiesen! Daß Schaller ihm selber eine doch immer nicht unbeträchtliche Summe schuldete, machte ihm keine Sorge. Er wußte doch, er bekam das Geld nie im Leben wieder, und hatte es verschmerzt.

Nur Einen der Leute unten, als er vorüberging, fragte er, was es da gäbe, und erhielt auch die Bestätigung dessen, was er schon vermuthet.

„Die Leute," sagte der Mann, „suchen den Herrn von Schaller, aber er ist nirgends zu finden, und Gott der Gerechte, so ein vornehmer Herr..."

„Arme Kathinka!“ dachte Hans bei sich, und es drängte ihn fast, hinauf zu gehen und zu sehen, ob er ihr eine Hülfe leisten könne; aber er bezwang sich trotzdem. Er konnte viel besser Jemanden beauftragen, sich nach den Verhältnissen zu erkundigen, und war dann nicht der Gefahr ausgesetzt, da oben der Frau von Schaller in den Wurf zu laufen, denn daß er der nicht ohne ein bedeutendes Opfer entgangen wäre, wußte er vorher.

Und da oben wohnte Käthchen, sein Käthchen, und oh wie gern wäre er die Treppen hinangesprungen und hätte sein liebes, liebes Bräutchen noch einmal in die Arme geschlossen! Aber das ging nicht, das schickte sich nicht, und er mochte ihr auch nicht weh thun, denn er wußte, wie ungern sie es gesehen, und doch hätte er noch so Vieles und Wichtiges mit ihr zu bereden gehabt.

Die Straße herunter kam Oberstlieutenant von Klingenbruch; aber der sonst so freundliche und eigentlich auch stets fidele alte Herr war heute in tiefen Gedanken. Hans sah ihn erstaunt an; er ging unmittelbar an ihm vorüber und bemerkte ihn gar nicht. Er hob die Augen nicht einmal vom Boden, sondern schritt so in sein Haus hinein.

Was konnte da vorgefallen sein? Aber Hans hatte den Kopf selber zu voll, um sich auch noch mit anderer Leute Angelegenheiten zu beschäftigen. Es war ihm sogar angenehm, daß ihn Klingenbruch nicht angeredet, denn um was Anderes hätte sich das Gespräch drehen können, als den unglückseligen Fall in seinem eigenen Hause?

Den Abend brachte er in seiner eigenen Familie, das heißt nur in den Räumen derselben zu, denn weder Fränzchen noch seine Mutter ließen sich sehen, sondern blieben auf ihren eigenen Zimmern. Nur der Vater saß etwa eine Stunde bei ihm, aber auch still und einsilbig. Er hatte ebenfalls gehört, daß Herr von Schaller spurlos verschwunden sei, und fühlte sich tief gekränkt, aber nicht etwa durch die Schlechtigkeit der Menschen, sondern vielmehr durch den Verfall des Adels, der dadurch nur dem bürgerlichen Stande eine willkommene Waffe gegen sich in die Hand gab.

„Es ist vorbei, mein Sohn,“ sagte er zu Hans, als er

mit ihm später allein am Theetische saß und eine Weile vor sich nieder gestarrt hatte, „der Glanz der alten Geschlechter stirbt aus, und ich sehe überhaupt die Zeit herannahen, wo alles Capital, aller Grundbesitz in den Händen von Juden und Speculanten sein wird, während die heruntergekommenen Geschlechter unseres alten Adels in alle Winde zerstreut werden, wie jetzt der Stamm Israel's zerstreut und von ihnen verachtet ist.“

„Und wer trägt die Schuld daran, Vater?“

„Ich weiß es nicht,“ seufzte der alte Herr, „ich kann es mir nicht denken, kann es nicht begreifen; aber es ist so, denn wer nicht blind sein will, mag es mit eigenen Augen sehen. Nimm unsere alten und altadeligen Rittergutsbesitzer, die ländlichen Grafen und Barone des Landes, den eigentlichen Kern desselben. In früheren Zeiten hatten sie die ganze Macht, die Gerichtsbarkeit, die Frohnen — es waren lauter kleine Fürsten auf ihrem Eigenthum, aber der neue Geist der Zeiten wirft Eins nach dem Andern über den Haufen. Die Frohnen wurden abgelöst, die Gerichtsbarkeit nahm der Staat, selbst die Jagd wurde auf ihren paar Aeckern den Bauern zugestanden, aus dem Patronatsherrn machte man mit Einem Worte nichts weiter als einen großen Bauer, und da dieser seinem Stande nach nicht mit dem kleineren concurriren konnte — denn sein Rang verpflichtete ihn, ein großes Haus zu machen —, so geht er nach und nach selbst da zu Grunde. Nimm zum Beispiel Hoheneckhaus, das aus zwei vollkommen gleichen Rittergütern besteht, die meinem alten Freunde, dem Grafen Nossy, gehören. Vor zehn Jahren etwa, bald nachdem Du uns verließest, war er gezwungen, eins derselben zu verkaufen, weil ihn seine beiden Söhne so in Schulden gestürzt, daß er sich nur dadurch retten konnte. Oberhoheneckhaus behielt er selber und bewirthschaftete es in der alten Weise und in herrschaftlicher Art. Er mußte in seiner Stellung ein Haus machen und zeigte sich seines alten Namens würdig. Unterhoheneckhaus kaufte ein Jude, Levy Rainer, und bewirthschaftete es ebenfalls, aber in seiner Weise. Anstatt das große, prachtvolle, herrschaftliche Gebäude zu bewohnen, machte er eine Fabrik daraus und setzte sich selber nebenan in die

Verwalterwohnung. Er gab keine Gesellschaften und wurde natürlich in keine eingeladen, aber das Gut glich von da an keinem Rittersitze mehr, sondern einem Bienenschwarm, und was sind die Folgen? Vor vier Wochen hat Levy Rainer auch den Kauf über Oberhoheneckhaus mit dem Grafen abgeschlossen, der sich nicht länger halten kann, während der Jude ein steinreicher Mann geworden ist. Und das bleibt nur ein Beispiel aus Tausenden; es geht bergunter mit der Welt und langsam, aber sicher wieder dem Chaos entgegen."

„Aber sage mir, Vater," erwiderte Hans, „sollte da nicht der Adel selber wieder Anstrengungen machen, dem zu begegnen? Er hat dieselben geistigen Kräfte wie der Bürgerstand — warum ihm da nicht auf gleichem Gebiete begegnen?"

Der alte Baron schüttelte mit dem Kopfe. „Das geht nicht, mein Sohn," sagte er ruhig; „es wäre ein Unding, denn der Adel selber müßte dann vollständig aufhören."

„Und wäre das ein Unglück, Vater?" lächelte Hans. „Sieh Dir das weite, mächtige Reich der nordamerikanischen Union an, dort giebt es gar keinen Adel..."

„Ja, ja," erwiderte der Baron, mit der Hand wehrend, „ich weiß schon, was Du sagen willst; dort ist aber auch eine Republik, und ehe ich in einer Republik leben möchte, sollte man mich zu meinen Vätern in die stille Gruft legen — Gott bewahre mich davor!"

„Und doch, was für brave und tüchtige Menschen giebt es im Bürgerstande, Vater!" sagte Hans. „Nimm zum Beispiel einmal die Frau von Schaller oder die Frau Oberstlieutenant Klingenbruch, und setze denen unser kleines Käthchen gegenüber, das zuerst diesen adeligen Herrn von Tröben, der sich Graf Rauten nannte, durchschaute — und trotzdem, ja gerade deshalb mußte sie unser Haus verlassen."

„Das war nicht meine Schuld, Hans," sagte der alte Herr rasch. „Ich gebe Dir mein Wort, mir hat es damals weh genug gethan, als das Kind unser Haus verließ; aber sie wollte es selber nicht anders, und wir konnten sie doch nicht bitten, bei uns zu bleiben — das wirst Du einsehen."

„Dir hat es leid gethan, Vater?"

„Gewiß, mein Sohn; ich war gewohnt, das Käthchen als

mein eigenes Kind zu betrachten, und habe es noch nicht vergessen; doch wer konnte ahnen, daß wir in unserem Hause einen Teufel beherbergten, wie ihn die höllischen Regionen nicht schlimmer senden könnten — oh, womit habe ich das verdient, womit habe ich das verdient!"

„Vater," sagte Hans mit leiser, gedrückter Stimme, indem er dem alten Herrn aber fest in's Auge sah, „es giebt Fälle, die unser Verstand nicht ergründen kann; Du fragst, womit Du das verdient — andere Menschen können nicht in Dein Inneres sehen, das mußt Du selber thun — findest Du da nichts? Du sollst mir die Frage nicht beantworten, Vater," setzte er rasch hinzu, als er bemerkte, daß ihn der alte Herr fast erschreckt ansah, „nur an Dich selber sollst Du sie richten — ist da gar nichts, was sie Dir vielleicht beantwortete? — Doch wir kommen da auf ein ganz anderes Capitel," brach er kurz ab, denn es entging ihm nicht, daß sich der alte Herr entfärbte — „über ganz etwas Anderes wollte ich mit Dir reden: es ist nämlich nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß ich noch im Laufe dieses Jahres zurück nach Peru muß..."

„Du willst wieder fort?" rief der Vater erschreckt.

„Ich habe Briefe bekommen, die es wenigstens in Aussicht stellen," sagte Hans, „wenn auch jetzt noch gar nichts darüber bestimmt ist, und dann wäre es immer nur noch auf wenige Jahre, denn sterben möchte ich da drüben selber nicht. Aber vorher habe ich noch hier ein Geschäft zu ordnen, das Dich vielleicht sogar beruhigt, Papa, indem ich von da an kein so wildes Leben mehr führen werde."

„Und was ist das?" sagte sein Vater und sah erwartungsvoll zu ihm auf.

„Ich will heirathen, Vater."

„Dich vermählen?" rief der Baron erstaunt aus.

„Wenn Dir das besser klingt — ja."

„Und mit wem? Ich habe gar keine Ahnung, welcher Familie Du Dich zugewandt!"

„Keiner, Papa," sagte Hans ruhig; „ich heirathe ein alleinstehendes armes, aber braves Mädchen."

„Hans!" rief der Baron erschreckt.

„Wolltest Du lieber, daß ich mich um eine adelige Dame beworben hätte," sagte Hans bitter — „zum Beispiel Kathinka von Schaller, so brav und ehrenwerth sie sonst sein mag, aber mit ihr einen Betrüger und Schwindler zum Schwiegervater bekäme?"

Der alte Baron seufzte tief auf.

„Oder eine der leichtfertigen jungen Damen Klingenbruch, die mir die Heimath zu einer Hölle machen würden..."

„Aber, Hans, es giebt auch noch Andere!" rief Herr von Solberg.

„Ja," lachte Hans, „von den „Anderen" habe ich mir eben eine ausgesucht, und ich glaube, Du wirst mit ihr zufrieden sein."

„Und darf ich ihren Namen nicht wissen? Schämst Du Dich ihrer?"

„Bei Gott nicht, Vater!" rief Hans bewegt aus. „Aber Mutter hat ihr Herz daran gesetzt, daß die Verbindung ihrer Kinder auch an ihrem eigenen Hochzeitstage geschlossen werde, und wenn das nun auch morgen mit unserer Trauung nicht möglich ist, so wollen wir doch wenigstens morgen Abend im Freundeskreise unsere Verlobung feiern."

„Und darf ich nicht wissen, wen Du mir als Tochter zuführen willst?"

Hans schüttelte lächelnd den Kopf. „Heute noch nicht, Papa," sagte er, „es verdürbe mir ja sonst die ganze Ueberraschung; aber sei versichert, daß ich eine gute Wahl getroffen, und nach den Erfahrungen, die wir in der letzten Zeit gemacht, glaube ich, daß ich Dir auch ein braves Bürgermädchen als Schwiegertochter zuführen darf."

„Hans!" rief der alte Baron bestürzt.

„Ueberdies," setzte Hans hinzu, „möchte ich keine unserer stolzen, hochadeligen Damen da hinüber in jene fremde Welt führen, denn welchen Umgang könnte ich ihr dort bieten — die Mischlingsrace von Cholus und Creolen höchstens, und meist dazu rohes, ungebildetes Volk. Nein, Papa, ich glaube, ich habe mit ihr mein Glück begründet, und möglicher Weise hast Du selber Freude daran."

Der alte Baron seufzte recht aus tiefer Brust auf, aber

die letzten Ereignisse hatten doch seinen alten Stolz gebrochen; er wagte keine Erwiderung dem überhaupt vollkommen selbstständigen Sohne gegenüber, und als sich Hans bald darauf in sein eigenes Zimmer zurückzog, saß er wohl noch eine Stunde allein am Tische und grübelte über den Verfall der alten Adelsvorrechte nach, die jetzt sogar von den Söhnen und Enkeln selber unterwühlt würden.

So kam der nächste Tag, und im Solberg'schen Hause wurden die Festesvorbereitungen erneut; aber es war doch dazu nicht das rechte Leben, denn selbst die Dienerschaft fühlte, es sei nur eine erzwungene, gewaltsam fast hervorgerufene Feier, um eben das Alles zu betäuben, was noch auf dem Herzen der Familie lag. Es schien wenigstens zu unnatürlich, daß Franziska, das gnädige Fräulein, sich so leicht über den Verlust eines Mannes hätte hinwegsetzen können, den sie sich doch bis dahin als den Führer durch ihr ganzes übriges Leben gedacht.

Hans vielleicht war der Einzige, der dieses drückende und unbehagliche Gefühl nicht theilte, denn in dem Bewußtsein, die Schwester vor einem furchtbaren Unheil bewahrt zu haben, wie in dem seines eigenen Glückes, kümmerte es ihn verwünscht wenig, was sich die Stadt darüber denken könne. Er ging seinen eigenen Weg, und Rhodenburg mochte dann sehen, wie es hinterher kam.

Uebrigens durchlief schon in aller Frühe das Gerücht die Stadt, daß „Graf Rauten", wie er natürlich noch allgemein genannt wurde, mit Tagesanbruch heute verschieden sei. Er hatte gestern Abend und die Nacht hindurch noch die furchtbarsten Qualen ausgestanden, in freien Momenten aber dann so schreckliche Enthüllungen über seine verbrecherische Laufbahn gemacht, daß selbst die Wärter.scheu von ihm zurückwichen. Es war das Ende eines Verzweifelten gewesen, der sich im Geiste fortwährend von seinen Opfern umgeben und gepeinigt sah. Seine Seele war nicht geschieden, sondern wie gewaltsam aus seinem Körper gerissen worden, und wenn ein Mensch schon auf Erden Höllenqualen erdulden mußte, so hatte sie Rauten, der gewissenlose Verbrecher, erdulden müssen.

Als Hans Kunde davon bekam, ging er hinaus in das

Spital; aber der Todeskampf des Verbrechers war schon vorüber. Der Körper lag starr und kalt im Todtensaale auf seinem Stroh, und Alles, was mit ihm noch geschehen konnte, war, ihm seine Stelle an der Kirchhofsmauer anzuweisen.

Auch die Solberg'sche Familie erhielt die Nachricht, denn wo hätte je eine Unglücksbotschaft geheim gehalten werden können! Aber auf Franziska selber übte es weit eher einen ermuthigenden als niederdrückenden Einfluß aus. Jetzt war sie frei — dem Verbrecher selber konnte sie keine Thräne nachweinen, und mit dem Todten war die Schuld begraben.

Und der Nachmittag rückte vor. Hans hatte Käthchen den ganzen Tag noch nicht gesehen, aber es ließ ihm endlich keine Ruhe mehr. Konnte er denn wissen, ob sie nicht noch etwas brauchte, und es wäre ja selbst unfreundlich gewesen, sich nicht danach zu erkundigen!

Mit klopfendem Herzen betrat er das Haus, hatte aber noch nicht ganz die erste Etage erreicht, als ihm oben der alte Oberstlieutenant begegnete und, ihm beide Hände entgegenstreckend, herzlich ausrief:

„Das ist freundlich von Ihnen, lieber Solberg, daß Sie uns auch einmal wieder aufsuchen — treten Sie näher! Wir haben so viel von Ihnen gesprochen und so innigen Antheil an dem Unglück genommen..."

Hans gerieth gewissermaßen in Verlegenheit; er hatte an nichts weniger als einen Besuch bei Klingenbruchs gedacht, und mochte es doch jetzt dem kleinen, gutmüthigen Manne nicht zu Leide thun, umzukehren. Ihn selber hatte er ja wirklich lieb gewonnen, aber in der Gesellschaft seiner Damen fühlte er sich nicht wohl und heimisch und vermied sie deshalb lieber, wo das anging. Hier ging es freilich nicht mehr an, und wohl oder übel mußte er mit in die Etage treten, wobei er nur zu gut wußte, daß er jetzt den Tagesklatsch auf's Neue mit durchzukneten hatte.

„Herr von Solberg," rief ihm, wie er nur das Zimmer betrat, die Frau Oberstlieutenant entgegen, „das ist ja in der That eine sehr seltene Ehre, die uns da zu Theil wird! Wir glaubten schon, Sie wären wieder nach Peru hinübergefahren,

wenn wir Sie nicht manchmal da gegenüber hätten aus- und eingehen sehen!"

„Gnädige Frau, ich habe in der letzten Zeit ein sehr bewegtes Leben geführt — meine Damen, ich freue mich, Sie so wohl zu sehen."

„Ach Gott, ja," fuhr die Frau Oberstlieutenant fort, „wir haben es ja erfahren! Aber sollte man es denn für möglich halten, daß ein Mann, wie dieser Graf Rauten..."

„Lassen wir das," unterbrach sie Hans, „das Unglück ist einmal geschehen und der Verbrecher hat seine Strafe erhalten."

„Geschieht ihm recht," nickte der Oberstlieutenant, „der Canaille! Aber was sagen Sie denn zu unserem Herrn Nachbar, zu Schaller? Sehen Sie einmal da hinüber, die Gläubiger haben schon Besitz ergriffen."

„Das arme Fräulein Kathinka!" sagte Hans.

„Fräulein Kathinka," bemerkte Flora, den Kopf etwas zurückgeworfen, „hat es vorgezogen, Frau Doctor Potter zu werden."

„In der That?" rief Hans rasch, „das freut mich wirklich von Herzen."

„Es blieb ihr nichts Anderes übrig," bemerkte die junge Dame.

„Wenn ich mich nicht sehr irre," sagte Hans, „so hat sie schon lange eine stille Neigung zu dem Doctor gehabt. Ich glaube wenigstens so etwas bemerkt zu haben."

„Wohl schwerlich," meinte Henriette, die sich aber heute merkwürdig zurückhaltend zeigte und besonders sich gegen Hans so benahm, als ob sie sich wegen irgend etwas beleidigt fühle, wovon Hans natürlich keine Ahnung hatte. „Es ist eine reine „Vernunft-Heirath", und Kathinka hat, meiner Meinung nach, in der That ganz recht gehandelt."

„Schaller ist fort," sagte der Oberstlieutenant, der genau wußte, was Henriette mit der Bemerkung meinte, „und Frau von Schaller hat anfangs einige Ohnmachten bekommen, zankt sich aber jetzt wacker mit dem unverschämten Volk herum, das Besitz von der Etage ergriffen."

„Ist Kathinka noch drüben?"

„Nein; zu einer Freundin gezogen, bis ihre Verbindung mit Potter geschlossen werden kann, worüber immer noch ein paar Wochen hingehen möchten.“

Hans nickte leise und langsam vor sich hin mit dem Kopfe, aber der Gegenstand war ihm peinlich, und er sprang zu etwas Anderem über.

„Sie kommen doch gewiß heut Abend, meine Damen, nicht wahr? Die Einladungen sind etwas spät ergangen, werden aber gewiß durch die eingetretenen Verhältnisse entschuldigt, und Ihre Toiletten hatten Sie doch wohl schon für gestern in den Stand gesetzt.“

„Sie werden uns trotzdem entschuldigen müssen, Herr von Solberg,“ sagte die Frau Oberstlieutenant mit Würde, „da es ein ausgesprochener Tanz ist und wir noch um meine selige Schwägerin trauern.“

„Aber die jungen Damen brauchen ja nicht zu tanzen!“

„Die schwarze Kleidung würde unter den geputzten Gästen zu sehr auffallen,“ bemerkte die Mutter, „und Henriette ist ja schon an und für sich entschuldigt.“

Hans begriff nicht recht, weshalb, machte aber eine stumme Verbeugung gegen die junge Dame, was diese als eine neue Beleidigung zu nehmen schien, denn sie warf den Kopf wieder, wie gekränkt, in die Höhe und dabei einen Blick auf ihre Mutter, als ob sie hätte sagen wollen: „Ist Dir in Deinem ganzen Leben schon so etwas vorgekommen?“ Hans aber hatte andere Dinge im Kopfe, als darauf zu achten, der Boden brannte ihm hier unter den Füßen, denn er wollte hinauf zu seinem Käthchen.

„Aber Sie kommen doch gewiß, lieber Oberstlieutenant,“ wandte er sich an den alten Herrn, „Papa hat ganz auf Sie gerechnet, und Sie wissen ja, Sie finden bestimmt Ihre Partie.“

„Ich weiß nicht, mein lieber Solberg,“ sagte der alte Herr mit einem verlegenen Blick nach seiner Gattin hinüber, deren Züge aber in diesem Augenblick gar keinen Ausdruck hatten, „wenn ich es irgend möglich machen kann.“

„Und was sollte Sie hindern?“ sagte Hans und bemerkte dabei nicht das spöttische Lächeln, das sich in diesem Moment

um die Lippen der Frau Oberstlieutenant legte. „Kommen Sie nur, Sie werden uns eine große Freude machen, Sie können sich denken, wie öde es seit gestern in unserem Hause geworden. Aber von heut ab soll das wieder anders werden," setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „und um dabei ein wenig mitzuhelfen, muß ich mich jetzt Ihnen empfehlen. Auch ich habe mein Geheimniß, meine Damen, und Ihr Herr Papa wird Ihnen heute Nacht die Lösung desselben mit nach Hause bringen."

„Ein Geheimniß?" sagte die Frau Oberstlieutenant gespannt.

„Bis auf später," lächelte Hans, mit einer Verbeugung ringsum, und dem Oberstlieutenant dann noch herzlich die Hand drückend, verbat er sich jede Begleitung und eilte rasch der Vorsaalthür zu, die er wieder hinter sich in's Schloß drückte; aber das half ihm nichts. Flora war eben so rasch hinter ihm her, und durch das kleine Schiebfensterchen sehend, bemerkte sie eben noch zeitig genug, daß Herr von Solberg nicht — genau so, wie sie vermuthet — die Treppe wieder hinab-, sondern im Gegentheil noch hinaufstieg. Und wem anders konnte dort sein Besuch gelten, als der jungen Näherin, der Mamsell Peters?

„Das find' ich doch ein bischen stark," sagte sie, als sie in's Zimmer zurückkehrte und zu ihrer Schwester an's Fenster trat, „am hellen Tag entblödet sich Herr von Solberg nicht, zu der Mamsell hinauf zu laufen und dann auch uns vorher noch einen Besuch zu machen! Wie gefällt Dir das, Henriette?"

Die junge Dame zuckte mit den Achseln. „Er legt es darauf an, unartig zu sein," sagte sie, „denn nicht ein Wort hatte er für mich, weil es ihm vielleicht nicht in seinen hochadeligen Kram paßt; aber die Sippschaft sollte ich wohl erst noch um ihre Zustimmung fragen, weiter fehlte mir nichts!"

„Aber zu der bürgerlichen Mamsell kann er laufen!" bemerkte Flora.

„Kinder," sagte der Oberstlieutenant gutmüthig, „müßt Ihr denn immer gleich das Schlimmste denken? Kann er dort

nicht eben so gut, wie Ihr früher, Bestellungen für heut Abend haben?"

„So, und dann schickt es sich wohl, daß er da selber geht?" fuhr Flora auf den Vater ein. „Da kann er nicht etwa die Kammerfrau schicken, wie?"

„Ja wohl," sagte die Frau Oberstlieutenant, bedeutsam mit dem Kopfe nickend, „bei solchen Dingen lassen die Männer einander nicht im Stich."

„Aber, liebes Herz!"

„Sei Du nur ruhig, Du bist genau so schlimm, wie Einer von den Anderen, wenn Du Dich auch immer weiß brennen willst. — Aber was das für ein Geheimniß ist, von dem er sprach, möcht' ich wissen."

„Jedenfalls seine Verlobung," rief Flora rasch. „Sprach er nicht von einem freudigen Ereigniß?"

„Wenn er glaubt, daß wir davon Notiz nehmen sollen," bemerkte Henriette scharf, „so irrt er sich."

„Und wie passend, das jetzt gerade zu betreiben," setzte Flora hinzu, „wo sein künftiger Schwager eben durch Polizei abgeführt wurde!"

„Ich finde überhaupt die ganze Gesellschaft an dem heutigen Tage sehr unpassend," bemerkte die Mutter, „unpassend und tactlos, und möchte es schon deshalb nicht haben, daß sich meine Töchter dabei betheiligten."

„Ich bin nur neugierig, wie lange er noch oben bleiben wird," sagte Flora und verließ das Zimmer wieder.

Der Oberstlieutenant hätte seiner Frau gern etwas erwidert; er hielt es aber doch für nützlicher, das zu unterlassen. Er war ja auch eben im Begriff gewesen auszugehen, nahm deshalb seine Mütze wieder und verließ das Haus.

36.

Schluß.

Käthchen erschrak allerdings, als Hans ihr Zimmer so plötzlich betrat, und wäre auch am liebsten böse darüber geworden, aber — es ging eben nicht. Hatte sie sich doch

gerade nach ihm gesehnt, wie er nach ihr, und wie glücklich war sie in dem Gefühl, ihn jetzt ganz den Ihren zu nennen!

Aber sie hatte noch so viel zu thun — Hans durfte nur ganz kurze Zeit bleiben — und dann, wie ängstigte sie sich vor dem heutigen Abend, wie fürchtete sie den Empfang seiner Eltern, wenn er ihnen so unvorbereitet die Verstoßene als Tochter in das Haus zurückbrachte!

Hans kannte aber seine Eltern sowohl als seine Schwester. Der „gute Ton" hatte allerdings eine Art von Rinde um alle ihre Handlungen gezogen, aber ihre Herzen waren deshalb doch gut und weich geblieben, und er setzte gerade auf diese sein festes Vertrauen. Er beredete daher jetzt nur noch die genaue Zeit, wo er sein Bräutchen abholen würde, und bat sie, bis dahin auch bestimmt fertig zu sein, und als er ging, ließ er in ihren Händen noch das erste Geschenk zurück, das er ihr je gebracht — einen Schmuck für den heutigen Abend, aber so einfach, wie er überhaupt wollte, daß sie seinen Eltern gegenübertreten sollte — nichts als eine Schnur von allerdings prachtvollen Korallen, die er für sie ausgesucht, und eine größere Freude, wie gerade durch die Wahl seines Geschenkes, hätte er seinem Käthchen gar nicht machen können.

Die Stimmung in Solberg's Hause war allerdings, wie gesagt, keine recht festliche und die ganze Einladung eigentlich mehr eine Demonstration gegen die öffentliche Meinung, daß sich die Familie durch jenen, jetzt dem Tode verfallenen Buben niedergedrückt und beschämt fühle, als aus freiem Willen hervorgerufen. Sie Alle, Hans vielleicht ausgenommen, hätten den Hochzeitstag des Solberg'schen Ehepaares viel lieber heute in der Stille gefeiert oder, besser noch, verbrütet, denn welche Gedanken, welche zertrümmerte Hoffnungen knüpften sich nicht an ihn! Aber Hans hatte eben den richtigen Hebel getroffen, um die Eltern zu zwingen, sich solcher Schwermuth zu entreißen: man durfte vor der Welt nicht scheinen, was man war, und der alte Baron, einmal erst in dem Gleise, gab sich der Sache auch mit vollem Eifer hin — Hans selber behielt sich ja seine Ueberraschung noch außerdem vor.

Und doch lag gerade dem alten Baron noch ein lastendes Gewicht auf der Seele: die Andeutung, welche ihm Hans

von seiner Verlobung gemacht. Vergebens zerbrach er sich den Kopf darüber, wen sein Sohn unter allen Mädchen, die er kannte, oder Hans kennen konnte, gewählt haben möchte, wo ihm doch eigentlich nur so kurze Zeit geblieben, eine Bekanntschaft zu machen, der er sein ganzes Leben weihen wollte.

Ein paar Mal drängte es ihn auch, mit seiner Frau darüber zu verhandeln und ihre Meinung zu hören, aber dann fürchtete er sich auch wieder davor, sie nur noch mehr aufzuregen. Hans hatte sich die Sache nun einmal eingebrockt und mochte sehen, wie er selber damit zu Stande kam. Welche Macht hatten sie auch über ihn? Er war selbstständig in seinem Vermögen wie in seinem Willen, und daß ihm an dem Urtheil der Gesellschaft nichts lag, hatte er leider nur zu oft schon bewiesen, um darüber noch einem Zweifel Raum zu geben.

So rückte die Stunde des Empfanges heran. Das ganze Solberg'sche Haus war brillant erleuchtet, Equipage nach Equipage fuhr vor, und lichtgekleidete Frauengestalten, in bauschigen Gewändern und blumengeschmückten Locken, huschten hinein. Es hatten fast alle Gäste die Einladung angenommen, denn gerade heute war man außerordentlich gespannt darauf, wie sich ihre freundlichen Wirthe unmittelbar nach einem so furchtbaren Familienereignisse benehmen würden.

Wenn sie aber erwartet hatten, Herrn und Frau von Solberg anders als je zu finden, so sahen sie sich darin getäuscht, denn sie gehörten zu sehr der Welt an, um sich vor dieser anders zu zeigen, als sie es verlangte: freudig und würdevoll. Was auch in ihrem Innern vorgehen mochte, die Außenwelt hatte keine Berechtigung daran; vor der Gesellschaft durfte es nicht zur Schau getragen werden, und nur für das stille, wieder geräumte Haus gehörte der Schmerz.

Einige der Gäste waren allerdings tactlos genug, bei ihrer ersten Begrüßung dem alten Herrn ihr Beileid über das Geschehene bezeigen zu wollen; das aber wies er Alles rasch zurück. „Sieht dies aus wie ein Haus der Trauer?" sagte er lächelnd. „Eher könnte ich es ein Dankfest nennen, daß uns der Herr an dem heutigen Tage, zu unserem alten Hochzeitsfeste, vor einem so schweren Unglücke bewahrt, und als solches möchte ich es auch aufgefaßt sehen."

Nur Franziska sah bleicher aus als gewöhnlich; es war aber auch viel verlangt von dem armen Mädchen, sich heute schon, und kaum vierundzwanzig Stunden nach jener furchtbaren Entdeckung, wieder im vollen Staat und vor einer Gesellschaft von meist gleichgültigen Menschen zu zeigen. Dennoch hatte sie volle Gewalt über sich, und nur manchmal, wenn ihr rastlos umhersuchender Blick auf Augen traf, die sie mit stillem Mitleid betrachteten, dann blitzten die eigenen höher auf, und für kurze Zeit färbten sich ihre Wangen.

Hans hatte die Gäste mit empfangen, und zwar ganz in seiner gewöhnlichen offenen und heitern Weise. Mit Recht betrachtete er sich auch als den Schöpfer dieses Festes, denn ohne ihn hätten heute diese Räume öde und leer gelegen, und Thränen wären geflossen, wo jetzt Diamanten blitzten und noch schönere Augen in Lust und jugendlicher Freude funkelten.

Aber mit größter Ungeduld erwartete er den Zeitpunkt, wo es ihm angemessen schien, sich entfernen zu dürfen; vorher instruirte er noch die engagirte kleine Kapelle, nicht eher mit ihrer Musik zu beginnen, bis er selber ihnen dazu das Zeichen gäbe. Draußen hielt schon seines Vaters Equipage, und fort rollte der leichte Wagen in die Stadt hinein.

„Mein Käthchen!" rief er aber in Jubel aus, als er in des Mädchens kleines Zimmer trat und sie ihn mitten darin in ihrem vollen Ballstaat erwartete. Sie war so einfach gekleidet, vollkommen weiß, keinen Kopfschmuck als eine rothe Camelie im Haar und die Korallenschnur, welche ihr Hans heute gebracht, um den Hals — aber wie lieb und hold sah sie aus, wie mädchenhaft und scheu, als sie ihm da so gegenüber stand! „Mein liebes, liebes Käthchen! Oh, daß ich Dich jetzt mein nennen darf — wie glücklich, wie namenlos glücklich hast Du mich gemacht!"

„Ich — Ich?" sagte Käthchen leise und tief erröthend. „Mein guter, guter Hans, mein ganzes Leben gehört ja jetzt Dir, und was in meinen Kräften steht, will ich ja gewiß thun, daß Du den Schritt nie, nie bereuen sollst!"

„Und nun komm, Schatz," rief der junge Mann, einen fast schüchternen Kuß auf ihre Lippen drückend — „komm, und heute Nacht schläfst Du zum letzten Mal in dieser ärmlichen

Kammer, denn mit Herrn Semmlein unten habe ich heute schon ausgemacht, daß er Dich morgen in seine eigene Wohnung nimmt . . ."

„Aber, Hans . . ."

„Du darfst nicht mehr allein wohnen, Herz, und nicht in einer Dachkammer," rief der junge Mann. „Du bist jetzt mein Bräutchen, das ich die Zeit, bis wir uns ganz angehören können, auch noch jeden Tag besuchen und mit dem ich Stunden lang plaudern will, und das ginge nicht, wenn Du hier allein Dein Quartier hättest, schon den liebenswürdigen Damen Klingenbruch gegenüber. Ueberlaß nur das Alles mir, Schatz, ich sorge schon für Dich, daß es Dir an nichts fehlt, und nun, mein süßes Käthchen, komm, um die Eltern zu begrüßen."

„Ach, ich habe rechte Angst, Hans!"

„Hast Du?" lächelte der junge Mann. „Dann vorwärts, mit einem Sprung in den Wagen! Oder fürchtest Du Dich, wenn ich bei Dir bin?"

„Nein, Hans," sagte sie treuherzig, „Dir habe ich mein ganzes Leben anvertraut und darf Dir auch getrost die Führung dieser, vielleicht schweren Stunde überlassen. Mit Gott! Ich kann den Deinen treu und ehrlich in die Augen sehen, und ganz vergessen werden sie mich doch wohl nicht haben."

Hans hatte sein Bräutchen selig am Arm und stieg mit ihr die ziemlich steile und oben vollkommen dunkle Treppe nieder. Nur in der ersten Etage brannte an der Treppe eine Gasflamme, und eben als sie dort vorüberschritten, öffnete sich die Thür, und Oberstlieutenant von Klingenbruch, der sich etwas verspätet hatte, trat heraus. Flora, die ihm die Thür geöffnet, bemerkte aber auf der Treppe den Glanz des weißen Kleides und blieb natürlich stehen, um zu sehen, wer da in solchem Staat von oben herunter käme, denn aus der zweiten Etage konnte es doch Niemand sein.

„Holla, Oberstlieutenant," rief ihm Hans schon entgegen, wie er ihn nur erkannte. „Sie können mit uns fahren, ich habe meinen Wagen unten vor der Thür!"

„Mein lieber Herr von Solberg," sagte der kleine Mann, aber doch selber etwas frappirt, als er den Baron in Begleitung einer ballfähigen Dame entdeckte, die aus der obern

Etage zu ihm herunter stieg, „Sie sind unendlich liebenswürdig!"

„Und Sie," rief Hans, „sollen denn auch der Erste sein, dem ich hier mein kleines Bräutchen vorstelle. — Ah, mein gnädiges Fräulein, auch Sie, ja, jetzt kann es und soll es auch kein Geheimniß mehr bleiben — mein lieber Oberstlieutenant, Fräulein Katharina Peters, meine Braut. Die Herrschaften kennst Du ja doch, Schatz — Herr Oberstlieutenant von Klingenbruch und Fräulein Tochter."

„Sehr angenehm!" rief Flora und schlug die Thür zu, daß die Vorsaalfenster klirrten.

Klingenbruch warf einen verlegenen Blick zurück, denn die Ungezogenheit seiner Tochter gab ihm einen ordentlichen Stich durch's Herz, aber seine eigene Gutmüthigkeit gewann rasch die Oberhand.

„Mein lieber Solberg," sagte er herzlich, „wenn ich wirklich der Erste bin, dem Sie Ihr liebes Bräutchen vorstellen, so kann ich nur für Sie hoffen, daß alle Glückwünsche, die Ihnen heute noch gebracht werden, auch so ehrlich und treu gemeint sein mögen, wie der ist, den ich Ihnen als ersten Gruß entgegenbringe. Gott segne Sie und Ihr liebes Bräutchen, und wo Sie auch sein mögen, glauben Sie, daß der alte Klingenbruch herzlichen Antheil an Ihnen nimmt."

„Ich weiß es, mein lieber Oberstlieutenant," sagte Hans, wirklich ergriffen von den einfachen Worten, indem er dem kleinen Manne herzlich die Hand schüttelte; „aber nun auch fort! Wir haben hier schon zu viel Zeit versäumt, und drüben bei uns werden sie gar nicht wissen, wo ich geblieben bin. — Vamonos, und Sie, mein alter, lieber Freund, sollen der Brautführer sein!"

Wenige Minuten später rasselte die Equipage wieder über das Pflaster der Stadt. — Oben bei Klingenbruchs lagen drei Damen in den geöffneten Fenstern und sahen dem Wagen nach, so lange sie ihm mit den Augen folgen konnten. Aber die Glücklichen darinnen achteten nicht darauf, und als der leichte Wagen bald nachher vor dem hell erleuchteten Solberg'schen Hause wieder hielt und die Diener vorsprangen, um den Schlag zu öffnen und die Herrschaften zu empfangen,

half Hans seinem jungen Bräutchen heraus, und Käthchen am Arm, von dem Oberstlieutenant escortirt, betraten sie gleich darauf den menschengefüllten Saal.

Käthchen zitterte freilich an allen Gliedern. Es waren die nämlichen Räume, die sie als Kind bewohnt, und dann hatte meiden müssen, ohne Hoffnung sie je wieder zu betreten, und jetzt, als Tochter vom Hause, sollte sie da hinein zurückkehren. Das helle Lichtmeer blendete sie dabei; sie fühlte, wie sie ihre Kräfte verließen, und klammerte sich fest an des Geliebten Arm.

„Muth, mein Herz,“ flüsterte dieser, „Du brauchst den Blick vor Niemandem zu Boden zu schlagen. Muth — da steht der Vater! Komm, ich führe Dich zu ihm.“

Die Gäste achteten kaum auf das Paar. Sie sahen wohl, daß Hans von Solberg eine Dame in den Saal führte, aber das konnte auch eben so gut eine Fremde sein, die er nur geleitete. Viele von diesen hatten allerdings Käthchen hier schon früher im Hause gesehen, aber wer von Allen dachte jetzt an das arme Mädchen, das die Familie — wie man recht gut wußte, aber sich nicht weiter darum kümmerte — fortgeschickt hatte? Die jetzige Erscheinung glich auch dem Käthchen von früher nicht mehr. Es war eine schlanke, bleiche, ätherische Gestalt, und wie sie jetzt an des jungen Solberg Arm durch den Saal schwebte, schien sie den Boden kaum zu berühren.

Der alte Baron entdeckte sie zuerst. Wie nur Hans den Saal verlassen, ahnte er, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, in dem sich das Räthsel lösen müsse, und in peinlicher Unruhe verbrachte er die Viertelstunde, die es dauerte, bis der Sohn zurückkehrte. Jetzt trat er in den Saal, die junge Dame, die er am Arm führte, war seine Braut, von jetzt an seine eigene Tochter, und mit zitternden Schritten ging er ihm entgegen. Schwamm es ihm doch so vor den Augen, daß er nicht einmal gleich die Züge der Fremden erkennen konnte.

„Vater,“ rief Hans, indem er auf ihn zu flog und ihn umschlang, „Deinen Segen, Vater! Kennst Du Dein kleines Käthchen nicht mehr?“

„Käthchen?“ rief der alte Herr, und stand, beide Arme

halb erhoben, dem schüchtern zu ihm aufschauenden jungen Mädchen gegenüber, „Käthchen, bist Du das, Kind? Bist Du das?“

„Mein lieber, lieber Vater!“ rief Käthchen, auch nicht mehr im Stande, sich länger zu halten. Was kümmerten sie die fremden geputzten Menschen, die sie rings umgaben; sie sah, sie hörte nichts weiter, als die alte, liebe, so lange nicht gehörte Stimme, die ihren Namen rief, und laut schluchzend warf sie sich an des Vaters Brust, der sie aber auch jetzt fest umschlang und wieder und wieder ihre Stirn küßte.

Hans aber hatte die Mutter erspäht. „Mutter,“ rief er, sie umfassend und zum Vater hinüber führend, „ich bringe Dir Deine Tochter wieder, meine liebe Braut. Sei gut mit ihr, Mutter, denn sie hat Deines Sohnes Glück begründet.“

„Hans,“ rief die Mutter halb erschreckt und hielt mitten in ihrem Gang inne, aber Franziska kam ihr zuvor. Das Unglück, das sie selber betroffen, hatte sie weich gestimmt, und gerade das, was sie der früheren Pflegeschwester entfremdet, hatte ja jetzt nur zu rasch seine furchtbare Bestätigung erhalten. Mit flüchtigen Schritten eilte sie auf Käthchen zu und schlang ihren Arm um sie, und als sich jetzt auch, Thränen in den Augen, die Mutter näherte, da warf Hans in ausbrechendem Jubel seinen Arm empor — das Zeichen für die schon lange dessen harrenden Musici — und ein schmetternder Tusch füllte in dem nämlichen Moment den weiten Saal.

Hans aber, sein Bräutchen jetzt selbst der Mutter entziehend, hob sie fast mehr, als daß er sie führte, mitten in den Saal hinein, und wie nur die rauschenden Fanfaren geendet, rief er mit lauter, jubelnder Stimme: „Meine Herrschaften und lieben Gäste und Freunde! Nicht die Trauer hat in diesen Räumen ihren Wohnsitz aufgeschlagen, wo sie gestern freilich einzog, heute muß sie dem Glück den Kampfplatz überlassen. Was jener Bube, der sich mit falschem Namen und Rang in unsere Herzen eine Zeit lang einnistete, getrennt, das führe ich heute den Eltern wieder zu: mein Pflegeschwesterchen, meine Braut!“

Und jetzt setzte die Musik ohne sein Zeichen zu einem neuen Tusche ein, bei dem das liebliche Mädchen wie mit Purpur

übergossen stand. Aber lange wurde ihr keine Zeit gelassen, denn Alles drängte herzu, um sie zu beglückwünschen, und wenn das auch manchen der jungen Damen vielleicht nicht so recht von Herzen ging, an freundlichen Worten fehlte es keiner. Aber alles das schwamm auch nur für die Glücklichen in einen Moment von Seligkeit zusammen, und wie jetzt die kleine Kapelle zu einem lustigen Galopp einsetzte, da umschlang Hans sein Bräutchen und flog mit ihr jubelnd durch den Saal dahin.

Damit war auch die Bahn gebrochen und zugleich noch eine Art von drückendem Gefühl gehoben, das bis jetzt, trotz Allem, auf der Gesellschaft gelegen. Man wußte ja, was vorgefallen war, und konnte sich dem Gedanken nicht ganz verschließen, daß hier die laute Fröhlichkeit doch nur Schmerz und Enttäuschung übertäuben solle. Jetzt aber, mit dem glücklichen Brautpaar voraus, mit der Freudenthräne, die in den Augen des alten Barons von Solberg blinkte, denn er hatte das Käthchen ja immer lieb gehabt wie ein eigenes Kind, schien das Ganze doch eine Wendung zum entschiedenen Guten erhalten zu haben. Es war kein gemachtes Fest mehr, es war ein wirkliches geworden, und rasch genug theilte sich das Gefühl der ganzen Gesellschaft mit.

Während einer Pause, in der jetzt Franziska mit Käthchen, um die sie den Arm geschlungen, im Saale auf und ab ging, stand der alte Solberg mit Hans an dem einen Fenster. Hans folgte mit den Blicken seinem holden Bräutchen, und auch des Vaters Auge hing eine Zeit lang an dem Schwesterpaar, das sich da durch des Sohnes Hülfe wiedergefunden. Aber er seufzte trotzdem recht aus tiefster Brust, so daß Hans selber darauf aufmerksam wurde.

„Was hast Du, Vater? Welche Sorge drückt Dich noch?“

„Eine Sorge gerade nicht, mein lieber Sohn,“ sagte der alte Herr, „aber doch ein recht trauriges, niederdrückendes Gefühl.“

„An dem heutigen Abend?“

„Allerdings, weil es mir gerade der heutige Abend wieder nur zu sehr bestätigt und andere, schon frühere Beweise frisch in's Gedächtniß zurückruft. Es geht mit dem Adel bergab, Hans, die gute alte Zeit ist vorbei und geschwunden, demokratische Ideen breiten sich mehr und mehr, und leider selbst

in unseren Kreisen aus, und die Stelle des ehrwürdigen Ranges nimmt ein gemeines Metall ein — das Gold."

„Es wird zu den edlen Metallen gezählt, Papa," lächelte Hans.

„Ja," nickte der alte Herr, „als das Wort edel noch eine andere Bedeutung hatte; aber auch darin ist es gesunken, denn ein Stück erbärmlichen Papiers zählt jetzt oft mehr als Haufen Goldes. Nein, das Gold ringt jetzt mit dem Adel um die Herrschaft, und leider läßt es sich nicht leugnen, daß der letztere mit jedem Tage an Boden verliert."

„Und hältst Du das für ein Unglück, Vater? Ist es nicht der praktische Geist der Zeit, der nicht mehr nach eingebildeten oder gedachten Verdiensten, sondern nach wirklichen Zahlen rechnen will?"

„Du hast kein Urtheil darin, Hans," sagte Herr von Solberg ruhig, „denn Du gehörst schon vollkommen der neuen Richtung an, was Du mir eben wieder durch Deine Mesalliance bewiesen hast."

„Mesalliance, Vater?" sagte Hans kopfschüttelnd; „unter Mesalliance verstehe ich eine unglückliche Ehe, in der Mann und Frau nicht in Frieden bei einander wohnen können, weiter nichts."

„Ich verstehe aber etwas Anderes darunter und sehe eben zu meinem Leidwesen, daß sie aller Orten überhand nehmen."

„Und bist Du böse, daß ich mir Käthchen zu meinem lieben Weibe nehmen will?"

Der Baron schwieg. — „Lieber wäre es mir," sagte er endlich, „wenn Du Dich in einer uns ebenbürtigen Familie nach einer Gattin umgesehen; aber da es gerade das Käthchen ist, das Du Dir gewählt, so will ich Dir deshalb nicht zürnen. Hat es mir doch schon die ganze Zeit auf der Seele gebrannt, daß wir sie damals von uns stießen. Uebrigens ist Deine Mesalliance nicht die einzige, sondern die ganze Stadt scheint sich darin zu überbieten. Der arme Hauptmann von Dürrbeck wollte die Sängerin heirathen, Fräulein von Schaller hat sich mit Doctor Potter verlobt, und Fräulein Henriette von Klingenbruch hat uns gestern Abend ebenfalls ihre Verlobung mit dem reichen Banquier Meyer angezeigt."

„Fräulein von Klingenbruch?“ rief Hans rasch und erstaunt. „Wann hat sie die Karte geschickt?“

„Gestern Abend. Aber am gestrigen Tage wie heute Morgen war natürlich Niemand von uns in der Stimmung, derartige Anzeigen zu beachten, und da wir uns außerdem nicht veranlaßt fühlten, ihren Bräutigam ebenfalls einzuladen, sind die Damen wahrscheinlich ausgeblieben.“

„Nun, dann weiß ich auch,“ lachte Hans, „weshalb mich Henriette von Klingenbruch heute so beleidigt über die Achsel behandelt hat, als ich dort war, denn ich habe kein Wort von ihrer Verlobung erwähnt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich kein Wort davon wußte. Also hat sie die Erbschaft im Stich und der Mission gelassen?“

„Man sagt, daß die Herren von der Mission bei der Heirath selber die Hand mit im Spiel gehabt haben,“ nickte der Vater, „und wahrscheinlich werden sie auch der jüngeren Tochter einen reichen Mann verschaffen.“

„Glück auf!“ lachte Hans — „aber die Musik beginnt wieder, Papa; diesen Tanz habe ich wieder mit Käthchen.“ Und fort flog er seinem Glück entgegen.

Rhodenburg kam in dieser Zeit gar nicht aus der Aufregung heraus, denn immer wieder gab es Neues und Interessantes zu besprechen, das aber in den meisten Fällen noch immer mit dem früheren Wirken des falschen Grafen Rauten im Zusammenhang stand, der sich jedenfalls, was er auch sonst gethan, um die Unterhaltung der Stadt ein großes Verdienst erworben.

Rauten war jetzt allerdings todt und begraben und konnte zu keiner Strafe mehr gezogen werden, aber der Thatbestand der verschiedenen Anklagen mußte trotzdem, soweit als möglich, ermittelt werden, um zu erfahren, inwieweit vielleicht noch andere Personen mit dabei compromittirt sein konnten. Dadurch stellte sich dann allerdings heraus, daß jener Herr von Tröben mit dem späteren Grafen Rauten augenscheinlich eine und dieselbe Person gewesen. Auch der Mord und Raub an dem Müller, den der Sterbende angegeben, hatte stattgefunden,

und der Thäter war damals nie ermittelt worden. Ebenso ließ sich das Gericht in Rhodenburg die Acten über den damals verurtheilten Karl Handorf aus Rhodenburg einschicken, um dadurch wo möglich zu einem Resultate zu kommen. Wie viele Monate, oder möglicher Weise auch Jahre aber darüber hingehen würden, war schwer abzusehen, und die Volksstimme nahm dafür die Sache selber in die Hand.

Daß Karl Handorf, der Sohn des wackern Tischlermeisters und stets ein ruhiger, rechtlicher Mensch, seine Strafe ungerecht erlitten habe, daran zweifelte jetzt, und nach dem Geständniß des wirklichen Mörders, das sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitete, kein Mensch mehr; aber die Frage blieb nur: wie konnte man dem Unglücklichen die Ehre so wiedergeben, daß kein Zweifel mehr darüber bestand? Eine Erklärung der Gerichte, wenn diese selbst jetzt schon zu erlangen gewesen wäre, hätte nur wenig genützt, und wäre vielleicht gelesen und für kurze Zeit besprochen, dann aber auch wieder vergessen worden.

Da nahm Hofapotheker Semmlein die Sache in die Hand, schon aus Freundschaft für den alten Handorf selber, der sich ja abgrämte, daß sein einziger Sohn nach Amerika wollte, und doch auch wieder die Gründe billigen mußte, die ihn dahin trieben. Er lud die sämmtlichen Handorf'schen Gesellen mit den beiden Lehrjungen zu sich in die Hofapotheke und hatte dort eine lange und geheime Unterredung mit ihnen, die aber zu allseitiger Zufriedenheit zu enden schien. Semmlein holte wenigstens nach Beendigung derselben eine Flasche von seinem besten Doppelkümmel, den er selber fabricirte, und einen Teller voll gebrannter Mandeln und regalirte die Leute mit diesen außergewöhnlichen Genüssen.

An dem Tage saß der alte Tischlermeister wieder recht traurig und niedergeschlagen bei seiner Familie am Tisch allein — nur Hummel war mit da — und der Alte hatte dem Sohne noch einmal abgeredet, ihn zu verlassen, aber ohne Erfolg.

„Du siehst, Vater," sagte Karl ruhig, „daß trotz der Aussage des wirklichen Mörders die Leute sich noch immer scheu von mir zurückhalten. Das Gericht fällt vielleicht später

eine Entscheidung, die mich freispricht; aber Du weißt selber, daß darüber vielleicht noch Jahre hingehen können, und soll ich das hier ruhig und mit Nichtsthun abwarten? Aber wir haben das Alles ja schon wieder und wieder besprochen; es soll nun einmal so sein, Vater, denn gegen ein einmal gefaßtes Vorurtheil anzukämpfen, ist entsetzlich schwer."

Draußen an die Thür klopfte es herzhaft an, und Meister Handorf hob erstaunt den Kopf.

„Walk in!" rief Hummel, und da öffnete sich die Thür, und herein, aber in seiner Werkeltagskleidung, die blaue Schürze vor, die Aermel aufgestreift, wie er aus der Werkstätte kam, trat der Altgesell und hinter ihm die fünf anderen Gesellen, während die beiden Lehrjungen den Schluß bildeten und der eine in Ermangelung eines Taschentuches immer mit dem bloßen Arme die Nase strich — aus blanker Verlegenheit.

„Hallo, Ihr Leute!" sagte der alte Handorf erstaunt und richtete sich aus seinem Stuhl empor. Ein unbehagliches Gefühl zuckte ihm dabei durch's Herz, denn er fühlte, etwas Außergewöhnliches mußte im Werke sein, und er hatte in der letzten Zeit daran gezweifelt, je wieder etwas Gutes zu hören.

Da trat der Altgesell, sein Käppchen, das er gewöhnlich trug, in der harten, schwieligen Hand haltend, vor und sagte: „Nichts für ungut, Meister und Frau Meisterin, aber wir Gesellen sind in etwas übereingekommen, das ich Euch vortragen möchte."

„Und was ist das, Wolters?" sagte der alte Mann und sah dem Sprecher fest in's Auge.

Wolters aber begegnete ruhig dem Blick und fuhr fort: „Wir wissen, wie es hier im Hause steht. Der Meister ist alt geworden und möchte sich gern zur Ruhe setzen, und der Sohn, der Karl, will nach Amerika, weil sie ihn hier schlecht behandelt und ihm seinen ehrlichen Namen genommen haben..."

„Wolters!" rief der alte Mann, aber der Gesell ließ sich nicht unterbrechen.

„Der Karl will aber nur nach Amerika, weil ihn die Stadt bis jetzt für einen schlechten Menschen gehalten hat, der einen Andern, Geldes wegen, todtgeschlagen. Wir wissen

aber jetzt, daß das nicht wahr ist, wenn er auch dafür im Zuchthause gesessen und die Gerichte jetzt nicht gern eingestehen mögen, daß sie sich an einem Unschuldigen vergriffen. Meister, wir Gesellen hier sind Alle ehrenwerthe, brave Leute, wenn auch nur arme Arbeiter, aber das Handwerk kennt uns. Wir kommen jetzt Alle zusammen hierher, um den Karl zu bitten, daß er nicht nach Amerika geht, sondern hier bleibt und die Werkstätte übernimmt. Wir Alle wollen treu und rechtschaffen bei ihm aushalten und ihn für unsern guten und braven Meister ansehen, und Gott verdamm' mich, wenn Einer noch ein unrechtes Wort über ihn sagt, dem schlagen wir alle Knochen im Leibe entzwei!"

„Wolters," rief der alte Handorf, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, während er die in der Drohung geballte Faust des Altgesellen ergriff und mit beiden zitternden Händen schüttelte — „Wolters, ist das Euer Ernst?"

„Unser Ernst ist's — nicht wahr, Ihr Leute?"

„Ja, so ist's recht, so soll's sein!" riefen die sämmtlichen Gesellen und Lehrjungen, und der Eine, der schon wohl über ein Jahr bei Handorf arbeitete, setzte hinzu: „wenn uns der Karl keinen Groll nachträgt, daß wir bisher nichts mit ihm wollten zu thun haben. Aber Ihr wißt's selber, Meister, ein ehrlicher Handwerker hält auch auf ehrliche Gesellschaft, und wir konnten ja doch nicht wissen, daß er unschuldig war."

Karl stand erschüttert vor den Leuten und hatte sein Gesicht in den Händen geborgen, daß ihm die großen Thränen dazwischen herausliefen, jetzt aber richtete er sich empor, und mit vor Rührung fast erstickter Stimme rief er aus: „Groll sollte ich gegen Euch haben? Hätte ich denn nicht an Eurer Stelle ebenso gehandelt? Nein bei Gott, keinen Groll, und wenn ich wieder mit ehrlichen, braven Menschen zusammen arbeiten darf und nicht mehr wie ein Aussätziger allein stehe, dann brauch' ich ja auch die Heimath nicht zu verlassen, nicht den Vater in seinem Alter! Dank, Dank, tausend, tausend Dank, Ihr guten Menschen, für die freundlichen Worte, und daß ich Euch ein treuer Kamerad sein werde, darauf dürft Ihr Euch verlassen!"

Jetzt ging es an ein Händeschütteln rings herum, und

auch die Lehrjungen mußten daran; aber glücklichere Menschen als in der Wohnung des Tischlermeisters Handorf heute gab es wohl kaum in der ganzen Stadt, selbst Hans und Käthchen nicht einmal ausgenommen.

Der Ausgelassenste von Allen war aber Hummel, denn in dem gemeinsamen Auftreten der Gesellen lag etwas Republikanisches, das ihm ungemein imponirte. Er schwur, sie verdienten Alle miteinander, Amerikaner zu sein. Wenn sie ihm aber auch Einen abtrünnig gemacht hätten, so müßten sie doch heut Abend Alle seine Gäste sein, und der Meister und die Meisterin und das Gretchen und der Karl und die Lehrjungen, und daß der Karl ein braver, ehrlicher Kerl sei, dafür wolle er seine Haut zum Pfande setzen.

Und mitten in den Lärm und Jubel hinein trat der Hofapotheker Semmlein. „Na,“ sagte er, als er ungehört von den Uebrigen die Thür öffnete, „hier geht's ja meinswegen ganz fidel her!“

„Und der Hofapotheker kommt auch mit,“ schrie Hummel, „und der Hofapotheker soll leben, hip, hip, hip Hurrah!“ — und die Gesellen, die den Ruf darauf bezogen, daß eigentlich der kleine Mann sie zu dem Schritte gebracht, der ihnen schon selber „zwischen Fell und Fleisch“ gelegen, stimmten auf einmal so kräftig in den Ruf ein, daß das ganze Zimmer dröhnte und die Leute verwundert draußen auf der Straße stehen blieben.

„Jemine, was für eine vergnügte Gesellschaft!“ lachte Semmlein — „und das ist Alles vor der Reise nach Amerika?“

„Der Karl bleibt hier, Herr Hofapotheker,“ rief in überströmendem Glück die Mutter, „er übernimmt die Werkstatt des Vaters, und es ist ja jetzt Alles, Alles gut!“

„Na, meinswegen soll da der Deubel die Traurigkeit holen!“ rief Herr Semmlein und schlug in die Hände, daß es wie ein Pistolenschuß durch den Raum schallte. „Und was hab' ich immer gesagt — die Ehrlichkeit kommt doch zuletzt immer obenauf und die Lumperei in den Keller! Vater Handorf, hier ist meine Hand, und Glück und Segen zu dem neuen Leben!“ —

Es bleibt nicht mehr viel zu erzählen. Käthchen war von der Familie Solberg, die wohl fühlte, daß sie ein Unrecht an ihr gut zu machen hatte, wieder mit der alten Liebe aufgenommen worden, und der Glücklichste fast von Allen darüber war der alte Claus. Vierzehn Tage später aber und unmittelbar danach, als das junge Paar verbunden worden, reiste Hans mit seiner jungen Gattin auf einige Monate nach Italien, mehr Käthchen's wegen, um sie einmal gründlich in ein neues Leben einzuführen und aus den alten Verhältnissen heraus zu reißen. Vorher hatte Hans aber jede Anstalt getroffen und dem Notar Püster dafür die reichlichsten Mittel gelassen, damit sein Halbbruder Mux in aller Ruhe seinen Studien obliegen konnte, und als er später wieder, auf einige Jahre noch, nach Peru mußte und dann für immer mit Käthchen — und einer kleinen Familie — in die Heimath zurückkehrte, fand er in ihm einen tüchtigen Advocaten wieder, der sich mit Püster associirt und schon einen wackern Ruf in der Stadt gewonnen hatte.

Frau von Schaller war damals, bald nach ihres Gatten Flucht und da sie Kathinka nicht bewegen konnte, sie zu begleiten, allein abgereist. Wohin? wußte Niemand; jedenfalls nach einem schon früher mit ihrem Gatten verabredeten Rendezvous, von dem aus das würdige Ehepaar seine Operationen von Neuem beginnen konnte. Schaller hatte aber Unglück — er griff zuletzt in aller Verzweiflung zu einem sehr gefährlichen Mittel, sich Geld zu verschaffen: er fälschte Wechsel, wurde aber dabei erwischt und kam in's Zuchthaus. Was aus seiner Gattin wurde, hat man nie erfahren.

Ende.

Inhalt.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Lubbock, Sir John, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Autor. Ausg. Nach der 3. vermehrten Aufl. aus dem Engl. von A. Passow. Mit Einleitung von Rudolf Virchow. Mit 20 Illustr. in Holzschn. und 6 lithogr. Tafeln. gr. 8°. Eleg. broch. 12 Mark. Eleg. geb. 13 Mark 80 Pf.

Lubbock, Sir John, Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Autor. Ausg. Nach der 3. Aufl. aus dem Engl. von A. Passow. Mit Einleitung von Professor Dr. Rudolf Virchow. 2 Bde. Mit 228 Illustr. in Holzschn. und 4 lithogr. Tafeln in Farbendruck. gr. 8°. Eleg. broch. 17 Mark. Eleg. geb. 18 Mark 80 Pf.

Musters, George Chaworth, Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhaes-Straße bis zum Rio Negro. Autor. Ausg. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. gr. 8°. Mit 9 Illustr. und 2 Karten, eleg. broch. 11 Mark 25 Pf., eleg. geb. 13 Mark 25 Pf. 2. Aufl. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. XI. Bd.) gr. 8°. Eleg. broch. 8 Mark, geb. 10 Mark.

Prschewalski, N. von, Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autor. deutsche Ausg. Aus dem Russischen von Albin Kohn. Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8°. broch. 12 Mark, eleg. geb. 14 Mark.

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große goldene Medaille von der geographischen Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann v., Reisen in Indien und Hochasien. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—1858 im Auftrage der ostindischen Regierung. I. Bd.: Indien. Mit 2 Karten und 9 großen Tondruckbildern. Lex.-8°. Eleg. broch. 14 Mark 40 Pf., eleg. geb. 16 Mark 65 Pf. II. Bd.: Hochasien I. Mit 7 großen Buntdruckbildern und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.-8°. Eleg. broch. 16 Mark, eleg. geb. 18 Mark 25 Pf. III. Bd.: Hochasien II. Mit 5 großen Tondruckbildern, 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile und 1 Karte. Eleg. broch. 13 Mark, eleg. geb. 15 Mark 25 Pf. (Bd. IV., Schluß des Werkes, befindet sich unter der Presse.)

Shaw, Robert, Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Khâshghar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 10 Holschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. 11 Mark. 2. Aufl. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. IX. Bd.) gr. 8°. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.